J. Büttikofer

Reisebilder aus Liberia


STANFORD LIBRARIES
Ruth Perry Memorial
Collection on Africa

Africa - Liberia

2 vols
15.

REISEBILDER

AUS

LIBERIA.



ST. PAUL'S RIVER.

JAGDSTATION IN BAVIA.

REISEBILDER

AUS

LIBERIA.

RESULTATE GEOGRAPHISCHER, NATURWISSENSCHAFTLICHER UND ETHNOGRAPHISCHER UNTERSUCHUNGEN WÄHREND DER JAHRE 1879—1882 UND 1886—1887.

VON

J. BÜTTIKOFER,
CONSERVATOR AM ZOOLOGISCHEN REICHSMUSEUM IN LEIDEN.

MIT KARTEN, LICHTDRUCK- UND CHROMOLITHOGRAPHISCHEN TAFELN, NEBST ZAHLREICHEN TEXTILLUSTRATIONEN.

I. BAND
REISE- UND CHARAKTERBILDER.

LEIDEN. — E. J. BRILL.
1890.

SEINER EXCELLENZ,

Dr. H. R. W. JOHNSON,

DEM PRÄSIDENTEN DER REPUBLIK LIBERIA

HOCHACHTUNGSVOLL GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

VORWORT.

Mit fieberhaftem Eifer und einer auf dem Gebiete geographischer Forschung bisher ungekannten Energie wird seit zwei Jahrzehnten an der Erforschung des schwarzen Welttheils gearbeitet. So viele der muthigen Pioniere auch fallen mögen, sofort ist man von allen Seiten wie um die Wette bereit, die entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Ein epochemachendes Ereigniss verdrängt das andere; in rascher Folge, Schlag auf Schlag werden uns neue Ueberraschungen zu Theil. Und doch, wie viel bleibt noch zu thun übrig, bis der Schleier, der diesen Continent so lange verhüllte, gänzlich gelüftet sein wird!

Freilich ist es keine grosse Entdeckungsreise, keine der bald zum Sport werdenden Durchquerungen des grossen Erdtheils, worüber ich in den nachfolgenden Zeilen zu berichten gedenke; denn zoologische Untersuchungen bildeten den Hauptzweck meiner Reisen. Da aber auch Liberia zu den Gebieten gehört, in denen so gut wie unbekanntes Terrain bis hart an die Küste herantritt, und ich bei dem oft langen Aufenthalte in festen Standquartieren ausgezeichnete Gelegenheit fand, Land und Leute gründlich kennen zu lernen, so mögen die nachfolgenden Mittheilungen immerhin einige Beachtung verdienen. Ueberdies beansprucht ja gerade Liberia dadurch ein besonderes Interesse, dass es die einzige Negerrepublik des ganzen Continentes ist, eine Republik, auf welche einst die Augen der ganzen gebildeten Welt gerichtet waren. Inwieweit dieselbe die hohe philanthropische Aufgabe gelöst, die man ihr bei der Gründung zugedacht, werden die besondern Capitel lehren, welche deren Geschichte gewidmet sind.

Lediglich der Wunsch, einen wenn auch noch so bescheidenen Beitrag zur genauern Erforschung Afrika's zu liefern, hat mich veranlasst, meine Erlebnisse sowohl als die Beobachtungen über Land und Leute mitzutheilen. Mögen dieselben eine wohlwollende Aufnahme finden!

DER VERFASSER.

INHALT DES ERSTEN BANDES.

ILLUSTRATIONEN.

a. TAFELN.

b. TEXTILLUSTRATIONEN.

KARTEN.

EINLEITUNG.

Es war im Jahre 1879, als bei meinem frühern Chef, dem seither verstorbenen Professor Dr. HERMANN SCHLEGEL, Direktor des zoologischen Reichsmuseums in Leiden, der lange gehegte Plan zur Reife kam, eine Expedition zum Zwecke zoologischer Untersuchungen in Westafrika zu organisiren. Die Zeitdauer dieser Expedition wurde, günstige Verhältnisse vorausgesetzt, auf sechs Jahre berechnet, und während dieser Zeit sollten verschiedene der interessantesten Landstriche des Tropengebietes von Westafrika zoologisch untersucht werden. Aus verschiedenen Gründen wurde als erstes Arbeitsfeld der Negerstaat Liberia, an der vormaligen Pfefferküste, in Aussicht genommen. Auf dieser Küste hat nämlich die Firma HENDRIK MÜLLER & Co. in Rotterdam eine bedeutende Anzahl Handelsfaktoreien, die als Basis für Excursionen ins Innere sehr geeignet schienen; man hatte dabei eine erwünschte, direkte Verbindung mit Holland durch die regelmässig hin- und herlaufenden Schiffe der genannten Firma, und überdies war gerade diese Gegend eine der am wenigsten untersuchten der ganzen Westküste. Nach einem Aufenthalte von ungefähr zwei Jahren in Liberia und eventuell an der angrenzenden Elfenbeinküste sollte dann ein Jahr auf das bergige Innere der Goldküste, mit den Basler Missionsstationen als Basis, verwendet werden, das vierte Jahr auf die Gegend am Kamerun, das fünfte auf das Gabungebiet — speziell zur Erbeutung von Gorillas — und das sechste auf das Flussgebiet des Quanza in Angola.

Die Reisenden sollten jedoch keineswegs verpflichtet sein, sich streng an diesen nur in rohen Umrissen entworfenen Plan zu halten, sondern je nach Umständen beliebig davon abweichen können. Professor SCHLEGEL, der ohne finanzielle Unterstützung von Seiten des Staates das Risiko für die Ausrüstung und Unterhaltung der Expedition selbst übernahm und die nöthigen Gelder

zur Verfügung stellte, betraute mich mit der Leitung der Unternehmung. Als Reisegefährte wurde mir CARL FRIEDRICH SALA beigegeben, ein leidenschaftlicher Jäger und Fischer, der früher eine Reihe von Jahren in Java als Soldat und später als Sammler in portugiesisch Westafrika zugebracht hatte.

Unsere Aufgabe war, die zu bereisenden Gegenden so gut wie möglich zoologisch zu untersuchen, keine Thierklasse ganz zu vernachlässigen, und möglichst grosse und vollständige Sammlungen anzulegen. Unser Hauptaugenmerk sollte aber stets auf die Wirbelthiere, und unter diesen besonders auf Säugethiere und Vögel, gerichtet sein. Alle andern Untersuchungen sollten diesem Hauptzwecke stets untergeordnet bleiben, und Prof. SCHLEGEL, der meine Vorliebe für Botanik kannte, fand es sogar nothwendig, mir in unserm Contrakt ausdrücklich zu verbieten, mich während der Reise mit diesem Zweige der Naturgeschichte zu beschäftigen. Unsere Kräfte blieben somit ausschliesslich auf zoologische Arbeiten concentrirt, und was im Laufe der folgenden Capitel über andere Wissenszweige gesagt wird, gründet sich deshalb auf Eindrücke und Beobachtungen, die sich mir gelegentlich wie von selbst aufdrängten.

Die reichen Erfahrungen Prof. SCHLEGEL's, der schon so manche derartige Expedition in die Welt hinausziehen sah und zum Theil selbst aussandte, ermöglichten uns, für eine äusserst zweckmässige Ausrüstung zu sorgen. Die holländische Regierung gewährte mir Urlaub auf unbestimmte Zeit und versah uns mit den nöthigen Empfehlungsbriefen an ihre Consulate nicht nur in Liberia, sondern auch in den englischen, französischen, spanischen und portugiesischen Besitzungen auf der Westküste Afrika's und den anliegenden Inseln. Herr HENDRIK MÜLLER, der Inhaber der bereits genannten Firma, gewährte nebst andern Begünstigungen kostenfreien Transport unserer Bagage und Sammlungen auf allen seinen Schiffen. Die liberianische Regierung, die uns sehr wohlwollend die Erlaubniss zum freien Reisen und Sammeln in ihrem ganzen Territorium ertheilte, gewährte uns ausserdem vollständige Zollfreiheit, eine Vergünstigung, die um so höher zu schätzen ist, als nicht einmal die dortigen fremden Missionsanstalten diesen Vorzug unbeschränkt geniessen.

Unsere Aussichten schienen also in jeder Hinsicht günstig zu sein, und mit Lust und Eifer machten wir uns denn auch an unsere Aufgabe, in der an Ueberzeugung grenzenden Hoffnung, dass ihre Lösung gelingen werde. Doch sagt schon der deutsche Ornithologe Dr. REICHENOW, der in den Jahren 1872 und 1873 zum Zwecke zoologischer Untersuchungen die Goldküste, sowie die Kamerun- und Gabungegend besuchte und am Kamerun seinen Freund und Reisegefährten Dr. LÜHDER verlor: „Afrika ist nicht das Land, in welchem man sagen kann: Ich will; vielmehr heisst es dort: Du musst." [1])

Dieses Wort, das ohne Zweifel jedem, der tropisch Westafrika bereist hat, aus der Seele gesprochen ist, hat sich auch an uns bewahrheitet. Widerwärtigkeiten aller Art, besonders die Tücke des Klima's, Unzuverlässigkeit und Trägheit der Eingebornen, Krankheit und Tod meines Reisegefährten — alles das war nicht geeignet, mich dem vorgesteckten Ziele näher zu bringen. Und als ich schliesslich im Frühling 1882, durch anhaltendes Fieber gänzlich erschöpft, in Europa Wiederherstellung meiner Gesundheit suchte, waren noch nicht einmal die zoologischen Untersuchungen in Liberia zu einem befriedigenden Abschlusse gelangt. Damals dachte ich, dass ein halbes Jahr zu meiner Herstellung genügen werde und liess meine ganze Ausrüstung in Monrovia zurück. Es stellte sich aber sehr bald heraus, dass ich mich darin verrechnet hatte. Meine Genesung förderte nur langsam, und als ich mich zwei Jahre nach der Rückkehr noch nicht kräftig genug fühlte, um den Mühsalen und Entbehrungen, die das Leben eines Jägers in den Wildnissen Afrika's mit sich bringt, zu trotzen, sandte ich auf mein eigenes Risiko meinen Landsmann und alten Jagdfreund F. X. STAMPFLI nach Liberia, um das angefangene Werk so gut wie möglich fortzusetzen. Dieser, ein vortrefflicher, leidenschaftlicher Jäger, hatte sich unter meiner Leitung während eines halben Jahres auf seine Aufgabe vorbereitet, und da die Aerzte mir von einer Rückkehr nach Afrika entschieden abriethen, so beschloss ich zu bleiben.

---

[1]) Siehe seinen Bericht über die zoologische Ausbeute der Reise, Journal für Ornithologie, 1874, p. 354.

Im Mai 1884 trat STAMPFLI, unter denselben günstigen Bedingungen von Seiten Herrn MÜLLER's und der liberianischen Regierung, seine Reise an und hat mir nachher bedeutende zoologische Sammlungen zugesandt, worunter verschiedene neue Arten und nebstdem noch manches, das ich während meines ersten dortigen Aufenthalts nicht gefunden. Aber auch seine Gesundheit hat dabei so stark gelitten, dass er im Frühling 1886, nach einem Aufenthalt von kaum zwei Jahren, zur Rückkehr gezwungen wurde.

Obwohl noch lange nicht am Ziele meiner Wünsche angelangt, glaubte ich dennoch der Wissenschaft gegenüber verpflichtet zu sein, die Resultate unserer bisherigen Untersuchungen zu publiciren. Daher nahm ich die freundliche Einladung des holländischen Geographen Prof. VETH gerne an, der mir zu diesem Zwecke namens der niederländischen Geographischen Gesellschaft ein Ergänzungsheft ihrer Zeitschrift [1]) zur Verfügung stellte. So entstanden meine „Mededeelingen over Liberia, welche, begleitet von einer Karte unseres Jagdgebietes, zu Ende 1883 in Bijblad N⁰. 12 der genannten Zeitschrift erschienen sind.

Da jedoch dieser Reisebericht, weil in holländischer Sprache geschrieben, nur einem verhältnissmässig kleinen Leserkreise zugänglich ist, wurde ich bald von verschiedenen Seiten aufgefordert, denselben auch in deutscher Sprache herauszugeben. Lange Zeit zögerte ich damit, in der stillen Hoffnung, meine abgebrochenen Untersuchungen noch einmal persönlich fortsetzen zu können, und dies gelang mir endlich, indem ich im Sommer 1886 von der holländischen Regierung einen siebenmonatlichen Urlaub erhielt.

Zu Anfang November 1886 trat ich, zusammen mit Freund STAMPFLI, der sich inzwischen wieder erholt hatte, die Reise nach Liberia zum zweiten Male an und hatte das Glück, in der verhältnissmässig kurzen Frist bedeutende naturwissenschaftliche Sammlungen zusammenzubringen und unser Wissen über die Fauna von Liberia nicht allein, sondern auch über seine Geographie und Geschichte, sowie über die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner zu erweitern.

---

[1]) Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap te Amsterdam.

Die nachfolgenden Zeilen dürfen daher keineswegs als eine blosse Uebersetzung meiner Mededeelingen betrachtet werden. Die Vertheilung des Stoffes ist theilweise eine andere, und die Reiseerlebnisse, dort nur bruchstückweise erzählt, sind hier weit weniger stiefmütterlich behandelt. Unsere Art des Reisens, besonders das lange Verbleiben auf den verschiedenen Jagdstationen, liess es aber nicht wünschenswerth erscheinen, die Tagebuchform beizubehalten. Das Leben auf den Stationen gestaltete sich oft recht eintönig, so dass man wirklich mit Leib und Seele Naturfreund sein musste, um sich nicht manchmal es gründlich zu langweilen. Ich habe deshalb vorgezogen, hie und da ein Bild unserer Thätigkeit zu geben und daneben nur die interessantern Erlebnisse und Beobachtungen zu schildern, so dass sich der Leser dennoch eine treue Vorstellung unseres Lebens und Treibens machen kann. Ebenso schien es mir angezeigt zu sein, eine allgemeine Uebersicht der geographischen Verhältnisse des Landes und ein Bild der Pflanzenwelt in besondern Capiteln in den Reisebericht einzufügen, während das reichhaltige Material über die Bevölkerung und die Thierwelt Liberia's im zweiten Bande behandelt werden wird. Diese Vertheilung des Stoffes bietet den doppelten Vortheil, dass einerseits fortwährende Wiederholungen vermieden werden und der Leser ein klares Bild des Landes, seiner Erzeugnisse und seiner Bewohner bekommt, andererseits aber, dass der Fachgelehrte, welcher gewöhnlich auf das Lesen von Reiseerlebnissen wenig Zeit verwenden kann, ohne langes, zeitraubendes Nachblättern gleich finden kann, was ihm auf seinem Gebiete zu wissen nöthig ist.

Die beigefügte Uebersichtskarte von Liberia macht, soweit sie das Innere des Landes betrifft, durchaus keinen Anspruch auf mathematische Genauigkeit, doch dürfte sie immerhin dem Leser gute Dienste leisten. Auf meinen vielfachen Streifzügen war ich stets bemüht, in Ermangelung geodätischer Instrumente durch möglichst genaue Distanzenschätzungen und Compasspeilungen ein richtiges Bild der genannten Gegend zu construiren. Es ist eben kein Leichtes, auf Märschen durch die alle Uebersicht hemmenden Waldgebiete des Innern, auf schmalen, halbverwachsenen, alle möglichen Krümmungen beschreibenden Fuss-

pfaden, gebunden an eine kaum zu regierende, unaufhaltsam forteilende Trägerkarawane, ein zuverlässiges Itinerarium anzulegen. Wer diesen Schwierigkeiten Rechnung zu tragen weiss, wird gelegentliche, später nothwendig sich herausstellende Ungenauigkeiten gerne entschuldigen, und die Karte wird trotz dieser letztern als der erste Versuch einer graphischen Darstellung des bereisten Gebietes ein gewisses Interesse beanspruchen können.

Als Basis für die Anlage derselben diente mir die geographisch bestimmte Küstenlinie, wie sie in den Karten der englischen Marine dargestellt ist. Auch die angegebenen Tiefenpeilungen sind denselben entnommen. Unsere bedeutendern Jagd- und Reiserouten sind mit rothen Linien angedeutet. Verschiedene dieser Routen habe ich wiederholt begangen oder gelegentlich gekreuzt und mich stets bemüht, die früher gemachten Aufzeichnungen zu verbessern und anzufüllen. So ist denn auch meine erste, den mehrgenannten Mededeelingen beigefügte Karte nicht ohne Kritik bei der Zusammenstellung der jetzigen verwendet worden.

Infolge einer Fahrt auf dem Mahfa River während meiner zweiten Reise, hat sich z. B. herausgestellt, dass ich, auf der ersten Fahrt nach Cobolia durch die Nacht an genauem Beobachten verhindert, die Abstände reichlich gross angegeben hatte, und dass demzufolge Cobolia in Wirklichkeit näher der Küste liegen muss. Auch die Gebiete am obern St. Paul war ich genöthigt, auf einen etwas kleinern Maasstab zu reduciren.

Die officielle, durch den liberianischen Minister des Innern sanktionirte Karte des liberianischen Reisenden Anderson ist wenig mehr als eine Zusammenstellung des bereits aus frühern Karten bekannten Materials und kann durchaus nicht als Muster von Genauigkeit und sorgfältiger Bearbeitung gelten. So z. B. sind die darin vorkommenden geradlinigen Andeutungen der verschiedenen Gebietserwerbungen sehr problematisch, da die einzelnen, von den betreffenden Negerfürsten erworbenen Gebiete keineswegs durch imaginäre, gerade Linien begrenzt waren.

Ich glaube nicht ganz mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, dass Colonel Wauwermans meine ursprüngliche Karte, soweit sie das Gebiet von Grand Cape Mount betrifft, in seinem Buche

über Liberia (siehe Literaturverzeichniss) von seinem Standpunkte aus verbessert oder, um der Wahrheit näher zu kommen, verschlimmbessert hat.

Trotz der Sorge, mit der WAUWERMANS sein Material verwerthete, haben sich in seinem Buche allerlei Ungenauigkeiten und unrichtige Anschauungen eingeschlichen, die jedoch darin ihre Entschuldigung finden, dass der Autor nicht selbst in Liberia gewesen ist[1]). Das Buch ist übrigens von bleibendem Werthe, da dasselbe eine Fülle von authentischen, geschichtlichen Daten, die Republik betreffend, enthält, die ich vielfach benutzt habe, ebenso wie die vortreffliche Abhandlung des französischen Missionärs, Pater BOURZEIX, welcher während seines langen Aufenthaltes in Monrovia reichlich Gelegenheit fand, die Geschichte und das innere Leben der Liberianer gründlich kennen zu lernen.

Das grössere meiner beiden Cartons umfasst das bisher noch nie in Karte gebrachte Gebiet des Junk-, Du Queah- und Farmington River. Die Aufnahme der beiden erstgenannten Flüsse, sowie auch des Messurado River ist auf eigene, möglichst genaue Abstandsschätzungen und Compassablesungen basirt und auf ein Viertel der Grösse meines ursprünglichen Itinerars reducirt. Die Darstellung des Farmington River verdanke ich der Hauptsache nach den Aufzeichnungen meines Reisegefährten STAMPFLI, welcher nach meiner Heimkehr einige Monate lang an genanntem Flusse zugebracht hat.

Die Illustrationen sind grössentheils nach eigenen photographischen Aufnahmen, theils auch nach Tagebuchskizzen hergestellt, während für diejenigen aus dem Gebiete der Ethnographie und Zoologie Gegenstände aus unsern Sammlungen als Vorlage dienten.

Die Literatur über Liberia ist, wie das beigegebene Verzeichniss beweist, keineswegs so arm, wie man wohl glauben möchte, doch beschränkt sie sich zum grossen Theil auf die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Republik. Das genannte Verzeichniss macht übrigens keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.

Schliesslich erfülle ich eine angenehme Pflicht, indem ich aller

---

[1]) Siehe meine Bemerkungen zu WAUWERMAN's Libéria, in: Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap te Amsterdam, 1886, p. 450.

Derjenigen dankbar gedenke, die unsere Unternehmung auf uneigennützige Weise gefördert und unterstützt und mir zu diesen Reisebildern auch nach meiner Rückkehr noch mancherlei werthvolles Material geliefert haben. Vor allem bleibt mir in dankbarer Erinnerung mein unvergesslicher Lehrer und Chef, der bald nach der Rückkehr von meiner ersten Reise verstorbene Professor Hermann Schlegel, der die Expedition aus rein wissenschaftlichem Interesse ins Leben rief. Seinem Nachfolger, Herrn Dr. Jentink, meinen Dank für die Bereitwilligkeit, mit der er den Urlaub für die zweite Reise erwirkte und der Unternehmung seine thatkräftige Unterstützung verlieh.

Der liberianischen Regierung habe ich bereits erwähnt, ebenso der fortwährenden, uneigennützigen Dienste von Seiten des Herrn Hendrik Müller in Rotterdam. Es bleibt mir daher nur noch übrig, ein Wort des Dankes an die Hauptagenten und Angestellten der holländischen, deutschen und belgischen Faktoreien in Liberia zu richten, sowie an die amerikanischen und französischen Missionäre, mit denen wir während unseres dortigen Aufenthaltes in Berührung kamen. Es sind ihrer zu viele, als dass ich sie hier mit Namen erwähnen könnte, und gar mancher derselben ist leider entweder schon in Liberia, während der Rückreise oder kurz nach derselben den Tücken des Klima's zum Opfer gefallen, mancher für immer nach der Heimat zurückgekehrt. Sie alle haben uns, wo und wie sie nur konnten, mit Rath und That unterstützt und bildeten in kritischen Verhältnissen eine Stütze, auf die wir uns jederzeit verlassen durften. Ich werde sie alle, wo immer sie auch bleiben mögen, stets in lebendigem, dankbarem Andenken bewahren!

Leiden, im Sommer 1889. J. BÜTTIKOFER.

LITERATURVERZEICHNISS.

Dr. O. Dapper, Naukeurige Beschryvinge der Afrikaansche Gewesten, Amsterdam 1668. Folio, mit Holzschnitten. (1671 in deutscher Uebersetzung erschienen).

Capt. Bell's Berichte an die Amerikanische Colonisationsgesellschaft. Siehe auch *Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde* in Berlin, 2. Jahrgang, 1841 (p. 129–140).

W. J. Hooker, Niger Flora. London 1849. (Siehe p. 96 dieses Bandes.)

Rev. R. Gurley, Report on the Condition of Liberia, with map, 1850. (Eingeliefert an den Präsidenten der Nordamerikanischen Republik).

Africa redeemed by the Growth and Prospects of Liberia. 12°. London 1851. (Eine wichtige Quelle für die Entstehungsgeschichte Liberia's).

Carl Ritter, Begründung und gegenwärtige Zustände der Negerrepublik Liberia. Mit Karte. Zeitschrift für Erdkunde I. 1852 (p. 5–49, Karte nach derjenigen von Gurley).

S. W. Koelle, Vei Grammar and Vocabulary. 8°. London, Church Missionary House, 1853.

— — Polyglotta Africana, Comparative Vocabulary of more than 100 distinct African Languages. London 1854.

Capt. Th. Canot, Adventures of an African Slave Trader. London 1854.

— — — Revelations of an African Slave Trader. London 1854. (Beide Bände ursprünglich in französischer Sprache, später auch in holländischer Uebersetzung erschienen).

Ph. Schönlein, The Cape Palmas Settlement of liberated Negroes. Proceed. R. Geogr. Soc. London 1856 (p. 98–100).

F. Klotzsch, Philipp Schönlein's botanischer Nachlass auf Cap Palmas. Physikalische Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften. Berlin 1857 (p. 221–242, mit 4 lith. Tafeln).

Grundemann, Allgemeiner Missionsatlas. Afrika, Bl. 4 mit Text. Gotha 1867.

B. Anderson, Narrative of a Journey to Musardu, with map. New York 1870.

R. Oberländer, Westafrika vom Senegal bis Benguella. Leipzig 1874.

Le Marquis de Compiègne, l'Afrique équatoriale. Paris 1875. (pp. 56–61.)

H. Soyaux, Aus Westafrika. Leipzig 1879. (pp. 41–51, 210–212).

J. BÜTTIKOFER, Reisen am St. Paul. Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap te Amsterdam, 1881, p. 90.

— — Politische und sociale Zustände der Negerrepublik Liberia. Jahresbericht der Geogr. Gesellsch. in Bern, 1883. (p. 75–122).

— — Mededeelingen over Liberia. Tijdschr. van het Aardrijkskundig Genootschap te Amsterdam 1883. (Bijblad 12, met kaart).

— — Eenige opmerkingen over Colonel WAUWERMAN's Libéria. In derselben Zeitschrift, 1886, Afdeeling meer uitgebreide artikelen, p. 450.

— — Einiges über die Eingebornen von Liberia. Internationales Archiv für Ethnographie. Leiden, Trap, 1888. (p. 33–48, 77–91. (Mit 2 Tafeln in Farbendruck).

H. R. W. JOHNSON, The Independence of Liberia; an oration, delivered in Monrovia at the thirty-fifth celebration of Liberian Independence, on July 26th. 1882. Monrovia, Observer Printing Establishment, 1882.

G. W. WILLIAMS, History of the Negro Race in America from 1619–1880. New York, C. P. Putnam's Sons, 1883.

ST. VON ROGOZINSKY, Berichte aus Liberia. Petermann's Mittheilungen. Gotha 1883, p. 366.

ROBERT NEEDHAM CUST, A sketch of the modern Languages of Africa, accompanied by a Language-map. 2 Vols. London 1883.

JOHN M. HARRIS, Annexations to Sierra Leone and their influence on British Trade with West Africa. London, G. BERRIDGE & C°. 1883. (8°, 66 pp. with map). (Siehe auch Petermann's Mittheilungen, 1883, p. 430 (mit Karte).

R. MONNER SANS, Liberia. Apuntes históricos, geographicos y estadisticos. Barcelona, Libréria de Juan Llordachs, 1884. (32 pp.).

H. ZÖLLER, Die Negerrepublik Liberia. Kölnische Zeitung 1884. (30. Nov. – 18. Dec.).

HANS PETERSEN, Reisen an der Westküste Afrika's. Illustrirte Zeitung. Leipzig 1885.

Col. WAUWERMANS, Libéria. Histoire de la fondation d'un état nègre libre. Bruxelles 1885 (avec 2 cartes).

Dr. E. W. BLIJDEN, Christianity, Islam and Negro Race, introduced by Sam. Lewis. Whittingham, London, 1887.

Le Rév. PÉRE PIERRE BOURZEIX, La République de Libéria. Paris, Typographie de la Revue diplomatique, 1887. (88 pp. avec carte).

H. HARTERT, Einiges aus der Republik Liberia. Deutsche Blätter, herausgegeben von der Geogr. Gesellsch. BREMEN, 1887 (p. 134–148).

G. LEIPOLDT, Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Leipzig, Duncker & Humblot, 1887.

OSCAR BAUMANN, Die Wai-Neger. Globus 1887, p. 239, 240.

Dr. BERNHARD SCHWARZ, Die Neger-Republik Liberia. Das Ausland 1888, p. 94–98, 114–117, 134–137, 157–159, 174–178.

H. HARTERT, Die Veys. Globus 1888, p. 236, 237.

Sehr wichtig sind auch zahlreiche Mittheilungen in den Jahrgängen des *African Repository*, published quarterly by the American Colonisation Society, Washington, ferner die jährlich in Monrovia erscheinenden *Reports of the Secretary of the Treasury, War and Navy of the Republic of Liberia*, und die *Reports of the Missionary Bishop of Cape Palmas*, 23 Bible House, New York, nebst den verschiedenen Consularberichten und andern den Freistaat betreffenden Bescheiden. Ausserdem finden sich zahlreiche kürzere Mittheilungen über Liberia in den verschiedensten Berichten von Missionsgesellschaften und geographischen Zeitschriften.

I.

Reise nach Monrovia.



Landungsboot in der Brandung.

Abschied. — Einschiffung. — Auf der Rhede von Maassluis. — In See. — Im Kanal. — Der letzte Schnee. — Auf dem Ocean. — Farbe des Wassers. — Delphine und Papageitaucher. — Meeresleuchten. — Zwei Tage Sturm. — Schwarze Passagiere. — Madeira in Sicht. — Eine Wasserhose. — Thierleben zwischen den Wendekreisen. — Der Nordostpassat. — Haifischfang. — Dicke Luft und grosse Hitze. — Oestlicher Kurs. — Land in Sicht. — Auf der Rhede von Monrovia. — Landung.

Das Zusammenstellen und Verpacken unserer voluminösen Ausrüstung und die Sorge, damit bis zum Tage der Abreise nicht fertig zu werden, hatte uns während den letzten Wochen vor der Abreise in einer steten nervösen Aufregung erhalten, so dass wir tief aufathmeten, als zur festgesetzten Zeit die ganze Bagage nach Rotterdam abgegangen war. Am 14ten November 1879, einem nasskalten, nebligen, echt holländi-

schen Wintertage nahmen wir, mein Reisegefährte SALA und ich, im Museum der Naturgeschichte zu Leiden Abschied von meinem greisen Lehrer und väterlichen Freunde, Herrn Professor SCHLEGEL, sowie von den übrigen Beamten des Museums, die mich, jeder auf seine Weise, bei meinen Vorbereitungen auf's Kräftigste unterstützt hatten.

Der Abschied erschien mir nun schwerer, als ich mir früher gedacht; ich fühlte die volle Schwere der Verantwortlichkeit, die ich als Leiter der Unternehmung auf mich geladen. Was ist in sechs langen Jahren alles möglich? Sollten wir uns alle wiedersehen? Sollte es uns Scheidenden möglich werden, den an uns gestellten Anforderungen zu genügen, sollte ich wirklich hinlänglich vorbereitet und befähigt sein, die Tragweite unserer Aufgabe richtig zu erfassen, den Zweck derselben unter allen Umständen im Auge zu behalten? Fast zweifelte ich daran, doch bald gewann das Vertrauen in die Zukunft wieder die Oberhand. Mit dem festen Vorsatz, unser Möglichstes zum Gelingen der Unternehmung aufzubieten, stiegen wir, begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden, in den Wagen, und bald darauf war das Museum, war Leiden unsern Blicken entschwunden.

Direkt nach unserer Ankunft in Rotterdam ordnete ich einige Angelegenheiten mit Herrn MÜLLER, der uns an Bord seiner Brigg Libra, Kapitän BAKKER, Passage nach Monrovia zugesagt hatte. Dann besuchten wir die im Leuvehaven liegende Libra, wo man mit besonderer Rührigkeit beschäftigt war, die letzten Räume mit Waaren und Provisionen zu füllen. Ein in Ladung liegendes Schiff sieht nie sehr verlockend aus, bei schlechtem Wetter aber gleicht das Verdeck und selbst der Boden der Kajüte infolge der schmutzigen Strassen einem Sumpf, durch den man kaum zu gehen wagt. Dazu das Gedränge der an- und abgehenden Arbeiter, das Stimmengewirr der sich zurufenden Leute, das Poltern von Kisten und Fässern, das Rasseln der Krahnen, welche die Ladung Stück für Stück in den nimmersatten Bauch des Schiffes hinunterbefördern — das Alles macht auf den dieses Treibens Ungewohnten einen eigenthümlichen Eindruck. Wir entfernten uns daher, sobald wir unsere Kojen besichtigt, das Handgepäck geborgen und von dem Kapitän, dem wir uns vor-

gestellt, vernommen hatten, dass wir unfehlbar am andern Morgen Rotterdam verlassen würden.

Nach einem geselligen, in fröhlichem Freundeskreise zugebrachten Abend verliessen wir zur festgesetzten Zeit die schmutzigen Strassen Rotterdams und begaben uns an Bord, wo man bereits emsig mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt war. Gegen Mittag wurde die Brigg durch einen Schleppdampfer aus dem Hafen geholt und die Maas hinunter nach Maassluis gebracht, wo wir vor Anker giengen, um günstigen Wind zum Auslaufen abzuwarten.

Nach einigen Tagen langweiligen Wartens hatte sich die Maas allmälig stromauf- und abwärts mit einer ganzen Flotille von Segelschiffen bedeckt, die alle wie wir auf das Umdrehen des Windes warteten. Unsere Mannschaft — ausser dem Kapitän zwei Steuerleute, ein Bootsmann und sechs Matrosen, wovon der Eine als Koch und Hofmeister fungirte — war inzwischen nicht unthätig geblieben. Kaum war man seines Lebens sicher vor all dem Plätschern und Scheuern, nirgends war mehr ein Zufluchtsort zu finden, und an Land gehen konnten wir nicht. Wer aber das Schiff in Rotterdam verlassen hätte und hier wieder an Bord gekommen wäre, der hätte dasselbe kaum wieder erkannt. Die gründliche Reinigungsprozedur hatte den unansehnlichen schwarzen Kasten in ein schmuckes Fahrzeug verwandelt; Alles stand nun an seinem Platze und die Segel lagen klar zum Afhissen.

Erst den 19ten November erhob sich ein günstiger Ostwind; der Lootse kam an Bord, die Anker wurden gelichtet, und gegen Abend wurden wir durch einen Schleppdampfer in See gebracht. Die Raen wurden gebrasst, Segel beigesetzt, dem zurückkehrenden Lootsen die letzten Abschiedsbriefe an die zurückgelassenen Lieben mitgegeben, und bald darauf war der letzte Schimmer der durch die Abendsonne beleuchteten niedrigen Stranddünen Hollands unsern Blicken entschwunden — wir fuhren mit geblähten Segeln vor frischem Ostwinde westwärts, in die inzwischen angebrochene Nacht hinein. Bald aber beleuchteten zahlreiche vlämische und englische Fischerboote unsern Weg, und in der Frühe des folgenden Morgens hatten wir be-

reits die Leuchtfeuer von South-Foreland in Sicht und segelten im Laufe des Tages unter den Kreidefelsen der englischen Küste hin. An diesem Tage begegnete uns die Elise Suzanna, eine ebenfalls Herrn Müller gehörende Brigg, die mit voller Ladung von der Westküste Afrika's zurückkehrte. Am Morgen war das Schiff mit Schnee bedeckt, dem letzten, den wir auf Jahre hinaus — nach unserer Rechnung — sehen sollten, und ein scharfer, nasskalter Nordost, der uns den Aufenthalt an Deck sehr unangenehm machte, trieb uns rasch und unaufhaltsam westwärts, dem Ocean entgegen. Infolgedessen hatten wir nach zwei Tagen den englischen Kanal hinter uns und setzten Kurs nach Südwesten, um den fast immer stürmischen Golf von Biscaya so weit wie möglich zu umgehen.

Schon bevor wir offene See erreichten, hatte eine auffallende Veränderung in der Farbe des Wassers stattgefunden. Das trübe Graugrün war verschwunden und hatte einem schönen Meergrün Platz gemacht, das sich allmälig, je weiter wir südwärts kamen, in ein herrliches Lasurblau verwandelte. Der Nordost blieb uns treu und trieb uns bei ziemlich hochgehender See trotz der wenigen stehen gelassenen Segel in unserem Kurse rasch vorwärts. Am Morgen des 25sten Novembers zeigte sich, etwa auf halbem Wege zwischen Ouessant und Cap Finisterre eine Schaar von wohl fünfzig Delphinen, wie in munterm Spiel in den Wogen auf- und niedertauchend oder mit der hohen Rückenflosse die Wasserfläche durchschneidend. Längere Zeit blieben sie in der Nähe des Schiffes, oft unter dasselbe eintauchend und auf der andern Seite wieder zum Vorschein kommend. Kleine Trupps Papagaitaucher (*Mormon fratercula*), zeigten sich in der Nähe des Schiffes, und ein besonders dreistes altes Exemplar flatterte halb laufend auf so kurzen Abstand dem Steuerbord entlang, dass man seinen hohen, orangegelb und schwarz gestreiften Schnabel deutlich unterscheiden konnte. Die Möven, die bisher unsere treuen Begleiter waren, hatten uns bis auf wenige Exemplare verlassen, dagegen umflog eine vom Winde verschlagene, müde Singdrossel das Schiff und setzte sich wiederholt in das Takelwerk, um auszuruhen.

In der Nacht beobachteten wir zum ersten Male das imposante

Schauspiel des Meeresleuchtens. Die Schaumkronen der hinter uns anrollenden Wogen und der Gischt am Bug funkelten wie glühender Phosphor, und das Kielwasser glänzte von tausend und abertausend glühenden Punkten, viel heller und intensiver, als ein ganzes Heer von Johanniswürmchen. Die Matrosen behaupteten, dass dieses Leuchten von Salpeter(!) herrühre, der im Seewasser enthalten sei und durch Reibung diese Eigenschaft erhalte. Ursache dieser Erscheinung ist aber hauptsächlich eine Art mikroskopisch kleiner Thierchen aus der Klasse der Rhizopoden oder Wurzelfüsser: *Noctiluca miliaris*, die millionenweise zugleich auftreten und unter gewissen chemischen und mechanischen Einflüssen, besonders durch Reibung des Seewassers, ein phosphorisches Licht ausstrahlen.

Während der zwei folgenden Tage (26. und 27. Nov.) war der stets heftiger wehende Nordost zu einem richtigen Sturme angewachsen. Die Segel wurden nach und nach bis auf vier, später sogar bis auf drei eingeholt, und dennoch kamen wir, vor dem Winde treibend, sehr rasch vorwärts, indem wir per Tag (24 Stunden) durchschnittlich 45 geogr. Meilen oder 60 Wegstunden zurücklegten. Laut heulte und pfiff der Sturm durch die Raen, ächzend und stöhnend legte sich das alte, etwas schwer gebaute Fahrzeug von einer Seite auf die andere, so dass das Gehen an Deck und in der Kajüte beinahe zur Unmöglichkeit ward. Gleich Sturmböcken donnerten die Wogen Schlag auf Schlag auf den Rumpf des Schiffes an, Sturzsee folgte auf Sturzsee, rauschend, hochaufspritzend und auf das Verdeck herniederprasselnd. Der Mann, der die Wache am Steuerruder hatte[1]), musste sich am Steuerrade festbinden lassen, um nicht über Bord geschlagen zu werden.

Am schlimmsten war unser Koch daran. Dieser war gezwungen, seine mit Schraubendeckeln versehenen Töpfe vermittelst einer Kette auf dem Herde festzubinden, ja man dachte bereits daran, das Kochen als unmöglich einzustellen, als glücklicherweise wieder besseres Wetter eintrat. Da die Küche vorn auf

---

[1]) Die Steuerleute (erster und zweiter Steuermann) steuern nie selbst, sondern überlassen diese Aufgabe der wachthabenden Mannschaft.

dem Schiffe, die Kajüte unter dem Hinterdeck lag, musste der Koch alles über Deck nach hinten tragen, wobei es trotz seiner Vorsicht nicht selten geschah, dass er mitten auf dem Wege von einer Sturzsee überschüttet wurde und wir uns dann mit kalter Kost behelfen mussten. In der Kajüte sah es ebenfalls traurig aus. Die Thüre war aus den Angeln geschlagen, und der Wind, glücklicherweise nun nicht mehr so kalt wie auf der Nordsee, hatte Tag und Nacht freien Zutritt. Tisch und Stühle waren auf den Boden festgeschraubt, alles aber, was nicht niet- und nagelfest oder sonst gut geborgen war, wurde unaufhörlich hin uud her geworfen. Wollte man sich von seinem Platze begeben und versäumte den günstigen Augenblick, so wurde man unsanft gegen die Wand geworfen. Eine unangenehme Scene, die jedoch auch ihre komische Seite hatte, spielte sich den 26sten November am Mittagstische ab. Da die Suppe schon auf der Treppe nach der Kajüte verunglückt war, begannen wir uns eben an Pöckelfleisch und Kartoffeln gütlich zu thun, als wir alle — Kapitän, erster Steuermann und wir beiden Passagiere — infolge eines unerwarteten heftigen Stosses plötzlich auf einem Haufen mitten in der Kajüte lagen, während unsere Speisen, Schüsseln und Teller, Sauce, Essig und Oel, Pfeffer und Senf über uns nachstürzte. Als wir uns mühsam aus dem Wirrwar von Scherben wieder erhoben hatten, war kein Stück Geschirr mehr auf dem Tische zu sehen. Kurz darauf erschien der Koch mit dem Theekessel, doch glitt, sobald er mit seiner freien Hand die Wand losgelassen, auf einer breitgetretenen Kartoffel aus und warf Kessel sammt Inhalt über die andere Brühe hin. Missmuthig sahen wir auf die Reste unserer Mahlzeit nieder, bis der Steuermann durch eine Partie geräucherter Bücklinge das Gleichgewicht in unserm Innern wieder herstellte und uns dann, nachdem wir unsere Thonpfeifen angezündet, eine seiner alten, uns schon mehrmals vorgerauchten Schnurren zum Besten gab.

So sehr auch Kapitän und Steuermann sich darauf gefreut hatten, uns seekrank zu sehen und diese Hoffnung auch bei jeder Gelegenheit an den Tag legten, zeigte sich weder bei Sala nach bei mir auch nur die geringste Spur dieser lästigen Er-

scheinung, wie denn überhaupt während der ganzen Reise niemand an Bord darunter zu leiden hatte. Ich muss bei dieser Gelegenheit noch beifügen, dass wir Beide nicht die einzigen Passagiere waren. Wir hatten nämlich noch einige Neger von der Goldküste an Bord, die in niederländisch indischem Militärdienste gestanden hatten und nun auf Regierungskosten nach ihrer Heimat zurückspedirt wurden. Bevor die Goldküste durch Holland an England abgetreten wurde (1871), liessen sich nämlich viele Neger für die indische Armee anwerben und waren dort als unerschrockene, ausdauernde und genügsame Soldaten sehr gesucht. Nach Ablauf ihrer Dienstzeit wurden sie kostenfrei um das Cap der guten Hoffnung, später, nach der Eröffnung des Suezkanals, über Europa nach ihrer Heimat zurückgebracht. Viele liessen sich auch, oft zu wiederholten Malen, für eine neue Dienstperiode anwerben, und so kommt es, dass noch stets afrikanische Soldaten in der indischen Armee gefunden werden, obschon das Anwerben von neuen Soldaten seit dem Uebergang der Goldküste an England aufgehört hat. Alle unsere Neger waren mit Verdienstmedaillen geschmückt, die sie fleissig polirten und mit Wohlgefallen wieder auf die Brust reihten. Der Eine, ein Stelzfuss, hatte 250 Gulden jährliche Pension, ein anderer, mit einem etwas steifen Arm, der ihn jedoch nicht an der Arbeit hinderte, 75 Gulden. Die Pensionen werden gewissenhaft durch den holländischen consulären Agenten in Elmina ausbezahlt. Wir hatten viel Vergnügen an diesen strammen Schwarzen, die uns für etwas Tabak oder eine Cigarre allerlei kleine Dienste leisteten, und waren oft empört über die rohe Behandlung, die sie von Seiten des Kapitäns erdulden mussten. Dieser Letztere hatte seine ganze Liebenswürdigkeit in Rotterdam zurückgelassen und war während der ganzen Reise ein sehr unangenehmer Patron. Da dies seine erste Reise als Kapitän an Bord eines Kauffahrers war, so that er sich nicht wenig darauf zu Gute und liess seine Autorität nicht nur die Mannschaft, sondern auch uns Passagiere auf die empörendste Weise fühlen. Doch verfolgen wir unsere Reise weiter.

Um 6 Uhr abends (26. November) blieb das Barometer, auf hoher See ein unendlich viel zuverlässigerer Wetterprophet als

am Lande, nach längerm Sinken endlich stehen. Der Sturm aber wüthete fort, bis er nach 12 Uhr in der Nacht seinen höchsten Grad erreichte und allmälig in Nordwind übergieng. Die See tobte jedoch nach wie vor in ungezähmter Wildheit, da sie gewöhnlich mehrere Tage braucht, um wieder zur Ruhe zu kommen. Selbstverständlich konnte unter den gegebenen Umständen von Nachtruhe kaum die Rede sein. Unaufhörlich wurde man in seiner Koje hin und hergerollt, wie in einer Tonne, so sehr man sich auch Mühe gab, um mit ausgespreizten Gliedern sich auf die Matratze festzuschmiegen. Um zwei Uhr in der Nacht machten die Wogen abermals einen verzweifelten Angriff, den stärksten, den ich je erlebt. Deutlich hörte ich — von Schlaf war keine Rede — die dumpfen Wellenschläge an der Schiffswand und konnte ohne Mühe Fuss für Fuss das Emporkriechen des gurgelnden und rauschenden Elementes verfolgen. Auf einmal ward es still — eine kurze, bange Pause, und auf das Deck hernieder prasselte eine Sturzsee, als ob der Blitz das ganze Schiff in Splitter schlüge. Hätte der Mann am Ruder nicht die bereits erwähnte Vorsichtsmassregel angewandt, dann wäre er jedenfalls auf Nimmerwiedersehen vom Deck verschwunden gewesen. Kurz darauf grosser Rumor in der neben meiner Koje liegenden und an die Kajüte grenzenden Speisekammer. Ein paar Dutzend kugelrunder Edammerkäse wurden von ihren Plätzen heruntergeworfen, schlugen die Thüre der Kammer auf und rollten nun unaufhörlich, hoch an die Wände aufspringend, durch die Kajüte hin, bis sie, nicht ohne grosse Anstrengung, wieder eingefangen und in sichere Verwahrung gebracht waren. Es bildete diese Jagd in der schaukelnden Kajüte, obwohl nicht ganz ungefährlich, doch eine ungemein ergötzliche Scene, bei der wir uns des Lachens nicht enthalten konnten. Inzwischen war noch ein Segel heruntergeholt und die Wache wurde verstärkt, denn dem Kapitän schien bei der Sache nicht mehr ganz wohl zu sein.

Schon früh am nächsten Morgen begaben wir uns an Deck. Die aufgeregte, tobende See bot einen imposanten Anblick dar, einen Anblick, wie ich ihn mir früher mit meiner kühnsten Phantasie nicht zu träumen gewagt hätte und den ich nie vergessen werde. Wie klein fühlt man sich da, wie auf einer

Nussschale treibend inmitten des tobenden, fessellosen Elementes! Beschreiben lässt sich dieser Anblick nicht, man kann nur sehen und staunen! Wer die hehren Eisfirnen der Alpen nicht geschaut, wer nie die verschwenderische Natur der Tropen bewundert und nie bei Sturm auf weitem Ocean geschwommen, der hat die Welt nicht kennen gelernt! Was muss man mehr bewundern, die himmelanstrebenden Schneegebirge, den in seinen Tiefen aufgewühlten, empörten Ocean — oder den Muth des Menschen, der den Kampf mit den trügerischen Wogen aufnimmt und ihnen Gut und Leben anvertraut?

Das herrliche Lasurblau, das bei stillem Wetter so angenehm das Auge fesselt, hat einem tiefen, unheimlichen Schieferschwarz Platz gemacht. Die aufgeregte See erinnert unwillkürlich an eine holländische Dünenlandschaft. Nicht lange Wälle sind es, die sich hinter einander aufthürmen, es ist vielmehr ein weites Hügelmeer, aus vereinzelten, bald kürzern, bald längern Wellenhügeln bestehend. Ihre Höhe ist sehr ungleich, je nachdem sie sich in grössern oder kleinern Abständen folgen und tiefe Thäler zwischen sich lassen oder mit ihrer breiten Basis dieselben ausfüllen, doch schätzte ich dieselbe auf 20 bis 40 Fuss. Gewöhnlich geschieht es, dass drei bis vier aussergewöhnlich hohe einander folgen, worauf dann eine kleine Pause eintritt, als ob die See wieder Kräfte zu einem neuen Anlauf sammeln wollte. Oft kommen sie angerollt mit breiten Rücken (Roller) und nehmen dann eine Breite bis zu hundert Schritten ein, oft aber, wenn zwei dicht hinter einander herkommen, überstürzen sie sich auf ihrer grössten Höhe, d. h. die zweite wälzt sich über die erste her und stürzt, nachdem sie deren Gipfel erreicht hat, mit Donnergebrüll, in Schaum und Gischt sich zerschlagend, einem Wasserfalle gleich über die ersten hin (Brecher). Diese Letztern sind den Schiffen weit gefährlicher als die ziemlich unschuldigen Roller, weil sie höher sind als diese und scharfe Kämme bilden, in denen ein Schiff bei etwas ungeschickter Steuerung leicht umschlagen kann. Alle aber sind mit kleinen Runzeln bedeckt, verursacht durch den über sie hersausenden Sturm.

Haushoch kommen die Wellenberge hinter dem Schiffe angerollt und benehmen auf einmal alle Aussicht auf das weite, schaum-

bedeckte Wogenmeer. Mühelos drängt ihr Fuss sich unter das Schiff, das sich hinten hoch aufbäumt und seinen Bugspriet vorn in ein tiefes Wellenthal taucht, als sollte es kopfüber zur Tiefe gehen. Im nächsten Augenblicke aber sitzt es schon oben auf dem Rücken der bleiernen Woge, und man sieht hinter sich tief hinunter in ein weites Thal, hinter welchem sich auf's Neue drohende Wellenberge aufthürmen. Doch ehe man sich's recht versieht, hat sich schon der Koloss, der eben noch das Fahrzeug auf seinem Rücken getragen, unter demselben durchgedrängt und schlägt brüllend an seinen Flanken empor, dass der Gischt hoch in die Raen hinaufspritzt. Zugleich beginnt der Bug sich zu heben, während der Stern tief im nachfolgenden Wellenthale steht und von einem nachstürzenden Brecher für einen Moment begraben wird. Diese Brecher gewähren einen wundervollen Anblick, nicht allein durch ihre Grossartigkeit und wilde Kraft, sondern auch durch ihre Farbenpracht, indem die schaumgekrönten, durchsichtigen Wasserwände das prächtigste Seegrün zeigen.

Obwohl mit dem Morgen des 28. November der Sturm sich gelegt hatte, wollte das Barometer noch nichts von Steigen wissen und blieb hartnäckig auf seinem niedrigen Standpunkte stehen. Im Laufe des Vormittags hatte sich der Wind völlig gedreht und wehte nun aus W. N. W., während der Himmel den niedrigen Stand des Barometers zu rechtfertigen schien. In der Höhe zeigte er zwar das schönste Blau, doch der westliche Horizont war mit kleinen grauen Wolken umzogen, die nichts Gutes prophezeiten. Den Tag über folgte auch ein Gewittersturm dem andern. Wir segelten nun mit halbem Winde, d. h. dieser fiel im rechten Winkel zu unserm Kurse ein, doch kamen wir nicht rasch vorwärts, da man es bei der schwachen Bemannung des Schiffes nicht wagen durfte, mehr Segel beizusetzen. Die heftigen, unerwartet ankommenden Ruckwinde (Böen, holl. buien) sind nämlich dem Schiffer weit gefährlicher, als schwerer, aber anhaltender Wind.

Merkwürdig war das Schauspiel, das nun die See darbot. Bis in bedeutende Tiefen [1]) aufgewühlt, konnte sie nur langsam zur

[1]) Man hat berechnet, dass die Wogen nach der Tiefe hin das 350fache ihrer Höhe betragen sollen.

Ruhe kommen, ja die Wogen nahmen, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, längere Zeit noch an Grösse zu. Wohl begann nach und nach der Westwind auf die Oberfläche seinen Einfluss geltend zu machen, aber in der Tiefe wälzten sich nach wie vor die Wogen westwärts. Die Erschütterung, die das Schiff durch das Aufeinanderprallen derselben erlitt, glich heftigen elektrischen Schlägen und machte es in seinen Grundfesten erzittern.

Trotz der von heftigem Regen begleiteten Gewitterstürme, die uns Sturzsee auf Sturzsee über Deck sandten, begann während der Nacht das Barometer merklich zu steigen, und am nächsten Tage, dem 29. November, hatte sich das Wetter bedeutend aufgehellt. Die See beruhigte sich weit schneller als wir erwarten durften, da wenigstens an der Oberfläche die Kraft der von Osten anrollenden Wellen durch den Westwind etwas gebrochen wurde. Dessenungeachtet fühlte man noch tagelang die heftigen unterseeischen Stösse von Osten her an die Schiffswand schlagen. Wir hatten nun die Höhe von Lissabon einerseits und der Azoren andererseits erreicht, und die Luft war bedeutend milder geworden. Während beim Ausfahren aus dem Kanal zahlreiche Schiffe in Sicht kamen, worunter mir ein kolossales englisches Segelschiff mit 4 Masten besonders imponirte, hatten wir in den letzten Tagen nur eine österreichische Barke[1] gesehen, die, mit uns gleichen Kurs haltend, uns bald überholt hatte.

Am 30. November um die Mittagszeit, auf [illegible] w. L. und 35°51' n. Br. von Greenwich, kam eine gewöhnliche Uferschwalbe (Hirundo riparia) an Bord geflogen. Sie schien nicht besonders ermüdet zu sein, machte ab und zu eine kleine Tour um das Schiff und setzte sich dann wieder für eine Weile in die Takelage. Es war dies eine eigenthümliche Erscheinung, denn unser damaliger Abstand von Madeira betrug 45, derjenige von der portugiesischen Küste 100 geographische Meilen. Am Abend flog sie dann weg, ohne wiederzukehren.

Am Morgen des ersten Dezembers kam in Osten, auf etwa 13 geographische Meilen Abstand, die Insel Madeira in Sicht, [illegible]

---

[1] Ein Schiff mit 3 Masten, wovon nur die zwei vordern mit [illegible] Querstangen versehen sind.

triefenden, bei jedem Zuge ächzenden Ruderern zu; aber bereits kam eine Sturzsee über das Hintertheil hergestürzt, so dass wir froh sein durften, mit durchnässten Kleidern davonzukommen. Mit übermenschlichen Kräften arbeiteten die wackern *boys*, um einer zweiten heranstürzenden Woge zu entgehen, und bald schaukelte das Boot innerhalb der Barre auf der stillen Wasserfläche des Flusses. Unter den monotonen Gesängen der Ruderer wurde der kurze Weg flussaufwärts bis zur Faktorei zurückgelegt, und so betraten wir denn am Morgen des 9. Januar 1880, das Herz voll Freude und kühner Erwartungen, die Küste von Afrika.

II.

Monrovia.



Auf dem Messurado River.

Empfang in den Faktoreien. — Lage und Aussehen der Stadt. — Oeffentliche Gebäude. — Privatwohnungen. — Verfallene Häuser. — Grasbewachsene Strassen. — Eine merkwürdige Subscriptionsliste. — Primitive Verhältnisse. — Festlicher Abend. — Mein erstes Sammelobjekt. — Audienz bei den schwarzen Landesvätern — Neue Bekanntschaften. — Erkundigungen über das Innere. — Art des Reisens. — Reizende Landschaft. — Der Begräbnissplatz. — Am Strande. — Ein Gang zum Leuchtthurm. — Krootown. — Veytown und König Vey-John. — Unsere ersten Bedienten. — Ausflug auf dem Messurado River. — Sendung nach Mr. Day.

Am Eingange der unmittelbar am Flussufer liegenden holländischen Faktorei empfing uns Herr Veldkamp, damals ausser Herrn Wigman der einzige holländische Angestellte in Monrovia. Er war nur einige Monate vor uns als Neuling aus Europa angekommen und hatte gerade die ersten Fieberanfälle hinter sich. Wenig dachte ich damals, dass diese kurze erste Bekanntschaft

sich später bei unserm zufällig gleichzeitigen, langen Aufenthalte in Robertsport zu einer dauernden Freundschaft gestalten würde. Nachdem wir unsere nassen Kleider gewechselt und uns durch einen opulenten *lunch* gestärkt, besahen wir uns vorläufig die Faktorei, über die ich bei einer spätern Gelegenheit sprechen werde. Dann machten wir in Begleitung von Herrn WIGMAN einen Besuch in der nebenan, ebenfalls am Flussufer, gelegenen Woermann'schen (Hamburger) Faktorei, wo wir den damaligen Agenten, Herrn ROMAHN, kennen lernten. Dieser, obwohl noch jung, hatte sich ganz in die afrikanischen Verhältnisse eingewöhnt, da er schon seit vielen Jahren sich an verschiedenen Plätzen der Westküste aufgehalten hatte. Die Woermann'schen Handelsagenten wohnen nicht, wie die Holländer, in der Faktorei selbst, wo es wegen der niedrigen Lage und der unmittelbaren Nähe des mit Sumpfwasser gefüllten Flusses ziemlich ungesund ist, sondern haben ein sehr freundliches, für dortige Verhältnisse bequem eingerichtetes Wohnhaus oben in der Stadt, wo es unter dem Einflusse der erfrischenden Seebrise bedeutend gesunder ist.

Da draussen in der Sonne eine versengende Hitze herrschte, blieben wir auf Anrathen unserer neuen Freunde in den kühlen Räumen der Faktorei und giengen erst gegen Abend aus, um in Begleitung von Herrn WIGMAN einen ersten Gang durch die Stadt zu machen und unser Logis — man hatte in der Faktorei, die gerade umgebaut wurde, keinen Platz für uns — kennen zu lernen.

Monrovia, die Hauptstadt Liberia's, mit etwa 3000 Einwohnern, liegt in einer Einsattlung des Vorgebirges Messurado, sowie an dessen Nordabhang, und ist sehr weitläufig und auf echt amerikanische Weise angelegt. Breite und geradlinige, parallel in der Richtung des Hügelrückens laufende Längsstrassen werden von zahlreichen Querstrassen rechtwinklig gekreuzt. In den so entstandenen, grosse Rechtecke bildenden Parzellen aber steht nur hie und da ein vereinzeltes Haus oder eine Hütte, gewöhnlich von einem mit üppig wucherndem Gestrüpp und Unkraut bedeckten *yard* (einer Art verwildertem Garten) umgeben, aus dem nur selten einige Kokospalmen, häufiger aber prachtvolle Mangobäume emporragen. Je das fünfte oder sechste Haus ist eine Ruine,

denn Liberia ist das Land der Ameisen und Termiten *par excellence*, denen besonders Häuser, die einige Zeit nicht bewohnt sind, unglaublich rasch zum Opfer fallen [1]). Aus diesem Grunde machte die Stadt, so reizend sie mir auch von der Rhede aus mit ihren im Grün halb verborgenen Häusern erschienen war, durchaus keinen angenehmen Eindruck, als wir aus der Faktorei den steilen, holprigen Weg hinaufgiengen. Da es in Monrovia, wie überhaupt in ganz Liberia, weder Wagen noch Pferde giebt, sind alle Strassen, insofern nicht kahle Blöcke von badeschwammartig durchlöchertem Laterit aus dem Boden hervorragen, dicht mit Gras, stellenweise sogar mit Gestrüpp bewachsen, und dienen einigen schöngebauten Kühen, kurzbeinigen Ziegen, glatthaarigen Schafen und zahlreichen schwarzen Schweinen als Weidegrund. Nur die Trottoirs zu beiden Seiten der Strassen werden für den Verkehr benutzt und stellenweise etwas von Unkraut freigehalten. Das Traurige dieses verwahrlosten, verfallenen Aussehens wird jedoch zum grossen Theil aufgewogen durch den malerischen Eindruck, den gerade die am ruinenhaftesten aussehenden Gebäude inmitten ihrer grünen Umgebung auf den Neuling machen. Viele der grössern, theils aus Bruchstein, theils aus Backstein aufgeführten Gebäude, und die kleinen Holzhäuschen fast sämmtlich, sind zwischen Gruppen von dichtkronigen, schattenspendenden Mangobäumen halb verborgen. Kokospalmen, Guaven-, Limonen- und Orangenbäume stehen vereinzelt oder in Gruppen auf den verwilderten Gartenplätzen, und aus den Fensterlöchern und Mauerspalten eingestürzter und dem Einsturze naher Häuser wächst üppiges Gestrüpp wie in einer Burgruine.

In diesem obern, verhältnissmässig gesunden Stadttheile liegen sämmtliche öffentlichen Gebäude und die Privatwohnungen der besser situirten Bürger. Unter den erstern sind die folgenden besonderer Erwähnung werth: Die sogenannte *Governments-* oder

---

[1]) Eigenthümlich ist, dass sämmtliche Gebäude auf dem sandigen Ufersaume des Flusses vollständig von den Termiten verschont werden. Die Ursache ist wahrscheinlich der Salzgehalt des durch die See und das Brackwasser des Flusses angeschwemmten Sandbodens. Desto mehr hat man aber hier des Nachts von den Mosquiten zu leiden, die dagegen in dem obern, dem Winde ausgesetzten Stadttheile fast gänzlich fehlen.

sich später bei unserm zufällig gleichzeitigen, langen Aufenthalte in Robertsport zu einer dauernden Freundschaft gestalten würde. Nachdem wir unsere nassen Kleider gewechselt und uns durch einen opulenten *lunch* gestärkt, besahen wir uns vorläufig die Faktorei, über die ich bei einer spätern Gelegenheit sprechen werde. Dann machten wir in Begleitung von Herrn WIGMAN einen Besuch in der nebenan, ebenfalls am Flussufer, gelegenen Woermann'schen (Hamburger) Faktorei, wo wir den damaligen Agenten, Herrn ROMAHN, kennen lernten. Dieser, obwohl noch jung, hatte sich ganz in die afrikanischen Verhältnisse eingewöhnt, da er schon seit vielen Jahren sich an verschiedenen Plätzen der Westküste aufgehalten hatte. Die Woermann'schen Handelsagenten wohnen nicht, wie die Holländer, in der Faktorei selbst, wo es wegen der niedrigen Lage und der unmittelbaren Nähe des mit Sumpfwasser gefüllten Flusses ziemlich ungesund ist, sondern haben ein sehr freundliches, für dortige Verhältnisse bequem eingerichtetes Wohnhaus oben in der Stadt, wo es unter dem Einflusse der erfrischenden Seebrise bedeutend gesunder ist.

Da draussen in der Sonne eine versengende Hitze herrschte, blieben wir auf Anrathen unserer neuen Freunde in den kühlen Räumen der Faktorei und giengen erst gegen Abend aus, um in Begleitung von Herrn WIGMAN einen ersten Gang durch die Stadt zu machen und unser Logis — man hatte in der Faktorei, die gerade umgebaut wurde, keinen Platz für uns — kennen zu lernen.

Monrovia, die Hauptstadt Liberia's, mit etwa 3000 Einwohnern, liegt in einer Einsattlung des Vorgebirges Messurado, sowie an dessen Nordabhang, und ist sehr weitläufig und auf echt amerikanische Weise angelegt. Breite und geradlinige, parallel in der Richtung des Hügelrückens laufende Längsstrassen werden von zahlreichen Querstrassen rechtwinklig gekreuzt. In den so entstandenen, grosse Rechtecke bildenden Parzellen aber steht nur hie und da ein vereinzeltes Haus oder eine Hütte, gewöhnlich von einem mit üppig wucherndem Gestrüpp und Unkraut bedeckten *yard* (einer Art verwildertem Garten) umgeben, aus dem nur selten einige Kokospalmen, häufiger aber prachtvolle Mangobäume emporragen. Je das fünfte oder sechste Haus ist eine Ruine,

denn Liberia ist das Land der Ameisen und Termiten *par excellence*, denen besonders Häuser, die einige Zeit nicht bewohnt sind, unglaublich rasch zum Opfer fallen [1]). Aus diesem Grunde machte die Stadt, so reizend sie mir auch von der Rhede aus mit ihren im Grün halb verborgenen Häusern erschienen war, durchaus keinen angenehmen Eindruck, als wir aus der Faktorei den steilen, holprigen Weg hinaufgiengen. Da es in Monrovia, wie überhaupt in ganz Liberia, weder Wagen noch Pferde giebt, sind alle Strassen, insofern nicht kahle Blöcke von badeschwammartig durchlöchertem Laterit aus dem Boden hervorragen, dicht mit Gras, stellenweise sogar mit Gestrüpp bewachsen, und dienen einigen schöngebauten Kühen, kurzbeinigen Ziegen, glatthaarigen Schafen und zahlreichen schwarzen Schweinen als Weidegrund. Nur die Trottoirs zu beiden Seiten der Strassen werden für den Verkehr benutzt und stellenweise etwas von Unkraut freigehalten. Das Traurige dieses verwahrlosten, verfallenen Aussehens wird jedoch zum grossen Theil aufgewogen durch den malerischen Eindruck, den gerade die am ruinenhaftesten aussehenden Gebäude inmitten ihrer grünen Umgebung auf den Neuling machen. Viele der grössern, theils aus Bruchstein, theils aus Backstein aufgeführten Gebäude, und die kleinen Holzhäuschen fast sämmtlich, sind zwischen Gruppen von dichtkronigen, schattenspendenden Mangobäumen halb verborgen. Kokospalmen, Guaven-, Limonen- und Orangenbäume stehen vereinzelt oder in Gruppen auf den verwilderten Gartenplätzen, und aus den Fensterlöchern und Mauerspalten eingestürzter und dem Einsturze naher Häuser wächst üppiges Gestrüpp wie in einer Burgruine.

In diesem obern, verhältnissmässig gesunden Stadttheile liegen sämmtliche öffentlichen Gebäude und die Privatwohnungen der besser situirten Bürger. Unter den erstern sind die folgenden besonderer Erwähnung werth: Die sogenannte *Governments-* oder

---

[1]) Eigenthümlich ist, dass sämmtliche Gebäude auf dem sandigen Ufersaume des Flusses vollständig von den Termiten verschont werden. Die Ursache ist wahrscheinlich der Salzgehalt des durch die See und das Brackwasser des Flusses angeschwemmten Sandbodens. Desto mehr hat man aber hier des Nachts von den Mosquiten zu leiden, die dagegen in dem obern, dem Winde ausgesetzten Stadttheile fast gänzlich fehlen.

Representative Hall[1]) an der *Broad Street*, ein einfaches, steinernes Gebäude, hinter dem sich ein sehr grosser, mit einigen Kokospalmen und Mangobäumen besetzter Platz, das sogenannte *Governments Square*, ausdehnt. Mitten auf diesem Platze steht ein Denkmal zur Erinnerung an Rev. ELIJAH JOHNSON, den Vater des gegenwärtigen Präsidenten, den begeisterten Patrioten und Gründer der Niederlassung (siehe das Titelbild dieses Capitels). Das grosse, ehemalige Postgebäude an der *Ashmun Street* ist jetzt in das schöne und comfortable, auf Staatsrechnung eingerichtete und möblirte *Mansion House*, die Wohnung des Präsidenten der Republik, verwandelt, während das neue Postgebäude jetzt nahe der Küste, zwischen Monrovia und Krootown, steht. An derselben Strasse befindet sich ein anderes öffentliches Gebäude, in dessen untern Räumen die Senatssitzungen gehalten werden, während die obern für den monatlichen und dreimonatlichen Gerichtshof (*monthly* und *quarterly court*) eingerichtet sind. Im zweiten Stock befindet sich das Vereinslokal der Freimaurerloge. Hinter diesem Gebäude liegt das Gefängniss (*Jail House*).

Unter den verschiedenen Kirchen zeichnen sich besonders die der Methodisten, Baptisten und Episcopalen — letztere vor mehreren Jahren abgebrannt und jetzt neu gebaut — aus. Erwähnenswerth ist auch die in 1884 dort gegründete katholische Missionsstation, die erste derartige im Lande. Sie steht unter der Leitung von französischen Missionären der „Congregation du St. Esprit et du Saint-Coeur-de-Marie“ [2]). Etwas abseits von der Stadt, auf einer Terrasse, welche einen freien Ausblick auf die weite See gewährt, steht das sogenannte *College*, eine höhere Unterrichtsanstalt, von der später die Rede sein wird. In der obern Stadt findet man auch das deutsche, das holländische, das amerikanische, das belgische und das schwedische Consulat. Bei einem Gang durch die Strassen ist man erstaunt über die Grösse vieler Privatwohnungen, die sich äusserlich, eine fast nie fehlende *piazza* (Veranda) ausgenommen, kaum von Häusern wohlhabender Leute

[1]) Dieses Gebäude enthält das Versammlungslokal für das Repräsentantenhaus, sowie die Bureaux der verschiedenen Ministerien.

[2]) Im Sommer 1888 wieder aufgehoben.

Gegen Abend rasselten wieder, nach beinahe acht langen Wochen, unter den monotonen Gesängen der Matrosen die schweren Ankerketten; das Schiff legte sich vor dem Anker in den Wind — wir waren auf der Rhede von Monrovia.

Erst am andern Morgen kam Herr WIGMAN, damaliger Chef der holländischen Faktorei und stellvertretender Consul, in einem der schweren Brandungsboote an Bord, um uns abzuholen. Obschon die Brandung bei Monrovia eine der wenigst gefährlichen der ganzen liberianischen Küste ist, so zieht man doch als Neuling unwillkürlich den Hut tiefer in die Augen und klemmt sich an die Sitzbank fest, wenn das Boot in die Brandung kommt und wie eine Nusschale auf und nieder geworfen wird. Da die See tiefer in der Bucht ziemlich seicht ist, müssen die Schiffe auf eine halbe bis eine ganze Meile von der Küste ankern, um auch bei niedrigem Wasserstande flott zu bleiben. Parallel mit der flachen Küste ziehen sich Untiefen hin, die eine bedeutende Brandung verursachen. Ueberdies liegt quer vor dem Messurado River eine lange Sandbank (*bar*) mit einer verhältnissmässig sehr schmalen Oeffnung, dem sogenannten *barmouth*, die man passiren muss, um in den Fluss hinein und so zum Landungsplatze der Faktoreien zu gelangen. Obschon nun, wie gesagt, die Brandung bei Monrovia nicht gerade gefährlich ist, so kostet sie doch fast alljährlich einige der schweren in Europa besonders zu diesem Zwecke gebauten Kielboote. Es wurde uns daher gerathen, unsere Bagage nicht einem einzigen Boote anzuvertrauen, sondern diese auf eine Reihe von Fahrten zu vertheilen, damit ein etwaiges Unglück weniger fühlbar werde. Unser Landungsboot war mit sieben jungen, kräftigen Krunegern bemannt, die mit stählernen Muskeln ihre schweren Riemen handhabten, während ihr Chef (*headman*) am Steuer sass. Erst gieng alles gut, da wir durch die immer näher heranrückende Landschaft so gefesselt wurden, dass wir das durch den immer kürzer werdenden Wellenschlag verursachte Schaukeln kaum bemerkten. Doch ehe man sich's recht versah, sass man in der Brandung. Das Boot wurde heftig auf und niedergeworfen und richtete sich vorn hoch auf, während sein Hintertheil sich in ein tiefes Wellenthal senkte. „*Pull on, boys, pull on!*" rief unser weisser Begleiter den schweiss

in Europa unterscheiden. Im Innern findet man nicht selten grosse, kühle Säle, deren Möblirung jedoch gar oft viel zu wünschen übrig lässt. Fast alle diese Gebäude datiren aus der Blüthezeit Monrovia's, als durch die Einwanderung von zahlreichen schwarzen, aus Amerika herübergekommenen Kolonisten viel Geld in's Land gebracht wurde.

Seitdem in den letzten Jahren die Einwanderung stark abgenommen hat, ist es in Monrovia still geworden, und die schönen, grossen Häuser, deren kostbarer Unterhalt meist die Kräfte ihrer jetzigen Bewohner übersteigt, gehen meistentheils rasch ihrem Verfalle entgegen.

Sämmtliche Gebäude der europäischen, sowie auch der liberianischen Kaufleute, liegen der bequemen Zufahrt wegen am nördlichen Fusse des Vorgebirges, am linken Ufer (der sogenannten *waterside*) des Messuradoflusses, kurz bevor dieser, eine lange, vorgelagerte Sandbank (*bar*) durchbrechend, sich in die durch das Vorgebirge gebildete Meeresbucht ergiesst. Dort wickelt sich alltäglich der Tauschhandel mit den eingebornen und liberianischen Pflanzern ab, die zu Wasser in ihren Canoes aus dem Innern herabkommen, um ihre Landesprodukte gegen Importartikel einzutauschen. Jeden Sonnabend wird in diesem stets sehr belebten Stadttheile ein kleiner Gemüse- und Fischmarkt abgehalten, und darum ist auch der Verkehr an diesem Tage am lebhaftesten, so dass man in den Faktoreien kaum im Stande ist, alle die unschlüssigen, feilschenden und marktenden Neger möglichst rasch zu bedienen.

Gleich am ersten Tage unseres Aufenthalts wurde meine Aufmerksamkeit auf eine eigenthümliche Subscriptionsliste gelenkt, die durch den *boy* (Bedienten) eines Einwohners von Monrovia in der Faktorei zur Einzeichnung angeboten wurde. Der Mann beabsichtigte nämlich, bei genügender Betheiligung auf den Sonntag ein Rind zu schlachten und wählte dabei das in ganz Liberia allgemein übliche Verfahren, das Fleisch des noch lebenden Thieres auf dem Subscriptionswege zu verkaufen. Der Preis betrug per engl. Pfund 12½ Dollarcents, und da die Gelegenheit, um frisches Fleisch zu bekommen, ziemlich selten ist, so zeichnete Herr Wigman gleich auf ein ganzes Viertel ein, und ebenso

sich später bei unserm zufällig gleichzeitigen, langen Aufenthalte in Robertsport zu einer dauernden Freundschaft gestalten würde. Nachdem wir unsere nassen Kleider gewechselt und uns durch einen opulenten *lunch* gestärkt, besahen wir uns vorläufig die Faktorei, über die ich bei einer spätern Gelegenheit sprechen werde. Dann machten wir in Begleitung von Herrn WIGMAN einen Besuch in der nebenan, ebenfalls am Flussufer, gelegenen Woermann'schen (Hamburger) Faktorei, wo wir den damaligen Agenten, Herrn ROMAHN, kennen lernten. Dieser, obwohl noch jung, hatte sich ganz in die afrikanischen Verhältnisse eingewöhnt, da er schon seit vielen Jahren sich an verschiedenen Plätzen der Westküste aufgehalten hatte. Die Woermann'schen Handelsagenten wohnen nicht, wie die Holländer, in der Faktorei selbst, wo es wegen der niedrigen Lage und der unmittelbaren Nähe des mit Sumpfwasser gefüllten Flusses ziemlich ungesund ist, sondern haben ein sehr freundliches, für dortige Verhältnisse bequem eingerichtetes Wohnhaus oben in der Stadt, wo es unter dem Einflusse der erfrischenden Seebrise bedeutend gesunder ist.

Da draussen in der Sonne eine versengende Hitze herrschte, blieben wir auf Anrathen unserer neuen Freunde in den kühlen Räumen der Faktorei und giengen erst gegen Abend aus, um in Begleitung von Herrn WIGMAN einen ersten Gang durch die Stadt zu machen und unser Logis — man hatte in der Faktorei, die gerade umgebaut wurde, keinen Platz für uns — kennen zu lernen.

Monrovia, die Hauptstadt Liberia's, mit etwa 3000 Einwohnern, liegt in einer Einsattlung des Vorgebirges Messurado, sowie an dessen Nordabhang, und ist sehr weitläufig und auf echt amerikanische Weise angelegt. Breite und geradlinige, parallel in der Richtung des Hügelrückens laufende Längsstrassen werden von zahlreichen Querstrassen rechtwinklig gekreuzt. In den so entstandenen, grosse Rechtecke bildenden Parzellen aber steht nur hie und da ein vereinzeltes Haus oder eine Hütte, gewöhnlich von einem mit üppig wucherndem Gestrüpp und Unkraut bedeckten *yard* (einer Art verwildertem Garten) umgeben, aus dem nur selten einige Kokospalmen, häufiger aber prachtvolle Mangobäume emporragen. Je das fünfte oder sechste Haus ist eine Ruine,

die Heiterkeit zu erinnern, die ich damals unabsichtlich durch meinen Sammeleifer verursachte. Auf dem Wege nach dem deutschen Consulate sah ich — die Nacht war bereits hereingebrochen — auf dem Trottoir an der Broadstreet etwas Dunkles über den Weg kriechen. Getreu meinem Vornehmen, um keinen Tag vorbeigehen zu lassen, ohne unsere Sammlung durch einen oder andern Gegenstand zu bereichern, wollte ich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um gleich am ersten Tage den Grund zu unsern spätern Sammlungen zu legen, und wirklich erhaschte ich nach kurzer Mühe das Thier — wie sich später herausstellte, ein schönes, grosses Exemplar der dort sehr gemeinen Pantherkröte. Ein echter Naturfreund weiss sich immer zu helfen, und so wickelte ich denn das Thier, aus Mangel an etwas Besserem, zum grossen Entsetzen unseres Freundes Veldkamp in mein Taschentuch.

Bei Herrn Romahn gieng es sehr gemüthlich, und später am Abend sogar sehr lebhaft her. Wir machten hier die Bekanntschaft des damaligen amerikanischen Consuls Smyth, eines echten Vollblutnegers von wahrhaft herkulischer Gestalt. Er ist jedenfalls einer der schönsten Negertypen, die ich je gesehen habe, dabei sehr jovial und gebildet, und in seinem ganzen Auftreten vom Scheitel bis zur Zehe ein Gentleman. Während sonst bei jedem Präsidentenwechsel in Amerika auch die Consulate Personalveränderungen erfahren, hat er sich mit einer kurzen Unterbrechung bereits jahrelang auf seinem Posten zu halten gewusst, der ihm jährlich an festem Gehalt und Emolumenten gegen 6000 Dollars einbringt. Er zeigte grosses Interresse für unsere Unternehmung und hatte nicht wenig Lust, sich uns für einige Zeit anzuschliessen. Ausser diesem Herrn trafen wir auch einige liberianische Abgeordnete an, so dass wir zusammen eine sehr bunte Gesellschaft bildeten.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft. Es wurde viel gesungen und tapfer auf das Wohl aller durch die Anwesenden vertretenen Nationen getrunken. Erst trank man Bier, ein ganz angenehmes Hamburger Export, nachher Wein. Trotz der geöffneten Fenster war es im Zimmer warm geworden, und nicht weniger in unsern Köpfen. Zur Abkühlung wurde Brandy (Cognac) und Wasser —

ein in allen Tropengegenden sehr beliebtes, die Körpertemperatur herabsetzendes Getränk — angeboten. Ich hatte gerade einen auf unsere Unternehmung ausgebrachten Toast beantwortet und wollte mein Taschentuch auf dieselbe Weise gebrauchen, wie dies in Europa gewöhnlich nur in den Hundstagen geschieht, als zu meinem und aller Andern Entsetzen der Erstling meiner Sammelthätigkeit auf die unverschämteste Weise auf die Tafel sprang.

Unter wahrhaft homerischem Gelächter einer- und Blicken tiefer Abscheu andererseits wurde jedoch das Thier in eine auf meine Bitte herbeigeholte Conservebüchse geborgen, und die gesellige Unterhaltung hatte wieder ihren Fortgang, bis wir endlich spät in der Nacht von unserm gastfreundlichen Wirthe Abschied nahmen.

Gestützt auf unsere Empfehlungen von Seiten der holländischen Regierung hatte Herr Wigman, als stellvertretender holländischer Consul, gleich am Tage unserer Ankunft die Regierung von unserer Absicht benachrichtigt und für uns um eine Audienz ersucht. Nach erhaltener freundlicher Einladung besuchten wir in Begleitung Herrn Wigman's am nächsten Tage den Minister der auswärtigen Angelegenheiten (*Secretary of States*), Herrn G. W. Gibson, einen frühern Geistlichen, auf seinem Arbeitszimmer in Governments Hall, und fanden bei ihm den Minister des Innern, Herrn Dr. Blyden, einen gelehrten Schwarzen [1]), der als ausserordentlicher Botschafter von Liberia an verschiedenen Höfen Europa's gewesen war und wahrscheinlich der einzige Liberianer ist, der geläufig französisch spricht. Dieser freundliche Herr, über dessen Patriotismus die Ansichten seiner Mitbürger in den letzten Jahren sehr getheilt sind, gab mir, nachdem ich meine vorläufigen Reisepläne entwickelt, eine in arabischer Sprache geschriebene Empfehlung an den König von Boporo, einer Stadt an der untern Grenze der Mandingo-Hochebene, die ich später zu besuchen gedachte. Ueberhaupt wurden wir durch die liberianischen schwarzen Landesväter [2]) sehr liebenswürdig empfangen.

---

[1]) Professor am Liberia College.

[2]) Präsident Gardner konnte uns wegen Unwohlsein nicht empfangen.

Sie schienen an unserer Expedition grossen Antheil zu nehmen, denn es wurde uns nicht nur die Erlaubniss ertheilt, nach freier Wahl jede beliebige Gegend des Innern zu bereisen, sondern man versprach uns auch allen möglichen Beistand für den Fall von Differenzen mit den Eingebornen innerhalb der Grenzen Liberia's, sowie zollfreie Ein- und Ausfuhr unserer gesammten Ausrüstung, Vorräthe und Sammlungen. Herr WIGMAN bemerkte freilich später, dass wir besser thun würden, uns nicht allzusehr auf den Schutz der liberianischen Regierung zu verlassen, und spätere eigene Erfahrungen haben diese Warnung vollkommen gerechtfertigt.

Während der nächsten Tage machten und empfingen wir verschiedene Besuche, wobei es in der Regel sehr formell zugieng und die Etikette zu meiner Verwunderung auch nicht einen Augenblick ausser acht gelassen wurde, so dass man, wenn man die Augen schloss, sich in einem europäischen Salon wähnen konnte. Bei diesen Besuchen lernten wir unter andern den liberianischen Generalpostmeister WILES und den Friedensrichter KING kennen, den gegenwärtigen *Mayor* (Bürgermeister) von Monrovia, sowie einen weissen amerikanischen Missionär, Rev. KELLOGG. Dieser, ein wie mir schien sehr beschränkter Kopf, war mit der fixen Idee behaftet, dass man im Innern Schätze von Gold finden müsse und empfahl uns dringend, doch ja den Flussand fleissig zu untersuchen. Ich suchte ihm jedoch auseinanderzusetzen, dass wir die Fauna des Landes als unsere Goldgrube betrachten und die Hebung der mineralogischen Schätze gerne einem Andern überlassen wollten. Auch machten wir Bekanntschaft mit Herrn DAVIS, dem Advokaten der holländischen und deutschen Faktorei, einem Ehrenmanne, den ich erst später schätzen gelernt habe, und der unter dem jetzigen Präsidenten, Dr. H. R. W. JOHNSON, Staatsminister geworden ist. Sehr willkommen war mir der Besuch des Herrn ANDERSON, eines stämmigen Vollblutnegers, der zu den wenigen Liberianern gehört, die das Innere ihres Landes theilweise durch eigene Anschauung nicht nur kennen gelernt, sondern ihre Reiseerlebnisse auch publizirt haben. Von seinen beiden grössern Reisen nach Musardu, einer Stadt etwa 50 geogr. Meilen von der Küste auf der Mandingo-Hochebene, hat er die erstere

ein in allen Tropengegenden sehr beliebtes, die Körpertemperatur herabsetzendes Getränk — angeboten. Ich hatte gerade einen auf unsere Unternehmung ausgebrachten Toast beantwortet und wollte mein Taschentuch auf dieselbe Weise gebrauchen, wie dies in Europa gewöhnlich nur in den Hundstagen geschieht, als zu meinem und aller Andern Entsetzen der Erstling meiner Sammelthätigkeit auf die unverschämteste Weise auf die Tafel sprang.

Unter wahrhaft homerischem Gelächter einer- und Blicken tiefer Abscheu andererseits wurde jedoch das Thier in eine auf meine Bitte herbeigeholte Conservebüchse geborgen, und die gesellige Unterhaltung hatte wieder ihren Fortgang, bis wir endlich spät in der Nacht von unserm gastfreundlichen Wirthe Abschied nahmen.

Gestützt auf unsere Empfehlungen von Seiten der holländischen Regierung hatte Herr WIGMAN, als stellvertretender holländischer Consul, gleich am Tage unserer Ankunft die Regierung von unserer Absicht benachrichtigt und für uns um eine Audienz ersucht. Nach erhaltener freundlicher Einladung besuchten wir in Begleitung Herrn WIGMAN's am nächsten Tage den Minister der auswärtigen Angelegenheiten (*Secretary of States*), Herrn G. W. GIBSON, einen frühern Geistlichen, auf seinem Arbeitszimmer in Governments Hall, und fanden bei ihm den Minister des Innern, Herrn Dr. BLYDEN, einen gelehrten Schwarzen [1]), der als ausserordentlicher Botschafter von Liberia an verschiedenen Höfen Europa's gewesen war und wahrscheinlich der einzige Liberianer ist, der geläufig französisch spricht. Dieser freundliche Herr, über dessen Patriotismus die Ansichten seiner Mitbürger in den letzten Jahren sehr getheilt sind, gab mir, nachdem ich meine vorläufigen Reisepläne entwickelt, eine in arabischer Sprache geschriebene Empfehlung an den König von Boporo, einer Stadt an der untern Grenze der Mandingo-Hochebene, die ich später zu besuchen gedachte. Ueberhaupt wurden wir durch die liberianischen schwarzen Landesväter [2]) sehr liebenswürdig empfangen.

---

[1]) Professor am Liberia College.

[2]) Präsident GARDNER konnte uns wegen Unwohlsein nicht empfangen.

Sie schienen an unserer Expedition grossen Antheil zu nehmen, denn es wurde uns nicht nur die Erlaubniss ertheilt, nach freier Wahl jede beliebige Gegend des Innern zu bereisen, sondern man versprach uns auch allen möglichen Beistand für den Fall von Differenzen mit den Eingebornen innerhalb der Grenzen Liberia's, sowie zollfreie Ein- und Ausfuhr unserer gesammten Ausrüstung, Vorräthe und Sammlungen. Herr WIGMAN bemerkte freilich später, dass wir besser thun würden, uns nicht allzusehr auf den Schutz der liberianischen Regierung zu verlassen, und spätere eigene Erfahrungen haben diese Warnung vollkommen gerechtfertigt.

Während der nächsten Tage machten und empfingen wir verschiedene Besuche, wobei es in der Regel sehr formell zugieng und die Etikette zu meiner Verwunderung auch nicht einen Augenblick ausser acht gelassen wurde, so dass man, wenn man die Augen schloss, sich in einem europäischen Salon wähnen konnte. Bei diesen Besuchen lernten wir unter andern den liberianischen Generalpostmeister WILES und den Friedensrichter KING kennen, den gegenwärtigen *Mayor* (Bürgermeister) von Monrovia, sowie einen weissen amerikanischen Missionär, Rev. KELLOGG. Dieser, ein wie mir schien sehr beschränkter Kopf, war mit der fixen Idee behaftet, dass man im Innern Schätze von Gold finden müsse und empfahl uns dringend, doch ja den Flussand fleissig zu untersuchen. Ich suchte ihm jedoch auseinanderzusetzen, dass wir die Fauna des Landes als unsere Goldgrube betrachten und die Hebung der mineralogischen Schätze gerne einem Andern überlassen wollten. Auch machten wir Bekanntschaft mit Herrn DAVIS, dem Advokaten der holländischen und deutschen Faktorei, einem Ehrenmanne, den ich erst später schätzen gelernt habe, und der unter dem jetzigen Präsidenten, Dr. H. R. W. JOHNSON, Staatsminister geworden ist. Sehr willkommen war mir der Besuch des Herrn ANDERSON, eines stämmigen Vollblutnegers, der zu den wenigen Liberianern gehört, die das Innere ihres Landes theilweise durch eigene Anschauung nicht nur kennen gelernt, sondern ihre Reiseerlebnisse auch publizirt haben. Von seinen beiden grössern Reisen nach Musardu, einer Stadt etwa 50 geogr. Meilen von der Küste auf der Mandingo-Hochebene, hat er die erstere

ein in allen Tropengegenden sehr beliebtes, die Körpertemperatur herabsetzendes Getränk — angeboten. Ich hatte gerade einen auf unsere Unternehmung ausgebrachten Toast beantwortet und wollte mein Taschentuch auf dieselbe Weise gebrauchen, wie dies in Europa gewöhnlich nur in den Hundstagen geschieht, als zu meinem und aller Andern Entsetzen der Erstling meiner Sammelthätigkeit auf die unverschämteste Weise auf die Tafel sprang.

Unter wahrhaft homerischem Gelächter einer- und Blicken tiefer Abscheu andererseits wurde jedoch das Thier in eine auf meine Bitte herbeigeholte Conservebüchse geborgen, und die gesellige Unterhaltung hatte wieder ihren Fortgang, bis wir endlich spät in der Nacht von unserm gastfreundlichen Wirthe Abschied nahmen.

Gestützt auf unsere Empfehlungen von Seiten der holländischen Regierung hatte Herr WIGMAN, als stellvertretender holländischer Consul, gleich am Tage unserer Ankunft die Regierung von unserer Absicht benachrichtigt und für uns um eine Audienz ersucht. Nach erhaltener freundlicher Einladung besuchten wir in Begleitung Herrn WIGMAN's am nächsten Tage den Minister der auswärtigen Angelegenheiten (*Secretary of States*), Herrn G. W. GIBSON, einen frühern Geistlichen, auf seinem Arbeitszimmer in Governments Hall, und fanden bei ihm den Minister des Innern, Herrn Dr. BLYDEN, einen gelehrten Schwarzen [1], der als ausserordentlicher Botschafter von Liberia an verschiedenen Höfen Europa's gewesen war und wahrscheinlich der einzige Liberianer ist, der geläufig französisch spricht. Dieser freundliche Herr, über dessen Patriotismus die Ansichten seiner Mitbürger in den letzten Jahren sehr getheilt sind, gab mir, nachdem ich meine vorläufigen Reisepläne entwickelt, eine in arabischer Sprache geschriebene Empfehlung an den König von Boporo, einer Stadt an der untern Grenze der Mandingo-Hochebene, die ich später zu besuchen gedachte. Ueberhaupt wurden wir durch die liberianischen schwarzen Landesväter [2] sehr liebenswürdig empfangen.

---

[1]) Professor am Liberia College.

[2]) Präsident GARDNER konnte uns wegen Unwohlsein nicht empfangen.

Sie schienen an unserer Expedition grossen Antheil zu nehmen, denn es wurde uns nicht nur die Erlaubniss ertheilt, nach freier Wahl jede beliebige Gegend des Innern zu bereisen, sondern man versprach uns auch allen möglichen Beistand für den Fall von Differenzen mit den Eingebornen innerhalb der Grenzen Liberia's, sowie zollfreie Ein- und Ausfuhr unserer gesammten Ausrüstung, Vorräthe und Sammlungen. Herr WIGMAN bemerkte freilich später, dass wir besser thun würden, uns nicht allzusehr auf den Schutz der liberianischen Regierung zu verlassen, und spätere eigene Erfahrungen haben diese Warnung vollkommen gerechtfertigt.

Während der nächsten Tage machten und empfingen wir verschiedene Besuche, wobei es in der Regel sehr formell zugieng und die Etikette zu meiner Verwunderung auch nicht einen Augenblick ausser acht gelassen wurde, so dass man, wenn man die Augen schloss, sich in einem europäischen Salon wähnen konnte. Bei diesen Besuchen lernten wir unter andern den liberianischen Generalpostmeister WILES und den Friedensrichter KING kennen, den gegenwärtigen *Mayor* (Bürgermeister) von Monrovia, sowie einen weissen amerikanischen Missionär, Rev. KELLOGG. Dieser, ein wie mir schien sehr beschränkter Kopf, war mit der fixen Idee behaftet, dass man im Innern Schätze von Gold finden müsse und empfahl uns dringend, doch ja den Flussand fleissig zu untersuchen. Ich suchte ihm jedoch auseinanderzusetzen, dass wir die Fauna des Landes als unsere Goldgrube betrachten und die Hebung der mineralogischen Schätze gerne einem Andern überlassen wollten. Auch machten wir Bekanntschaft mit Herrn DAVIS, dem Advokaten der holländischen und deutschen Faktorei, einem Ehrenmanne, den ich erst später schätzen gelernt habe, und der unter dem jetzigen Präsidenten, Dr. H. R. W. JOHNSON, Staatsminister geworden ist. Sehr willkommen war mir der Besuch des Herrn ANDERSON, eines stämmigen Vollblutnegers, der zu den wenigen Liberianern gehört, die das Innere ihres Landes theilweise durch eigene Anschauung nicht nur kennen gelernt, sondern ihre Reiseerlebnisse auch publizirt haben. Von seinen beiden grössern Reisen nach Musardu, einer Stadt etwa 50 geogr. Meilen von der Küste auf der Mandingo-Hochebene, hat er die erstere

beschrieben in seinem Buche „*Narrative of a Journey to Musardu.*" Obschon er mir über das Innere, soweit ihm dasselbe bekannt war, bereitwilligst Auskunft gab, so konnte er mir über das Gebiet der Golah, die das Innere längs des St. Paul bewohnen, wenig sagen, da er dasselbe nicht aus eigener Anschauung zu kennen schien. Sehr werthvoll waren mir dagegen seine Mittheilungen über die Art des Reisens im Innern und über die vortheilhafteste Weise unserer Verproviantirung.

Schon gleich nach unserer Landung that ich mein Möglichstes, um über das Innere des Landes am St. Paulsflusse genaue Erkundigungen einzuziehen. Es stellte sich aber bald heraus, dass die Gegend nur so weit genauer bekannt war, als sie von liberianischen Ansiedlern bewohnt wird, und dass die ganze dahinterliegende Urwaldregion eine *terra incognita* sei. Wir wurden denn auch von verschiedenen Seiten ernstlich vor der „tollkühnen Unternehmung" gewarnt, Hab und Gut, ja vielleicht selbst unser Leben unter den räuberischen Eingebornen auf's Spiel zu setzen. Ich aber wollte um jeden Preis jene geheimnissvollen Gebiete untersuchen und kennen lernen, und da die trockene Jahreszeit schon bedeutend vorgerückt war, so entschloss ich mich, den Rest dieser für die Jagd in den Urwäldern einzig günstigen Zeit nicht unbenutzt verstreichen zu lassen und bereitete darum alles, so rasch es gieng, zu einem möglichst baldigen Aufbruch vor.

Wir hatten aus Europa vorsichtshalber eine doppelte Ausrüstung mitgebracht, die wir nun zum grossen Theile in Monrovia zurücklassen mussten. Mit dem grössten Eifer giengen wir nun an das Umpacken derselben und an das Zusammenstellen einer Ausrüstung, wie wir sie für unsern ersten, vorläufig auf drei Monate berechneten Jagdzug in das Innere nöthig erachteten.

Lebensmittel und Tauschartikel wurden uns durch die holländische Faktorei geliefert, und Herr Wigman sorgte so gut wie möglich für gangbare Sachen, wobei uns seine langjährige Erfahrung ausgezeichnet zu statten kam.

Unsere Art des Reisens musste nothwendigerweise eine andere sein, als diejenige geographischer Forschungsreisender, die den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit gewöhnlich darein verlegen, auf

anhaltenden Tagemärschen mit wenig Zeitverlust möglichst weit in das Innere unbekannter Gebiete vorzudringen. Auf derartigen Reisen, bei denen grosse Karawanen von Trägern nöthig sind, fällt gewöhnlich für den Zoologen sehr wenig ab, da bei dem unvermeidlichen Lärm und Halloh der Trägerkolonne alle Thiere sich scheu zurückziehen und ausserdem die Zeit zum Sammeln und Zubereiten gänzlich fehlt. Dies ist denn auch der Hauptgrund, wesswegen so manche geographische Forschungsreise in Afrika auf zoologischem Gebiete erstaunlich wenig Positives geleistet hat.

Von selbst ergab sich uns somit die Aufgabe, grosse Stationen von einer bis mehreren Tagereisen Entfernung zu machen, d. h. auf einem zu Jagdausflügen besonders geeigneten Platze für längere Zeit unser Zelt aufzuschlagen oder eine Hütte von Palmwedeln zu bauen und uns dort möglichst bequem und zweckmässig einzurichten. Der Transport unserer, zu längerm Aufenthalte im Innern nöthigen Ausrüstung erforderte jeweilen 30—40 schwarze Träger, die wir dann nach der Ankunft auf dem schon im Voraus gewählten Platze wieder entliessen, um nur unsere ständige Dienerschaft zurückzubehalten.

So viel wie möglich suchten wir zwar die Wasserstrassen zu benutzen, doch dies war gewöhnlich nur auf kurze Strecken möglich, da, wie später ausführlicher erwähnt werden wird, der Unterlauf der Flüsse verhältnissmässig nur kurz, der Mittellauf aber von Felsbänken durchsetzt ist, die jedes Vordringen zu Wasser, selbst in den dort gebräuchlichen Canoes, unmöglich machen. Im St. Paul beginnen z. B. die Stromschnellen schon bei 20 Meilen [1]) Abstand von der Küste, während wir schon 12 Meilen stromaufwärts zahlreiche unpassirbare Stromschnellen hinter uns hatten.

Trotz unserer Anstrengung, um baldmöglichst zum Aufbruch

---

[1]) Ich bediene mich fernerhin bei allen Abstandsangaben der in Liberia allgemein gebräuchlichen englischen Seemeile, die sich annähernd zu unsern Längenmaassen verhält wie folgt:

1 Meile = 1 Gradminute;
3 Meilen = 1 Wegstunde;
4 „ = 1 deutsche geographische Meile;
60 „ = 1 Grad.

beschrieben in seinem Buche „*Narrative of a Journey to Musardu.*" Obschon er mir über das Innere, soweit ihm dasselbe bekannt war, bereitwilligst Auskunft gab, so konnte er mir über das Gebiet der Golah, die das Innere längs des St. Paul bewohnen, wenig sagen, da er dasselbe nicht aus eigener Anschauung zu kennen schien. Sehr werthvoll waren mir dagegen seine Mittheilungen über die Art des Reisens im Innern und über die vortheilhafteste Weise unserer Verproviantirung.

Schon gleich nach unserer Landung that ich mein Möglichstes, um über das Innere des Landes am St. Paulsflusse genaue Erkundigungen einzuziehen. Es stellte sich aber bald heraus, dass die Gegend nur so weit genauer bekannt war, als sie von liberianischen Ansiedlern bewohnt wird, und dass die ganze dahinterliegende Urwaldregion eine *terra incognita* sei. Wir wurden denn auch von verschiedenen Seiten ernstlich vor der „tollkühnen Unternehmung" gewarnt, Hab und Gut, ja vielleicht selbst unser Leben unter den räuberischen Eingebornen auf's Spiel zu setzen. Ich aber wollte um jeden Preis jene geheimnissvollen Gebiete untersuchen und kennen lernen, und da die trockene Jahreszeit schon bedeutend vorgerückt war, so entschloss ich mich, den Rest dieser für die Jagd in den Urwäldern einzig günstigen Zeit nicht unbenutzt verstreichen zu lassen und bereitete darum alles, so rasch es gieng, zu einem möglichst baldigen Aufbruch vor.

Wir hatten aus Europa vorsichtshalber eine doppelte Ausrüstung mitgebracht, die wir nun zum grossen Theile in Monrovia zurücklassen mussten. Mit dem grössten Eifer giengen wir nun an das Umpacken derselben und an das Zusammenstellen einer Ausrüstung, wie wir sie für unsern ersten, vorläufig auf drei Monate berechneten Jagdzug in das Innere nöthig erachteten.

Lebensmittel und Tauschartikel wurden uns durch die holländische Faktorei geliefert, und Herr Wigman sorgte so gut wie möglich für gangbare Sachen, wobei uns seine langjährige Erfahrung ausgezeichnet zu statten kam.

Unsere Art des Reisens musste nothwendigerweise eine andere sein, als diejenige geographischer Forschungsreisender, die den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit gewöhnlich darein verlegen, auf

anhaltenden Tagemärschen mit wenig Zeitverlust möglichst weit in das Innere unbekannter Gebiete vorzudringen. Auf derartigen Reisen, bei denen grosse Karawanen von Trägern nöthig sind, fällt gewöhnlich für den Zoologen sehr wenig ab, da bei dem unvermeidlichen Lärm und Halloh der Trägerkolonne alle Thiere sich scheu zurückziehen und ausserdem die Zeit zum Sammeln und Zubereiten gänzlich fehlt. Dies ist denn auch der Hauptgrund, wesswegen so manche geographische Forschungsreise in Afrika auf zoologischem Gebiete erstaunlich wenig Positives geleistet hat.

Von selbst ergab sich uns somit die Aufgabe, grosse Stationen von einer bis mehreren Tagereisen Entfernung zu machen, d. h. auf einem zu Jagdausflügen besonders geeigneten Platze für längere Zeit unser Zelt aufzuschlagen oder eine Hütte von Palmwedeln zu bauen und uns dort möglichst bequem und zweckmässig einzurichten. Der Transport unserer, zu längerm Aufenthalte im Innern nöthigen Ausrüstung erforderte jeweilen 30—40 schwarze Träger, die wir dann nach der Ankunft auf dem schon im Voraus gewählten Platze wieder entliessen, um nur unsere ständige Dienerschaft zurückzubehalten.

So viel wie möglich suchten wir zwar die Wasserstrassen zu benutzen, doch dies war gewöhnlich nur auf kurze Strecken möglich, da, wie später ausführlicher erwähnt werden wird, der Unterlauf der Flüsse verhältnissmässig nur kurz, der Mittellauf aber von Felsbänken durchsetzt ist, die jedes Vordringen zu Wasser, selbst in den dort gebräuchlichen Canoes, unmöglich machen. Im St. Paul beginnen z. B. die Stromschnellen schon bei 20 Meilen [1]) Abstand von der Küste, während wir schon 12 Meilen stromaufwärts zahlreiche unpassirbare Stromschnellen hinter uns hatten.

Trotz unserer Anstrengung, um baldmöglichst zum Aufbruch

---

[1]) Ich bediene mich fernerhin bei allen Abstandsangaben der in Liberia allgemein gebräuchlichen englischen Seemeile, die sich annähernd zu unsern Längenmaassen verhält wie folgt:

1 Meile = 1 Gradminute;
3 Meilen = 1 Wegstunde;
4 „ = 1 deutsche geographische Meile;
60 „ = 1 Grad.

in's Innere bereit zu sein, machten wir doch beinahe alle Morgen kleine Spaziergänge in die nächste Umgebung der Stadt, der man einen hohen landschaftlichen Reiz nicht absprechen kann. Besonders lohnend fand ich einen Gang in südöstlicher Richtung, wo die Stadt buchstäblich allmälig in den Hochwald übergeht. Je weiter man sich von dem Centrum der Stadt mit seinen stattlichen Häusern entfernt, je seltener und ärmlicher die menschlichen Wohnungen werden, desto üppiger, desto überwältigender wird das malerische Chaos von Busch und Baum, die ihre Aeste bis unter die Dächer, ja selbst durch die fensterlosen Lichtöffnungen strecken und die halb verfallenen Hütten der hier wohnenden, weniger begüterten Klassen in ein Meer von Grün beinahe versinken lassen. Ueberall herrscht der zwangloseste Wechsel aller Schattirungen, aller Abstufungen von den hellsten bis zu den dunkelsten Farbentönen. Herrliche Kokospalmen, umrankt von in voller Blüthe stehenden Caprifolien, ragen mit ihren Büscheln von 6—15 Fuss langen Wedeln hoch in die mit Wohlgerüchen geschwängerte Morgenluft hinein. Zahlreiche Orangen-, Limonen- und Guavenbäume mit ihren goldenen Früchten, Kaffeebäume, schöne Akazien mit zarten Fiedern, zahlreiche Bananenstauden mit ihren hellgrünen, über 10 Fuss langen Blättern und schweren Fruchttrauben geben dieser Landschaft einen eigenthümlichen Reiz und ein wohlthuendes Colorit, das noch gehoben wird durch die prachtvolle *Selaginella scandens*, die das von allen Seiten hereindringende Gebüsch mit einem moosgrünen Teppich überzieht und wie Guirlanden von den Aesten herunterhängt. Seltsame Blumen von den prachtvollsten Farben und theilweise wunderlichsten Formen, umschwärmt von farbenreichen Schmetterlingen und metallglänzenden, kolibriartigen Nectarinien, erhöhen noch den landschaftlichen Reiz. Nur riechen viele dieser Blumen — gerade die interessantesten — nicht, und den genannten Vögeln, den farbenprächtigsten Afrika's, fehlt grossentheils die Gabe des Gesanges.

Kaum hat man jedoch die letzte Hütte, den letzten verfallenen Steinwall, der den verwahrlosten Hausplatz von seiner Umgebung abschliessen soll, hinter sich, dann tritt man gleich auf schmalem Pfade, über dem sich undurchdringliches Buschwerk zusammen-

wölbt, wie durch das dunkle Thor einer Festung in den Wald hinein. Aber nur auf den durch jahrelangen Gebrauch tief ausgetretenen, vielfach verschlungenen Fusspfaden ist es möglich, vorwärts zu dringen. Alles Uebrige ist ein grosses Gewirre von hochstämmigen Bäumen, üppig wucherndem Unterholz und alles zu einem grossen Gewebe vereinigenden Schlingpflanzen.

Während der Nordabhang des Vorgebirges ziemlich steil zum Flussufer abfällt, ist der südliche Abhang annähernd eine englische Meile breit und senkt sich fast unmerkbar allmälig zum Strande ab. Auf diesem breiten Südabhang befindet sich der sehr ausgedehnte Begräbnissplatz (*grave-yard*) Monrovia's, mit vielem Buschwerk und nicht sehr grossen, einzelstehenden Bäumen, zwischen denen man ab und zu bedeutende Gruppen von Gräbern, theils mit kostbaren Grabmälern von Stein und Eisen antrifft. Die meisten Gräber sehen sehr verwahrlost aus, viele aus Eisen construirte Kreuze und Einfriedigungen sind dem Rost erlegen, und nur die steinernen Grabmäler sind verhältnissmässig gut erhalten. Wie mancher Weisse, der jung und strotzend von Kraft hieherkam, den Kopf voll hochfliegender Pläne, hat da schon seine letzte Ruhestätte gefunden!

Weiter hinab, an dem durch die Termiten zerfressenen, dem Einsturze nahen Galgen vorüber, schlängelt sich der Fusspfad, bald über Grasflächen, bald durch dichtes Gebüsch, dessen Zweige Einem beim Passiren in's Gesicht schlagen, hinab zum Strande, der wie ein breiter, hellgrauer Gürtel das Vorgebirge umzieht. Hie und da wird er durch Haufen vorgeschobener, kolossaler Felsmassen unterbrochen, gepeitscht durch die tosende Brandung, die sich an ihnen zu Schaum und Staub zerschlägt, in dem herrliche Regenbogen spielen.

Bedeutend höher als die Stadt, 240 Fuss über dem Meeresspiegel, steht auf dem westlichsten Vorsprunge des Vorgebirges der ziemlich primitive Leuchtthurm, der aber so wenig Licht verbreitet, dass die zufällig in der Nacht passirenden Dampfboote häufig die Rhede nicht finden und unbewusst vorbeifahren, bis sie dann in der Morgendämmerung sich nach der Configuration der Küste orientiren können. Ein Gang von der Stadt aus zu diesem Leuchtthurme hinauf ist in der Morgenfrische sehr angenehm, in

den heissen Tagesstunden aber geradezu eine Marter, da durch den beinahe schattenlosen Weg und die Ausstrahlung der warm gewordenen, im Wege liegenden Felsblöcke und grossen Platten die durch das Steigen hervorgerufene Körperwärme noch unendlich erhöht wird, so dass man herzlich froh ist, wenn Einem, oben angekommen, die kühlende Seebrise entgegenweht. Die Aussicht da oben, besonders in der kühlen Morgenfrische oder bei untergehender Sonne, ist sehr schön, da der Standpunkt ganz frei ist und von keiner andern Anhöhe überragt wird. Im Süden und Westen dehnt sich die weite, tiefblaue See aus, deren scheinbare Ruhe mit dem deutlich vernehmbaren Tosen der Brandung am Fusse des Hügels nicht recht übereinstimmt. Im Norden hat man gerade zu seinen Füssen die malerische Bucht von Monrovia, einzelne ausgedehnte Partien des Messuradoflusses, den sich durch Mangrovewälder hinschlängelnden Stockton Creek, eine Art natürlichen Kanals, der den Unterlauf des Messurado mit dem des St. Paul verbindet, und darüber hin das Hinterland, das, obwohl durch zahlreiche liberianische Ansiedler bewohnt, aus der Ferne wie ein grosser Wald aussieht, zu dem die unsichern Umrisse der weit landeinwärts liegenden blauen Berge einen gut abschliessenden Hintergrund bilden. Unmittelbar zu seinen Füssen aber, kaum 100 Fuss tiefer, überblickt der Beschauer die Hauptstadt Liberia's, die mit ihrer malerischen Staffage von grotesken Baumgruppen und verwildertem Gebüsch einen ungemein reizenden Eindruck macht, besonders in früher Morgenstunde, wenn die aufgehende Sonne die kraftstrotzende, thautriefende Natur mit ihren erwärmenden, goldigen Strahlen zu neuem Leben weckt. Die tropische Natur muss man, soll sie voll und ganz genossen werden, am Morgen nach Sonnenaufgang oder abends vor Sonnenuntergang sehen. Von morgens acht bis abends vier Uhr ist die Luft infolge der Hitze in beständiger, zitternder Bewegung. Alles ist wie in Dunst gehüllt, und die senkrechten Sonnenstrahlen machen es geradezu unmöglich, etwas in richtiger Beleuchtung zu sehen. Von Aussicht auf das Binnenland kann den Tag über nicht die Rede sein, da selbst auf kurzen Abstand schon die Landschaft sich in einen undurchdringlichen, grauen Schleier hüllt.

Die Umgebung des Leuchtthurms, dessen Feuer Dr. Zöller, der humoristische und talentvolle Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, scherzweise mit der brennenden Cigarre eines Liberianers verglichen hat, bietet nicht viel Interessantes, und ebensowenig einige nebenan in einer alten Batterie lose auf dem Boden liegende eiserne Feldschlangen, mit denen die Liberianer gelegentlich die Salutschüsse fremder Kriegschiffe erwidern.

Durch eine grosse, früher sehr gut unterhaltene, jetzt fast gänzlich von Strauchwerk überwucherte Kaffeeplantage gelangt man auf einem sehr holprigen Wege den nördlichen Abhang hinunter an die Bucht von Monrovia und, dieser landeinwärts folgend, an ein nahe der Stadt gelegenes Dorf, das einzig und allein von Krunegern bewohnt wird. Dieses Dorf, die sogenannte *Krootown*, bietet dem Neuling so viel Eigenartiges, noch nie Gesehenes, dass er sich im ersten Moment in eine andere Welt versetzt wähnt. Schon von ferne tönt dem Besucher ein wirres Summen, als wie von Menschenstimmen entgegen, ein Durcheinander von unverständlichen Lauten, das in demselben Grade zunimmt, als bei dem Nahen der Stadt die See mit dem Rauschen der Brandung zurückbleibt. Das dichte Buschwerk hält den Ort noch einen Augenblick verborgen, aber noch eine Biegung um eine Ecke herum, und wir stehen auf einmal in einem Gewirr von kleinen, eigenartig aussehenden Häuschen, zwischen denen wir, auf den mit peinlicher Sorgfalt rein gehaltenen freien Plätzen, halbnackte schwarze Männer und Frauen finden, erstere in süssem Nichtsthun den Tag verschlafend oder ihre kurzgestielte Thonpfeife rauchend, letztere ihre Aufmerksamkeit dem im Freien über dem Feuer stehenden Kochtopf widmend oder in hölzernen Mörsern Reis stampfend, während eine Schaar nackter Kinder sich spielend die Zeit vertreibt und beim Nähertreten des Weissen entweder Reissaus nimmt oder ihn auf einigen Abstand mit grossen, neugierigen Augen mustert. Dieses Dorf ist der Wohnplatz der sogenannten Kruneger, von denen später eingehender die Rede sein wird. Die Männer — unter dem Namen *Krooboys* an der ganzen Küste sehr wohl bekannt — sind meist Arbeiter und Bootsleute im Dienste der europäischen Faktoreien. Es ist Sonntag, und ein liberianischer Sonntag wird eben so streng

gehalten, wie in England oder Amerika. Warum sollte er auch nicht, in einem Lande, wo die Natur selbst schon einschläfernd auf den Organismus wirkt und wo man ziemlich allgemein dem Worte: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht" eine dem trägen Sinn der Bevölkerung entsprechende Deutung zu geben pflegt? Alle Faktoreien sind geschlossen, alle Geschäfte stehen still, der civilisirte Liberianer steckt sich in seinen Sonntagsschmuck und geht zur Kirche oder verträumt den Tag zu Hause. Auch der *Krooman* ist an diesem Tage frei und pflegt, obschon er sich mit seinem Fetischdienste dem Christenthum gegenüber bis jetzt „kühl bis an's Herz hinan" verhalten hat, der Sonntagsruhe mit einem Wohlbehagen und einer Würde, die einem guten Gläubigen alle Ehre machen würde.

Einer der anwesenden Männer kommt auf mich zu und reicht mir die Hand, mich in dem diesen Leuten eigenthümlichen Englisch einladend, in sein Haus zu treten und etwas auszuruhen. Ich bin über dieses etwas zudringliche Entgegenkommen des hosenlosen Gentleman nicht wenig erstaunt, da ich mich nicht erinnere, ihn je zuvor gesehen zu haben. Es stellt sich aber heraus, dass es *Jack after supper*, der Hauptmann (*headman*) des Bootes ist, mit den uns Herr Wigman von Bord holte. Wer sollte aber von einem Neulinge verlangen, dass er gleich ein Negergesicht von dem andern unterscheidet? Das ist geradezu unmöglich, und man hat auch später, nachdem man sich schon etwas gewöhnt hat, Verschiedenheit in den erst ganz gleich aussehenden Gesichtern zu finden, noch oft genug seine liebe Noth, ein einmal gesehenes, wenn auch noch so markantes Gesicht zwischen den vielen andern gleich wieder herauszufinden. Alle haben sie ja die gleiche Farbe, das gleiche platte, fettglänzende Gesicht, das gleiche von den Stirnhaaren bis auf die Nase reichende, dunkel blaugrüne Stammeszeichen, und an den Kleidern, d. h. an dem um die Hüften geschlagenen Taschentuche, den zahlreichen Elfenbein- und Kupferringen an den nackten Armen und Beinen und den Strumpfbändern, zu welchen regelmässig die Strümpfe fehlen, sind sie ebensowenig leicht zu erkennen.

Mit diesem meinem Cicerone also sah ich das Innere seiner Hütte genauer an. Alle diese Häuschen sind ungefähr nach

demselben Modell gebaut, nur das eine etwas grösser und comfortabler von Innen, das andere kleiner und ärmlicher. Alle haben eine rechteckige Form; das Dach, ähnlich wie unsere Strohdächer, aber aus Palmblättern hergestellt, ruht auf einem einfachen Gerüste von in den Grund gerammten Pfählen, und die vier Wände bestehen aus einem mattenartigen, sehr soliden Flechtwerke von der Rinde der grossen Palmblattschäfte. Eine nicht sehr hohe Thüröffnung, die des Nachts durch eine von innen vorschiebbare, starke Matte verschlossen werden kann, dient als Thüre und ist oft die einzige Oeffnung, die zugleich als Thüre, Fenster und Schornstein dienen muss. Besser eingerichtete Hütten besitzen freilich auch eine oder zwei, wenn auch noch so kleine, Fensteröffnungen, und in diese Kategorie gehörte auch diejenige, welche ich nun zu betreten die Ehre hatte. Sie war von innen vertheilt in einen Wohnraum und ein Schlafkabinet. In dem grossen Wohnraume sah es kahl genug aus. Keine Matte bedeckte den aus festgestampftem Lehm bestehenden Fussboden, und ausser einigen halben Stücken Rundholz, die den Tag über als Stühle, des Nachts als Kopfkissen dienen, war kaum etwas zu sehen, als ein Häufchen Asche mitten im Raume, das die bei Regen immer, bei schönem Wetter nur des Nachts benutzte Feuerstätte andeutete. Im Schlafraume, der jedoch nur durch den Herrn des Hauses mit einer seiner Gemahlinnen benutzt wird, herrschte jedoch ein für die Verhältnisse dieser Leute ganz bedeutender Comfort. Ein ungemein zierlich aus Palmwedelstielen konstruirtes Bettgestell, mit saubern Matten und inländischen, schweren Baumwollstoffen bedeckt, wurde mir als Ruhebank angewiesen. An den Wänden standen einige sorgfältig verschlossene Kisten und Koffer, die Vorräthe und Schätze des Hausherrn enthaltend, und im Lichte der zierlich eingefassten Fensteröffnung fand ich, dass der Mann auf kunstsinnige Weise seine vier Wände mit Bilderbogen aller Art bekleidet hatte, wobei mir eine stark ausgesprochene Vorliebe für schöne, etwas tief decolletirte weisse Damen nicht entgehen konnte. Der gute Mann, wer könnte ihm diese Marotte übel nehmen? Doch auch diese Dekoration ist seither (1883) in einem grossen Brande, der die ganze Krootown in Asche legte, zu Grunde gegangen.

Die ganze Stadt hat jetzt ein anderes Aussehen. Die Häuschen sind schöner und solider wieder aufgebaut, aber nicht mehr in der frühern malerischen Unordnung, sondern nach einem bestimmten Plane in langen, geraden Reihen, zwischen denen sich breite Gassen hinziehen. So ist die Krootown nun wirklich ein Städtchen geworden, das durch den Neubau viel gewonnen hat; aber ein gewisser Zauber, der malerische Reiz, hat darunter gar sehr gelitten, obschon die Leute dieselben geblieben sind und nach wie vor ein Leben voll paradiesischer Unschuld zu führen scheinen.



Haus in Krootown bei Monrovia.

Ein ähnliches Krudorf, das ich an einem der folgenden Tage zu besichtigen die Gelegenheit hatte, liegt gegenüber Monrovia am andern Ufer des Messuradoflusses, wo auch das WOERMANN'sche Kohlenmagazin sich befindet. Während die Krootown bei Monrovia die holländische Faktorei mit Arbeitern und Bootsleuten versieht, bezieht die WOERMANN'sche die ihrigen fast ausschliesslich aus der andern, die darum auch wohl die deutsche

Krootown genannt wird. Sie ist jedoch weniger gross und jetzt ebenfalls neu gebaut, da sie mit dem dazu gehörigen Grund und Boden — sie lag ganz nahe an der Mündung des Flusses, auf dem sogenannten *Kroo-point* — vor ein paar Jahren durch eine Sturmfluth, welche die Barre vor der Flussmündung durchbrochen, weggeschlagen wurde. Nahe bei diesem zweiten Krudorfe, etwas mehr landeinwärts bei der Mündung des Stockton Creek, liegt Veytown, die Residenz des einflussreichen Königs Vey-John (sein englischer Name ist John Gray). Dieses Dorf macht jedoch durchaus nicht den Eindruck einer fürstlichen Residenz, sondern ist ein recht armseliges Nest von einigen kleinen, meist kreisrunden und ovalen Hütten, deren Wände entweder aus Palmblattschäften oder mit Thon beschmiertem Flechtwerk (sogenanntem Wickelwerk) bestehen, auf denen das konische, aus Palmblättern construirte Dach sitzt. Da die Bauart und innere Einrichtung der Häuser des Veystammes im ethnographischen Theile ausführlicher behandelt werden wird, so unterlasse ich an dieser Stelle eine eingehende Schilderung. König Vey-John, den wir bereits früher in Monrovia kennen gelernt hatten, ist ein grosser, starker Mann von mittlerem Alter, der trotz seinem süsslich einfältigen, nichtssagenden Gesichte ein sehr geriebener Schlaukopf ist, den man sich seines bedeutenden Einflusses wegen (er ist ein Glied der später zu erwähnenden, grossen Familie Gray) gern zum Freunde hält. Er trug als Zeichen seiner Würde einen rothen Fez, wie sie in den Faktoreien verkauft werden, und über seine Schultern ein talarartig bis zu den Knieen herabhängendes, ärmelloses Hemd von inländischem, gestreiftem Baumwollzeug, den sogenannten *Country-gown*, und nahm schmunzelnd die zwei Flaschen Bier in Empfang, die ich ihm als Geschenk aus der Faktorei mitgebracht. Seine Kleidung ausgenommen, zeichnete er sich äusserlich in nichts vor seinen halbnackten Unterthanen aus, und auch sein Palast stach nicht von den ihn umgebenden, armseligen Hütten ab. Sein Reichthum und sein Stolz sind seine zahlreichen Frauen und Kinder, von denen erstere im ganzen Gebiete des Veystammes zerstreut sind und ab und zu auf einer Rundreise besucht werden. Von ihm hatte Herr Wigman drei seiner Söhne, grosse, starke Kerle von 18—24 Jahren, von denen der eine

schon zwei, der andere sogar drei Frauen sein eigen nannte, für uns als ständige Bediente gemiethet, jeden für sechs Dollars nebst Kost per Monat. Der eine, PETER, sollte uns als Koch und Hausjunge, die zwei andern, FRANK und THOMAS, als Jagdburschen dienen. Die Besoldung wurde regelmässig alle Monate durch den Vater auf der holländischen Faktorei in Empfang genommen. VEY-JOHN macht auf diese Weise ein ganz bedeutendes Geschäft, da er nicht nur seine eigenen Söhne und Sklaven, sondern auch Söhne und Töchter seiner Unterthanen als Bediente und Arbeiter an Weisse und Liberianer vermiethet und dabei ganz bedeutende Prozente der bedingten Löhnung als Provision in seine eigene Tasche steckt [1]).

An einem der letzten Tage machten wir mit unsern neuen *boys* — in Liberia allgemein üblicher Name für Bediente jeden Alters, also nicht mit „Knabe" zu übersetzen — eine Flussfahrt den Messurado hinauf [2]) nach der etwa 12 *miles* flussaufwärts gelegenen liberianischen Niederlassung Paynesville. Es kostete erst einige Mühe, um in dem schmalen, aus einem Baumstamme gehöhlten Canoe das Gleichgewicht zu bewahren, doch gewöhnten wir uns sehr rasch daran. Es machte den *boys* offenbar viel Vergnügen, uns durch ihre Kraft und Gewandtheit im Rudern zu imponiren, und so flog denn das leichte Fahrzeug unter den taktmässigen Schlägen der tief eingesetzten, schaufelförmigen Ruder wie eine Windsbraut über die glatte Wasserfläche hin. Bald lag Monrovia einerseits und das buschbedeckte *Perseverance Island* — eine kleine, als erster Wohnplatz der Gründer Liberia's historisch gewordene Insel mitten im Flusse — andererseits, hinter uns. Der stellenweise wohl $\frac{1}{4}$ *mile* breite Fluss hat kein merkbares Gefälle und zieht sich, zahlreiche Windungen bildend, in ostwestlicher Richtung dem Fusse des dem Westende zu stets höher werdenden Vorgebirges gleichen Namens entlang. Die Fluth der See ist flussaufwärts bis an den Ursprung bemerkbar, und demzu-

---

[1]) Die grössten Gewinne hat er jedenfalls mit der Lieferung von *boys* an die Panamakanal-Gesellschaft erzielt, welche wiederholt ihre Agenten zur Anwerbung von eingebornen Arbeitern nach Liberia sandte. Auch in Grand Cape Mount wurden zahlreiche Veyneger zu diesem Zwecke angeworben.

[2]) Siehe die Textillustration am Anfange dieses Capitels.

III.



MONROVIA.

MESSURADO RIVER, PERSEVERANCE ISLAND
UND STOCKTON CREEK.

folge sind seine Ufer, besonders das flachere linke, stellenweise mit Pandanus (*P. candalabrum*), hauptsächlich aber mit dichtem Mangrovewald bestanden, dessen weit über das Wasser hinausreichende Aeste mit den dicken, Tauen gleich in das Wasser herabhängenden Luftwurzeln jede Landung unmöglich machen. Das thierische Leben war nicht gerade reich zu nennen, denn ausser einigen Schwalben — unsere gewöhnlichen Rauchschwalben (*Hirundo rustica*), die ihre Winterquartiere hier bezogen hatten — ein paar Seeadlern und schönen Eisvögeln, welche letztere hier sehr unverdienterweise diesen Namen tragen, war nichts Nennenswerthes zu sehen. Man hatte uns freilich versichert, dass Krokodile dem Flusse entlang häufig gesehen würden, aber trotz scharfen Auslugens war keines dieser gefürchteten Thiere zu erblicken. Gegen Mittag legten wir in Paynesville an und erfrischten uns an einer Kürbisschale voll frischen Palmweins, der uns vortrefflich mundete. Hierauf wurden wir durch einen neben dem Landungsplatze wohnenden Pflanzer freundlich aufgenommen und in seinem ländlich einfach eingerichteten Hause gastfreundlich bewirthet, wobei wir zum erstenmale mit einem dort sehr beliebten inländischen Gerichte, *Tomboy* genannt, Bekanntschaft machten. Nachdem wir ein paar Stunden, während der grössten Mittagshitze, ausgeruht und uns die durch zahlreiche liberianische Farmersfamilien bewohnte, savanenartige Umgebung etwas angesehen, kehrten wir wieder zur Stadt zurück, wo wir gegen Dunkelwerden wohlbehalten anlangten.

Wir waren nun allmälig mit unsern Vorbereitungen zu dem geplanten Jagdzuge zu Ende gekommen. Um für diesen einen direktern Ausgangspunkt zu gewinnen, hatten wir auf Anrathen des Herrn Wigman beschlossen, mit unserer Bagage vorläufig zu Wasser nach der Mühlenburg-Missionsstation am rechten Ufer des St. Paul, in der Nähe der ersten Wasserfälle, zu ziehen, wo Rev. D. A. Day als Missionär einer amerikanisch-lutherischen Gesellschaft residirt. Um genannten Herrn von unserer Ankunft zu benachrichtigen und ihn um freundliche Unterstützung unserer Unternehmung zu bitten, hatten wir zwei unserer *boys* per Canoe an ihn abgesandt und sahen nun mit Verlangen ihrer Rückkunft entgegen.

Bevor ich jedoch meine freundlichen Leser bitte, uns auf unserm ersten Jagdzuge in's Innere zu begleiten, dürfte es erwünscht sein, etwas vorzugreifen und eine allgemeine Uebersicht über oro- und hydrographische, geologische, klimatologische und gesundheitliche Verhältnisse des Landes zu geben, wodurch das Verständniss der nachfolgenden Reiseskizzen erleichtert und allzuhäufiges Abschweifen von meinem Thema am leichtesten vermieden werden kann.

III.

Allgemeiner Charakter des Landes.



Felsige Küste mit Brandung.

Bodengestaltung: Geographische Lage. — Küstenlinie und Vorgebirge. — Sumpfgürtel und Grassteppen. — Hügelland. — Die Hochebene. — Das Konggebirge. — Geologisches: Eisenhaltiger Thon. — Felsformationen. — Laterit. — Waschgold. — Kupfer. — Bewässerung: Ursprung und Lauf der Flüsse. — Ihr Nutzen als Verkehrswege. — Die *Creeks*. — Das Canoe als Transportmittel. — Jahreszeiten: Allgemeines. — Die Trockenzeit (Winter). — Uebergang zur Regenzeit (Frühling). — Die Regenzeit (Sommer). — Uebergang zur Trockenzeit (Herbst). — Klima und Gesundheitszustand: Die Temperatur und ihr Einfluss auf die Gesundheit der Weissen — Ueber Akklimatisation. — Verdauungsstörungen. — Gallenfieber und Gelbsucht. — Dysenterie. — Sonnenstich. — Die Sumpffieber (Malaria). — Degeneration des Blutes. — Hydrops. — Hautwunden und Geschwüre. — Die *prickly heat*. — Mosquiten. — Der Sandfloh.

Liberia bildet, wie ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt, einen Theil der Westküste des tropischen Afrika, speziell von Oberguinea, wie die Küstenstrecke von Sierra Leone bis zum

Kamerun hinunter genannt wird. Früher, vor der Gründung der Republik, war das Land jedoch allgemein unter dem Namen Pfefferküste bekannt, nach dem dort wachsenden sogenannten Guineapfeffer (*Amomum granum paradisi* Afzel.). Im Nordwesten grenzt das Land an die englische Colonie Sierra Leone, im Südosten an die Elfenbein- oder Zahnküste, während gegen das Innere hin seine Grenzen wohl auf der Karte, in Wirklichkeit aber nichts weniger als genau bestimmt sind.

Die in nordwest-südöstlicher Richtung laufende, ziemlich gerade Küstenlinie ist durchgehends ein nur wenige Meter über die See erhabener, sandiger Strand, hinter dem sich eine meist sehr niedrige, oft felsige Bodenerhebung hinzieht. Diese Küstenlinie wird unterbrochen durch die vielen aus dem Innern kommenden Flüsse, sowie durch mehrere in Form und Beschaffenheit einander sehr ähnliche Vorgebirge, die alle in westlicher oder nordwestlicher Richtung in die See hinausragen und hinter ihrem Nordabhange mehr oder weniger bedeutende Meerbusen bilden, welche den einlaufenden Schiffen gute Ankerplätze bieten. Die bedeutendsten dieser Vorgebirge haben steile Süd- und Westabhänge mit vorgeschobenen Felsköpfen, an denen sich die schwere Brandung tosend bricht. In jeder dieser durch die Vorgebirge gebildeten Buchten finden sich regelmässig mehrere (meist drei) Flussmündungen zusammengedrängt [1].

Direkt hinter dem erwähnten Strandwalle liegt ein breiter Sumpfgürtel, der hie und da mit Grassteppen von oft bedeutender Ausdehnung abwechselt. Diese Sumpfregion, gar nicht oder kaum höher als die See gelegen und vor dieser nur durch den Strandwall geschützt, ist ausser den Flussläufen kreuz und quer durchzogen von tiefen und oft sehr breiten, stillen, schwarzen Wasserstrassen, den sogenannten *Creeks*, die sich oft zu bedeutenden Wasserflächen erweitern. Zur Zeit der Fluth stehen sie zum grossen Theile, und während der Regenzeit anhaltend, unter Wasser; sie sind mit dichtem Mangrovegebüsch bedeckt, das durch die von den Aesten niederhängenden Luftwurzeln das

---

[1]) Ein Versuch, diese Eigenthümlichkeit zu erklären, findet sich im 14. Capitel.

Aussehen eines auf Millionen von Stelzen stehenden Waldes erhält.

Grosse Landzungen und Inseln von höhergelegenem Land sind jedoch in dieser Sumpfregion nicht selten, und diese sind entweder das ganze Jahr hindurch oder wenigstens während der Trockenzeit von Eingebornen bewohnt, die dort ihren Reis bauen, Palmöl bereiten und dem Fischfang obliegen.

Mit dem landeinwärts allmälig steigenden Boden verschwinden Sumpf und Grassteppe und machen einem fertilen Ackergrunde Platz, welcher der Hauptsache nach aus einem stark eisenhaltigen Thon besteht, der ganz besonders dem Kaffeebaum zuzusagen pflegt. Dieser Landstrich, gegen die Küste hin flach auslaufend, wird landeinwärts immer hügeliger und hat selbst Erhebungen aufzuweisen, die mit vollem Rechte das Prädikat eines Berges oder Bergzuges verdienen. Dieses Gebiet ist ziemlich dicht durch Eingeborne und, wenn auch nur den Wasserstrassen entlang, durch aus Amerika herübergekommene, schwarze Ansiedler bewohnt, welche Letztere hier ihre Kaffee- und Zuckerpflanzungen angelegt haben.

Die mehr bergige Gegend nach dem Innern hin ist verhältnissmässig nur schwach bevölkert und der weite Urwald nur stellenweise etwas gelichtet, um einem ärmlich aussehenden Dorfe von Eingebornen mit seinen umliegenden Reis- und Maniokfeldern Platz zu machen.

Hinter diesem mehrere Tagereisen breiten, waldbedeckten und wohlbewässerten Hügellande beginnt eine weite, weidereiche Hochebene, die sogenannte Mandingofläche. Diese letztere ist jedoch nicht aufzufassen als eine unabsehbare Grassteppe, sondern eher als eine wohlundulirte, selbst mit hohen Hügeln durchsetzte Hochebene, aus der sich 10—20 Tagereisen weit im Innern die langen, querdurchbrochenen Züge des sogenannten Konggebirges [1]) erheben um die Hochebene und somit die Quelländer der liberianischen Flüsse von dem ausgedehnten Stromgebiete des Niger zu scheiden.

---

[1]) Eigentlich ein Pleonasmus, da in der Sprache der Mandingo „Kong" gleichbedeutend ist mit Berg.

Ueber die geologischen Verhältnisse des Landes weiss ich nur wenig mitzutheilen, da die zoologischen Untersuchungen meine volle Zeit in Anspruch nahmen und ich mich nicht in dem Maasse mit geologischen Studien beschäftigen konnte, wie ich wohl gerne gewollt hätte.

Wie bereits angedeutet, besteht der Boden des ganzen höhergelegenen Gebietes aus einem stark eisenhaltigen, rothen Thon. Dieser enthält in bedeutender Menge Gerölle von Erbsen- bis Wallnussgrösse, die in Form und Gewicht durchaus den Eindruck von Bohnerz machen. Selbst die höchsten Hügel sind mit dieser Thonerde bedeckt, die ohne Zweifel als das Verwitterungsprodukt der Gesteinsmassen betrachtet werden muss, welche den Kern dieser Hügel bilden. Ein flüchtiger Blick, den ich auf meiner Heimreise bei einem Besuche in Sierra Leone auf die dortigen geologischen Verhältnisse werfen konnte, hat mir dasselbe Bild gezeigt. Auch dort sehen die Strassen infolge des eisenhaltigen Thones ganz roth aus.

Eigenthümlich ist auch die in beinahe allen Tropengegenden vorkommende, unter dem Namen Laterit bekannte Gesteinsart, die als eine dicke, poröse Kruste die zu Tage tretenden Felspartien bedeckt und jedenfalls ihre Entstehung einer Umwandlung des unterliegenden Gesteins durch meteorologische und chemische Einflüsse zu danken hat.

Mit Rücksicht auf die bisherige gänzliche Unbekanntheit der geologischen Verhältnisse Liberia's dürfte es am Platze sein, meine mitgebrachten Gesteinsproben, soweit dieselben makroskopisch bestimmt werden konnten, hier anzuführen, und zwar in einer Reihenfolge, die im Westen beginnt und nach Osten hin fortschreitet.

1. Gabbro, aus einem Steinbruch am Nordabhang des Cape Mount-Gebirges, bei meiner Jagdstation in Robertsport.

2. Quarzitgerölle, reich an weissem Glimmer, aus einem Bergbache desselben Gebirges.

3. Amphibolit, von den Stromschnellen der St. Paul bei meiner Jagdstation Bavia.

4. Gerölle von wasserhellem Quarz, von derselben Lokalität.

5. Grünstein, aus einem Steinbruch am Nordabhang (nahe dem Rücken) des Vorgebirges Messurado[1]).

(N. B. Dr. Lenz (Verh. der. k. k. Reichsanstalt, 1878, p. 2, will in Monrovia Gabbro angetroffen haben).

6. Felsstück, worin eine Druse mit vielem Kupfer auf Kalkspath, aufgelesen auf dem Rücken des nämlichen Vorgebirges, nahe dem Fundorte von N° 5.

7. Schwammartig durchlöcherter Laterit, vom Rücken des Vorgebirges Messurado.

8. Magneteisenerz in kleinen Krystallen, aus dem Hinterlande des Junk Rivers.

9. Grobkörniger Glimmerschiefer, aus dem Pessy-Lande, mit grossen Blättern von hellem Kaliglimmer.

10. Glimmerreicher Flussand, aus dem Du Queah River.

11. Grauer Gneiss aus einer felsigen Waldschlucht bei Hill Town am Du Queah River, in nackten, Cascaden bildenden Querriegeln, die von SW. nach NO. streichen und nach SO. fallen.

12. Conglomerat, bestehend aus glimmerreichen, abgerollten Knollen, die in einer eisenharten, ebenfalls glimmerreichen Cementmasse eingebacken sind, vom Du Queah River oberhalb Bapua's Town, wo er hohe Steilufer bildet. Die Abstammung dieses Gesteins ist nicht festzustellen.

13. *a*) Schieferiger Quarzit, *b*) grobkörniger Quarzit, in Thon, wahrscheinlich dem Verwitterungsprodukt von Gneiss, eingebettet, vom nordöstlichen Fusse des sogenannten *Saddle Hill* am Du Queah River.

14. Grauer Gneiss von den Stromschnellen und dem ersten Wasserfall des Du Queah. Die Schichten streichen WNW. OSO., fallen SSW. und sind ziemlich steil aufgerichtet.

15. Grauer Gneiss mit rothen Granaten, von Felsen hinter Fishtown (Grand Bassa).

---

[1]) Dr. Bernhard Schwarz, der seiner Zeit auf der Durchreise Monrovia besuchte und nachher im „Ausland" an der Hand eigener Beobachtungen und meiner „*Mededeelingen over Liberia*" eine Reihe von Artikeln über Liberia veröffentlichte, will am Fusse des Vorgebirges Messurado „schwarze Basaltblöcke" (!) gesehen haben. (Ausland 1888, p. 95).

16. Hornblendereicher Gneiss, von den in die See vorspringenden Felsen bei Bassa Cove, Fishtown.

N. B. Herr G. GÖRICH in Breslau[1]) will in Grand Bassa, wo er Gelegenheit hatte, Bootsballast zu untersuchen, Olivin-Diabas gefunden haben. Da zwischen diesem Platze und River Cess, von woher ich selbst Diabas mitbrachte, ein reger Bootverkehr besteht, möchte genannter Ballast wohl von letzterem Platze abkünftig sein.

17. Grauer Gneiss, von der zweiten Stromschnelle des St John.

18. Glimmerarmer Gneiss (feinkörniges Aggregat von Feldspath und Quarz mit wenig Magnesiaglimmer, deutlich geschichtet) TOM WILL's Town, Little Culloh.

19. Körniger Grünstein (Diabas?), von den Felsen der Küste bei River Cess.

20. Gneiss, zum Theil sehr grobkörnig, vom ersten Wasserfalle des Sinoe Rivers.

Es findet sich also hier eine archäische Formation von vorherrschend grauen Gneissen, zum Theil mit Granaten, mit eingelagerten, grobkörnigen und schieferigen Quarziten, untergeordnet Glimmerschiefer und schieferige Amphibolite. Daneben kommen Eruptivgesteine vor, vermuthlich Diabas und Gabbro. Ob die Eruptivgesteine (Grünsteine) die Gneissformation, deren Schichten überall stark (am Cap Palmas sogar senkrecht) aufgerichtet sind, durchbrochen haben, oder ob sie ihr als Lager eingeschaltet sind, lässt sich nicht entscheiden. Als Verwitterungsprodukte aller dieser Eruptivgesteine kommen weit verbreitet Laterite vor. Das Kupfererz mit Kalkspath (N° 6) dürfte aus einem in Diabas aufsetzenden Gange abkünftig sein. Da die an den Fällen verschiedener Flüsse gesammelten Gesteine fast ausschliesslich Gneisse sind, so darf mit einiger Sicherheit angenommen werden, dass auf einen gewissen Abstand von der Küste, und mehr oder weniger parallel mit dieser Letztern, Gneissbarrieren sich hinziehen, über welche die Flüsse sich hinunterstürzen.

Mit Ausnahme von Eisen[2]) wird in Liberia kein Mineral

---

[1]) Beiträge zur Geologie von Westafrika, Zeitschrift der deutschen Geologischen Gesellschaft, 1887, p. 116.

[2]) Näheres über dessen Gewinnung und Verarbeitung später.

gewonnen. Das Gold, welches nach den Angaben des liberianischen Reisenden ANDERSON auf der Mandingoebene, in Buley und an andern Orten, gefunden wird[1]), gelangt nicht mehr wie früher nach Monrovia, sondern geht schon seit Jahren die westliche Handelsstrasse nach Sierra Leone. Das Muttergestein dieses Metalls, wie vielleicht auch dasjenige des Kupfers, dürfte ein alter Quarzit sein, dessen Vorkommen ich an verschiedenen Lokalitäten constatiren konnte.

Petrefactenführende Gesteine habe ich nirgends angetroffen.

Der ganzen Bodengestaltung entsprechend ist die Erscheinung der Wasserläufe. Eine bedeutende Zahl der liberianischen Flüsse, selbst solcher von ansehnlicher Breite, entspringt in der waldbedeckten Hügelregion, wird durch zahllose, klare Waldbäche genährt und durchschleicht in trägem Laufe, grosse Krümmungen bildend, den Sumpfgürtel, um hinter grossen Sandbänken (Barren) eine verhältnissmässig geringe Wassermasse dem Meere zuzuführen. Die Mehrzahl dieser Gewässer führt nur während der Regenzeit eine bedeutende Wassermenge in das Meer ab; in der Trockenzeit versandet gewöhnlich ihre Mündung gänzlich, so dass man trockenen Fusses dem Strande entlang von einem Ufer zum andern gelangen kann. Andere Flüsse, ebenfalls nicht in geringer Zahl, kommen aus der Hochebene, einige, wie der St. Paul, St. John und der Cavally River, wahrscheinlich sogar aus den Thälern des Konggebirges herunter. In raschem, vielfach durch Wasserfälle und Stromschnellen unterbrochenem Laufe durcheilen sie das Hügelland und treten dann als breite, ansehnliche Ströme in das flache Tiefland hinaus, um in langsamem Laufe, der durch die weit hinauf bemerkbaren Gezeiten bedeutend beeinflusst wird, dem Meere zuzuströmen. In den Sumpfgürtel eingetreten, erweitern sie sich oft zu grossen Wasserbecken und stehen vielfach durch die das Sumpfgebiet durchziehenden Creeks in gegenseitiger direkter oder indirekter Verbindung, so dass man oft zu Wasser aus einem Flusse in den andern gelangen kann, ohne den Umweg zur See, der infolge der schweren Brandung stets einigermassen gefährlich ist, machen zu müssen.

---

[1]) ANDERSON, Journey to Musardu, p. 101.

Alle liberianischen Flüsse bilden bis mehr oder weniger weit in die Hügelregion hinein gute Wasserstrassen für Ruderboote, und würden selbst für kleinere Dampfboote mit nicht allzu bedeutendem Tiefgange auch in der Trockenzeit passirbar sein. Das gewöhnlichste und beliebteste Fahrzeug der Liberianer ist das Canoe (Einbaum), in dem man jeweilen bis an den Fuss der ersten Stromschnellen gelangen kann. Die Länge des Unterlaufes der liberanischen Flüsse ist sehr verschieden. Während im St. Paul die ersten, oder besser gesagt, die letzten Stromschnellen nur 20 Meilen von der Küste entfernt sind, können andere viel weiter hinauf, der Cavally River sogar bei 60 Meilen, in Canoes befahren werden. Da diese Wasserstrassen in Liberia zugleich die einzigen Verkehrswege sind, so haben die aus Amerika eingewanderten farbigen Ansiedler (Liberianer) namentlich die Ufergegenden an den fahrbaren Unterläufen in Besitz genommen, den Wald ausgerodet und Niederlassungen gegründet.

Wie alle Tropenländer hat auch Liberia seine Trocken- und seine Regenzeit. Die Trockenzeit fällt zusammen mit dem nordischen Winter, die Regenzeit mit unsern Sommermonaten. Da die schweren tropischen Regen stets dem höchsten Stande der Sonne folgen, so hat die Gegend unter dem Aequator und in dessen unmittelbarer Nähe jährlich zwei Regenzeiten, nämlich jeweilen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Frühling und Herbst, und demgemäss auch zwei Trockenzeiten, von denen die eine mitten in unsern Winter, die andere mitten in unsern Sommer fällt. Unter den beiden Wendekreisen dagegen, wo die Sonne je einmal im Jahre senkrecht steht, hat man dementsprechend auch nur eine Regen- und eine Trockenzeit. Unter dem Wendekreise des Krebses (23½° N. B.) fällt somit die Regenzeit mit dem Sommersolstitium (unserm längsten Tage) zusammen und ist sie ziemlich kurz, während die grössere andere Hälfte des Jahres die Trockenzeit bildet. Selbstverständlich findet unter dem Wendekreise des Steinbocks gerade das Umgekehrte statt und fällt dort die Regenzeit in unsern Winter, die grosse Trockenzeit aber in unsern Sommer.

Nun erreicht die Sonne in Liberia, infolge der geographischen Lage des Landes zwischen 4°20′ und 7° N.B., ihren höchsten Stand

ungefähr um Mitte April und gegen Ende August, in zwei einander so naheliegenden Zeitpunkten, dass die zweite Regenzeit, mit der Rückkehr der Sonne vom nördlichen Wendekreise, bereits einsetzt, bevor die erste noch ganz zu Ende ist. Man spricht daher in Liberia nur von einer Regen- und einer Trockenzeit, obschon die Regenzeit gewöhnlich durch eine Reihe von schönen Tagen, die man die kleine Trockenzeit nennen könnte, unterbrochen wird. Man darf aber die grosse, in unsern Winter fallende Trockenzeit nicht als völlig regenlos auffassen, da dieselbe ebensogut ihre Regengüsse, wie die Regenzeit, auch abgesehen von der kleinen Trockenzeit, ihre trockenen Tage hat. Beide Jahreszeiten sind getrennt durch kurze, gewitterreiche Uebergangsperioden, die Zeit der Tornados[1]) genannt, welche unserm Frühling und Herbst entsprechen. Obschon also eigentlich zwischen den beiden Jahreszeiten keine scharfen Grenzen bestehen, so wird doch allgemein angenommen, dass die Trockenzeit um Mitte November oder Anfang Dezember beginne und mit Ende April abschliesse. Dieselbe würde somit fünf, die Regenzeit aber sieben Monate des Jahres in Anspruch nehmen.

Während der ersten Hälfte der Trockenzeit weht ein Alles austrocknender, besonders während der Nacht und des Morgens für dieses Klima empfindlich kalter Landwind, der sogenannte Harmattan, mit bedeutender Heftigkeit, und es fällt während dieser Zeit so gut wie kein Regen. Wohl aber ist die Luft mit feinen Sand- und Staubtheilchen erfüllt, die aus den nördlicher gelegenen Hochflächen herübergeweht werden. Unter dem Einflusse des Harmattan trocknen die Sümpfe theilweise aus, die Creeks und Waldbäche werden kleiner, die ausgetretenen Flüsse ziehen sich in ihr Bett zurück und das Wasser derselben, in der Regenzeit trübe und gelb, wird hell und klar. Die nasse Erde giebt eine erstaunliche Menge von Wasserdampf ab, der sich in den kalten Nächten als Nebel und Thau niederschlägt, so dass der Jäger jeden Morgen, nach kurzem Marsche durch Gras und Busch, wie von Regen triefend nach seiner Hütte zurückkehrt.

---

[1]) In Liberia hat das Wort Tornado allgemein die Bedeutung von Gewitter.

Nur die Monate Januar und Februar bleiben so zu sagen gänzlich regenfrei. Während dieser Zeit schlagen Eingeborne und Ansiedler die für ihre Farmen nöthigen Stücke Wald nieder. Nach einigen Tagen ist das Astwerk trocken und wird es weggebrannt, während die gefällten Baumstämme und die oft 10 und mehr Fuss hohen Baumstümpfe — so hoch werden manchmal die Baumstämme abgehackt — halb verkohlt zurückbleiben.

Schon gegen Ende Februar bedeckt sich der Himmel wieder mit Wolken, und dumpfer Donner kündigt erst vereinzelt, bald aber fast täglich einen Tornado an, obwohl lange Zeit kein Regen fallen zu können scheint. Endlich aber gelangt ein Tornado, angekündigt durch furchtbaren Sturm, zum Durchbruch — der erste Regen fällt. Von diesem Zeitpunkte an werden die Gewitter immer häufiger, bis sie gegen Ende März und noch mehr im April beinahe alltägliche Erscheinungen sind. Die Pflanzenwelt, die während der heissen Monate, Januar und Februar, in ein Stadium von Sommerschlaf getreten, wobei manche Bäume und Sträucher ihren Blätterschmuck abwerfen, erwacht unter dem mächtigen Einflusse der wieder eintretenden Regengüsse zu neuem Leben, kleidet sich in frisches Grün und entfaltet die ganze Pracht und Fülle einer grossartig üppigen Tropennatur.

Dies ist die günstigste Zeit zur Bestellung der Felder. Reis und Mais werden zwischen die wirr über- und durcheinanderliegenden, angebrannten Stämme und Aeste hineingesäet und nachher oberflächlich in den Boden eingekratzt, wobei sich die Holzasche mit der Erde vermengt. Die immer häufiger werdenden Regengüsse bringen die Körner in dem durchwärmten und derart gedüngten Boden bald zum Keimen; die junge Saat schiesst unter Thau und Regen üppig auf und steht nach zwei Monaten in voller Blüthe.

Mit dem Monat Mai machen die Gewitter mehr und mehr einem allgemeinen Landregen — der eigentlichen Regenzeit — Platz. Der Himmel ist fast beständig bewölkt, und es regnet, wie man zu sagen pflegt, um jede Kleinigkeit. Regenfreie Tage werden bald eine grosse Seltenheit. Dabei wird die Luft schwül und dampfig, denn die Tornados erschüttern und reinigen sie nicht mehr, und die vor und nach dem längsten Tage senkrecht

über der Erde stehende Sonne macht, obschon sie selten den schweren Dunst- und Wolkenschleier zu durchdringen vermag, die Hitze von Tag zu Tag unerträglicher.

So wohlthätig dieser Zustand auch auf die Vegetation wirken mag, auf den Menschen, den Eingebornen selbst nicht ausgenommen, übt er einen höchst erschlaffenden Einfluss aus. Die mit Wasserdampf geschwängerte Luft ist nicht im Stande, die Produkte der erhöhten Ausdünstung des menschlichen Körpers aufzunehmen. So macht sich denn ein mühsam zu beschreibendes Gefühl von Aufgeblasenheit und Beengtheit seiner Meister, das höchst nachtheilig auf Verdauung, Respiration und Nervensystem wirkt und dadurch einen schädlichen Einfluss auf die ganze Constitution ausübt, welche durch die Trübseligkeit des Wetters noch gesteigert wird. Die gewöhnlichen, lästigen Leberleiden treten während dieser Zeit in ihren schlimmsten Stadien auf; überall hört man Klagen über gestörte Verdauung; biliöse Fieber sind an der Tagesordnung und reduciren die menschlichen Kräfte in merkwürdig kurzer Zeit auf ganz bedenkliche Weise.

Gegen Mitte Juli lichtet sich der Wolkenschleier. Die Sonne, die man während und kurz nach ihrem höchsten Stande oft tagelang gar nicht zu sehen bekam, bricht, jetzt von Norden her, wieder durch, und die zweite Hälfte dieses Monats bietet ein äusserst willkommenes Intermezzo von sonnigen, trockenen Tagen mit dunstfreier Luft und tiefblauem Himmel mitten in der trostlosen Regenzeit. Unterdessen ist der Reis in den Farmen zur Reife gelangt, und der Eingeborne beeilt sich, ihn trocken einzubringen, da die nun folgende zweite Hälfte der Regenzeit ihm dies nicht erlauben würde.

Nur gar zu bald sind diese schönen Tage, deren Zahl übrigens in verschiedenen Jahren sehr variirt, wieder vorbei, und es beginnen die Regen mit verdoppelter Kraft wieder einzusetzen. Es regnet nicht mehr: es giesst in Strömen nieder, Tage und Nächte, oft eine Woche lang ohne Unterbrechung. Die in der Trockenzeit krystallhell über Felsen und Rollsteine dahinrieselnden Waldbäche werden zu Strömen, die stillen Waldsümpfe zu Seen, aus denen Buschwerk und Hochwald traurig emporragen. Die Flüsse setzen, wo sie nur ihre Ufer überschreiten können,

grosse Waldstrecken unter Wasser, stauen alle ihre Zuflüsse gewaltsam auf und machen dadurch die Waldwege unpassirbar. Gelb und trübe wälzen sie ihre Fluten dahin, das sonst so klare Wasser wird ungeniessbar, was jedoch Niemanden hindert, da der Himmel Trinkwasser in Strömen niedersendet. Viele Verbindungen zwischen den verschiedenen Ansiedlungen und Negerdörfern sind dann wegen des abscheulichen Wetters und der unpassirbaren Waldpfade unterbrochen. Ganze Tage lang liegt der Neger unthätig in seiner Hütte und lebt mit seiner Familie von dem Ertrage seiner Reis- und Maisernte, die er oben im Dache aufgespeichert, und von einigen Cassaven, die seine Weiber unfern seiner Hütte gepflanzt, und lässt sich von dem Geräusch des gleichmässig niederprasselnden Regens in Schlaf lullen. So streichen unter beinahe anhaltendem Regen die Tage von August und September träge dahin, und man glaubt beinahe zu träumen, wenn endlich der schwere Wolkenschleier sich lüftet und die liebe alte Sonne, erst scheu und verstohlen, dann aber voll und klar auf die nach ihrem Lichte schmachtende Erde niederblickt.

In October beginnt wieder die Zeit der Tornados. Wilde Gewitterstürme zerreissen den dichten Wolkenschleier mehr und mehr; schwere Blitze durchzucken die mit Elektrizität geschwängerte Atmosphäre; dumpfer Donner rollt über die finstern Wälder hin, dass die Erde zittert, und prasselnd, wolkenbruchartig stürzt der Regen nieder. Im November werden die Regengüsse jedoch immer seltener, und bei dem gegen Ende dieses Monats wieder einsetzenden Harmattan ist der Donner gänzlich verstummt; die Regengüsse bleiben weg, und von den Tornados ist nichts mehr übrig, als ein dann und wann am Abend- und Nachthimmel müde aufflackerndes Wetterleuchten — ein sicherer Vorbote der anbrechenden Trockenzeit.

Den Breitegraden entsprechend, unter denen das Land liegt, ist das Klima Liberia's ein rein tropisches, wird jedoch durch die oben genannten oro- und hydrographischen, und namentlich durch die Witterungsverhältnisse bedeutend beeinflusst. Unter der unerträglichen Hitze des Tages und der ebenso empfindlichen Kälte zur Nachtzeit, die das Leben in manchen subtropischen Ländern so unangenehm machen, hat man in diesem Lande wenig

zu leiden. Die mittlere Temperatur bei Tage ist kaum höher, als die eines heissen Sommertages im nördlichen Europa. Nur zeitweise wird die Hitze so lästig, dass man sie unerträglich zu nennen pflegt; nicht selten aber findet man die Temperatur bei der leichten Kleidung, die man dort zu tragen pflegt, selbst kühl. Unsere Thermometer zeigten durchschnittlich um 6 Uhr morgens 25°, um 1 Uhr mittags 30°, und um 6 Uhr abends 29° Celsius. Des Nachts fällt das Thermometer selten unter 24° und steigt während der heissesten Tageszeit (um ein Uhr) kaum über 31° C. Ausnahmsweise steigt freilich das Thermometer auch höher. So hatten wir in Schieffelinsville während der ersten Hälfte des März täglich 32° C. und darüber (im Schatten, mittags ein Uhr), am 15. und 16. März sogar 33°, worauf ein plötzlicher Sturmwind vom Innern her am letztern Tage schon nachmittags um 4 Uhr die Temperatur auf 26° C. herunterbrachte. Den grössten Unterschied zwischen der Tages- und Nachttemperatur findet man während der Trockenzeit, wenn nachts der kalte Harmattan weht, und den geringsten während der Regenzeit bei bewölktem Himmel. Ueberdies sind die Nächte in den waldbedeckten Niederungen weniger kalt, als auf den offenen Hochflächen des Innern. Die höchste Temperatur in der Sonne, d. h. auf freier Grassteppe, die ich jemals konstatirte (22 Februar 1881) betrug 45,2° Celsius, eine Hitze, die sich freilich ohne Nachtheil nicht lange ertragen lässt. Auf Märschen durch offenes Terrain in der glühenden Sonnenhitze, die wir übrigens so viel als thunlich vermieden, suchten wir uns gewöhnlich dadurch zu schützen, dass wir ab und zu ein frisches Bananenblatt in den Hut legten, und auf Canoefahrten tauchten wir fleissig den aufgespannten Sonnenschirm in's Wasser, um uns durch Verdunstungskälte einige Kühlung zu verschaffen.

Es ist wohl nicht schwer zu begreifen, dass eine fortwährende Hochsommertemperatur mit all' ihren Nebenerscheinungen erschlaffend auf den Organismus des Europäers wirken muss, dass dieser einen bedeutenden Theil seiner angeborenen Widerstandsfähigkeit einbüsst und durch Einflüsse selbst untergeordneten Ranges, denen er in Europa mit Leichtigkeit Trotz bieten würde, in hohem Grade alterirt werden kann.

Schon lange hat man die Akklimatisationsfrage nach allen Richtungen hin erörtert, ohne bis dahin zu einem einheitlichen Resultate gekommen zu sein.[1]) Auf kompetenter Seite ist man jedoch gegenwärtig so ziemlich darüber einig, dass für den Europäer, besonders den Angehörigen der blonden Rasse, von einer eigentlichen Akklimatisation keine Rede sein kann, ja dass es sogar sehr fraglich ist, ob eine zweite oder dritte Generation von in jenen Gegenden geborenen Weissen sich dem dortigen Klima hinreichend anpassen könnte. In Holländisch-Indien wenigstens hat man nachgewiesen, dass die dort ansässigen Nordeuropäer bereits in der dritten Generation aussterben und stets durch neue Ankömmlinge ersetzt werden müssen. Dieser Umstand ist selbstverständlich ein höchst fatales Hinderniss, an dem die ganze Colonisationsfrage für das tropische Afrika, die gerade gegenwärtig die Gemüther mehr als je bewegt, zu scheitern droht. Gesetzt aber, dass der Europäer wirklich mit der Zeit seine Transpirationsorgane, sowie Leber und Milz, die dabei hauptsächlich in Mitleidenschaft gezogen werden, einigermassen den höhern Anforderungen des Tropenklima's akkomodiren könnte — der dort hausenden Malaria wird er wohl niemals entgehen, denn eine Immunität gegen diese lässt sich auch durch die geregeltste Lebensweise und langen Aufenthalt nicht erwerben. Das beweisen wohl am deutlichsten die aus Amerika eingewanderten Neger (gewesene Sklaven) und Mulatten. Obschon theils in Afrika selbst geboren, theils in Amerika geborene Abkömmlinge von solchen, sind sie selbst nach langjährigem Aufenthalte in Liberia keineswegs fieberfrei, und auch ihre in Liberia geborenen Nachkömmlinge werden durch die Malaria nicht verschont.

Schon lange gilt daher auch dort die auf der ganzen Westküste des tropischen Afrika allgemein angenommene Norm, dass der Weisse je nach drei Jahren Aufenthalt für wenigstens ein halbes Jahr nach Europa, resp. nach Amerika, zurückzukehren habe, um dort seine geschwächte Gesundheit wieder zu stärken.

---

[1]) Siehe unter andern Gustav Leipoldt, die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Leipzig, 1887, Verlag von Dunkler und Humblot.

Sämmtliche Handelsfirmen und Missionen an der Küste Liberia's haben dies zum festen System gemacht; wem es aber die Mittel und Umstände erlauben, der wird nur zwei aufeinanderfolgende Jahre an der Küste verweilen. Freilich giebt es ausnahmsweise auch Leute, die es viel länger ohne diese Erholung aushalten, doch darf dies keineswegs als absoluter Beweis einer bessern Akklimatisationsfähigkeit angenommen werden, da das lange Hinausschieben einer Erholungskur sich in den meisten Fällen bitter rächt, ja oft sogar mit dem Leben bezahlt werden muss. So starb vor zwei Jahren der Franzose VERDIER, der etwa zehn Jahre ununterbrochen auf seiner Kaffeeplantage am Cap Palmas gelebt hatte, unmittelbar nach der Ankunft in seiner Heimat, wohin er sich zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit begeben hatte. Solcher Beispiele giebt es ausserdem noch mehr als genug.

Wenn nun auch das Klima von Liberia kein gesundes genannt werden darf, so verdient es doch immerhin, wie ich glaube, den Vorzug vor demjenigen von Lagos, des Nigerdelta's, der Küste von Calabar und der Kamerun-Niederungen. Das Sumpffieber, das in jenen Gegenden seine Geissel schwingt und in unglaublich kurzer Zeit den Tod herbeiführen kann, tritt hier, wenn auch oft sehr hochgradig, doch niemals so perniciös auf, wie dort, und es ist mir von den zahlreichen Sterbefällen unter Weissen in Liberia kein einziger bekannt, in dem der Kranke dem ersten besten heftigen Anfalle erlegen wäre. Das Sumpffieber in Liberia ist vielmehr mit dem steten Tropfen zu vergleichen, das endlich den Stein aushöhlt, es sei denn, dass irgend ein organischer Fehler, den der Betreffende aus Europa mit an die Küste brachte und dem er wahrscheinlich auch zu Hause früher oder später erlegen wäre, unter dem Einflusse des Tropenklimas und der veränderten Lebensweise sich rasch hochgradig entwickelt, die Widerstandskraft herabsetzt und dem verderblichen Einflusse des Fiebers zu Hülfe kommt. Andererseits aber verschwindet dort die Disposition zu verschiedenen Leiden, wie Lungenschwindsucht und andere Krankheiten der Luftwege, die in Europa mit Recht zu den gefährlichsten gerechnet werden und alljährlich Tausende von Opfern im besten Alter fordern. Ueberdies sind in diesen Gebieten viele Uebel, die in Europa endemisch

oder epidemisch auftreten, wie Typhus, Cholera, verschiedene der sogenannten Kinderkrankheiten, Pocken u. s. w. gänzlich unbekannt, so dass bei genauerer Betrachtung der Prozentsatz der Sterbefälle unter Weissen in Liberia, nach Abzug der durch eigene Unvorsichtigkeit verschuldeten Todesfälle, kein so ausserordentlich hoher genannt werden kann, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt.

Ein anderer Umstand trägt ebenfalls nicht wenig dazu bei, Liberia vor andern Küstengebieten Westafrika's günstig zu unterscheiden, nämlich das seltene Vorkommen der Dysenterie oder der eigentlichen Blutdiarrhoe. Man hat daselbst im Allgemeinen mehr unter Obstruktionen als unter Diarrhoea zu leiden, wie wohl am besten die Massen von Abführmitteln beweisen, die dort verkauft werden, während man stopfende Mittel kaum dem Namen nach kennt. Diarrhoe ist jedoch, wo und in welcher Form sie sich auch zeigt, stets bei Zeiten zu bekämpfen, da sie leicht einen chronischen Charakter annimmt und selbst den Tod des Patienten herbeiführen kann oder eine Kräfteabnahme nach sich zieht, infolge welcher der Patient eine andere, zufällig hinzugetretene Krankheit nicht mehr zu überstehen vermag. Auch Sonnenstich scheint in Liberia selten tödlich zu sein, doch soll der deutsche Botaniker Schönlein, der im Januar 1856 nach wenigen Monaten Aufenthalts am Cap Palmas starb, den Folgen eines solchen erlegen sein.

Sehr verbreitet ist der Glaube, dass das Klima nur im Küstengebiete ungesund sei und dass man in den höhergelegenen und sumpffreien Gegenden weiter im Innern von den lästigen Fiebern wenig oder nichts zu fürchten habe. Unser monatelanger Aufenthalt in den ziemlich hochgelegenen, waldbedeckten Hügelregionen des Innern, bis zu 70 Meilen von der Küste entfernt, hat uns jedoch das Gegentheil bewiesen. Die obenerwähnte Behauptung mag wohl zutreffen, insofern man dabei die Sumpffieber im Auge hat. Freilich sind wir auch im Innern nicht gänzlich von diesen verschont geblieben, doch ist es wahrscheinlich, dass wir das Malariagift aus den sumpfigen Küstengebieten mitgebracht hatten — ist es ja bekannt, dass die Sumpffieber oft lange nach erfolgter Rückkehr nach Europa noch sporadisch ausbrechen.

In den allermeisten Fällen hatten jedoch diese Fieber mit der Malaria wohl nichts zu thun, sondern waren eher allzugrosser Ermüdung durch anstrengende Märsche, dem Einflusse der sengenden Sonnenhitze, übermässigem Durst und unpassender Ernährung mit den diese begleitenden Verdauungsstörungen zuzuschreiben. Man sollte überhaupt wohl zwischen den hier genannten, meist auf Verdauungsstörungen (Gallenfieber, Gelbsucht) beruhenden Fiebererscheinungen und dem eigentlichen, durch Malaria hervorgerufenen Sumpffieber unterscheiden. Oft ist es sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten, d. h. zu bestimmen, ob organische Störungen Ursache des Fiebers sind, oder umgekehrt. In solchen zweifelhaften Fällen leistet Chinin als Reagens durch seine specifische Wirkung gute Dienste, denn wenn Malaria die Ursache des Fiebers gewesen ist, so wird dieses letztere bald nach dem Einnehmen genügender Dosen wegbleiben oder deutlicher seinen wahren Charakter herauskehren, während rein gastrische Fieber durch Chinin nicht gehoben werden.

Die Symptome des Sumpffiebers selbst sind ausserordentlich verschieden, offenbaren sie sich doch selbst als Zahnschmerz, Gliederreissen und andere rheumatische Krankheitserscheinungen, in denen nur der durch lange Erfahrung Geübte ein verkapptes Malariafieber erkennen wird. Eine Probe mit hinreichenden Dosen Chinin wird denn auch in neun von zehn Fällen zeigen, dass das Leiden darauf reagirt und daher einfach in die Rubrik der Sumpffieber eingeordnet werden muss.

Eine sehr gewöhnliche Erscheinung, die auch oft bei Liberianern beobachtet wird, ist das sogenannte *inward fever* (inwendiges Fieber). Es ist dies ein anhaltender Zustand allgemeinen Unbehagens, ein nicht zum Durchbruch kommendes Fieber, das aber eben so sicher, nur langsam und unmerklich, unter Begleitung von Appetitlosigkeit, nervöser Gereiztheit, Eingenommenheit des Kopfes, unruhigem Schlaf mit schweren Träumen oder gänzlicher Schlaflosigkeit mit Phantasiren bei offenen Augen die Kräfte zerstört.

Wohl am häufigsten tritt aber die Malariainfektion in der Gestalt unserer Wechselfieber auf. Auch bei dieser Form, mit den drei ausgesprochenen Stadien von Frost, Hitze und Schweiss,

sind viele Variationen möglich. Gewöhnlich sind die ersten Symptome derart, dass sie eher von Andern als vom Patienten selbst bemerkt werden. Der Fiebercandidat wird erst ohne alle äussern Ursachen einsilbig; er verliert die Theilnahme an der laufenden Unterhaltung; sein Gesicht scheint schmäler und länger zu werden, die Nasenflügel fallen ein, die Hautfarbe wird fahl. Das Blut zieht sich aus den peripherischen Gefässen zurück, die Haut wird schlaff und bedeckt sich mit kaltem Schweiss, die Nägel der Finger werden weiss, dann die Fingerspitzen, nach und nach auch Hände, Nase und Ohren. An Armen und Beinen bekommt man Gänsehaut, ein intensives Kältegefühl überläuft den Rücken; man bekommt den Eindruck, als ob einem die Haare zu Berge ständen, und wenn man mit der Hand darüberstreicht, ist es, als ob aus jedem Haar ein elektrischer Funke spränge. Ein unwiderstehliches Gähnen und ein Recken, als ob der ganze Körper aus den Fugen gehen müsste, bemächtigt sich des Patienten; die Stimme wird unsicher und zitternd; die Zähne klappern; den ganzen Körper befällt ein krampfhaftes Zittern; der Appetit ist gänzlich verschwunden — das erste Fieberstadium, der Schüttelfrost, ist eingeleitet.

In der Regel folgen alle die genannten Erscheinungen so rasch auf einander, dass zum Durchlaufen der ganzen Reihe kaum eine halbe Stunde nöthig ist. Gewöhnlich legt man sich dann zu Bette, lässt sich, da man vor Kälte — bei einer Lufttemperatur von 30° Celsius — am ganzen Leibe zittert, möglichst warm zudecken und trinkt heissen Thee von Guaveblättern u. dgl., bis sich allmälig das Frostgefühl verliert und nach etwa 1—2 Stunden das zweite Stadium, die Hitze, sich geltend macht. Während dieses Stadiums, das ebenfalls eine Stunde oder länger dauern kann, stellen sich brennender Durst und heftige Kopfschmerzen ein; die Haut ist stark geröthet, glühend und trocken. Die Fiebertemperatur steigt in schwerern Fällen bis auf 42° C., eine Hitze, die in Europa bei schwerem Typhus erreicht wird und für das Leben des Kranken fürchten lässt. Nach und nach nimmt die Trockenheit der Zunge und des Gaumens ab, die Athmung wird freier, die Haut feucht, und es beginnt das dritte und letzte Stadium, der Schweiss-

Während dieses letztern lassen die Kopfschmerzen nach, und ein Gefühl des Wohlbehagens kehrt ein, dem bald unter reichlicher Schweissabsonderung ein erquickender Schlaf zu Hülfe kommt.

Nachdem der Anfall auf diese Weise seinen Abschluss gefunden hat, steht man, obgleich gewöhnlich wie gerädert, wieder auf, geht seiner Beschäftigung nach und sucht durch angemessenen Chiningebrauch zu verhindern, dass die Anfälle täglich oder je um den andern oder dritten Tag um dieselbe Stunde wiederkehren. Die täglich sich wiederholenden Anfälle sind die gewöhnlichsten und werden allgemein für leichter gehalten als diejenigen, die einen oder zwei Tage überspringen.

Bei grosser Schwäche, namentlich nach langjährigem Aufenthalte in diesen Gegenden, kommt es mitunter vor, dass der Betreffende, der sich eben noch, ohne Ahnung von einem im Anzug befindlichen Fieberanfall, lebhaft an der Unterhaltung betheiligt hatte, plötzlich ganz konfuse Antworten giebt, nach und nach allerlei wirres Zeug schwatzt und endlich, sitzen bleibend und mit offenen Augen, zu deliriren anfängt, worauf man ihn dann entfernt und zu Bette bringt.

Es wäre nicht unmöglich, dass das blosse Lesen dieser Auseinandersetzungen bei einem zartbesaiteten Gemüthe eine leichte Anwandlung von Schüttelfrost verursachen könnte. So schlimm ist aber die Sache nicht. Wohl hatten wir mehr als genug dieser stark ausgesprochenen Fälle zu bestehen, doch allein direkt nach anstrengenden Märschen oder Canoefahrten durch Sumpfgebiet während der heissen Tageszeit. Bei mehr geregelter Lebensweise in unsern Jagdstationen und weniger Gelegenheit zu übergrosser Anstrengung verliefen die Anfälle, wiewohl nicht geringer an Zahl, leichter und ohne bedeutende Störung und plötzlichen Kräfteverlust. Wir legten uns eben hin, liessen den ersten Anfall vorübergehen, nahmen dann unsere Arbeit wieder auf und griffen, um weitern Anfällen möglichst vorzubeugen, zu dem Universal-, wenn auch nicht, wie Manche glauben, Radikalfiebermittel, Chinin.

Nach dem bisher Gesagten braucht es durchaus nicht aufzufallen, dass sich das Blut nach und nach verschlechtert und endlich ganz wässerig und so gut wie unbrauchbar wird. So

hört man z. B. oft von Weissen, die lange Zeit dort zugebracht — und ich habe die gleiche Erfahrung auch an mir selbst gemacht — dass bei Nadelstichen und andern leichten Verwundungen vor dem Blute erst ein Tropfen Wasser (Serum) zum Vorschein kommt.

Besonders viel wird denn auch in Liberia, von Weissen sowohl als von den farbigen Ansiedlern, über geschwollene Beine und Füsse (Hautwassersucht) geklagt, eine Plage, unter der sowohl mein Begleiter Sala als ich sehr viel zu leiden hatten. Am häufigsten beobachtet man diese lästige Erscheinung während der Regenzeit, wenn die Hautausdünstung in der mit Wasserdampf geschwängerten Luft nicht gut vor sich gehen kann. Eigentliche Wassersucht (Hydrops) in ihren verschiedenen Formen ist eine besonders bei den liberianischen Ansiedlern sehr bekannte und gefürchtete Krankheit, und auch die Weissen werden nicht von ihr verschont.

Die Hautwassersucht ist sehr oft der Vorläufer einer Krankheitserscheinung, die sowohl für Weisse als Liberianer eine wahre Landplage bildet. Es entstehen nämlich ohne alle äussere Ursache sehr häufig an Beinen und Füssen, besonders rund um die Knöchel und auf dem Schienbein, flache Hautwunden, die gar bald in lästige Geschwüre ausarten, welche nur sehr mühsam, oft erst nach Jahren oder gar nicht geheilt werden können. Sie beginnen gewöhnlich mit kleinen, entzündlichen Hitzbläschen, vergrössern sich sehr rasch und erreichen oft eine bedenkliche Ausdehnung. Ihre Heilung wird ganz besonders durch die grosse Wärme und den stets hineinkommenden Schweiss erschwert, und da sie ein Anziehungspunkt für Fliegen und — des Nachts — für Kakerlaken (*Blatta americana*) und Ameisen sind, so werden sie für den damit Behafteten eine wahre Plage. Ich habe selbst unsäglich unter diesen Geschwüren gelitten, die mir während meines erstmaligen Aufenthaltes in Liberia für Reihen von Monaten alles Reisen und Jagen unmöglich gemacht, mir das Leben verbittert und mich endlich gezwungen haben, die Küste zu verlassen und in Europa Heilung zu suchen.

Eine zeitweise sehr lästige Plage dieser Tropengegenden, der kaum ein Europäer entgeht, ist der sogenannte „rothe Hund", englisch *prickly heat* (juckende Hitze), in Liberia kurzweg ***heat***

genannt. Es ist dies eine entzündliche Schwellung der Schweissdrüsen, infolge deren die Haut, besonders an den durch Kleider geschützten Stellen, wie mit rothen Punkten besäet erscheint. Das Lästige daran ist, dass dieser Zustand von einem ungemein intensiven Jucken begleitet ist, welches infolge des unvermeidlichen Kratzens eher zu- als abnimmt. Obschon man gegen dieses Uebel bisdahin noch kein Radikalmittel gefunden hat, so glaube ich doch, dass durch rationellere Kleidung, d. h. durch das Tragen von leichten baumwollenen Stoffen von weicher, durchlässiger Beschaffenheit, wie sie der Afrikareisende Dr. FALKENSTEIN [1]) anstatt des Flanells zum Tragen auf der blossen Haut empfohlen hat, dieser Plage bedeutend vorgebeugt werden könnte.

Um das Bild des sanitären Zustandes in Liberia einigermassen zu vervollständigen, muss ich zum Schlusse noch der Insekten gedenken, die dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, nämlich der Mosquiten und des Sandfloh's. Erstere können in den Niederungen des Küstengebietes, besonders in der Nähe der Flussufer und der Mangrovesümpfe, recht lästig werden und durch die Störung der so nöthigen Nachtruhe die nervöse Gereiztheit des Menschen bedeutend erhöhen, wodurch das Allgemeinbefinden in hohem Maasse geschädigt wird. Die höhergelegenen, der Seebrise ausgesetzten Plätze, wie Monrovia, werden von dieser Plage nur in geringem Grade heimgesucht, so dass dort die Mosquitonetze an den Betten nur selten oder gar nicht benützt werden. In den Waldregionen des Innern haben wir die Mosquiten überhaupt gar nicht kennen gelernt.

Sehr viel hat man aber unter den Anfällen des Sandflohs (*Rhynchoprion penetrans*), dort *chigre* genannt, zu leiden, dessen Weibchen sich in die Fussohlen, noch mehr aber unter die Nägel der Zehen einbohrt, um dort seine Eier zur Reife zu entwickeln. Bei der Kleinheit dieser Thierchen — sie sind kaum halb so gross wie ein gewöhnlicher Floh — werden dieselben erst gar nicht beachtet, doch bald verursacht das Thier mit dem sich zu der Grösse einer Erbse entwickelnden Eierstock ein juckendes,

---

[1]) Dr. FALKENSTEIN in „Die Loango-Expedition," II. Abth. p. 169—183 (Leipzig, Verlag von PAUL FROHBERG, 1879).

bohrendes Gefühl, worauf der Eindringling entfernt werden muss. Das Schlimmste bei der Sache ist, dass diese Schmarotzer leicht gefährliche Wunden verursachen, die sich infolge von eindringendem Schmutz und Staub entzünden und Eiterherde bilden, die wegen ihrer Lage an den Füssen doppelt lästig sind. Bekanntlich sind diese Thiere brasilianischen Ursprunges und wurden zuerst im Jahre 1872 durch die Mannschaft des Schiffes „Thomas Mitchel" nach den portugiesischen Besitzungen in Angola verschleppt, von wo sie sich seither längs der ganzen Küste bis Liberia verbreitet haben. In letzterm Lande sind sie durch die Krooboys eingeführt, die als Arbeiter alle Schiffe der ganzen Westküste entlang begleiten. Bei unserer ersten Ankunft in Monrovia kannte man dort diese Plage noch nicht und behauptete auch allgemein, dass der steinige Boden diesen Thieren nicht zusage und man daher von ihnen verschont bleiben würde. Jetzt aber wimmelt es dort, wie überhaupt an allen liberianischen Küstenplätzen — selbst in dem noch westlicher gelegenen Grand Cape Mount, wo sie durch Missionskinder vom Cap Palmas eingeschleppt sind — von diesen Plagegeistern, so dass man bei einem Gange durch die Strassen Monrovia's unter hundert Personen wohl zwanzig begegnet, die mit verbundenen Füssen einherhinken und sogar solchen, die eine oder mehrere, wenn nicht sämmtliche Zehen verloren haben. Ein bedeutender Prozentsatz dieser Fussleiden ist freilich auf Rechnung der oben erwähnten Hautwunden zu schreiben. Niemand bleibt von dieser Landplage verschont, und wenn der Weisse nicht so viel darunter zu leiden hat, wie der Farbige, so verdankt er dies nur der grössern Reinlichkeit und bessern Schutze durch gute Fussbekleidung.

IV.

Reise nach Mühlenburg Mission[1]) und Aufenthalt bei Mr. Day.



Messurado River mit Perseverance Island.

Abschied von Monrovia. — Der Stockton Creek. — Die Gesandten des Königs SISSY. — Clay Ashland. — Fahrt auf dem St. Paul. — Ankunft in Millsburg. — Bergung unserer Bagage. — Empfang durch Mr. und Mrs. DAY. — Ein Sonntag auf der Mission. — Civilisatorischer Einfluss der Mission auf die Eingebornen. — Besprechung unserer Reisepläne. — Das Anwerben von Trägern. — Die Missions-station und ihre Umgebung.

Nachdem wir uns mit allem Nöthigen zum Jagen und Sammeln, sowie mit Lebensmitteln und Tauschwaaren auf zwei Monate

---

[1]) Gegründet im Jahre 1860 durch die Lutherische Missionsgesellschaft in den Vereinigten Staaten und so benannt zu Ehren des Rev. Dr. MÜHLENBURG, des Gründers der Lutherischen Kirche in Nordamerika.

ausgerüstet hatten, traten wir, neun Tage nach unserer Ankunft in Monrovia, und begleitet von den Glückwünschen der holländischen und deutschen Handelsagenten, unsere Reise in's Innere an. Die Agenten der holländischen Firma hatten uns während unseres Aufenthaltes in Monrovia mit Freundschaftsbeweisen überhäuft, und ihrer fortwährenden Fürsorge hatten wir es hauptsächlich zu danken, dass wir in verhältnissmässig kurzer Zeit zum Aufbruch nach dem Innern bereit waren. Herr Wigman krönte nun alle jene Dienste noch, indem er uns ein mit neun kräftigen Krunegern bemanntes Ruderboot für die Fahrt nach der besagten Missionsstation zur Verfügung stellte. Wie bereits erwähnt, hatten wir Tags zuvor in einem Canoe zwei unserer *boys* mit einem Briefe an Mr. Day gesandt, um denselben von unserer Ankunft zu benachrichtigen und ihn mit unserm Reiseplane bekannt zu machen. Wir fuhren dann am Sonnabend, 17. Januar, morgens 8 Uhr von dem Landungsplatze der Faktorei ab, durchkreuzten unterhalb Perseverance Island den Messurado River und bogen in den ungefähr acht *miles* langen Stockton Creek ein, der innerhalb der Küstenlinie den Messurado- mit dem St. Paul's River verbindet.

Der Stockton Creek ist eine stille, 20—50 Schritt breite Wasserstrasse, die sich hie und da beckenartig erweitert und von üppig wucherndem, mit Pandanus durchsetztem Mangrovegebüsch umrahmt wird. Hin und wieder lichten sich diese verschlungenen und monotonen, doch für den Neuling zugleich so interessanten Buschpartien, und es zeigt sich unter einem riesigen Bombax oder einer breitkronigen Tamarinde die ärmliche Hütte eines Eingebornen, der hier während der trockenen Jahreszeit auf einem urbar gemachten Grundstück eine Reis- oder Cassavepflanzung angelegt hat und nebenbei dem Fischfange obliegt. Ueppige Palmen und Bananenbüsche geben diesem Landschaftsbilde, das sich in der schwarzen Wasserfläche spiegelt, einen eigenthümlichen, malerischen Reiz, der durch den halb an's Ufer gezogenen Einbaum, das einzige Verkehrsmittel in diesen beinahe bodenlosen Sumpfgebieten, noch erhöht wird.

Unter den eintönigen, stets denselben Refrain wiederholenden Gesängen der schwarzen Ruderer zogen wir die stille Wasser-

strasse entlang. Die gesammte Natur schien in Schlaf versunken. Nur selten hörten wir das schrille Kreischen eines Eisvogels oder sahen in der Ferne ein Krokodil von einer Schlammbank langsam sich in's Wasser zurückziehen. Halbwegs im Creek begegneten wir unsern *boys*, die einen freundlichen Brief von Mr. Day überbrachten, in welchem uns derselbe auf seiner Station herzlich willkommen hiess. Wir nahmen die beiden *boys* in unser Boot auf und sandten dann das leere Canoe mit einem unserer Kruneger nach Monrovia zurück. Etwas später begegnete uns Mr. Day selbst, der nach Monrovia fuhr, um dort einige Geschäfte zu erledigen. In seinem von neun *boys* geruderten, langen, schmalen und mit einem Sonnenzelt versehenen Canoe gelangte er so schnell vorwärts, dass er uns auf seiner Rückfahrt schon lange vor Abend auf dem St. Paul überholte.

Um 11 Uhr morgens, nach dreistündigem Rudern, wurden wir durch den grossartigen Anblick des St. Paul'sflusses überrascht, in den wir nun einfuhren. Ich schätzte seine Breite an dieser Stelle auf ¼ englische Meile. Bei der trüben, zitternden Luft war es kaum möglich, etwas am andern Ufer mit Sicherheit zu unterscheiden.

Bis jetzt hatte ich einiger schwarzer Passagiere zu erwähnen vergessen, die wir von Monrovia mitgebracht. Schon bei unserer Ankunft daselbst wurde uns von einer Gesandtschaft des Königs Sissy, eines mächtigen Negerfürsten aus der Mandingoebene erzählt, der in Freundschaftsbeziehungen zu dem Präsidenten von Liberia zu treten wünsche. Der eigentliche Botschafter war ein langer, hagerer Mann in mittlerem Alter mit einem verschmitzten Gesichte. Er sprach ebensowenig Englisch wie sein Begleiter, so dass die Verhandlungen mit der Regierung in arabischer Sprache geführt werden mussten. Ausser einigen Dienern hatte er einen schöngebauten, kräftigen Jüngling bei sich, den er als den Sohn des Königs von Boporo ausgab. Sein ganzes Benehmen in Monrovia erregte Argwohn, und Viele glaubten, man habe es einfach mit einem Betrüger zu thun, der nach den fürstlichen Geschenken lüstern sei, die man solchen Gesandten an ihre Auftraggeber mitzugeben pflegt; ja man behauptete sogar, dass der Mann des Englischen mächtig sei, sich

sind viele Variationen möglich. Gewöhnlich sind die ersten Symptome derart, dass sie eher von Andern als vom Patienten selbst bemerkt werden. Der Fiebercandidat wird erst ohne alle äussern Ursachen einsilbig; er verliert die Theilnahme an der laufenden Unterhaltung; sein Gesicht scheint schmäler und länger zu werden, die Nasenflügel fallen ein, die Hautfarbe wird fahl. Das Blut zieht sich aus den peripherischen Gefässen zurück, die Haut wird schlaff und bedeckt sich mit kaltem Schweiss, die Nägel der Finger werden weiss, dann die Fingerspitzen, nach und nach auch Hände, Nase und Ohren. An Armen und Beinen bekommt man Gänsehaut, ein intensives Kältegefühl überläuft den Rücken; man bekommt den Eindruck, als ob einem die Haare zu Berge ständen, und wenn man mit der Hand darüberstreicht, ist es, als ob aus jedem Haar ein elektrischer Funke spränge. Ein unwiderstehliches Gähnen und ein Recken, als ob der ganze Körper aus den Fugen gehen müsste, bemächtigt sich des Patienten; die Stimme wird unsicher und zitternd; die Zähne klappern; den ganzen Körper befällt ein krampfhaftes Zittern; der Appetit ist gänzlich verschwunden — das erste Fieberstadium, der Schüttelfrost, ist eingeleitet.

In der Regel folgen alle die genannten Erscheinungen so rasch auf einander, dass zum Durchlaufen der ganzen Reihe kaum eine halbe Stunde nöthig ist. Gewöhnlich legt man sich dann zu Bette, lässt sich, da man vor Kälte — bei einer Lufttemperatur von 30° Celsius — am ganzen Leibe zittert, möglichst warm zudecken und trinkt heissen Thee von Guaveblättern u. dgl., bis sich allmälig das Frostgefühl verliert und nach etwa 1—2 Stunden das zweite Stadium, die Hitze, sich geltend macht. Während dieses Stadiums, das ebenfalls eine Stunde oder länger dauern kann, stellen sich brennender Durst und heftige Kopfschmerzen ein; die Haut ist stark geröthet, glühend und trocken. Die Fiebertemperatur steigt in schwerern Fällen bis auf 42° C., eine Hitze, die in Europa bei schwerem Typhus erreicht wird und für das Leben des Kranken fürchten lässt. Nach und nach nimmt die Trockenheit der Zunge und des Gaumens ab, die Athmung wird freier, die Haut feucht, und es beginnt das dritte und letzte Stadium, der Schweiss-

Während dieses letztern lassen die Kopfschmerzen nach, und ein Gefühl des Wohlbehagens kehrt ein, dem bald unter reichlicher Schweissabsonderung ein erquickender Schlaf zu Hülfe kommt.

Nachdem der Anfall auf diese Weise seinen Abschluss gefunden hat, steht man, obgleich gewöhnlich wie gerädert, wieder auf, geht seiner Beschäftigung nach und sucht durch angemessenen Chiningebrauch zu verhindern, dass die Anfälle täglich oder je um den andern oder dritten Tag um dieselbe Stunde wiederkehren. Die täglich sich wiederholenden Anfälle sind die gewöhnlichsten und werden allgemein für leichter gehalten als diejenigen, die einen oder zwei Tage überspringen.

Bei grosser Schwäche, namentlich nach langjährigem Aufenthalte in diesen Gegenden, kommt es mitunter vor, dass der Betreffende, der sich eben noch, ohne Ahnung von einem im Anzug befindlichen Fieberanfall, lebhaft an der Unterhaltung betheiligt hatte, plötzlich ganz konfuse Antworten giebt, nach und nach allerlei wirres Zeug schwatzt und endlich, sitzen bleibend und mit offenen Augen, zu deliriren anfängt, worauf man ihn dann entfernt und zu Bette bringt.

Es wäre nicht unmöglich, dass das blosse Lesen dieser Auseinandersetzungen bei einem zartbesaiteten Gemüthe eine leichte Anwandlung von Schüttelfrost verursachen könnte. So schlimm ist aber die Sache nicht. Wohl hatten wir mehr als genug dieser stark ausgesprochenen Fälle zu bestehen, doch allein direkt nach anstrengenden Märschen oder Canoefahrten durch Sumpfgebiet während der heissen Tageszeit. Bei mehr geregelter Lebensweise in unsern Jagdstationen und weniger Gelegenheit zu übergrosser Anstrengung verliefen die Anfälle, wiewohl nicht geringer an Zahl, leichter und ohne bedeutende Störung und plötzlichen Kräfteverlust. Wir legten uns eben hin, liessen den ersten Anfall vorübergehen, nahmen dann unsere Arbeit wieder auf und griffen, um weitern Anfällen möglichst vorzubeugen, zu dem Universal-, wenn auch nicht, wie Manche glauben, Radikalfiebermittel, Chinin.

Nach dem bisher Gesagten braucht es durchaus nicht aufzufallen, dass sich das Blut nach und nach verschlechtert und endlich ganz wässerig und so gut wie unbrauchbar wird. So

hört man z. B. oft von Weissen, die lange Zeit dort zugebracht — und ich habe die gleiche Erfahrung auch an mir selbst gemacht — dass bei Nadelstichen und andern leichten Verwundungen vor dem Blute erst ein Tropfen Wasser (Serum) zum Vorschein kommt.

Besonders viel wird denn auch in Liberia, von Weissen sowohl als von den farbigen Ansiedlern, über geschwollene Beine und Füsse (Hautwassersucht) geklagt, eine Plage, unter der sowohl mein Begleiter SALA als ich sehr viel zu leiden hatten. Am häufigsten beobachtet man diese lästige Erscheinung während der Regenzeit, wenn die Hautausdünstung in der mit Wasserdampf geschwängerten Luft nicht gut vor sich gehen kann. Eigentliche Wassersucht (Hydrops) in ihren verschiedenen Formen ist eine besonders bei den liberianischen Ansiedlern sehr bekannte und gefürchtete Krankheit, und auch die Weissen werden nicht von ihr verschont.

Die Hautwassersucht ist sehr oft der Vorläufer einer Krankheitserscheinung, die sowohl für Weisse als Liberianer eine wahre Landplage bildet. Es entstehen nämlich ohne alle äussere Ursache sehr häufig an Beinen und Füssen, besonders rund um die Knöchel und auf dem Schienbein, flache Hautwunden, die gar bald in lästige Geschwüre ausarten, welche nur sehr mühsam, oft erst nach Jahren oder gar nicht geheilt werden können. Sie beginnen gewöhnlich mit kleinen, entzündlichen Hitzbläschen, vergrössern sich sehr rasch und erreichen oft eine bedenkliche Ausdehnung. Ihre Heilung wird ganz besonders durch die grosse Wärme und den stets hineinkommenden Schweiss erschwert, und da sie ein Anziehungspunkt für Fliegen und — des Nachts — für Kakerlaken (*Blatta americana*) und Ameisen sind, so werden sie für den damit Behafteten eine wahre Plage. Ich habe selbst unsäglich unter diesen Geschwüren gelitten, die mir während meines erstmaligen Aufenthaltes in Liberia für Reihen von Monaten alles Reisen und Jagen unmöglich gemacht, mir das Leben verbittert und mich endlich gezwungen haben, die Küste zu verlassen und in Europa Heilung zu suchen.

Eine zeitweise sehr lästige Plage dieser Tropengegenden, der kaum ein Europäer entgeht, ist der sogenannte „rothe Hund“, englisch *prickly heat* (juckende Hitze), in Liberia kurzweg *heat*

genannt. Es ist dies eine entzündliche Schwellung der Schweissdrüsen, infolge deren die Haut, besonders an den durch Kleider geschützten Stellen, wie mit rothen Punkten besäet erscheint. Das Lästige daran ist, dass dieser Zustand von einem ungemein intensiven Jucken begleitet ist, welches infolge des unvermeidlichen Kratzens eher zu- als abnimmt. Obschon man gegen dieses Uebel bisdahin noch kein Radikalmittel gefunden hat, so glaube ich doch, dass durch rationellere Kleidung, d. h. durch das Tragen von leichten baumwollenen Stoffen von weicher, durchlässiger Beschaffenheit, wie sie der Afrikareisende Dr. FALKENSTEIN [1]) anstatt des Flanells zum Tragen auf der blossen Haut empfohlen hat, dieser Plage bedeutend vorgebeugt werden könnte.

Um das Bild des sanitären Zustandes in Liberia einigermassen zu vervollständigen, muss ich zum Schlusse noch der Insekten gedenken, die dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, nämlich der Mosquiten und des Sandfloh's. Erstere können in den Niederungen des Küstengebietes, besonders in der Nähe der Flussufer und der Mangrovesümpfe, recht lästig werden und durch die Störung der so nöthigen Nachtruhe die nervöse Gereiztheit des Menschen bedeutend erhöhen, wodurch das Allgemeinbefinden in hohem Maasse geschädigt wird. Die höhergelegenen, der Seebrise ausgesetzten Plätze, wie Monrovia, werden von dieser Plage nur in geringem Grade heimgesucht, so dass dort die Mosquitonetze an den Betten nur selten oder gar nicht benützt werden. In den Waldregionen des Innern haben wir die Mosquiten überhaupt gar nicht kennen gelernt.

Sehr viel hat man aber unter den Anfällen des Sandflohs (*Rhynchoprion penetrans*), dort *chigre* genannt, zu leiden, dessen Weibchen sich in die Fussohlen, noch mehr aber unter die Nägel der Zehen einbohrt, um dort seine Eier zur Reife zu entwickeln. Bei der Kleinheit dieser Thierchen — sie sind kaum halb so gross wie ein gewöhnlicher Floh — werden dieselben erst gar nicht beachtet, doch bald verursacht das Thier mit dem sich zu der Grösse einer Erbse entwickelnden Eierstock ein juckendes,

---

[1]) Dr. FALKENSTEIN in „Die Loango-Expedition," II. Abth. p. 169—183 (Leipzig, Verlag von PAUL FROHBERG, 1879).

bohrendes Gefühl, worauf der Eindringling entfernt werden muss. Das Schlimmste bei der Sache ist, dass diese Schmarotzer leicht gefährliche Wunden verursachen, die sich infolge von eindringendem Schmutz und Staub entzünden und Eiterherde bilden, die wegen ihrer Lage an den Füssen doppelt lästig sind. Bekanntlich sind diese Thiere brasilianischen Ursprunges und wurden zuerst im Jahre 1872 durch die Mannschaft des Schiffes „Thomas Mitchel" nach den portugiesischen Besitzungen in Angola verschleppt, von wo sie sich seither längs der ganzen Küste bis Liberia verbreitet haben. In letzterm Lande sind sie durch die Krooboys eingeführt, die als Arbeiter alle Schiffe der ganzen Westküste entlang begleiten. Bei unserer ersten Ankunft in Monrovia kannte man dort diese Plage noch nicht und behauptete auch allgemein, dass der steinige Boden diesen Thieren nicht zusage und man daher von ihnen verschont bleiben würde. Jetzt aber wimmelt es dort, wie überhaupt an allen liberianischen Küstenplätzen — selbst in dem noch westlicher gelegenen Grand Cape Mount, wo sie durch Missionskinder vom Cap Palmas eingeschleppt sind — von diesen Plagegeistern, so dass man bei einem Gange durch die Strassen Monrovia's unter hundert Personen wohl zwanzig begegnet, die mit verbundenen Füssen einherhinken und sogar solchen, die eine oder mehrere, wenn nicht sämmtliche Zehen verloren haben. Ein bedeutender Prozentsatz dieser Fussleiden ist freilich auf Rechnung der oben erwähnten Hautwunden zu schreiben. Niemand bleibt von dieser Landplage verschont, und wenn der Weisse nicht so viel darunter zu leiden hat, wie der Farbige, so verdankt er dies nur der grössern Reinlichkeit und besserm Schutze durch gute Fussbekleidung.

IV.

Reise nach Mühlenburg Mission[1]) und Aufenthalt bei Mr. Day.



Messurado River mit Perseverance Island.

Abschied von Monrovia. — Der Stockton Creek. — Die Gesandten des Königs Sissy. — Clay Ashland. — Fahrt auf dem St. Paul. — Ankunft in Millsburg. — Bergung unserer Bagage. — Empfang durch Mr. und Mrs. Day. — Ein Sonntag auf der Mission. — Civilisatorischer Einfluss der Mission auf die Eingebornen. — Besprechung unserer Reisepläne. — Das Anwerben von Trägern. — Die Missions-station und ihre Umgebung.

Nachdem wir uns mit allem Nöthigen zum Jagen und Sammeln, sowie mit Lebensmitteln und Tauschwaaren auf zwei Monate

---

[1]) Gegründet im Jahre 1860 durch die Lutherische Missionsgesellschaft in den Vereinigten Staaten und so benannt zu Ehren des Rev. Dr. Mühlenburg, des Gründers der Lutherischen Kirche in Nordamerika.

ausgerüstet hatten, traten wir, neun Tage nach unserer Ankunft in Monrovia, und begleitet von den Glückwünschen der holländischen und deutschen Handelsagenten, unsere Reise in's Innere an. Die Agenten der holländischen Firma hatten uns während unseres Aufenthaltes in Monrovia mit Freundschaftsbeweisen überhäuft, und ihrer fortwährenden Fürsorge hatten wir es hauptsächlich zu danken, dass wir in verhältnissmässig kurzer Zeit zum Aufbruch nach dem Innern bereit waren. Herr WIGMAN krönte nun alle jene Dienste noch, indem er uns ein mit neun kräftigen Krunegern bemanntes Ruderboot für die Fahrt nach der besagten Missionsstation zur Verfügung stellte. Wie bereits erwähnt, hatten wir Tags zuvor in einem Canoe zwei unserer *boys* mit einem Briefe an Mr. DAY gesandt, um denselben von unserer Ankunft zu benachrichtigen und ihn mit unserm Reiseplane bekannt zu machen. Wir fuhren dann am Sonnabend, 17. Januar, morgens 8 Uhr von dem Landungsplatze der Faktorei ab, durchkreuzten unterhalb Perseverance Island den Messurado River und bogen in den ungefähr acht *miles* langen Stockton Creek ein, der innerhalb der Küstenlinie den Messurado- mit dem St. Paul's River verbindet.

Der Stockton Creek ist eine stille, 20—50 Schritt breite Wasserstrasse, die sich hie und da beckenartig erweitert und von üppig wucherndem, mit Pandanus durchsetztem Mangrovegebüsch umrahmt wird. Hin und wieder lichten sich diese verschlungenen und monotonen, doch für den Neuling zugleich so interessanten Buschpartien, und es zeigt sich unter einem riesigen Bombax oder einer breitkronigen Tamarinde die ärmliche Hütte eines Eingebornen, der hier während der trockenen Jahreszeit auf einem urbar gemachten Grundstück eine Reis- oder Cassavepflanzung angelegt hat und nebenbei dem Fischfange obliegt. Ueppige Palmen und Bananenbüsche geben diesem Landschaftsbilde, das sich in der schwarzen Wasserfläche spiegelt, einen eigenthümlichen, malerischen Reiz, der durch den halb an's Ufer gezogenen Einbaum, das einzige Verkehrsmittel in diesen beinahe bodenlosen Sumpfgebieten, noch erhöht wird.

Unter den eintönigen, stets denselben Refrain wiederholenden Gesängen der schwarzen Ruderer zogen wir die stille Wasser-

strasse entlang. Die gesammte Natur schien in Schlaf versunken. Nur selten hörten wir das schrille Kreischen eines Eisvogels oder sahen in der Ferne ein Krokodil von einer Schlammbank langsam sich in's Wasser zurückziehen. Halbwegs im Creek begegneten wir unsern *boys*, die einen freundlichen Brief von Mr. Day überbrachten, in welchem uns derselbe auf seiner Station herzlich willkommen hiess. Wir nahmen die beiden *boys* in unser Boot auf und sandten dann das leere Canoe mit einem unserer Kruneger nach Monrovia zurück. Etwas später begegnete uns Mr. Day selbst, der nach Monrovia fuhr, um dort einige Geschäfte zu erledigen. In seinem von neun *boys* geruderten, langen, schmalen und mit einem Sonnenzelt versehenen Canoe gelangte er so schnell vorwärts, dass er uns auf seiner Rückfahrt schon lange vor Abend auf dem St. Paul überholte.

Um 11 Uhr morgens, nach dreistündigem Rudern, wurden wir durch den grossartigen Anblick des St. Paul'sflusses überrascht, in den wir nun einfuhren. Ich schätzte seine Breite an dieser Stelle auf ¼ englische Meile. Bei der trüben, zitternden Luft war es kaum möglich, etwas am andern Ufer mit Sicherheit zu unterscheiden.

Bis jetzt hatte ich einiger schwarzer Passagiere zu erwähnen vergessen, die wir von Monrovia mitgebracht. Schon bei unserer Ankunft daselbst wurde uns von einer Gesandtschaft des Königs Sissy, eines mächtigen Negerfürsten aus der Mandingoebene erzählt, der in Freundschaftsbeziehungen zu dem Präsidenten von Liberia zu treten wünsche. Der eigentliche Botschafter war ein langer, hagerer Mann in mittlerem Alter mit einem verschmitzten Gesichte. Er sprach ebensowenig Englisch wie sein Begleiter, so dass die Verhandlungen mit der Regierung in arabischer Sprache geführt werden mussten. Ausser einigen Dienern hatte er einen schöngebauten, kräftigen Jüngling bei sich, den er als den Sohn des Königs von Boporo ausgab. Sein ganzes Benehmen in Monrovia erregte Argwohn, und Viele glaubten, man habe es einfach mit einem Betrüger zu thun, der nach den fürstlichen Geschenken lüstern sei, die man solchen Gesandten an ihre Auftraggeber mitzugeben pflegt; ja man behauptete sogar, dass der Mann des Englischen mächtig sei, sich

aber stelle, als ob er diese Sprache nicht verstehe. Trotz dieses Verdachtes hielt man es indessen für gerathener, ihm die üblichen Geschenke für seinen Herrn mitzugeben, um denselben für die anzuknüpfenden Handelsbeziehungen geneigt zu machen. Man dürfte nun wohl fragen, warum wir die Gelegenheit nicht benutzt, uns diesen Leuten anzuschliessen, um unter ihrer Führung ohne Mühe bis tief in's Innere zu gelangen. Das wäre jedoch leichter gesagt als ausgeführt. Abgesehen davon, dass man dem *soi-disant* Gesandten nicht recht traute, würde eine mehrtägige Fussreise mit grosser Bagage, selbst in dem Falle, dass wir eine hinreichende Anzahl Träger wirklich hätten auftreiben können, eine sehr kostspielige Unternehmung gewesen sein; überdies aber ist solches Reisen sehr zeitraubend und unsicher, da man von jedem Negerfürsten, durch dessen Land man zieht, im Voraus die Erlaubniss durch reiche Geschenke erkaufen muss, worüber oft Wochen, ja Monate vergehen können. Wären nun geographische Untersuchungen unser Ziel gewesen, so hätte ich mich wahrscheinlich doch in jenem Sinn entschieden; zum Zwecke zoologischer Untersuchungen aber fand ich einen solchen Zug nicht wünschenswerth. Auf die Bitte des liberianischen Staatsministers hatte ich dem Gesandten mit seinem Gefolge Passage in unserm Boote gewährt, und wir mussten nun an das andere Flussufer fahren, um die Leute bei dem Dorfe Virginia abzusetzen, von wo aus sie dann den Landweg nach Boporo einzuschlagen hatten.

Von Virginia gieng es dicht am rechten Ufer entlang nach der liberianischen Ansiedlung Clay Ashland. Das Wasser des Flusses war zu dieser Jahreszeit ziemlich hell und hatte bis in die Nähe der Stromschnellen von Millsburg nur geringes Gefälle; wohl aber trieben wir, da wir gerade die günstigste Tageszeit getroffen hatten, mit der eindringenden Meeresfluth mächtig stromaufwärts.

Etwas nach 12 Uhr erreichten wir Clay Ashland und giengen an's Land, um unsere *boys* ihren Reis kochen zu lassen. Inzwischen sahen wir uns in dem saubern Pflanzerdörfchen mit seinem einfachen Kirchlein und den zerstreut stehenden Farmerhäuschen etwas um, besuchten die sehr gut unterhaltene, in der Nähe gelegene Kaffeeplantage von Mrs. Johnson und traten dann,

Kühlung suchend, unter die Piazza (Veranda), der dazugehörigen hübschen, aus Backsteinen gebauten und weissgetünchten Farmerwohnung [1]). Die anwesende Besitzerin, eine liebenswürdige Mulattin, erfrischte uns mit Limonade [2]) und fühlte sich sehr geschmeichelt, als ich mich voll Lobes über die für dortige Verhältnisse reiche Ausstattung der Räume und die grosse Reinlichkeit und Nettheit äusserte, die bei einem Gange durch das Haus überall zu finden war.

Nach einstündigem Aufenthalte verliessen wir Clay Ashland, neben dessen Landungsplatze ein auf der Seite liegendes, halb verrostetes, kleines Dampfboot an die gute alte Zeit erinnerte, in der es noch den Verkehr zwischen Monrovia und den Ansiedlungen am St. Paul vermittelte [3]). Die Fahrt stromaufwärts war äusserst interessant, trotz der Sonne, die ihre glühenden Strahlen unbarmherzig auf uns Ankömmlinge niedersandte. Weit hinauf behält der Strom dieselbe Breite und wird von einfachen, aber malerischen Uferlandschaften eingerahmt. Eine Kaffeeplantage reiht sich hier an die andere, und von den sanften Anhöhen herunter, welche den Fluss zu beiden Seiten flankiren, schauen freundliche, weissgetünchte Farmerhäuschen herab. Unsere Fahrt verlangsamte sich in dem Maasse, wie die Stauung des Wassers durch das Zurücktreten der Meeresfluth sich verringerte und das natürliche Gefälle des Flusses auf diese Weise wieder zunahm, und als gar die Fluth gänzlich nachgelassen hatte und das Gefälle durch den Eintritt der Ebbe also doppelt wirksam wurde, erforderte es meine ganze Ueberredungsgabe und ein in stets kürzern Pausen wiederholtes Kreisen des Branntweinbechers, um die Ruderer zu erneuter Thätigkeit anzufeuern. Mr. Day hatte uns mit seinem schnellfahrenden Canoe schon längst eingeholt

---

[1]) Mrs. Johnson wird jedem Weissen, welcher Monrovia besucht und Gelegenheit findet, einen Ausflug nach dem St. Paul's River zu machen, durch ihre Liebenswürdigkeit und unbeschränkte Gastfreiheit in angenehmer Erinnerung bleiben.

[2]) Zuckerwasser, in das der Saft der dort wachsenden Limone gepresst wird.

[3]) In neuester Zeit ist durch einen Liberianer ein neues Dampfboot für diesen Verkehr gebaut worden, zu welchem Mr. Day die Dampfmaschine geliefert hat.

und war uns, als wir mit Einbruch der Nacht auf unserm Landungsplatze bei Millsburg endlich anlangten, nach der Mission bereits vorangeeilt. Sofort liessen wir unsere Bagage aus dem Boot in ein nahegelegenes, einem liberianischen Ansiedler gehöriges Farmerhäuschen bringen. Der Parlor dieser Behausung war zu einem öffentlichen Betlokale eingerichtet. Eine alte, gesprungene Schiffsglocke in der baufälligen Piazza hatte die Aufgabe, die frommen Christen der Umgebung zur Andacht zusammenzurufen. Unter solchen Umständen erachteten wir unsere Habe, die in derselben Nacht ohnehin nicht mehr nach der eine Stunde weiter flussaufwärts gelegenen Missionsstation geschafft werden konnte, als dort wohl geborgen, zumal Mr. Day selbst uns jenen Platz empfohlen hatte. Darauf entliessen wir unsere Ruderer, die bei dem niedrigen Wasserstande das Boot doch nicht weiter flussaufwärts gebracht haben würden, und kamen zu Fusse, geführt von unsern stämmigen Bedienten, erst spät nach Einbruch der Nacht auf der Mission an, wo wir von Mr. Day und seiner Frau, einer liebenswürdigen, weissen Amerikanerin, herzlich aufgenommen wurden.

Nachdem wir uns etwas erfrischt und am gutbesetzten Abendtische gestärkt hatten, sassen wir, mit vollen Zügen die tropische Nachtluft einathmend, noch lange mit unserm Gastherrn und seiner Gemahlin auf der geräumigen Piazza des Wohnhauses zusammen und sprachen über unsere weitern Reisepläne und die geheimnissvollen Waldgebiete des Innern, an deren Schwelle wir nun angekommen waren, bis sich endlich denn die müden Augenlider senkten und wir uns zur Ruhe begaben. Dieser erste Abend, den wir bei unsern neuen Freunden zubrachten, machte auf mich einen sehr wohlthuenden Eindruck. Eine angenehme Ruhe und Stille herrschte rings umher; fast war es, als ob ein Engel des Friedens durch die Räume schwebe. Ueberall, im Speisezimmer wie in den einfach und doch bequem eingerichteten Wohn- und Schlafräumen fühlte man das stille Walten der sorgsamen Hausfrau, welches allein einem Hauswesen jenen eigenthümlichen Zauber verleiht, den man in den Junggesellenwirthschaften der Weissen an der Küste entbehrt. Das volle Vertrauen, mit dem unsere Gastfreunde uns Wildfremden ent-

gegenkamen, das lebhafte Interesse, das sie an unserer Unternehmung zeigten, der ungezwungene, herzliche Ton, der vom ersten Augenblick an unsere Unterhaltung beherrschte und sie so gemüthlich machte — das Alles liess mich ganz vergessen, dass wir uns an diesem Tage zum erstenmale sahen; ja es war mir, als sässen wir bei lieben Freunden, die wir nach langen Jahren der Trennung endlich wiedergefunden.

Der nächste Morgen lockte uns schon früh in's Freie. Es war ein wunderschöner Sonntagmorgen. Die rings umher herrschende Ruhe, die Reinlichkeit auf den zwischen den Gebäuden der Mission liegenden Plätzen, die muntern, krausköpfigen Negerkinder, welche in ihren saubern, leichten Sonntagskleidern in kleinen Gruppen umherstanden, uns beim Herankommen freundlich guten Morgen wünschten und mit ihren schönen, grossen Augen in den offenen Gesichtern uns verwundert anschauten — Alles dies schien dazu beizutragen, jenem Morgen einen feierlichen Charakter zu verleihen. In den thautriefenden Mango- und Melonenbäumen hörte man aus vielerlei Vogelstimmen das fröhliche *tschi-tschiga* des drosselartigen *Pycnonotus barbatus* heraus, und in den vor dem Wohnhause des Missionärs stehenden drei Kokospalmen, deren lange Fiederblätter sich unter der Last der an ihnen befestigten beutelartigen Vogelnester niederbogen, begann mit dem ersten Sonnenstrahl das ohrbetäubende Gezeter der darin gesellig lebenden Webervögel (*Ploceus cucullatus*), das man am besten mit dem Geschrei einer sich zankenden Spatzenbande vergleichen könnte.

Tief unten im Thal, aus dem das dumpfe Rauschen des St. Paul heraufdrang, wogte ein weites Nebelmeer. Grosse Nebelmassen lösten sich allmälig ab, ballten sich zusammen und zerflossen endlich, an den mit Kaffee- und Limonenbäumen, Bananenbüschen und Strauchwerk bedeckten Abhängen höher und höher emporsteigend, in eine feine Dunstmasse, die im blauen Aether sich verlor. Inzwischen war unser freundlicher Gastherr zu uns herangetreten und führte uns in seinen hübschen Garten, wo, unter der sorgfältigen Pflege von Mrs. Day aufgewachsen, allerlei einheimische und fremde Zierpflanzen unser Auge erfreuten. Bald darauf rief uns die Glocke zur Frühstückstafel, welche mich

durch ihre dem Abendtische kaum nachstehende Reichhaltigkeit überzeugte, dass die Missionäre auch in culinarischer Hinsicht dem Leben in der afrikanischen Einsamkeit seine gute Seite abzugewinnen wissen. Erst später freilich lernte ich begreifen, dass eine reichliche Ernährung, und namentlich auch eine gewisse Variation in den verschiedenen Mahlzeiten und Gerichten, zu den Hauptbedingungen gehören, um in diesem Lande auf längere Zeit hinaus gesund und bei Kräften zu bleiben. Gute, reichliche Kost kann auch dort geradezu Wunder thun, und ich bin überzeugt, dass wir selbst bei besserer Ernährung es länger in jenem Lande ausgehalten hätten, als dies wirklich der Fall war.




Mr. und Mrs. Day.

Um neun Uhr begleiteten wir Mr. und Mrs. Day zum Gottesdienste in das mit einem Glockenthürmchen versehene Schulhaus, das zugleich auch als Kirche diente. Ich war nicht wenig erstaunt, dort ganze Reihen rationell construirter, zweiplätziger Schulpulte zu finden, die Mr. Day aus Amerika erhalten hatte. Der Gottesdienst war eine Art Kinderlehre mit ordentlich eingerichtetem Kirchengesang, den Mr. Day auf einem Harmonium begleitete. Das sämmtliche Personal der Mission, sogar die alte Köchin, war dabei zugegen. Die ganze Versammlung befand sich in einer feierlich ernsten Stimmung, da Mr. Day es vortrefflich verstand, seinen Vortrag dem beschränkten Fassungsvermögen

des schwarzen Auditoriums anzupassen und seine Erörterungen durch greifbare Beispiele zu erläutern.

Nach dem Gottesdienste begann die Schule. Die etwa 60 Schüler und Schülerinnen in einem Alter von 6—12 oder mehr Jahren waren in verschiedene Klassen eingetheilt, deren jede einem etwas ältern, mehr entwickelten Zöglinge unterstellt war, während Mr. und Mrs. Day persönlich die Oberaufsicht führten. Alle diese Kinder waren hinlänglich mit dem nöthigen Schulmaterial versehen. Ueber das in der Woche Behandelte wurde eine Art Repetitorium gehalten. Es war überhaupt eine Freude, wahrzunehmen, wie die Kinder ihre englischen Buchstabir- und Lesestücke [1]) zu entziffern suchten, mit ihren magern Händchen einen Buchstaben nach dem andern auf Schiefertafel und Papier malten oder sich in den Rechenkünsten der vier Species übten. Einzelne hatten es mit ihren Kenntnissen schon recht weit gebracht, und ihre grossen Augen glänzten ordentlich vor Freude, wenn man ihrem Eifer durch ein anerkennendes Wort Gerechtigkeit widerfahren liess.

Unter den Missionskindern fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen zwei Albinos mit röthlich blondem Haar, hellgelber Hautfarbe und licht brauner, fast röthlicher Iris. Mrs. Day erzählte mir, dass dieselben, wie alle Uebrigen, Kinder von schwarzen Eingebornen seien und das Auftreten von Albinos unter diesen nicht als grosse Seltenheit zu betrachten sei.

Nach dem zweiten Frühstück (*lunch*) machten Sala und ich in Begleitung unserer drei *boys* einen Spaziergang in die nächste Umgegend, welche theils mit den Pflanzungen der Mission und liberianischer Ansiedler, theils mit Buschwald bedeckt ist. Aber die Sonne brannte so furchtbar heiss, und die glühende Erde strahlte so viel Wärme aus, dass man die Luft in beständiger Wellenbewegung erzittern sah und die ganze Natur wie ausgestorben erschien. Alle höher entwickelten Thiere hatten sich zur Siesta in ihre kühlsten und verborgensten Schlupfwinkel zurückgezogen, sodass mit Ausnahme einiger Springheuschrecken und

---

[1]) Es wird in keiner liberianischen Missionsanstalt in einem der Negeridiome, sondern überall nur in englischer Sprache Unterricht ertheilt.

zahlreicher Ameisen kaum ein lebendes Wesen zu erblicken und kein Laut zu hören war. Wir kamen denn auch nach einigen Stunden ganz abgemattet zur Mission zurück und liessen uns die durch Mrs. DAY kredenzte Limonade köstlich schmecken.

Den Rest des Tages verbrachte ich, da ich meinen Gastherrn an diesem Tage der Ruhe nicht allzusehr in Anspruch nehmen wollte, mit dem Aufzeichnen meiner Tagebuchnotizen und der Erledigung einiger Correspondenzen, wozu ich in Monrovia nicht Zeit gefunden. Mr. DAY hatte mir zu diesem Zwecke sein kühles Arbeitszimmer eingeräumt. Ich war höchst angenehm überrascht, daselbst in seinem reich besetzten Bücherschranke eine Sammlung der vorzüglichsten Werke über Afrikareisen vorzufinden. Unsere Gastfreunde zeigten sich überhaupt als Leute von mehr als alltäglicher Erziehung, die sich trotz ihrer Abgeschiedenheit von der gebildeten Welt auf dem Laufenden zu erhalten wussten und, wie die Conversation ergab, auf den verschiedensten Gebieten zu Hause waren. Mr. DAY, dem seine Gattin ebenbürtig zur Seite steht, hat seine Aufgabe meiner Ansicht nach sehr richtig erfasst und versteht es wie nur Wenige, derselben in jeder Art gerecht zu werden. Er vereinigt mit seiner allgemeinen Bildung einen durch reiche, langjährige Erfahrung [1]) geübten, praktischen Blick und scheint in seiner philantropischen Thätigkeit ganz und gar aufzugehen. Die Hauptsache ist bei ihm nicht, dem Neger um jeden Preis das Christenthum aufzudrängen, auch nicht, aus seinen Zöglingen Gelehrte zu machen, sondern dieselben zu geregelter Arbeit anzuhalten, sie aus ihrem angebornen Faullenzerthum herauszureissen und zu nützlicher, lohnender Thätigkeit anzuregen. Seine ganze Station bietet das Bild eines glücklichen, in jeder Hinsicht wohlgeordneten Familienlebens, einer Musterwirthschaft, deren wohlthätiger, sittlicher Einfluss sich viel weiter als nur in der nächsten Umgebung fühlbar macht. Um seine Zöglinge — Kinder von Eingebornen, meist aus dem Stamme der Golah — nützlich zu beschäftigen, hat Mr. DAY auf dem grossen, ihm von der liberianischen Regierung abgetretenen Areal

[1]) Mr. und Mrs. DAY befinden sich seit 1874 auf dieser Station, gehen aber, wenn ihre Gesundheit es erfordert, von Zeit zu Zeit nach Amerika.

ausser den Reis-, Maniok- und Batatenfeldern u. s. w., welche die Lebensmittel für den eigenen Bedarf der Mission liefern, eine Kaffeepflanzung angelegt, die nach und nach zu einer der schönsten im ganzen Lande angewachsen ist. Durch eine umsichtige Leitung hat er es sogar so weit gebracht, dass der Ertrag der Pflanzungen nicht allein die Unterhaltungskosten der Station deckt, sondern es zugleich ermöglicht, ab und zu Reisen nach dem Innern zu unternehmen und weniger günstig situirte Schwestermissionen zu unterstützen. Jetzt, acht Jahre nach unserm ersten Besuche, hat Mr. Day ein so grosses Arbeiterpersonal herangebildet, dass er, um es lohnend beschäftigen zu können, eine grosse Zuckerplantage angelegt und zum Zwecke einer rationellen Verarbeitung des Rohproduktes die nöthigen Maschinen mit Dampfbetrieb aus Amerika bezogen hat. Der Reingewinn wird nach Verhältniss der Leistungen unter die Arbeiter vertheilt. Bis weit in's Innere hinein ist Mr. Day wohlbekannt, und die Eingebornen nennen ihn mit einer gewissen Ehrfurcht, da er es verstanden hat, ihnen sowohl durch energisches Auftreten und strenge Rechtlichkeit zu imponiren, als durch herzgewinnende Freundlichkeit ihr Vertrauen zu erwerben. Ueberdies trägt seine Stellung als Missionär sehr viel dazu bei, selbst den heidnischen Eingebornen Respekt einzuflössen. Man betrachtet ihn eben als Diener eines Gottes, den man für mächtiger hält, als die Götter der Fetischpriester, und als solcher geniesst er die Achtung der Eingebornen in hohem Grade [1]).

Um der angebornen, grossen Trägheit der Eingebornen nicht Vorschub zu leisten, giebt er prinzipiell kein Almosen, doch Jeder, der durch Mangel getrieben zur Mission kommt, findet dort Gelegenheit, sein Brod durch Arbeit zu verdienen. Nach all dem Gesagten brauche ich wohl kaum mehr zu erwähnen, dass wir von Mr. und Mrs. Day manche nützliche Verhaltungsmassregel mit auf den Weg nahmen, die uns später oft sehr wohl zu statten kam.

Am Abend wurde das Gespräch auf die Thierwelt dieser

---

[1]) *„For him be God-man“*, wie sie sich in ihrem corrumpirten Englisch auszudrücken pflegen (wörtlich: „denn er sein Mann Gottes“).

Gegenden gelenkt, da ich von Begierde brannte, etwas Näheres darüber zu vernehmen. Zu meiner Freude erfuhren wir denn, dass manche der von uns am meisten gesuchten Thiere, wie das kleine liberianische Flusspferd, das Pinselschwein, eine Art Fischotter, der Lamentin und Chimpanse hier allerdings, wenn auch nicht gerade häufig, angetroffen werden. Die Lamentine (*Manati*) leben, wie Mr. Day uns als Augenzeuge versichern konnte, rudelweise im St. Paul's River unterhalb der ersten Stromschnellen, gehen nicht über letztere hinauf und werden daher im Mittellaufe des Flusses nicht mehr angetroffen. Sie sollen sich oft spielend im Wasser umhertummeln und unter Umständen durch ihr plötzliches Auftauchen den passirenden Canoes gefährlich werden. Ein junger Chimpanse wurde vor einigen Jahren auf der Mission gehalten, aber leider nicht grossgebracht. Mrs. Day beschrieb ihn mir sammt all seinen drolligen Geberden und seinem melancholisch ernsten Mienenspiel mit grösster Genauigkeit. „Das arme Geschöpf!" fügte sie hinzu, „es ist in meinen Armen gestorben." Durch Eingeborne soll dasselbe weit aus dem Innern dorthin gebracht worden sein. Einige Neger versicherten mir, das im Innern der *baboon*, ein mannsgrosser schwanzloser Affe, lebe, der, wenn erzürnt, auf zwei Beinen einherschreite und unter lautem Gebrüll mit den Fäusten auf der Brust trommle. Da der Gorilla, dem Du Chaillu die nämlichen Eigenthümlichkeiten zuschreibt, in diesen Gegenden nicht gesucht werden kann, so sind dieselben wohl nur auf den Chimpansen zu beziehen.

Am folgenden Tage, Montag 19. Januar, liessen wir durch eine Anzahl uns durch Mr. Day zur Verfügung gestellter Arbeiter unsere Bagage aus dem Häuschen des bereits erwähnten Liberianers zur Mission hinaufschaffen, was uns schon einen kleinen Vorgeschmack von all den unendlichen Sorgen und Mühen gab, die der Transport von Gütern durch schwarze Träger verursacht. Die unterhalb der Mission gelegene erste Stromschnelle kann flussaufwärts nur durch leicht beladene Canoes, durch Boote aber gar nicht überwunden werden, so dass man gezwungen ist, die Lasten von Millsburg ab durch Träger nach der höhergelegenen Mission zu bringen.

Da mir die Umgebung der Mission wegen des Mangels an Hochwald wenig Aussicht auf genügende zoologische Ausbeute zu eröffnen schien, so handelte es sich nun vor Allem darum, einen geeigneten Platz zur Errichtung unserer ersten Jagdstation zu wählen. Auf den Rath Mr. DAY's entschied ich mich für Bavia, die etwa 12 *miles* flussaufwärts gelegene Residenz des Golah-Häuptlings ZORU DUBBAH. Da Mr. DAY den Platz schon früher besucht hatte, so hielten wir es für überflüssig, denselben vor unserer Uebersiedlung noch selbst zu besichtigen. Unter Zuratheziehung des erfahrenen Missionärs fasste ich den Plan, vor Ende der Trockenzeit bis Boporo, einer bereits durch ANDERSON und sonstige Liberianer auf anderm Wege besuchten Stadt am untern Rande der Hochebene vorzudringen, daselbst die zum Jagen in der Waldregion ungeeignete Regenzeit zuzubringen und dann, wenn möglich, in einigen weitern Etappen auf dem Wege nach Grand Cape Mount zur Küste zurückzukehren. Den Weg nach Boporo hoffte ich in drei verschiedenen Vorstössen mit Einhaltung von zwei dazwischenliegenden Stationen zu machen. Proviant glaubten wir nur bis zur Ankunft auf der Hochfläche nöthig zu haben, da ich dort nach den Mittheilungen des bereits genannten Reisenden Lebensmittel genug zu finden hoffte, um unter Hinzunahme unserer Jagdbeute uns und unser Dienstpersonal hinlänglich zu ernähren. In der grösstentheils offenen Umgebung von Boporo, an dessen König ich, wie bereits erwähnt, eine Empfehlung von Dr. BLYDEN in Monrovia besass, hoffte ich eine sehr interessante zoologische Ausbeute machen zu können und durch den Regen nicht in dem Maasse vom Jagen abgehalten zu werden, wie dies in der Waldregion nothwendigerweise der Fall gewesen wäre. Im weitern Verlaufe wird meine Erzählung darthun, wie wir an der Ausführung dieses an sich gut durchdachten Planes durch unvorhergesehene Umstände verhindert wurden.

Für die Wahl des nahegelegenen Platzes Bavia als erste Station entschied namentlich der Umstand, dass wir, bis wir uns einigermassen in unsere neuen Verhältnisse eingewöhnt haben würden, in regem Verkehr mit der Mission bleiben und nöthigenfalls die Hülfe Mr. DAY's anrufen oder uns dorthin

zurückziehen konnten. Wie schon gesagt, war es nicht möglich, zu Wasser weiter landeinwärts zu gelangen, und wir waren daher genöthigt, in der Umgebung wohnende Eingeborne als Träger anzuwerben, um unsere Bagage nach Bavia hinaufzuschaffen. Mit der grössten Bereitwilligkeit unterzog sich Mr. Day dieser Aufgabe. Es war nicht leicht, die nöthigen 36 Mann für einen und denselben Tag aufzutreiben, da die Arbeit in den Pflanzungen alle Kräfte in Anspruch nahm und Mr. Day seine eigenen Arbeiter nicht entbehren konnte. Er sandte daher einige seiner Leute in benachbarte Negerdörfer, um die erforderliche Mannschaft für Mittwoch, den festgesetzten Tag unserer Abreise, zu beschaffen.

Die Zwischenzeit füllten wir mit einigen kleinen Ausflügen in die nächste Umgebung aus, die uns sofort überzeugten, dass die Mission, weil zu weit vom Hochwalde entfernt, kein geeigneter Platz für eine Jagdstation gewesen wäre. Die Missionsgebäude selbst liegen auf dem Rücken eines sonnigen Hügels, 220′ über dem Flusse, der dessen östlichen Fuss bespült und etwa 10 Minuten weiter unten die erste Stromschnelle bildet. Dieser Hügel würde vermöge seiner freien Lage eine ausgezeichnete Fernsicht gewähren, wenn die mit Dunst gefüllte Luft sie nicht unmöglich machte. Die Gebäude der Mission bestehender Hauptsache nach aus dem Wohnhause des Missionärs, einem weitläufig angelegten Hause für die Zöglinge und das Dienstpersonal, dem bereits genannten Schulhause, einem Gebäude zum Trocknen des Kaffees und einigen zu verschiedenen Zwecken verwandten Dependenzen. Sämmtliche Gebäude sind aus Holz construirt, d. h. sie bestehen nach Art der liberianischen Holzhäuser aus einem Gerippe von Balken mit Wänden von schuppenartig sich deckenden Planken und einem Dache von Holzschindeln. Die Hauptgebäude stehen nicht direkt auf dem Boden, sondern auf zahlreichen, 2—3 Fuss hohen, in den Boden eingerammten Pfählen, die unter dem Fussboden eine freie Luftcirkulation ermöglichen. Einige kunstlose, steinerne Stufen führen von dem stets reingehaltenen Platze zu der luftigen Piazza hinauf, die den Tag über angenehmen Schatten spendet und es am Abend erlaubt, draussen zu sitzen, ohne dass man von dem reichlich fallenden Thau

durchnässt wird. Da diese sogenannte Piazza sich beinahe rund um das ganze Wohnhaus herumzieht, so steht den ganzen Tag über ein schattiges Plätzchen zur Verfügung. Im Erdgeschoss befinden sich die Wohnräume, das Arbeitszimmer des Missionärs, sowie sein Comptoir und Waarenmagazin, während im ersten Stocke die Schlafräume nebst einem reservirten Zimmer für etwaige Gäste liegen.

Auf einem gut unterhaltenen Fusspfade längs zahlreichen Limonenbäumen mit blassgelben, kleinen Orangen gleichenden Früchten gelangt man in kaum 10 Minuten an den Fluss hinab. Hier wird man durch ein wahrhaft reizendes Landschaftsbild überrascht. Der Fluss bildet nämlich, aufgestaut durch die etwas unterhalb sich befindende Felsbank, eine spiegelglatte, seeartige Fläche, aus welcher infolge des niedrigen Wasserstandes zahlreiche Steinblöcke emporragen. Die hier überall zu Tage tretende Felsformation scheint aus einem ähnlichen, granitartigen Gestein zu bestehen, wie ich es schon in Monrovia beobachtet hatte und auch später noch weiter im Innern überall wiederfand. Der Fluss nimmt hier einen ziemlich geraden Lauf nach Süden. Dicht auf seinem linken (östlichen) Ufer erhebt sich ein waldbedeckter Höhenzug, der ihn auf eine weite Strecke hin zu flankiren scheint. Während wir in einem kleinen Canoe auf der glatten, krystallenen Fläche zum andern Ufer hinüberfuhren, fand einer unserer zurückgelassenen Bedienten im Ufersande eine Anzahl Schildkröteneier, die wahrscheinlich der dort lebenden Sumpfschildkröte (*Sternotheres derbyanus*) angehörten. Sie waren kugelrund, hatten etwa 3 cM. Durchmesser und waren nicht, wie die Eier der meisten Schildkröten, mit einer pergamentartigen Haut, sondern von einer harten, kalkartigen Schale umschlossen.

Wie im Osten durch den St. Paul, so wird im Süden das Grundgebiet der Mission durch einen kleinen, ein enges Thälchen durchrauschenden Bach abgegrenzt, der sich weiter östlich in den Fluss ergiesst.

Ein grosser Theil des zur Mission gehörenden Gebietes ist mit Kaffeebäumen bepflanzt, von denen die ältesten, am südlichen Abhang des Hügels stehenden besonders üppig aussehen, da sie

gegen 20 Fuss hoch und mit Früchten in allen Stadien der Entwicklung geradezu überladen sind. Der Rest des bebauten Bodens ist mit allerlei Erdfrüchten, Gemüsen, Pisang- und Bananenbüschen, Melonen-, Mango-, Orangen-, Limonen- und Brodbäumen bepflanzt. Die ganze Gegend um die Mission herum ist ein weites Hügelgebiet, in dem die ursprünglichen Wälder durch die Kaffee- und Zuckerplantagen der immer weiter vordringenden liberianischen Colonisten allmälig zurückgedrängt wurden.

Gerade in jener Zeit hatte sich eine ganze Colonie von aus Amerika angekommenen schwarzen Einwanderern eine kleine Stunde hinterhalb der Mission festgesetzt, in grossartigem Maasstabe die Wälder ausgerodet und ausgedehnte Pflanzungen angelegt. Diese umfangreiche Niederlassung trägt den Namen Arthington und hat eine eigene Gemeindeverwaltung.

Die Umgebung der Mission giebt im Allgemeinen ein ziemlich treues Bild des landschaftlichen Gesammtcharakters der bebauten Ufergebiete am untern St. Paul. Diese Landschaft trägt durchaus nicht den Stempel des Grossartigen, Ueberwältigenden und Schrankenlosen, der in jeder Hinsicht dem tropischen Urwald aufgedrückt ist. Und doch fehlt ihr nicht ein eigenthümlicher Reiz, ein gewisser poetischer Duft, den man im erdrückenden, beängstigenden Hochwalde nirgends findet, so dass man ihr auf die Dauer doch den Vorzug giebt. Wie wohl wird dem Wanderer und wie tief athmet er auf, wenn er aus den dunkeln, tunnelartigen Laubgängen in die freie Luft hinaustritt! So hat denn eben jede Landschaft ihre eigenen Reize, die gerade durch ihre oft schroffen Gegensätze noch mehr zur Geltung kommen und zu einem allgemeinen Bilde sich zusammenfügen, das vor demjenigen anderer nicht zurückzustehen braucht. Ein solches Charakterbild der liberianischen Landschaft zu entrollen, wird die Aufgabe des nachfolgenden Capitels sein.

V.

Die Pflanzenwelt.



Oelpalmen in der Savane.

Strandflora: Dorngebüsch. — *Ipomoea.* — Zwerghafte Dattelpalmen. — Sumpfflora: Die Rhizophorenwälder, ihre Bedeutung und ihre Bewohner. — Die Grassteppe: Steppenbrände. — Charakteristische Steppenbäume. — Buschwald. — Ursprung der Steppe. — Uebergang zum Hochwald. — Palmen: Oelpalme. — Weinpalme. — Kokospalme. — Der Urwald: Erster Eindruck. — Riesenbäume. — Bäume zweiten Ranges. — Unterholz, Lianen und Schmarotzerpflanzen. — In den Waldsümpfen. — Thierwelt des Hochwaldes. — Die Hochfläche: Weiden. — Landbau.—Holzarmuth.—Eigenthümlichkeiten der Flora: Blätterschmuck. — Blattwechsel.

Die Flora Liberia's ist bisher so gut wie unerforscht geblieben und würde ohne Zweifel ein äusserst lohnendes Untersuchungsfeld bieten. So viel ich weiss, ist speziell in Liberia nur einmal ein Anlauf zu botanischen Untersuchungen gemacht worden, und zwar durch den jungen Botaniker Philipp Schönlein, Sohn des berühmten Berliner Arztes, der zu

Anfang September 1855 am Cap Palmas seine Thätigkeit begann, aber schon am 8. Januar 1856 den Folgen eines Sonnenstichs erlag. In dem von F. KLOTZSCH (siehe Literaturverzeichniss) bearbeiteten, zusammen 14 verschiedene Arten enthaltenden botanischen Nachlasse SCHÖNLEIN's — seine übrigen Sammlungen haben Europa nicht erreicht — befanden sich nicht weniger als fünf neue Arten (*Ixora odoratissima*, *Heinsia pubescens*, *Phyllocosmus africanus*, *Acrolobus Schoenleinii* und *Gomphia Schoenleiniana*). Die Flora scheint übrigens theils mit derjenigen von Sierra Leone, theils mit derjenigen der östlicher gelegenen Gebiete verwandt zu sein, so dass zu deren Studium HOOKER's „Niger Flora"[1]) mit vielem Vortheil benutzt werden kann. Der Botaniker der englischen Niger-Expedition, Dr. THEODOR VOGEL, welcher am 17. December 1841 auf der Insel Fernando Po der Dysenterie erlag, besuchte im Sommer des nämlichen Jahres auf der Hinreise die liberianischen Küstenplätze Monrovia, Grand Bassa und Cape Palmas, woselbst er, soweit der kurze Aufenthalt es erlaubte, Sammlungen anlegte. Manche interessante Mittheilung bringt das in genannter Schrift enthaltene Tagebuch VOGEL's, während sein im zehnten Bande der Zeitschrift Linnaea erschienener und einige seiner Briefe enthaltender Nekrolog interessante Mittheilungen über die Kruneger giebt.

Liberia besitzt, wie von einem so reich bewässerten Tropenlande kaum anders erwartet werden kann, einen ungemein üppigen Pflanzenwuchs, bei dem selbst der Rücken der niedrigen Stranddüne und besonders deren innerer, dem Lande zugekehrter Rand nicht leer ausgeht. Dieser Letztere ist gewöhnlich mit dornigem Gestrüpp bewachsen, das viel an unsern Schwarzdorn erinnert, während auf freiern Stellen *Ipomoea pes caprae* Sw., eine in die Familie der Convolvulaceen gehörende Pflanze mit üppigen, dunkelgrünen Blättern und grossen, violettrothen Blumentrichtern, über den Boden hinkriecht und denselben netzartig bedeckt. Eine andere charakteristische Pflanze dieses Küstensaumes ist eine strauchartige, stammlose und an der Basis dornige, kaum über 1 M. hoch werdende Fiederpalme, *Phoenix*

[1]) London 1849, with 2 views, map and 50 plates.





Jm Mangrovesumpf.

LANDSCHAFT AM STOCKTON CREEK.

spinosa Schum. & Thonn., welche auch wohl die wilde Dattelpalme genannt wird. Am häufigsten findet man dieselbe am Fusse der Vorgebirge und andern felsigen Küstenplätzen, wo sie sogar kleine Bestände von Gestrüpp bildet [1]). Ihre harten und kurzen, graugrünen Fiederblätter werden von den Eingebornen zu allerlei Flechtarbeiten, besonders zu Hüten, verwandt. Ausser den Strandwällen und einigen kleinen, sandigen Grasflächen dicht hinter denselben ist mir kein einziger Fundort dieser Palme bekannt geworden.

Die Sumpfgebiete des Küstenstriches und die sumpfigen Flussufer sind, soweit die Meeresfluth eindringt und das Flusswasser brackig macht, mit undurchdringlichem Mangrovewald bedeckt, der dieser Gegend auf den ersten Blick einen eigenthümlich monotonen Charakter verleiht. Schon von weitem, besonders von einer Höhe aus gesehen, machen diese niedrigen, mattgraugrünen, endlosen Mangrovewälder einen sehr melancholischen Eindruck. Dieser verliert sich jedoch, sobald man auf einem jener schwarzen, einsamen Creeks in die Mangrove hineinfährt und sich dieselbe genauer ansieht. „Ein Wald auf Stelzen!" ruft der Uneingeweihte verwundert aus, und er hat dabei in vollem Maasse Recht. — Auf einem unentwirrbaren Labyrinth von zweig- und blattlosen, fingerdicken Bogen entwickelt sich, 6—8′ über dem Wasser oder besser gesagt, über dem Schlamm, ein Buschwald von wirr durcheinander gewachsenen, knorrigen Aesten mit ganzrandigen, lederartigen, mattgrünen Blättern, über dem sich nur hie und da ein baumartiges, verkrüppeltes Gebilde höher in die Luft erhebt. Die genannten Stelzen und Bogen sind nichts Anderes als Luftwurzeln, die, niederhangenden Tauen gleich, von den Aesten abwärts wachsen, bis sie sich dicht über dem Wasser plötzlich in drei oder vier Theile gabeln und dann, sich in das Wasser einsenkend, Büschel von fadenförmigen Wurzeln treiben. Diese graurindigen, sehr markreichen Gerten erstarken sehr bald

[1]) Die mir persönlich bekannten Fundorte dieser Palme sind Grand Cape Mount, Cape Messurado, Bassa Cove, Bloobarra Point bei Sinoe, von wo ich lebende Exemplare mitbrachte, welche nun im botanischen Garten in Leiden vortrefflich gedeihen, und Cape Palmas, wo auch Dr. Vogel sie gefunden hat.

und treiben ihrerseits oben in der Astregion neue Zweige, die sich über das Wasser hinauswölben, um dann wiederum ihre Luftwurzeln hinabzusenden. Zwischen diesen im Wasser wurzelnden Schösslingen nun setzt sich nach und nach Schlamm an, der sich mit der Zeit immer mehr consolidirt, endlich Sumpfgebiet bildet und, je mehr die Mangrovebildung an der Wasserseite fortschreitet, allmälig zu festem Lande wird.

Erst nachdem der auf diese Weise dem Wasser abgewonnene Boden eine gewisse Festigkeit erlangt hat und grössere Lasten tragen kann, fangen die Aeste an, zu erstarken und baumartig bis zu einer Höhe von 20—30′ emporzuwachsen. Unter der erhöhten Last des Oberholzes beugen sich dann die elastischen, ursprünglich senkrechten Stützen und bilden das erwähnte Bogenlabyrinth.

Es ist ausser aller Frage, dass die Mangrove einen bedeutenden Faktor bei der Bildung von neuem Lande ausmacht, namentlich in den Mündungsgebieten der Flüsse, die viel Schlamm mit sich führen, welcher durch die Fluth in das Wurzelgewirr hineingedrängt und dort durch die Ebbe zurückgelassen wird. Diese den Verhältnissen vorzüglich angepassten Pflanzen können, zusammen mit dem Pandanus, mit Recht als die Amphibien der Pflanzenwelt bezeichnet werden, da sie abwechselnd bald bis an die Aeste hinauf im Wasser stehen, bald mit dem ganzen Wurzellabyrinth über Wasser und Schlamm emporragen.

Eine besonders merkwürdige Erscheinung dieser Rhizophoren[1]) ist die, dass die Saatkeime sich entwickeln, bevor die Frucht von der Mutterpflanze abfällt. Die junge Pflanze zeigt sich am Ende der ziemlich kleinen Frucht erst als ein zapfenartiger

[1]) Obschon ich keine Beweise beibringen kann, glaube ich doch sicher zu sein, dass in den von mir besuchten Gegenden wenigstens zwei verschiedene Rhizophoren-Arten vorkommen. Die zweite Art wächst weiter oben an den Flüssen und bildet ziemlich hohe Bäume mit starken bis 50′ hohen Stämmen und gut entwickelten Kronen, aus welchen die schlanken Luftwurzeln gleich langen Tauen ins Wasser herabhangen. Auch diese Bäume stehen auf einem weitverästeten Wurzelgerüst. — Die in den Sümpfen des Küstengebietes von Grand Bassa angetroffenen Mangrove-Arten hält Dr. Vogel (Niger Flora, p. 35 und 341) für *Rhizophora mangle* L. und *Rh. racemosa* Meyer, welche Arten auch in Amerika einheimisch sind.

V.



JM PANDANUSWALD.

LANDSCHAFT AM STOCKTON CREEK.

Auswuchs, welcher, abwärts gerichtet, sich bald keulenförmig in die Länge entwickelt, die nach und nach zwei Fuss und mehr betragen kann. Am untern Ende dieser grünen Keule zeigen sich zahlreiche rothe, warzenartige Erhebungen, die, sobald die Keule abfällt und sich in den Schlamm einbohrt, Büschel von Wurzelfasern aussenden.

Obgleich die Mangrove in diesen Sumpfgebieten die Hauptrolle spielt, darf sie doch nicht als die ausschliessliche Bewohnerin desselben betrachtet werden. Unter ihren Genossen verdient besondere Erwähnung der ebenfalls auf hohen Luftwurzeln ruhende Pandanus (*Pandanus candelabrum*) der seiner grotesken Formen und der kopfgrossen, stacheligen Früchte wegen überall die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und, ebenso wie die Weinpalme, besonders an den Ufern der Flüsse und Creeks gefunden wird. Weiter landeinwärts, wo die Mangrove ihre Existenzbedingungen nicht mehr findet und nach und nach ganz verschwindet, erscheint dann die Oelpalme und verschiedenartiges Strauchwerk als Uebergang zu der Festlandsflora.

Nicht mit Unrecht werden die Mangrovesümpfe als die hauptsächlichsten Herde der verderblichen Sumpffieber angesehen und daher mit ängstlicher Scheu gemieden. Führt Einen aber zufällig einmal die Jagd, z. B. beim Aufsuchen eines angeschossenen Wildes, in die Bogengänge eines solchen Labyrinthes hinein, dann mag er zusehen, wie er wieder herauskommt. Ohne hie und da bis auf Brusthöhe in eine trügerisch mit blau irisirendem Schleim überzogene Wasser- oder vielmehr Morastlache einzusinken, kommt man selten weg, so sehr man auch bemüht sein mag, durch das Astwerk zu klettern oder die langen, hollunderartigen Wurzelbogen niederzutreten, um nur irgend etwas unter die Füsse zu bekommen. Ist man aber erst einmal trotz des Taschenkompasses durch bodenlose Stellen von der eingeschlagenen Richtung abgebracht und in die Irre gerathen, so wird man von einer an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung befallen, bis man diese pestathmenden, von faulenden Substanzen stinkenden und bei jedem Schritt aufbrodelnden Moräste glücklich wieder hinter sich hat, zumal, wenn in dieser bleiernen, von jedem kühlenden Windhauch abgeschlossenen Atmosphäre die

glühende Mittagssonne den Scheitel versengt oder die Fluthzeit gerade eingetreten ist.

Wer würde unter solchen Umständen in diesen Pestsümpfen ein reiches Thierleben für möglich halten? Und doch fehlt es daran nicht, so still und todt dieselben auch auf den ersten Blick erscheinen mögen. Der aufmerksame Beobachter, der im leichten Canoe durch die Mangrove hingleitet und sich dann irgendwo auf die Lauer legt, ist geradezu erstaunt, welch reicher Fülle thierischen Lebens diese öden Sumpfwildnisse zum Tummelplatze dienen. Der schwarze Schlamm lebt stellenweise förmlich von den Schaaren von Mosquiten- und andern Insektenlarven, und darüber hin spazieren, grossen Spinnen gleich, bald vor-, bald seit-, bald rückwärts, geschäftige Krabben, worunter am häufigsten die verschiedenen Arten der Gattungen *Sesarma* und *Gelasimus*. Auf freien, schlammigen Stellen sonnen sich Schaaren von gesellig lebenden Springfischen (*Periophthalmus koelreuteri*), bei den Liberianern *„jumping fishes"* und *„big eye bompies"* genannt, die eine amphibienartige Lebensweise führen, sehr selten untertauchen, beim leichtesten Geräusche den dicken Kopf mit den blutrothen, stark hervortretenden Glotzaugen in die Höhe heben und auf ihren fusstummelähnlichen Brustflossen hastig davonhumpeln. Zahllose, überaus zudringliche Stechfliegen machen den Aufenthalt daselbst zur Qual, und wehe dem Jäger, der sich draussen verspätet hat und zur Nachtzeit durch die Mangrove nach Hause fahren muss: er wird von den summenden Mosquitenschwärmen fast zu Tode gemartert und hat am andern Morgen meist einen derart geschwollenen Kopf, dass ihm kaum ein Hut mehr passen will. An den Wasserschösslingen der Mangrove hangen stellenweise, nur von der Fluth bespült, ganze Colonien von grossen, essbaren Austern, die besonders im Beginn der trockenen Jahreszeit wegen ihrer Schmackhaftigkeit von Eingebornen und Liberianern gleich sehr gesucht werden und die armselige Speisekarte des weissen Jägers um eine angenehme Nummer reicher machen. — Oben auf den Büschen sitzen zahlreiche, zum Theil riesenhafte und schönfarbige Eisvögel, wie in stilles Hinbrüten versunken, bis sie sich plötzlich kopfüber ins Wasser stürzen und, auf ihren Sitz zurückgekehrt, ein erbeutetes

Fischchen hinunterwürgen. Hier suchen Sumpfschnepfen (*Tringa hypoleucos*) und Wasserläufer (*Totanus canescens*) auf trockenliegenden Schlammbänken emsig nach Futter; weiter drinnen schlüpft ein Zwergreiher durch das Dickicht hin; dort spaziert gemessenen Schrittes ein weissköpfiger, schwarzer Storch (*Ciconia episcopus*), ein Silberreiher oder ein grünschillernder Ibis auf und ab oder steht fischend im seichten Wasser; drüben im Gezweige hat eine Colonie von schieferfarbigen Reihern (*Ardea atricapilla*) ihre primitiven, durchsichtigen Reisignester sich gebaut, deren Besitzer, mit ihren Zehen die Wurzelbogen umklammernd, bedächtig auf und nieder klettern. Cormorane und Schlangenhalsvögel sitzen träge, mit S-förmig eingezogenen Halse, auf den Aesten in der Nähe des Wassers; ein Flug Wildenten, gestört durch ein nahendes Canoe, schwirrt pfeifend auf, Schwärme von fruchtfressenden, grünen Papagaitauben fallen ein, an den grünen Samenknospen der Mangrove ihr Mahl zu halten, und hoch über Allem erhaben ziehen gabelschwänzige, braune Milane (*Milvus aegyptius*) und schwarzweisse Seeadler (*Gypohierax angolensis*) ihre Kreise. Und damit es auch an grösserem Gethier nicht gänzlich fehle, durchwühlt weiter rückwärts in der Mangrove das Pinselschwein (*Sus penicillatus*) den Sumpf, während draussen am Wasser, einem knorrigen, halbverfaulten Baumstamm gleich, in träger Ruhe ein Krokodil sich sonnt und auf eine arme Antilope oder ein Moschusthier lauert, die das Unglück hier zur Tränke führt.

Den Uebergang von den Mangrovesümpfen zu der Waldregion bilden gewöhnlich sandige Grassteppen (Savanen), die sich jedoch stellenweise, den Sumpf vertretend, bis an die Küste erstrecken und vielfach durch Gebüsch, kleine Gehölze und Palmengruppen (Oelpalmen) unterbrochen werden. Das Gras dieser Steppen wächst oft bis zu Mannshöhe auf, wird aber alle Jahre zu Ende der Trockenzeit von den Eingebornen weggebrannt. Diese grossen Steppenbrände gewähren einen ungemein imposanten Anblick. Das Feuer wälzt sich mit grosser Schnelligkeit über die weite Fläche hin, alles thierische Leben, das die Steppe das ganze Jahr beherbergte, in wilder Flucht vor sich her jagend. Nur wenig entgeht dem vernichtenden Elemente, denn das Steppengras ist immerhin nicht hoch genug, um grösseren Säuge-

thieren sichere Zufluchtsorte darzubieten, die kleinern aber, sowie auch die weniger schnellen Reptilien und Amphibien werden auf ihrer Flucht zum guten Theil die Beute zahlreicher Raubvögel oder sie werden durch das Feuer ereilt und bleiben halb verkohlt auf der schwarzen Fläche liegen. Die ohnehin stets zahlreichen Milane (*Milvus aegyptius*) schaaren sich bei solchen Steppenbränden zu Dutzenden zusammen und stürzen sich im Verein mit den ebenfalls durch das Feuer angelockten Weihen (*Circus macrourus*) mitten durch die dichten Rauchwolken auf die emporgescheuchten, rathlosen Schlachtopfer nieder, so dass ihnen kaum



Ein Steppenbrand.

etwas entrinnt, was nicht dem verheerenden Elemente zum Opfer fällt. Gleich nach den ersten Regengüssen bedeckt sich dann der schwarzgebrannte, kahle Steppenboden mit frischem Grün, das aus der solcherart gedüngten Erde ausserordentlich üppig hervorsprosst. Unglücklicherweise leidet bei diesen Steppenbränden auch der Holzwuchs ungemein, und die angebrannten Palmen und andern Baumstämme können sich während der Regenzeit nur schwer oder gar nicht erholen. Nur das frisch aufgewachsene Gras ist als Weide geeignet und wird denn auch häufig, besonders

zur Nachtzeit, von Antilopen und wilden Büffeln besucht. Das alte Gras ist jedoch viel zu hart und kieselreich, um als Futter dienen zu können. Der Charakterbaum dieser Steppen ist *Anona senegalensis*, von den Liberianern *wild peach-tree* (wilder Pfirsichbaum) genannt, ein niedriger, krüppelhaft verwachsener Baum von kaum über vier Meter Höhe, mit halbverdorrt erscheinenden, graugrünen Blättern und pfirsichartig aussehenden Früchten von ungemein herbem Geschmack, während ihr Geruch täuschend an Ananasse oder Erdbeeren erinnert. Die Rinde, besonders diejenige der Wurzel dieses Baumes, liefert einen stark adstringirenden Thee, der gerade wegen dieser Eigenschaft von vielen Liberianern als Fiebermittel gebraucht wird. Die abgefallenen reifen „wilden Pfirsiche" sind eine Lieblingsspeise der Pinselschweine, gerade so wie die bittern Eicheln bei unseren Schweinen beliebt sind; der Anstand auf diese Thiere liefert jedoch selten ein Resultat, da die Bäume überall zerstreut stehen und nur der blosse Zufall ein Thier unter Schuss bringt.

Ob diese Grassteppen von je her das waren, was sie jetzt sind, oder ob sie die Stelle früherer Wälder einnehmen, ist schwer zu sagen. Nach der Beschaffenheit des Bodens sollte man jedoch eher vermuthen, dass sie an die Stelle früherer, nach und nach versandeter Seebecken getreten seien. So viel ist sicher, dass sie stets Grassteppen bleiben werden, denn aus verschiedenen Gründen ist es dem Walde nicht möglich, hier festen Fuss zu fassen. Dasselbe ist auch weiter im Innern der Fall, wo man, wie im Flussgebiet des Mahfa River, hie und da mitten in der Waldregion bedeutende Grassteppen antrifft. Diese Letzteren sind früher unstreitig Waldboden gewesen, doch wird die gegenwärtige, nun einmal vorhandene Grassteppe ohne künstliche Aufforstung kaum jemals wieder in Hochwald zurückverwandelt werden können.

Der Uebergang von der Grassteppe zum eigentlichen Urwald ist bei Weitem nicht so unmittelbar, wie man wohl annehmen möchte. In der Regel liegt zwischen beiden ein von Eingebornen bewohnter Landstrich, der aus theils frisch angelegten, theils wieder dem Naturzustande überlassenen, theils sogar wieder zu Hochwald gewordenen Pflanzungen besteht. Diese gemischte Vegetation bietet ein äusserst abwechslungsreiches Bild dar und ist auch zur

Jagd weit besser geeignet, als der finstere Urwald, die halbverdorrte Grassteppe oder gar die ausgedehnten, bodenlosen Mangrovesümpfe. Wie später ausführlicher dargelegt werden soll, befolgen die Eingebornen bei ihrer Bodenkultur eine Art Raubwirthschaft, indem sie den einmal urbar gemachten Waldboden nur während einer kleinen Reihe von Jahren benutzen und ihn dann wieder sich selbst überlassen. Eine solche verlassene Farm ist schon nach ein paar Jahren wieder mit dem üppigsten Buschwald bedeckt, der nach einigen weitern Jahren zu stattlichem Hochwald herangewachsen ist. Dieser Buschwald und die Säume des Hochwaldes haben mich oft an den Zauberwald vom Dornröschen erinnert. Es ist buchstäblich eine Unmöglichkeit, ohne Hackmesser in solch einen, wie von einer Pflanzenmauer umschlossenen Buschwald einzudringen. Das sparrige Astwerk ist wie ineinander verfilzt und dabei von einer üppig wuchernden Selaginelle (*Selaginella scandens* Spring.) durchwachsen, die hoch durch alle Büsche hinaufkriecht und diese mit einer moosgrünen Decke überzieht. Etwas freiere Plätze sind mit schönen Lycopodien (*Lycopodium scandens* Swartz) bedeckt, und auch der Guru- oder Kolanussbaum (*Sterculia acuminata* Beauv.), welcher die vielbegehrte Kolanuss liefert, wird hier, wenn auch weniger oft als im Innern, angetroffen.

Häufiger noch als auf der Grassteppe findet man in diesen Uebergangsgebieten herrliche Palmen, worunter die Oelpalme (*Elaeis guineensis*) den ersten Rang einnimmt. Sie ist die höchste und schlankste unter allen Palmen Liberia's, nimmt mit beinahe jedem Boden vorlieb und wird daher überall, auf sonnigen Hügeln, in der Steppe und oft sogar im Sumpfe angetroffen; am häufigsten aber findet sie sich in offenen Gegenden, gemischt mit anderm Gehölz, selten in reinen Palmenbeständen, niemals aber im eigentlichen Urwalde, so dass man, wenn irgendwo im Hochwalde diese Palme auftritt, mit vollem Recht vermuthen darf, dass solch ein Wald jüngern Ursprungs ist. Sehr häufig erscheinen sie dagegen in den untern Gegenden der Mandingo-Ebene, wo der Urwald sich lichtet und kleine Gehölze wieder mit Grassteppen abwechseln. Weiter im Innern dieser Ebene verschwindet mit sämmtlichem Holzwuchs auch die Oelpalme.

Wie immer auch und unter welchen Umständen man dieselbe antrifft, überall macht sie durch das Zierliche in ihrem ganzen Habitus einen wohlthuenden, angenehmen Eindruck. Auf dem kaum mannsdicken, meist kerzengeraden, bis 20 M. hohen Stamme wiegt sich die stattliche, nicht allzuschwere Fiederkrone graziös im Winde hin und her. Ist die Palme sich selbst überlassen, so erhält der Stamm durch die sitzenbleibenden Wedelstümpfe ein verwildertes, struppiges Aussehen und ist dann gewöhnlich bekleidet mit in den Blattachseln sich ansiedelnden, epiphytischen Farnen, Selaginellen und Schlingpflanzen, die oft in bis zur Erde niederhangenden, natürlichen Festons ganze Baumgruppen verbinden. In der Regel aber werden die Stämme von den Eingebornen der Blattstümpfe entledigt, um sie erklimmen und die Fruchtstände herunterholen zu können, und dann bilden die tiefen Narben der Fiederschäfte auf der Rinde eine zierliche, regelmässige Zeichnung. Die Fruchtstände, meist drei bis vier zugleich, sitzen auf kurzen Stielen in den Blattwinkeln der Wedelkrone. Sie sind, was ihre Gestalt anbetrifft, am besten mit einer Ananas zu vergleichen, werden bis 50 Cm. lang und über 30 Cm. dick und haben dann ein Gewicht von 10—50 Kg. Die Früchte sitzen einzeln, aber dichtgedrängt und nur durch die vorstehenden, stacheligen Deckblätter von einander getrennt, um die Achse des Fruchtstandes herum, wie die Schuppen an einem Tannzapfen. Sie haben die Grösse und Form einer mittelgrossen Pflaume, sind etwas kantig und gegen die Basis hin verjüngt. Unter der fettglänzenden, mennigrothen, lederartigen Oberhaut der Frucht (Palmnuss) liegt das gleichfarbige, sehr ölhaltige Fleisch, das seinerseits wieder den Stein umschliesst. Dieser Letztere enthält schliesslich den ebenfalls stark ölhaltigen Kern.

Nach der Oelpalme ist die W e i n p a l m e (*Raphia vinifera*)[1], die hervorragendste Palmenart. Diese liebt entschieden sumpfigen Boden, fehlt an trockenen Stellen gänzlich und entwickelt ihre volle Ueppigkeit und Pracht an den Ufern der Flüsse und

[1]) Ich glaube mit Sicherheit, zwei verschiedene Arten von *Raphia* angetroffen zu haben, und zwar nicht etwa je eine Art auf einem gewissen Standplatze, sondern beide neben einander vorkommend. Die Eine zeichnet sich durch graugrüne, die Andere durch rothgelbe Fiederschäfte aus.

Creeks, die sie mit ihren 10—12 Meter langen Wedeln stellenweise förmlich überdacht, indem sie oft auf lange Strecken jede andere Vegetation gänzlich unmöglich macht. Sie hat keinen eigentlichen Stamm und wird daher bei Weitem nicht so hoch und schlank, wie ihre schon genannte Schwester, dagegen aber imponirt die Krone durch ihren bedeutenden Umfang und die ausserordentliche Grösse der Fiederblätter.

Einige andere einheimische, echte Palmenarten können, da sie von keinem praktischen Nutzen sind und in nur geringer Verbreitung sich finden, hier kaum in Betracht kommen, und es bleibt daher, um das Bild dieser Kinder der Tropen zu vervollständigen, nur noch die Kokospalme (*Cocos nucifera*) zu erwähnen. Diese ist schon seit langer Zeit nach Westafrika verpflanzt und wurde allmälig über die ganze Küste verbreitet, scheint jedoch nirgends in verwildertem Zustande vorzukommen, ohne Zweifel weil die Kokosnüsse zu gross sind, um durch Thiere verschleppt zu werden. Man findet diese schöne Palme nur auf Niederlassungen von Americo-Liberianern, und zwar bis jetzt bloss in der Nähe der Küste. Am Cap Palmas ist sie ziemlich häufig, an den übrigen Küstenplätzen findet man sie jedoch nur vereinzelt und allem Anschein nach mehr zur Zierde als direkt ihres Nutzens wegen angepflanzt. Sie gedeiht jedoch in Liberia ganz gut und würde, wenn die Liberianer etwas mehr Unternehmungsgeist besässen, bei ihrem raschen Wachsthum und der frühen Tragfähigkeit — schon im siebenten Jahre — wohl massenhafter angepflanzt werden, da ihr Fruchtfleisch ein feines Oel abgiebt und, ohne an Ort und Stelle gepresst zu werden, getrocknet den unter dem Namen Copra bekannten, werthvollen Handelsartikel liefert.

Ein ganz anderes Bild, durchaus verschieden von Mangrovesumpf, Grassteppe, Buschwerk und Palmenhain bietet der weite, majestätische Urwald, in den wir nun eintreten. Wie anders sieht es da aus, als in unsern finsteren Tannenwäldern, wo aus hellgrünem Moosteppich Stamm an Stamm kerzengerade gen Himmel ragt, oder im lichten Buchenwald, wo über glatten, weissrindigen Stämmen das hellgrüne, luftige Blätterdach sich wölbt, oder endlich selbst in jenen dunkelgrünen Eichenwäl-

dern, wo reckenhafte Riesenstämme die weitästigen, gewaltigen Kronen tragen, deren Rauschen dem Besucher Ehrfurcht einflösst!

Der tropische Urwald ist mit keinem der genannten Wälder zu vergleichen, da er bei all seiner Grossartigkeit mehr den Charakter einer gemischten Waldung hat. Eine dumpfe, dampfreiche Warmhausluft schlägt uns schon beim ersten Schritt entgegen, ein Geruch von vermoderndem Holze, von abgestorbenen Blättern und andern der Verwesung preisgegebenen Stoffen. In geheimnissvollem Dämmerlichte steht eine Scenerie vor uns, so grossartig, wie wir sie vorher nie zu sehen bekamen: ein wildes Chaos von Riesenstämmen, kleineren Bäumen und dichtem Unterholze, durchflochten von an Stämmen emporkletternden, aus den Aesten niederhangenden, über die Erde hinkriechenden, oft spiralig gewundenen Lianen von Bindfaden- bis Mannsdicke, — daneben niedergestürzte, halbvermoderte Stämme von mammuthartigen Dimensionen, worüber wieder andere, die, am Niederstürzen verhindert, angelehnt stehen blieben, — hie und da auch ein Riesenrohr von netzartig durcheinandergewachsenen Lianen, die sich oben in den Aesten festklammern und den Platz bezeichnen, wo ein Baumstamm unter ihren Umarmungen erstickt und, selbst im Tode nicht losgelassen, in aufrechter Stellung vermodert ist. Und über das Alles hin spannt sich in schwindelnder Höhe ein Blätterdach so dicht, dass selten oder nie das Licht der Sonne bis auf den Boden durchdringt.

Das ist der tropische Urwald, wie er sich auf den ersten Blick dem Besucher darbietet. Wer möchte sich dabei sofort für Einzelheiten interessiren? In stummer Bewunderung bleibt man wie angewurzelt stehen, und man könnte sich stundenlang in diesen Anblick vertiefen, um den gewaltigen Eindruck voll und ganz in sich aufzunehmen. Doch ebenso wie an eine imposante Hochalpen-Scenerie, gewöhnt man sich mit der Zeit auch an den Urwald, und dann erst beginnt man denselben näher anzusehen, ich möchte sagen, zu studiren. Was uns jedoch stets aufs Neue Bewunderung einflösste, das waren die Riesenbäume. Wir haben unter diesen Titanen der Pflanzenwelt Stämme gemessen, die auf Brusthöhe 30—40′ Umfang hatten und, bis auf eine Höhe

von 80 und mehr Fuss gleich dick, dann erst ihre gewaltige Krone ausbreiteten mit Aesten, die, nach europäischen Begriffen, gewaltigen Stämmen an Dicke gleichkamen.

Unter dem Blätterdache dieses grossartigen Hochwaldes, in dessen Kronen die Thiere meist vor einem gewöhnlichen Schrotschusse sicher sind, steht ein Hochwald zweiten Ranges — ein Wald im Walde! Dieser Letztere lässt sich etwa mit einem mächtigen Eichwalde vergleichen. Auch diese Bäume wölben ihre Kronen zusammen, doch sind dieselben, weil unaufhaltsam dem Lichte zustrebend, nicht so massig und weniger abgerundet. Einige dieser Bäume zweiten Ranges erinnern lebhaft an die Rhizophoren, insofern ihr Stamm, statt direkt auf dem Boden, auf einem bis über Mannshöhe sich erhebenden Gewirr von Wurzeln steht oder, wenn er wirklich auf dem Boden ruht, bis auf jene Höhe ringsum Luftwurzeln aussendet, um mehr Halt zu gewinnen. Auch die Riesenbäume vermehren den Halt, den sie bereits in den Wurzeln besitzen, durch nach Art einer T-Schiene gebildete Strebepfeiler, die sich vom Boden aus, wo sie am weitesten abstehen, den Stamm hinauf allgemach verjüngen, und deren Zwischenräume tiefe Nischen bilden. Unter diesen Waldriesen ist der Bombax oder Wollbaum (*Eriodendron anfractuosum*) schon von Weitem an seiner gewaltigen Dicke und an seiner weissen, glatten Rinde kenntlich [1]). Er wird gerne zum Bau der grossen Canoes verwandt, die wegen des weichen, schwammigen Holzes zwar leicht anzufertigen, aber aus demselben Grunde nur von kurzer Dauer sind. Die Wollbäume werden bei vielen Negerdörfern einzelnstehend angetroffen, da die für Naturschönheiten im Allgemeinen ziemlich gefühllosen Neger vor ihnen immerhin einen gewissen Respekt zu haben scheinen und sie bei der Ausrodung des Waldes stehen lassen.

Zwischen den Stämmen des Hochwaldes nun hat sich ein undurchdringliches Gewirre von Unterholz entwickelt, durchschlungen und zusammengehalten von starken Lianen und

---

[1]) Junge Bäume dagegen sind mit einer solchen Menge von stacheligen Auswüchsen bedeckt, dass man sie eher für alles Andere, als für Wollbäume ansehen würde.

Rotangpalmen (*Calamus secundiflorus?*) [1]), die dem Menschen jede freie Bewegung dort unmöglich machen. Alles wächst in wilder Ordnungslosigkeit hier durcheinander, und nur selten ist ein gerades Stämmchen zu finden, das für einen Flaggenstock oder einen Bootsmast geeignet wäre. Nur mit dem Hackmesser in der Hand ist man im Stande, sich durch solch ein Labyrinth seinen Weg zu bahnen, doch lässt sich an den umgeknickten Zweigen und den durch Abhacken eines Stücks Rinde kenntlich gemachten Baumstämmen der Rückweg meist ziemlich leicht finden.

Auch unter den niedrigeren Pflanzenarten trägt Alles den Charakter fesselloser Ueppigkeit. Kräuter, die in unserm Klima kaum die Länge einer Hand überschreiten, haben dort ihre mannshohen Vertreter. Die Blätter erreichen oft eine für unser Auge übernatürliche Grösse und prangen in den überraschendsten Farbennüancen vom lichtesten Grün bis zu den dunkelsten Schatten, wobei jedoch die dunkeln Farbentöne entschieden das Uebergewicht haben. Vergeblich sucht das Auge nach dem wohlthuenden Grün unserer Wiesen — überall stösst es auf glänzende, wie lackirt aussehende, lederartige Blätter, die mit wenigen Ausnahmen allein im Stande zu sein scheinen, den heissen Strahlen der Tropensonne den nöthigen Widerstand zu bieten.

Viele Pflanzen scheinen gänzlich von der Luft, wieder andere allein von Wasser leben zu können. Auf den in den wunderlichsten Krümmungen verlaufenden Stämmen und Aesten hat sich ein Heer von parasitischen Pflanzen, namentlich von zier-

---

[1]) Diese nützliche Schlingpalme kann, bei der Dicke eines Handgelenkes, eine Länge von über 100 M. erreichen, klettert in die höchsten Baumkronen hinauf, windet sich guirlandenartig von Baum zu Baum und breitet, wenn sie irgendwo Luft und Licht erreicht, ihre prachtvollen, bis an die Basis befiederten Wedel aus. Sie blüht in der Trockenzeit und trägt gegen das Ende derselben kolossale Fruchttrauben, die kleine, mennigrothe, beerenartige Früchte haben. Oft bilden sich auch am Waldesboden ganze Dickichte von Rotangpalmen (vielleicht eine besondere Art), unter denen sich gerne wilde Schweine (*Sus penicillatus*) aufhalten. Diese Dickichte sind aber wegen der nadelscharfen Widerhaken, die unter dem gemeinschaftlichen Blattstiele sich befinden, beinahe undurchdringlich.

lichen Farnen und Orchideen, angesiedelt, sowie von andern Schmarotzern mit nicht selten farbenprächtigen Blüthen. Eine besonders häufige und auffällige Schmarotzerpflanze ist ein wunderlich gebautes, grosses Platycerium (*P. stemmaria?*), das aus einem Büschel schaufelförmiger, direkt auf Stämmen und Aesten der Waldbäume wuchernder Blätter besteht. Diese sind in der Jugend glänzend grün, werden aber später roth und bleiben selbst noch in abgestorbenem Zustande festsitzen, so dass man sie oft für riesige Vogelnester oder stillsitzende, rothe Colobusaffen ansieht. Ein mitgebrachtes Exemplar gedeiht jetzt vortrefflich im Orchideenhause des botanischen Gartens in Leiden. Von meinen zahlreichen ebendaselbst deponirten, mitgebrachten Orchideen haben es bis jetzt nur zwei Arten zum Blühen gebracht. Die eine ist *Bolbophyllum cocoinum* Bat., die andere aber eine vermuthlich neue Art, der Gattung *Megaclinium* angehörend. In den Waldsümpfen und an sumpfigen Flussufern wuchern mannshohe Aroideen, eine Art von *Amorphophallus* mit riesigen, zwei Fuss langen, aussen grünen, innen braun getigerten Kelchen und armlangen Pfeilblättern auf starken, dornigen, oft über mannshohen Stielen, Pflanzen, die unsere in Töpfen gezogene *Calla aethiopica* in Bezug auf Grösse weit in den Schatten stellen [1]). Die schwarzen, stillen Waldcreeks und Wassertümpel sind stellenweise bedeckt mit lilienartigen Wasserpflanzen, welche Blumen vom zartesten Weiss und dem herrlichsten Wohlgeruche tragen. Schöne weisse Wasserrosen, gleich unserer *Nymphaea alba*, aber mit ausgerandeten Blättern, und eine Teichrose in Miniatur, mit Blättern nicht grösser als die von unserm Froschbiss (*Hydrocharis morsus ranae*) erfreuen das Auge des Reisenden, der auf morscher, halbverfallener Gabelstockbrücke primitivster Art über diese elegisch stillen Waldsümpfe hinbalancirt.

Auch dieses verschiedene Tagereisen breite Waldgebiet beherbergt eine vielgestaltige Thierwelt, ebenso eigenthümlich in ihrer Art, nur unendlich reicher, als diejenige in den Mangrovewäldern. Das regste Thierleben findet sich in den Waldsäumen und

---

[1]) Eine rankenartig an Sträuchern im Walde emporkletternde Aroidee, eine Holzpflanze, habe ich häufig in den Wäldern am Junk River gefunden.

längs der Flüsse, denn Luft und Licht scheinen für dasselbe ein entschiedenes Bedürfniss zu sein, gerade so gut, wie sie dies im Allgemeinen für die Pflanzen sind. Das Innere der ausgedehnten Waldungen ist verhältnissmässig arm an Thieren, und diese selbst sind auf gewisse Formen beschränkt.

Wie die oberen Schichten des weiten Oceans durch Schaaren spielender Delphine, so wird die Region der hohen Baumkronen von zahlreichen Truppen gesellig lebender, possirlicher Affen durchstreift, von denen einige Arten ihr ganzes Leben in ihren luftigen Revieren zubringen, ohne jemals auf den Boden herunterzukommen, während der Chimpanse den Boden fast niemals verlässt. Ferner findet man in den Bäumen zahlreiche Eichhörnchen verschiedener Arten, ebenso fliegende Eichhörnchen, fliegende Hunde (fruchtfressende Fledermäuse), und als Seltenheit ab und zu ein Baumschuppenthier. Weit zahlreicher sind die Vögel vertreten, die durch lautes Geschrei, Geschwätz oder Gesang und theils auch durch ihre Farbenpracht die obern Regionen beleben. Unter diesen verdienen die lärmenden Nashornvögel besondere Erwähnung, ferner die Colonien geschwätziger Graupapageien, hämmernde Spechte, dummdreiste Bartvögel, die prachtvollen Pisangfresser, zahlreiche Tauben verschiedener Art, farbenprächtige Wald-Eisvögel und allerlei Singvögel die, jeder auf seine Art, ihre Stimme hören lassen und dadurch nicht wenig zur Belebung der Waldeinsamkeit beitragen.

Aber auch die untern Regionen haben ihre besondere Thierwelt. Hier hausen, und zwar mit Vorliebe in den Randgebieten, wilde Büffel und verschiedene Arten von Antilopen, das kleine liberianische Flusspferd, sowie als Seltenheit ein vereinzelter, einsiedlerisch lebender Elephant. An den Tränkeplätzen lauert der Leopard und die Tigerkatze; in einem verlassenen Termitenbau hat das Riesenschuppenthier seine unterirdische Höhle angelegt, während zahlreiche Waldmäuse, sowie die grosse Hamsterratte (*Cricetomys gambensis*) als Vertreter der Nager erscheinen und ihrerseits wieder den zahlreichen Zibethkatzen zur Beute fallen. Auch die gefiederte Welt hat unter den Bodenbewohnern ihre Vertreter. Häufig genug findet man, besonders an Waldpfaden, Scharrplätze von wilden Perlhühnern und Frankolinen, wogegen es nur höchst

selten gelingt, der scheuen Vögel selbst ansichtig zu werden. Im dichtesten Unterholze trippeln niedliche Erdtauben umher, und in den stillen Waldsümpfen haust das seltene, rothbeinige Sumpfhuhn und brüllt, im Dickicht wohlverborgen, die menschenscheue, weisshäubige Rohrdommel. Auch an Reptilien fehlt es dem Urwalde nicht. Da schleppt sich die schwergepanzerte Landschildkröte unter dichtem Buschwerk hin; die mehr als armdicke, 10—20′ lange Pythonschlange liegt in träger Ruhe der Verdauung ihrer Beute ob, verschiedenartige grüne Baumschlangen hangen wie Lianen aus den Aesten herab und lassen sich gelegentlich vor dem unbeweglich auf dem Anstand stehenden Jäger auf die Erde fallen, während zahllose, meist an der Unterseite der Blätter sich festsaugende Laubfrösche ihre hellen Glockentöne erschallen lassen.

Emsige wilde Bienen tragen Honig und Wachs nach ihren in Baumhöhlen angelegten Nestern. Ueberall findet man die interessanten Hochbauten der Termiten (*Termes mordax* und *T. bellicosus*); zahllose Ameisen rennen in geschäftiger Eile hin und her, und gegen Mittag leitet das schrille Zirpen der grossen, an Baumstämmen sitzenden Cicaden die allgemeine Ruhe ein. Dann scheint der ganze weite Wald wie ausgestorben; kein Flügel reckt sich, keine Stimme wird laut, selbst die Pflanzenwelt ist wie in Schlaf versunken und die zierlichen Akazien haben auch wirklich während der Hitze des Tages ihre Fiederblättchen zusammengeklappt, ganz so wie bei uns zur Nachtzeit.

Man denke sich nun diese ausgedehnten Wälder in allen Richtungen von engen, durch jahrelangen Gebrauch tief ausgetretenen Fusspfaden durchkreuzt, und in einem der Letzteren, wie Gänse hinter einander, eine Karawane von lärmenden Negern, die des weissen Jägers Bagage von Station zu Station schaffen, hie und da auch einen offenen Fleck mit einer kleinen Negerfarm, wo zwischen wild durcheinander liegenden, halbverkohlten Baumstämmen und Aesten Reis und Kassaven wachsen, oder ein Dörfchen mit armseligen Lehm- und Palmblatthütten, zwischen denen nackte Kinder spielen und leichtgeschürzte Männer und Frauen ihrer Beschäftigung obliegen — man denke sich die Thäler dieser waldbedeckten Berglandschaft durchströmt von murmelnden

und rauschenden Waldbächen, und das Ganze wiederum durchschnitten von einem gewaltigen Strome voller Barren und Felsinseln, die zur Regenzeit unter einer gelben, dicken Wassermasse verschwinden: dann hat man ein in groben Umrissen gezeichnetes Bild von den Waldgebieten, die für längere Zeit unsere Jagdgründe werden sollten.

An ihrem innern Rande geht die breite Hochwaldzone ganz allmälig in die weite Mandingo-Hochebene über. Hier hat der Wald nicht mehr das Uebergewicht und wird sogar weiter landeinwärts so selten, dass die Mandingo in Ermangelung des Holzes als Brennmaterial Kuh- und Pferdemist und zum Bau ihrer Häuser und Festungswerke Thon gebrauchen müssen. Nach den Angaben des liberianischen Reisenden ANDERSON wechseln hier ausgedehnte Grasflächen mit hügeligem Terrain und reichen Feldern ab, worauf von den fleissigen Mandingo Reis und Maïs, Maniok und Bataten in Ueberfluss angebaut werden, wo — für Liberianer jedenfalls ein fremdartiger Anblick — Kühe und Pferde, Ziegen und glatthaarige Schafe weiden und selbst der Elephant, im Küstengebiete so gut wie ausgerottet, noch in ganzen Trupps zusammen angetroffen wird.

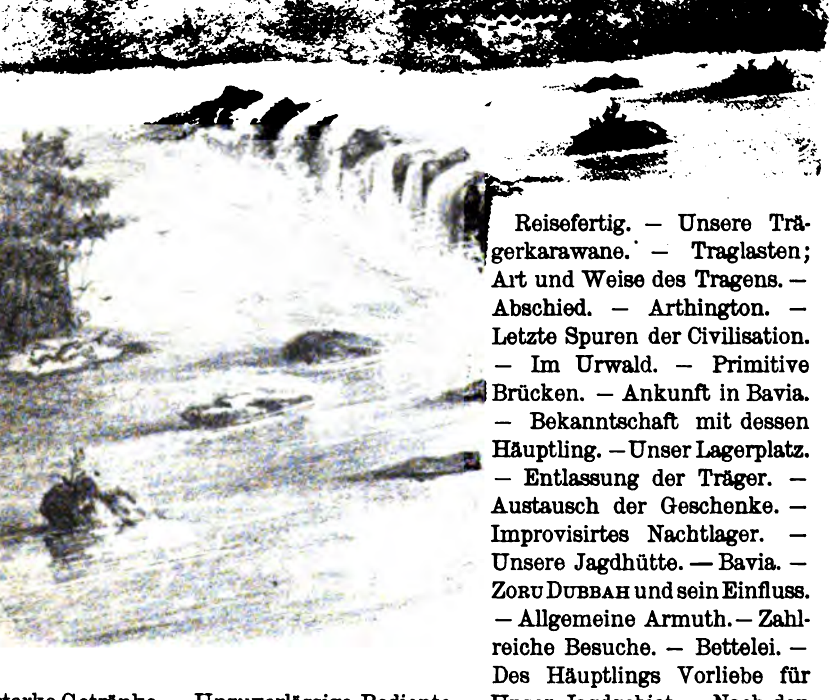
Der Gesammteindruck der liberianischen Pflanzenwelt lässt sich nicht leicht in wenigen Worten ausdrücken. Im Allgemeinen trägt dieselbe mehr den Charakter des Grossartigen als des Zierlichen; sie überrascht und überwältigt mehr, als dass sie anspricht. Das Auge erfreut sich hier mehr an den reichen Nüancen im Grün der Blätter, als an dem Schmuck der Blüthen, wie wir ihn auf unsern anmuthig grünen Wiesen und hohen Alpenweiden zu sehen gewohnt sind. Kaum irgendwo herrscht ein richtiges Ebenmaass; nur selten findet sich eine Blume, die nach unseren europäischen Begriffen gut zu ihrer Umgebung passt, und die zartesten, farbenprächtigsten Gebilde von den bizarrsten Formen blühen ungesehen unter undurchdringlichem Gestrüpp auf modernden Wurzelknorren und Baumstümpfen, oder leben epiphytisch auf Bäumen. Die schönsten Blumen duften entweder gar nicht oder sind von betäubendem Wohlgeruche — kurz, Alles was man sieht, interessirt mehr durch Fremdartigkeit und Neuheit, als dass es anmuthet durch Lieblichkeit und Harmonie.

Ebenso interessant als verschiedenartig ist der Laubwechsel an Bäumen und Sträuchern. Manche Bäume wechseln ihre Blätter alljährlich einmal zu bestimmter Zeit, andere jedes zweite Jahr. Einige verlieren alle ihre Blätter zugleich, und zwar meist in der Trockenzeit, wie der Wollbaum, der zu Anfang der Letzteren, also im Dezember, kein einziges Blatt mehr hat, dafür aber mit prachtvollen, rothen Tulpen gleichenden Blüthen bedeckt ist. Andere Bäume wiederum verlieren und erneuern ihre Blätter in dem einen Jahre an der einen, im folgenden an der andern Stelle, wie der Mangobaum, der auch nie an allen Aesten zugleich Früchte trägt. Wieder bei andern vollzieht sich der Blattwechsel unmerklich, ohne Unterbrechung, indem ein Blatt nach dem andern abfällt und sofort wieder durch ein neues ersetzt wird, so dass man glauben könnte, es finde gar kein Wechsel statt, weil diese Bäume immer grün bleiben.

Mit den vorstehenden Zeilen hoffe ich den Zweck dieses Capitels erreicht zu haben und behalte mir nur noch vor, sowohl die wildwachsenden als die cultivirten Nutzpflanzen bei einer spätern Gelegenheit eingehend zu behandeln.

VI.

Reise nach Bavia, und Aufenthalt daselbst.



Reisefertig. — Unsere Trägerkarawane. — Traglasten; Art und Weise des Tragens. — Abschied. — Arthington. — Letzte Spuren der Civilisation. — Im Urwald. — Primitive Brücken. — Ankunft in Bavia. — Bekanntschaft mit dessen Häuptling. — Unser Lagerplatz. — Entlassung der Träger. — Austausch der Geschenke. — Improvisirtes Nachtlager. — Unsere Jagdhütte. — Bavia. — Zoru Dubbah und sein Einfluss. — Allgemeine Armuth. — Zahlreiche Besuche. — Bettelei. — Des Häuptlings Vorliebe für starke Getränke. — Unzuverlässige Bediente. — Unser Jagdgebiet. — Nach den Flussinseln. — Das erste Fieber. — Begegnung mit einer Riesenschlange. — Jagdbeute. — Fisch- und Garneelenfang. — Witterung. — Trockenheit. — Schwerer Thau. — Das Fallen des Flusses. — Der erste Regen. — Plötzliches Steigen des Flusses. — Kühne Schiffer.

Am Morgen des 21. Januar war endlich, nach einem Aufenthalte von drei Tagen auf der Mission, alles zum Abzug nach

dem Innern bereit, und die Karawane, bestehend aus unsern 3 *boys* und 28 inländischen Trägern, harrte auf das Zeichen zum Aufbruch. Es hatte Mr. DAY grosse Mühe gekostet, auf einen einzigen Tag so viele Leute zusammenzubringen, da, wie früher schon gesagt, alle Hände mit dem Anlegen der neuen Pflanzungen beschäftigt waren. Freilich war diese Zahl zum Transport unserer Bagage nicht ausreichend, und hatten wir auch auf 36 Mann gerechnet; Mr. DAY versprach uns jedoch, den Rest unserer Sachen in kürzester Frist nachzusenden.

Gewöhnlich wird eine Traglast auf 40 Kg. bemessen, doch ist das Gewicht allein dabei nicht massgebend; es kommen vielmehr auch noch die Kraft des Trägers und vor Allem Volumen und Form der Colli in Betracht. Kleinere Colli dürfen schwerer sein als grosse, da die Bequemlichkeit, mit der sie in allen Lagen sich behandeln lassen, das grössere Gewicht weniger fühlbar macht. Umfangreichere Colli, namentlich solche, die breiter als des Trägers Rücken sind, oder auch zu hohe, die beim Durchkriechen unter umgestürzten Baumstämmen hangen bleiben, dürfen das genannte Gewicht nicht erreichen. Auch muss man so viel wie möglich dafür sorgen, dass alles Gepäck in Einzellasten vertheilt wird und nur in Ausnahmefällen Doppellasten gestatten, die von zwei Mann gemeinschaftlich an einem langen, auf den Schultern ruhenden Stocke getragen werden. Bei der Regelung des Gewichtes kommt der nach Nummern eingesackte Hagelschrot sehr wohl zu Statten, indem sich für zu leichte Kisten durch Hinzufügung eines oder mehrerer Beutel Schrot leicht der gewünschte Ausgleich schaffen lässt.

Eine Kiste, die man in dem schwer passirbaren Urwalde ohne Hinderniss durch Dick und Dünn tragen lassen will, sollte das Normalmass von 75 Cm. Länge, 40 Cm. Breite und 30 Cm. Höhe nicht überschreiten. Es sind mir Fälle bekannt, in denen mir ein Mann 70—80 Kg. in passender Verpackung stundenlang getragen hat, ohne dass er unterwegs Miene machte, um auszuruhen. Selbstverständlich sind viele Stücke unter den Traglasten derart beschaffen, dass bei ihnen entweder das Normalmaass oder das Normalgewicht, oft auch das Eine wie das Andere, nicht berücksichtigt werden kann. Bei solchen Gepäckstücken thut man

am besten, dieselben zwei Trägern zu überlassen, die beim Passiren schwieriger Stellen einander durchhelfen können.

Ein interessantes Schauspiel gewährte die Vertheilung der in langer Reihe im Hofraume stehenden Colli. Beim Antreten stürzten sich die Träger auf die kleinsten und augenscheinlich bequemsten Kisten, eine Erscheinung, die ich übrigens schon in Monrovia beobachtet hatte. Dort hatte ich mir den Scherz erlaubt, in einer sehr kleinen, starken Kiste all unsern Schrot und unsere Kugeln anzuhäufen. Ein baumstarker Kruneger warf sich auch wirklich, alle seine schwächern Kameraden verdrängend, auf das Kistchen. Das lange, dumme Gesicht des Gefoppten und das Hohngelächter seiner Genossen und aller Umstehenden, das nun losbrach, als beim ersten Anpacken die Kiste wie auf dem Boden festgewurzelt stehen blieb, würde jeder Beschreibung spotten. Auch diesmal hatten sofort die Stärkern von den bequemsten Colli Besitz ergriffen, so dass wir genöthigt wurden, alle Lasten nach unserm eigenen Ermessen aufs Neue zu vertheilen, um die Schwächern nicht zum Davonlaufen zu veranlassen.

Nach langem Parlamentiren und Widerlegen der unter den fürchterlichsten Gestikulationen und überwältigendem Wortschwall gemachten Einwendungen wurden die Gemüther schliesslich doch besänftigt, und der Zug setzte sich unter der Führung eines vertrauten und des Weges kundigen Mannes, den Mr. DAY uns mitgegeben, in Bewegung. Unsere liebenswürdigen Gastfreunde gaben uns die Versicherung mit auf den Weg, dass sie auch fernerhin zu jeder Hülfeleistung gerne bereit seien, und wir mussten ihnen versprechen, im Falle von Krankheit von ihrer Gastfreiheit unumschränkten Gebrauch machen zu wollen. Mit einem warmen Händedruck und einem letzten *good bye* nahmen wir Abschied und waren im nächsten Augenblicke, unsern vorausgeeilten Trägern folgend, bei einer Biegung des Weges im Gebüsch verschwunden.

Unsere Träger hatten sich auf verschiedene Weise mit ihren Lasten beladen. Einige trugen dieselben auf dem Kopfe, andere auf den Schultern, die Meisten aber in schnell aus Palmblättern geflochtenen Tragkörben — den später zu beschreibenden *king-jars* — auf dem Rücken. Diejenigen aber, die zu Zweien eine grössere

Kiste trugen, hatten diese mit Lianen oder Rotangleinen an einen starken, auf ihren Schultern ruhenden Pfahl gebunden.

So gieng es denn vorwärts, stets in halbem Trabe hügelauf, hügelab, erst durch die damals noch kleine liberianische Niederlassung Arthington, nachher durch halbkultivirtes Gebiet, wo einsame Kaffee- und Zuckerplantagen mit dichtem Buschwald — alten, verwahrlosten Farmen — abwechselten, dann, nach steilem Abstieg in eine enge, kühle Waldschlucht, auf einem nassen, schlüpfrigen Baumstamm über einen reissenden Waldbach hin, und endlich in den weiten, finstern Urwald hinein.



Primitive Brücke.

Meist war die ganze Karawane, die der schmalen Pfade wegen im Gänsemarsch gehen musste, zerstreut und in eine lange Kette aufgelöst. Nur ein einziges Mal, an einem stillen, sumpfigen Waldcreek, wo der eingestürzten Brücke wegen Halt gemacht werden musste, fand sich die ganze Truppe wieder zusammen. Bald führte der Weg der Länge nach durch ein tiefes Bachbett hin, dann gieng es wieder treppenweise bergauf, über bohnerzartige Knollen von Laterit, knorrige Wurzeln und schlüpfrige

Steine. Hier mussten wir unter einem quer über den Weg gestürzten Baumstamm durchkriechen, dort auf einer Art improvisirter Leiter über einen andern hinklettern. Ueberall, vor und hinter, über und unter uns hörten wir das Rufen und Schreien der zerstreut gehenden Träger, denen selbst unter den schwersten Lasten und bei dem steilsten Anstieg der Athem nicht ausgieng, obschon der Schweiss in Strömen über ihre braune, otterglänzende Haut herunterrieselte.

Als der Letzte des langen Zuges an den genannten, etwa 30 Schritte breiten Creek gekommen, fand ich die Mehrzahl unserer Leute am Ufer gelagert, während die Andern bereits eifrig beschäftigt waren, eine Passage herzustellen. Während der Regenzeit war nämlich der vermoderte Baumstamm, der früher das Wasser überbrückte, durchgebrochen, und seither hatte man sich einfach damit beholfen, den Creek zu durchwaten. Nun aber stellte sich bald heraus, dass die Träger mit den schweren Lasten im Schlamme stecken blieben. Einige energische Leute waren denn auch bereits beschäftigt, einen am Ufer stehenden hohen Baum so anzuhacken, dass derselbe quer über den Creek fallen musste, um auf diese Weise ohne viel Zeitverlust eine provisorische Passage herzustellen. Dies war mit Hülfe unserer beiden Aexte in erstaunlich kurzer Zeit gethan. Mit dröhnendem Krachen stürzte der Stamm so über den Creek, dass dessen Krone auf dem gegenüberliegenden Ufer aufschlug. Mit einigen weitern Axt- und Säbelhieben wurden die am meisten im Wege stehenden Aeste herausgehackt und über dem Stamme von Ufer zu Ufer eine starke Liane gespannt, die eine, wenn auch etwas unsichere, Lehne bildete. Darauf setzte sich der Zug, durch eine passende Herzstärkung in eine heitere Stimmung gebracht, wieder in Bewegung. Da ich auf dem ganzen Wege noch kein einziges Thier erblickt hatte, stellte ich mich nun, begleitet von dem des Weges kundigen Führer, an die Spitze des Zuges, in der Erwartung, irgend ein Stück Wild unter Schuss zu bekommen. Ganz besonders war ich auf die erste Begegnung mit Affen gespannt, von welchen es nach den Aussagen unserer Leute in diesen Wäldern wimmeln sollte. Das Glück war mir aber nicht günstig. Der genossene Branntwein hatte nämlich die Träger

dermassen aufgeregt, dass sie unter gewaltigem Lärm im Sturmschritt vorrückten und mich so energisch vorwärts drängten, dass ich halb rennend meine ganze Aufmerksamkeit dem holprigen Fusspfade widmen musste, um nicht zu straucheln und der dicht hinter mir hereilenden Karawane nicht unter die Füsse zu gerathen.

Ein erneuter Aufenthalt, verursacht durch einen ausgedehnten Sumpf, der auf einem äusserst primitiven, tief in den Schlamm getretenen Knüppeldamm durchwatet werden musste, bot mir endlich eine erwünschte Gelegenheit, etwas vorauszueilen. Nach wenigen Minuten erreichte ich in einer weiten Lichtung, halb verborgen in einem Dickicht von Bananenbüschen, einige elende Hütten von so armselig primitiver Bauart, wie ich sie bisher noch nicht gesehen hatte. Sie waren alle leer. Vergeblich suchten wir nach ihren Bewohnern, vergeblich nach einigen erfrischenden Bananen. Der Platz war, wie man mir später sagte, eine zu Bavia gehörende sogenannte *halftown*, ein Name, der sich am besten mit dem Ausdruck Gehöft übersetzen lässt. In der nächsten Umgebung waren einige verwahrloste Maniokpflanzungen, überragt durch zahlreiche, zerstreutstehende Oelpalmen. Die zerzausten Wedelkronen der meisten dieser Palmen waren über und über mit hängenden Beutelnestern von Webervögeln (*Ploceus cucullatus* und *P. castaneofuscus*) bedeckt, so dass sie in der Ferne aussahen, als ob sie voll riesiger Früchte hingen. Um meinem schwarzen Cicerone ein Vergnügen zu machen, schoss ich gleich nach dem Betreten der Lichtung einen Seeadler (*Gypohierax angolensis*), der über uns kreiste, und den nun mein Führer im Triumphe vor sich hertrug. Von hier ab hatten wir steten Wechsel von Hoch- und Buschwald, doch gelangten wir bald an eine zweite grössere Lichtung und bemerkten an dem Tosen eines Wasserfalles zu unserer Rechten, dass wir uns wieder dem St. Paul genähert hatten. Noch einige Schritte weiter, und vor uns lag, nach siebenstündigem Marsche, auf dem wir einen geradlinigen Abstand von kaum mehr als vier Wegstunden zurückgelegt hatten, der Ort unserer Bestimmung: die Stadt Bavia am rechten Ufer des Flusses.

Die Bewohner von Bavia, von unserer Ankunft nicht zum

Voraus unterrichtet, waren durch unser plötzliches Erscheinen in grosses Staunen versetzt und begafften uns von allen Seiten, zumal jeder von uns ein Gewehr trug und mein Führer den geschossenen Vogel zeigte und meine Fertigkeit im Schiessen pries. Bald waren wir mit dem Häuptling bekannt gemacht, worauf ich, durch die gaffende Menge mich hindrängend, an das nahe Flussufer hinuntereilte, um dort einen günstigen Lagerplatz aufzusuchen. Da man des dichten Unterholzes wegen dem Ufer entlang nicht vorwärts kommt, sprang ich in ein bereitliegendes Canoe und liess mich durch meinen *boy* auf den Fluss hinausrudern, um von dort aus einen günstigen Platz am Ufer ausfindig zu machen. Bald war dieser gefunden. Das kleine Terrain wurde mit Hülfe von Säbeln und Buschmessern nothdürftig vom Unterholz gesäubert und ein Ausgang zu dem von der Stadt an den Fluss führenden Wege gebahnt. Mittlerweile waren die Träger der Reihe nach angekommen und setzten ihre Colli in der Runde nieder. Jeder erhielt einen Schnaps und einige Blätter Tabak als *dash* (Geschenk). Dann zogen sie ab, um oben in der Stadt ihren mitgebrachten Reis zu kochen und die Nacht zuzubringen. Mr. Day hatte gütigst die Ablöhnung derselben nach ihrer Rückkehr auf sich genommen.

Wir aber schlugen, um gleich die erste Nacht unsere Einrichtung zu erproben, ein provisorisches Gerüst auf, hingen unser grosses Zelttuch darüber, liessen einige Kisten hereinschaffen und richteten sie zu Schlafplätzen ein. Bald prasselte vor dem improvisirten Zelt ein lustiges Feuer, die Küchenkiste wurde ausgepackt, und eine Stunde später sassen wir an unserm frugalen Mittagsmahle, eine grosse Kiste als Tisch und einige kleinere als Stühle benutzend. Der *chief* (Häuptling) hatte uns das gewöhnliche Geschenk eines Negerfürsten, ein Huhn, gebracht und erhielt als Gegengeschenk eine Flasche Branntwein und eine *bar* (etwa 1¼ Pfund) Blättertabak. Kurz nach 6 Uhr wurde es dunkel und schon lange vor 7 Uhr hatten wir finstere Nacht. Der Abend brachte wenig Besonderes, denn müde wie wir waren, verlangten wir herzlich nach Ruhe. So legte sich denn Freund Sala, gut in seine wollene Decke gerollt, auf einige an einander gereihte Kisten und lag im nächsten Augen-

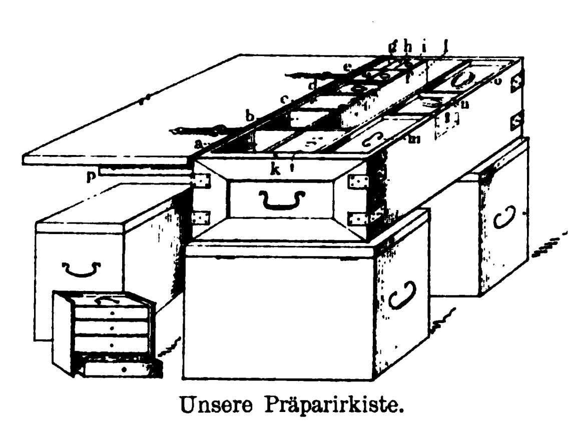
blicke schon in tiefer Ruhe, während ich, da ich doch nicht gleich hätte einschlafen können, mich zwischen unsere auf den Boden hingestreckten *boys* ans Feuer setzte und für die erste Hälfte der Nacht die Wache übernahm. Noch einmal liess ich die tiefen Eindrücke der letzten Tage und besonders des heutigen Marsches an mir vorübergleiten und malte mir in phantastischen Farben aus, was uns die nächste Zukunft bringen würde.

Aus dem nahen Bavia tönte Stimmengewirr, lautes Lachen und Gesang zu mir herüber, — die dumpfen, monotonen Klänge des Tamtams (Negertrommel) riefen die Bewohner der Stadt und die bei ihnen kampirenden Träger zum Tanz, der bis spät in die Nacht hinein dauerte. Endlich aber machte auch bei diesen unverwüstlichen Kindern der Natur der Schlaf seine Rechte geltend. Stille wurde es in der Stadt, und still die ganze Umgebung. Ich aber starrte noch lange halb träumend in das allmälig verglimmende Feuer, lauschte dem Murmeln des geschäftig dahineilenden Stromes zu meinen Füssen und dem eintönigen Rauschen des nahen Wasserfalls, bis endlich auch bei mir der Schlaf sich einstellte und ich meinen Begleiter zur Ablösung der Wache rief.

Die erstfolgenden Tage verwandten wir auf den Bau einer Jagdhütte, die wir auf unserm ersten Lagerplatze zu errichten beschlossen. Zu diesem Zwecke wurde der schon von Natur etwas freie Platz durch Weghacken des Unterholzes und einiger im Wege stehender Bäume erweitert, während wir die grössern, herrlichen Schatten spendenden Bäume wohlweislich stehen liessen. Das Flussufer wurde durch einen nicht sehr steilen Abhang gebildet; das Uferwasser aber war seicht und schlammig, so dass man Mühe hatte, um, ohne erst durch den Schlamm zu waten, das frische, fliessende Wasser zu erreichen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, bauten wir hart dem fliessenden Wasser entlang eine drei Fuss hoch über dieses emporragende, starke Wand von Pfählen und Faschinenwerk, legten durch Abgraben des Hügelrandes einen ebenen Platz für die Hütte an und füllten mit der so gewonnenen Erde — meist Flussand — den sumpfigen Raum hinter der Faschinenwand aus. Dadurch entstand ein geräumiger, terrassenartiger Vorplatz, der uns späterhin vortrefflich

zu statten kam. Zugleich hatten wir auf diese Weise die Miasmen vertrieben, die selbstverständlich aus solchem Sumpfterrain hervorgehen, und konnten am Rande der Terrasse das herrlichste, klare Trinkwasser direkt aus dem Flusse schöpfen und ein Bad nehmen, ohne uns die Füsse schmutzig zu machen.

Mancher meiner verehrten Leser wird mir vielleicht einwenden, es wäre viel einfacher gewesen, irgendwo im Walde unser Quartier aufzuschlagen, oder in Bavia eine Hütte zu miethen. Bei einer Beschäftigung wie die unsrige, bei der es der Art der Sache nach meist nicht allzu säuberlich hergeht, ist jedoch Wasser eines der ersten Bedürfnisse, und man würde nothgedrungen die Reinlichkeit etwas vernachlässigen und dadurch seine Gesundheit beeinträchtigen, wenn man das Wasser eimerweise eine Strecke weit holen müsste und demzufolge sparsam damit umgienge. Ueberdies ist es in der Nähe eines schnellströmenden Flusses stets kühler und viel gesunder als in der dumpfen Atmosphäre des Urwaldes oder in einer finstern, engen Negerhütte, wo man obendrein stets durch neugierige Zuschauer belästigt wird.



Unsere Präparirkiste.

a. Fach für Werg. — *b*. Fach für Baumwolle. — *c*. Büchse mit Sägemehl. — *d*. Büchse mit arsenigsaurem Natron. — *e*, *f*. Topf mit Arsenikseife und Flasche mit Arseniklösung; unter denselben zwei Büchsen mit Cyankalium und Strychnin zum Vergiften von Köder. — *g*, *h*, *i*. Je ein Fach für Oelbüchse, Oel- und Arsenikpinsel. — *k*. Schachtel mit unterliegendem Fach für Nähzeug und andere Utensilien. — *l*. Grosses Fach für allerlei Handwerkzeug. — *m*. Schubladenfach für feinere Instrumente. — *n*. Büchse mit Gyps. — *o*. Büchse mit Alaun. — *p*. Schieblatte zum Stützen des geöffneten Deckels.

Anstatt eine regelrechte Hütte zu bauen, errichteten wir der Einfachheit und Zeitersparniss wegen nur eine Art Schuppen

(siehe das Titelbild dieses Bandes), etwa 5 M. lang, 3 M. breit, an der dem Flusse zugekehrten Längsseite etwa 2¼ M. und an der gegenüberliegenden hintern Seite 1¾ M. hoch. Die höhere Längsseite liessen wir des reichlichern Lichtes wegen gänzlich offen, während die übrigen drei Seiten Wände von vertikalen, dicht aneinander gereihten Palmblattstielen bekamen. Als Dach diente unser zu diesem Zwecke mitgebrachtes Segeltuch. Der Fussboden bestand aus gestampftem und plattgetretenem Thon. Allen drei Wänden entlang standen auf einem über dem Boden erhabenen, zum Schutze gegen die Termiten errichteten Gestelle unsere Kisten. Die Arbeits- oder Präparirkiste und die Bücherkiste aber, deren übergeschlagene Deckel uns fortan als Tische dienen sollten, setzten wir mitten in den freien Raum, jede auf eine andere Kiste, um eine passende Tischhöhe zu bekommen. Ein paar kleine, leichte Kistchen wurden zu Stühlen benutzt.

An den Seitenwänden beider genannter Kisten befanden sich ausziehbare Latten, auf denen der übergeschlagene Deckel ruhte. Dabei hatte man den Vortheil, dass man sich bequem hinsetzen konnte, ohne mit den Knieen anzustossen, ferner dass man in der Kiste alles Nöthige beieinander hatte und jeden Augenblick alles wieder hineinlegen und abschliessen konnte. Die Bücherkiste diente mir zugleich als Schreibtisch. Auf der Innenseite des Deckels befand sich eine einschiebbare Schreibmappe mit aufgeklebtem Wandkalender, die mir, wenn der Deckel aufgeschlagen war, als Schreibunterlage diente. Alle Schreibutensilien hatten ihren festen Platz, besonders das Tintenfass, das in einer rechts an den Deckel stossenden Ecke derart festgemacht war, dass man es nie herauszunehmen brauchte und also auch keine Gefahr lief, es umzustossen. Ebenso war sämmtlichen Sammellisten ein bestimmter Platz angewiesen, und bald hatte ich mich dergestalt an eine gewisse Ordnung gewöhnt, dass ich jedes gewünschte Buch auch im Dunkeln zu finden wusste. Es mag dies Manchem etwas kleinlich vorkommen, und doch ist es der einzig richtige Weg, um nicht nur auf die Dauer sehr viel Zeit zu ersparen, sondern auch um seine Notizen gewissenhaft und regelmässig einzutragen. Und wie viel gerade von diesem Letztern abhängt, das weiss nur derjenige zu würdigen, der nach seiner Rückkehr

sich in der Lage befindet, seine Notizen ausarbeiten zu müssen. Wenn man nicht in jedem gegebenen Augenblick alles Nöthige beisammen hat, wenn man nicht gleich Feder oder Bleistift finden kann oder erst einen Stapel Bücher auspacken muss, um dieses oder jenes Notizbuch zu finden oder gar die Sachen erst aus verschiedenen Kisten zusammenzusuchen hat, dann verschiebt man nur gar zu gern seine Aufzeichnungen auf einen günstigern Moment, vergisst inzwischen manches Werthvolle oder hat später keine Zeit mehr dazu.

Auch unsere Präparirkiste war, wie später die Erfahrung zeigte, sehr praktisch eingerichtet. Sie war nicht tief, ebensowenig als die Bücherkiste, aber dafür so lang und breit, dass der aufgeschlagene Deckel einen bequemen Tisch bildete. Die beistehende Skizze (p. 109) wird deren innere Einrichtung am besten veranschaulichen und dürfte besonders für einen zukünftigen Sammelreisenden von Interesse sein.

Die ganze Fächereinrichtung sass nicht an den Wänden der Kiste fest, sondern konnte herausgehoben werden, was bei einer gelegentlichen Reinigung sehr wohl zu statten kam. Auch jede einzelne Büchse konnte bequem in dem für sie bestimmten Fach ein- und ausgeschoben werden. Dies verschaffte den Vortheil, dass man, da die Kiste bei ihrer bedeutenden Grösse für e i n e n Träger zu schwer gewesen wäre, für den Transport einige der schwersten Sachen herausnehmen und in einer andern bergen konnte, die sonst unter dem Normalgewicht geblieben wäre. Jede der beiden Kisten war 75 Cm. lang, 45 Cm. breit und 26 Cm. tief.

Zwischen den zwei einander gegenüberstehenden Wänden der Hütte baumelten unsere Hängematten, die uns fortan als nächtliche Ruhestätte dienen mussten, und worin wir, nachdem wir uns einmal eingewöhnt hatten, mit den Kleidern am Leibe und in eine wollene Decke eingerollt, vortrefflich ausruhten. Den Tag über wurden die Hängematten, um mehr Raum in der Hütte zu gewinnen, in der Mitte an die Dachsparren aufgehängt. Von der Decke herunter hing eine solide Schiffslaterne, die uns am Abend bei unsern Arbeiten genügendes Licht spendete. Dies war ungefähr der einzige Comfort, den wir uns in unserer Jagdhütte erlauben durften; die Hütte selbst aber konnte uns wohl vor

Regen, Thau und Zugluft, nicht aber vor dem dichten, nächtlichen Nebel und vor Dieben schützen.

Zur Linken unseres Vorplatzes, unter einem auf vier rohen Pfählen ruhenden kleinen Dache, brannte Tag und Nacht das Herdfeuer, wo unser Kochkünstler Peter seine kulinarischen Meisterstücke produzirte. Die rechte Seite des Vorplatzes wurde durch einen grossen Käfig abgeschlossen, den unsere Bedienten aus starkem Flechtwerk construirt hatten, um gelegentlich ein lebendes, wildes Thier darin aufzunehmen. An diesen Käfig lehnten einige Angelruthen, die stets bereitgehalten wurden, um einen verlorenen Augenblick angenehm und nützlich zu verwerthen. Denkt man sich dabei noch das kleine vom Häuptling geliehene Canoe, das vor unserer Terrasse an einer Kette festgelegt wurde, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Einrichtung unserer Jagdhütte machen, die auf allen unsern Stationen so ziemlich dieselbe blieb, obwohl die Anlage auf jedem der verschiedenen Plätze sich nach der betreffenden Lokalität zu richten hatte.

Die Aussicht über den Fluss, der hier auf eine kurze Strecke seine nord-südliche Richtung verlässt und eine kleine Biegung nach Westen macht, bot ein ungemein reizendes Landschaftsbild. Die etwa ¼ *mile* breite Wasserfläche war durch eine grosse Zahl nackter Felsbänke und kleiner Inseln unterbrochen und flussabwärts durch den hochaufspritzenden, weissen Gischt einer tosenden Stromschnelle abgegrenzt [1]). Das jenseitige (linke) Ufer stieg ziemlich steil an und gipfelte in einen Hügelrücken aus, der gegen 200′ über dass Flussbett emporragte. Die Abhänge dieses Hügels waren mit dichtem Hochwald bedeckt, und die terrassenartig sich übereinander aufthürmenden Baumkronen in all ihren verschiedenen Farbentönen vom dunkelsten Grün bis in Gelb und Roth gewährten einen geradezu überraschend schönen Anblick.

Das rechte Ufergebiet des Flusses ist ziemlich eben, da es durch eine etwa 20′ über dem Flusse liegende Terrasse gebildet wird. Hart am Rande dieser Letztern, inmitten von schlecht unterhaltenen Reis- und Maniokfarmen, lag Bavia, das wie die

---

[1]) Siehe die Vignette zu Anfang dieses Capitels.

meisten derartigen Negerplätze den stolzen Namen von *town* (Stadt) keineswegs verdiente. Bavia war damals ein kleiner Platz von zwölf bis fünfzehn theils kreisrunden, theils ovalen Lehmhütten mit dichtschuppigen Dächern von Baumblättern. Mitten auf dem kleinen, öffentlichen Platze befand sich, beschattet von einem Rothholzbaum, auf drei nebeneinander in den Grund gerammten Pfählen, der Stadtfetisch, ein gewaltiger Felsblock, der als Schutzheiligthum der Stadt angesehen wurde. Gleich neben diesem Heiligthum befand sich unter einem verwahrlosten Schutzdache von Palmblättern das Grab des frühern Häuptlings. Auf der andern Seite stand das sogenannte Palaverhaus, ein ovaler, etwas über dem Erdboden erhabener, aus zusammengestampftem Thon bestehender und durch ein auf Pfählen ruhendes Dach beschützter Platz, woselbst der Häuptling, in einer Hängematte sitzend oder liegend, die öffentlichen Verhandlungen leitete [1]).

ZORU DUBBAH, so hiess dieser Häuptling, war ein alter Graukopf mit verschmitzt aussehendem Gesicht, das durch den schwachen, kurzgeschorenen Schnurrbart und ein kleines, sorgfältig gepflegtes Kinnbärtchen, sowie durch ein Paar stechende Augen und eine kleine Habichtsnase mit stark herabgezogener Spitze einen nicht gerade vertrauenerweckenden Ausdruck erhielt. Er sprach ziemlich geläufig Englisch, pflegte sich selbst stets König zu nennen und konnte nie müde werden, uns von seiner hohen Abkunft, von seiner Macht und seinem Einflusse zu überzeugen, wobei er stets mit der stereotypen Redensart schloss: *„All this country belongs to me!"* [2]) ZORU DUBBAH hatte in seiner Jugend bei einem damals in Monrovia sich aufhaltenden Franzosen etwas Französisch gelernt und that sich nicht wenig darauf zu Gute, uns in Gegenwart seines Hofstaates dann und wann einige Proben von übriggebliebenen französischen Brocken zum Besten zu geben. Wie er uns mit grossem Selbstbewusstsein erzählte, war er in

---

[1]) Nach kürzlich von Mr. DAY eingelaufenen Berichten ist seither der damalige Häuptling gestorben, die Bevölkerung hat sich zerstreut und die Stadt hat das Schicksal fast aller derartiger Plätze ereilt: Sie ist bis auf einige wenige elende Hütten vom Schauplatze verschwunden.

[2]) Diese ganze Gegend gehört mir.

Monrovia stets von einem oder zwei Bedienten begleitet und scheint er dort überhaupt als der Prinz aus einflussreichem Hause aufgetreten zu sein. Seither waren aber augenscheinlich auch bei ihm die Zeiten schlechter geworden, denn wie wir später sehen werden, war seine Macht zur Zeit unseres Aufenthaltes in seiner Residenz auf Null zusammengeschrumpft. In einem alten, abgegriffenen Ledertäschchen bewahrte er nebst einigen andern Papieren ein Dokument, laut welchem er sein Land der liberianischen Regierung abgetreten und dafür von Letzterer als *chief* anerkannt und beauftragt war, in seinem Gebiete die Ordnung zu handhaben, Freundschaft mit den Liberianern zu pflegen und etwaige Steuern für die Regierung gewissenhaft einzuziehen. Viel Mühe hat ihm diese letztere Aufgabe nie verursacht, denn was sollte er einziehen, er, der selbst nichts hatte, von seinen Unterthanen, die wenn möglich noch ärmer waren?

Diese Leute besitzen auch wirklich nichts, als was sie jeden Tag zum Essen herbeischaffen. Auf ausgebrannten Waldstellen bauen sie etwas Maniok und Bataten; sie pflanzen rund um ihre Hütten einige Bananen, holen sich aus den nahen Wäldern einige Büschel Palmnüsse, welche Letztere, in heisser Asche gebacken, ein süsses, wohlschmeckendes Fruchtfleisch liefern, fangen in Reusen Flussfische und Garneelen und wissen im Nothfalle eben so gut zu hungern, wie sie zur Zeit des Ueberflusses ruchlos mit ihren Mundvorräthen umgehen.

Obschon wir absichtlich unser Feldlager nicht in der Stadt selbst aufgeschlagen, herrschte doch auf unserer Station beinahe fortwährend ein bewegtes, unruhiges Leben. Stundenlang sassen oft ganze Gruppen von diesen genügsamen, schwarzen Müssiggängern auf die Fersen niedergekauert, die Hände zwischen den Oberschenkeln, mit apathischer Trägheit unsern Arbeiten zuzusehen oder sich — und unter ihnen besonders die Frauen — kichernd und schwatzend über uns lustig zu machen. Der früher weiter unten gelegene Landungsplatz für die Flussfähre wurde bald nach unserer Station verlegt, was den Zudrang der Leute noch vermehrte. Die meisten Gäste hatten wir stets während unserer Mahlzeiten, welche die Leute sich bald gemerkt hatten,

und nicht nur aus der nahen Stadt und deren Umgebung, sondern sogar per Canoe kamen sie vom gegenüberliegenden Flussufer herüber, um uns essen zu sehen und einige Ueberreste von unserer Mahlzeit zu erbetteln.

Der grösste unter allen Bettlern war aber der König selbst. Schon früh am Morgen gieng er in den nahen Wald hinaus, um Palmwein zu trinken und kam nachher in die Station herunter, um sich sein Morgenschnäpschen zu erbetteln. Gewöhnlich begnügte er sich, wenn sein Wunsch nicht gleich befriedigt wurde, eine Zeitlang stillesitzend unsern Arbeiten zuzusehen. Dauerte ihm dies endlich zu lange, so stand er auf, trippelte hin und her, setzte sich hin, stand wieder auf, räusperte sich und sagte: „*I live for go*" [1]). Thaten wir dann, als ob wir seinen Wunsch nicht merkten, und sagten: „*All right*", so wurde er etwas deutlicher und sagte, indem er mit der Hand eine Bewegung machte, als ob er ein Gläschen hineinstürzte: „*I am going*" [2]) oder: „*make me strong*" [3]). Erhielt er aber sein Gläschen früher, dann blieb die Wirkung selten aus, denn Branntwein direkt auf Palmwein getrunken, kann selbst ein Negermagen nicht ungestraft ertragen. Er wurde dann ausserordentlich heiter und aufgeräumt und führte auf dem Platze vor unserer Hütte allerlei Solotänze aus. War aber der Spiritus einmal verflogen, so wurde der königliche Tänzer bald müde, legte sich auf eine unserer Kisten nieder und fiel für mehrere Stunden in einen tiefen Schlaf. Da jedoch unsere Rationen ziemlich spärlich ausfielen und seine ausgesprochene Vorliebe für Spirituosen nicht immer befriedigt werden konnte, so schleppte er uns bald diesen, bald jenen Gegenstand, gleichviel auf welche Weise er erworben war, herbei, um denselben in Branntwein umzusetzen. Mitunter brachte er sogar, wohl unter seiner langen Toga von inländischem Tuche verborgen, ein Huhn, das er uns, um unliebsamen Auseinandersetzungen mit seinen Unterthanen vorzubeugen, unter der strikten Bedingung verkaufte, dasselbe sofort abwürgen und pflücken zu lassen.

---

[1]) Wörtlich: „Ich lebe um zu gehen," d. h. „ich bin bereit hinzugehen."
[2]) „Ich gehe."
[3]) „Mache mich stark."

Unser Aufenthalt in Bavia dauerte etwas über zwei Monate und war nicht gerade reich an interessanten Abenteuern. Sobald wir uns einigermassen häuslich eingerichtet hatten, giengen wir jeden Morgen auf die Jagd und verwandten den Nachmittag auf das Präpariren und Conserviren der Beute. Dass es bei dieser geregelten Thätigkeit unmöglich war, jeden Tag etwas besonders Interessantes zu erleben, liegt auf der Hand, und ich werde desshalb fortan von der streng chronologischen Darstellung unserer Erlebnisse abweichen und nur einige der interessantern Episoden aus unserm Leben in der Wildniss herausgreifen.

Im Anfang, als unsere drei mitgebrachten Diener sich unter den Golahs noch fremd fühlten, konnten wir im höchsten Grade mit ihnen zufrieden sein und ihnen auch ruhig unsere Habe anvertrauen. Dies dauerte aber nur so lange, bis sie sich an die neue Umgebung gewöhnt hatten und mit den Bewohnern von Bavia unter einer Decke steckten. Nur gar zu bald mussten wir einsehen, dass wir ihnen nicht mehr unbedingt vertrauen konnten, und kleinere Diebstähle, erst an Lebensmitteln, dann auch an andern Sachen, nöthigten uns, abwechselnd in der Hütte regelmässig Wache zu halten, so dass jeweilen nur Einer von uns auf die Jagd gehen konnte. Ueberhaupt hatten wir unter der Unzuverlässigkeit, Unverschämtheit und Trägheit unserer eigenen Bedienten fast noch mehr zu leiden, als unter der Zudringlichkeit und Bettelei der Eingebornen und waren nur zu bald gezwungen, dieselben wegzujagen und durch neue zu ersetzen, wodurch der Zustand leider nicht verbessert wurde.

Unter solchen Umständen war die Jagd weniger ergiebig, als sie es hätte sein können. Wir mussten uns erst mit der Gegend vertraut machen, bevor wir die Jagd systematisch betreiben konnten. Einmal so weit gekommen, befiel uns Einen nach dem Andern das Fieber, und nach den ersten sehr heftigen Anfällen musste bald der Eine, bald der Andere, nicht selten auch Beide zugleich, wegen Unwohlsein und Schwäche zu Hause bleiben.

Unser Jagdgebiet bestand in ziemlich undulirtem Terrain mit zwischen Hügeln eingebetteten Sumpfthälern und war von zahlreichen, theils rieselnden, theils stagnirenden Waldbächen durchzogen. Ueberall war Wasser in Hülle und Fülle vorhanden.

Hügel und Thäler waren fast ohne Ausnahme mit dichtem, hohem Urwald bedeckt und die Vegetation infolge der vorzüglichen Bewässerung ungemein üppig.

Je besser wir uns auf den vielfach verschlungenen Waldpfaden zurechtfanden, desto weiter dehnten wir auch unsere Excursionen aus, desto mannigfaltiger und reicher wurde unsere Jagdbeute. Wir durchstreiften nicht nur die Gegend am rechten Ufer des Flussés, sondern besuchten auch die mehr hügeligen Waldgebiete am linken Ufer, obwohl die Bewohner von Bavia uns wiederholt die Pessy-Neger, denen das linke Ufergebiet gehört, als verrätherische, lügnerische und raubsüchtige Leute schilderten. Auch suchte ich auf zahlreichen Wasserfahrten im Canoe, das ich von Zoru Dubbah für die Dauer unseres dortigen Aufenthalts gemiethet hatte, mit unsäglicher Mühe, wenn auch vergeblich, das Labyrinth von waldbedeckten Fels- und Schwemminseln unterhalb des nächsten Wasserfalls nach Flusspferden (*Hippopotamus liberiensis*) und Lamentinen (*Manatus senegalensis*) ab.

Bei der ersten dieser mühsamen Fahrten unterhalb des mehrgenannten Wasserfalls zog ich mir das erste Fieber zu. Ich hatte schon früher mehrmals die meist kahlen, theils auch mit etwas Gesträuch bewachsenen Felseninseln oberhalb des Wasserfalls, gerade gegenüber unserer Station, abgesucht, die von zahlreichen Giarolen — der sehr seltenen *Glareola megapoda* Gray — bewohnt wurden. Man hatte uns erzählt, dass das kleine liberianische Flusspferd in dieser Gegend angetroffen werde, ohne dass es uns bisher gelungen wäre, auch nur dessen Spuren aufzufinden. Da nun die dichte, verfilzte und weit über das Wasser hinaushängende Ufervegetation dem Jäger nur selten gestattet, vom Ufer aus den Fluss zu übersehen, so entschloss ich mich, wenn möglich den Wasserfall hinunter an dessen Fuss zu gelangen und dann die stromabwärts liegenden Inseln nach Flusspferden abzusuchen. Weil aber das verfügbare Canoe sehr klein war, konnte ich nur einen einzigen *boy* als Ruderer mitnehmen. Einige Stangen, eine lange, starke Liane als Leine und ein schweres, in Lianen eingeflochtenes Felsstück als Anker sollten uns bei diesem Versuche behülflich sein. Es schien jedoch wegen der raschen Strömung nicht gerathen, zu nahe an den Rand des Falles hinun-

terzufahren, wesshalb wir uns dicht an das linke Ufer hielten und ohne grosse Mühe eine Stelle erreichten, an welcher infolge der etwas höher gelegenen Felsbänke fast kein Wasser niederströmte. Hier banden wir nun das kleine Fahrzeug an die Leine fest und liessen dasselbe den Wasserfall hinuntergleiten, worauf erst mein *boy* den glatten, abgewaschenen Felsen hinunterrutschte, das Canoe in Empfang nahm und leerschöpfte, während ich an der Liane erst das Gewehr und andere lästig zu transportirende Sachen hinunterliess und dann selbst nachglitt. Wir befanden uns nun auf einer trockenen Geröllbank, hatten zu beiden Seiten tobendes und schäumendes Wasser und konnten unter dem Rauschen des Falles kaum unser eigenes Wort verstehen. Der langen Bank, auf der wir uns befanden, folgend und das Canoe im Wasser hinter uns nachziehend, kamen wir bald in ruhigeres Wasser, und ich konnte nun aus einiger Entfernung den Wasserfall von unten besehen. Obschon er einen grossartigen Eindruck machte, namentlich durch seine Breite, so fand ich ihn doch lange nicht so hoch und furchtbar, wie ihn die Eingebornen uns geschildert hatten. Er mochte durchschnittlich 3—4 M. hoch sein und war durch verschiedene höhergelegene Felspartieen, die nun bei dem niedrigsten Wasserstande blosslagen, in eine bedeutende Zahl kleinerer und grösserer Fälle vertheilt. Was ich aber bisher gänzlich übersehen hatte, das war eine sehr breite Stelle am rechten Ufer, wo die Felsbarre gar nicht bestand und das Wasser, wie mir aus der Ferne schien, verhältnissmässig ruhig hinunterströmte. Da nun eine Rückkehr an der Stelle unseres Abstieges nicht möglich war, so entschloss ich mich gleich, die Rückfahrt später an jener offenen Stelle zu versuchen.

Rund um uns her lag nun ein weites Gebiet von grössern und kleinern Sand- und Geröllbänken, wir durcheinanderliegenden Felstrümmern und horizontalen Felsplatten, die oft bedeutende Inseln bildeten. Ueberall wurden wirr von Wasser umrauscht und gelangten, unser leichtes Canoe bald rudernd, bald ziehend und schiebend, bald über Bänke und Felsgräte hintragend, weit hinunter an die mit dichtem Baumwuchs bedeckten Flussinseln, die wir nun eine nach der andern durchstöberten. Unsere Mühe war jedoch ohne Erfolg. Nirgends, weder in dem feinen

Schwemmsande auf den langen Bänken, noch auf den mit beinahe undurchdringlichem Dickicht bestandenen Inseln fand sich auch nur eine Spur, die auf die Anwesenheit von Flusspferden schliessen liess. Die Sonne war inzwischen in das Zenith gestiegen, und wir mussten endlich die schwierigere Hälfte unseres eigenartigen Ausfluges, die Rückreise, antreten, ohne auch nur einen Schuss gethan zu haben. Auch auf dem Rückwege fanden wir in den nun trockenen Felsen zahlreiche, theils sehr tiefe Strudellöcher, in denen sich noch der rundgeriebene Stein befand, der nach und nach unter dem drehenden Einflusse des Wassers das Loch gebildet hatte und jeweilen zur Regenzeit an der Austiefung und Erweiterung desselben weiter zu arbeiten bestimmt war. Einige dieser Löcher waren mit einem gröberen oder feineren Kieselsande gefüllt, der zahlreiche, elliptisch abgeschliffene und sehr durchsichtige Quarzkrystalle enthielt [1]). Die ausgedehnten schwarzgrauen Felsplatten waren unter dem Einflusse der Sonne so warm geworden, dass trotz meiner schweren Schuhe die Wärme kaum zu ertragen war und mein armer *boy* seine dickschwieligen Füsse so oft wie möglich in das kühle Wasser steckte und sich, so gut es nur angieng, an die vom Flusse bespülten Ränder hielt. Ganz abgemattet durch die schwere Arbeit und die brennende Hitze erreichten wir endlich wieder offenes Wasser und kamen, das Canoe den Felsrändern entlang an der Leine hinter uns nachschleppend, an die Stelle, wo die grosse Felsbarre eine schwach sich senkende, schiefe Ebene bildete und einem bedeutenden Theile der grossen Wassermasse Durchlass gewährte. Hier schifften wir uns wieder ein und ruderten mit aller Kraft stromaufwärts der Stelle zu, um uns dann an dem überhängenden Gebüsch, welches das steile Ufer bedeckte, hinaufzuarbeiten. Nach vielem Rückwärtsgleiten und stets erneuten Anstrengungen gelang es uns endlich, ganz erschöpft das Flussufer zu erreichen und uns an den überhängenden Aesten festzuhalten, worauf wir schliesslich, von Ast zu Ast, von Busch zu Busch uns weiter arbeitend, das ruhigere Wasser oberhalb des Falles erreichten.

---

[1]) Dergleichen Krystalle wurden früher oft durch Eingeborne an die Küste gebracht und dort von leichtgläubigen weissen Kaufleuten als Diamanten mit hohen Preisen bezahlt.

Mehr todt als lebend, und zerbissen von aus den Aesten ins Canoe heruntergefallenen rothen Baumameisen, langten wir endlich wieder auf der Station an, wo SALA uns, etwas besorgt wegen des langen Ausbleibens, erwartete.

Die Folgen dieser anstrengenden Fahrt konnten selbstverständlich nicht lange ausbleiben. Schon in der darauffolgenden Nacht fühlte ich einen dumpfen Schmerz im Hinterkopfe, der den angebrachten kalten Kompressen nicht weichen wollte und bald in ein heftiges Fieber mit Deliriren übergieng. Nach den Aussagen SALA's muss ich während zweier Tage eine Temperatur von 42° Celsius gehabt haben. Da ich fortwährend um mich schlug und stets aus der Hängematte rollte, legte mich SALA auf die Gewehrkiste, die der Länge nach an einer Wand stand, und da diese zu kurz war, erhielt ich eine etwas höhere Kiste als Kopfkissen. Am vordern Rande wurden einige Pfähle in den Boden gerammt, um mich am Herunterfallen zu hindern. So lag ich, meist halb bewusstlos, oft phantasirend, eine ganze Woche lang ohne eigentlich gut zu wissen, was um mich her vorgieng. Als endlich das volle Bewusstsein wiederkehrte, war ich sehr erstaunt zu hören, dass ich schon so lange gelegen hatte. Mein Jagdjunge FRANK war unablässig beschäftigt, kalte Umschläge von mit Limonensaft versetztem Salzwasser um Hals, Hand- und Fussgelenke und oben auf den Kopf zu legen, wodurch nach und nach die Temperatur auf den Normalstand heruntergebracht wurde. In dieser kurzen Zeit war ich aber so schwach geworden, dass ich selbst bei hellem Tage und offenen Augen die grässlichsten Spukgestalten an der gegenüberliegenden Wand auf- und abtanzen sah, die oft plötzlich verschwanden und einer lieblichen Orgelmusik Platz machten. Merkwürdig genug war es stets dieselbe Melodie, die ich zu hören wähnte und die ich auch bei späterer Fieberschwäche immer wieder vernahm, so dass ich sie, obschon ich mich jetzt noch nicht erinnere, dieselbe früher jemals gehört zu haben, sehr bald auswendig kannte und sogar heute noch Ton für Ton im Gedächtniss behalten habe. Nachdem das Fieber einmal gewichen war, kehrten meine Kräfte viel rascher zurück, als ich erwarten durfte, und obwohl mich der Schmerz im Hinterkopfe noch lange nicht gänzlich verlassen

wollte, so konnte ich mich doch bald mit leichtern präparatorischen Arbeiten beschäftigen.

Noch war ich nicht wieder auf die Jagd gegangen, als eines Tages ein Eingeborner athemlos auf der Station erschien und mir unter lebhaften Gestikulationen mittheilte, dass er draussen im Walde eine riesenhafte Schlange gefunden habe, dass sein Kamerad dort geblieben sei, um das Thier nicht aus dem Auge zu verlieren und ich (Sala war nicht zu Hause) schnell kommen müsse, um dasselbe todtzuschiessen.

Nun war auf einmal alle Müdigkeit bei mir wie weggewischt, und ich machte mich bereit, dem Manne zu folgen. Zu unserer Ausrüstung gehörte eine eigenthümliche, stählerne Zange, die ich speziell für den Schlangenfang hatte anfertigen lassen. In ihrer Anlage einer grossen Papierscheere ähnlich, hatte sie 50 Cm. lange Greifarme, die, am Gelenke ziemlich dünn, nach dem vorderen Ende hin sich allmälig verbreiterten. Die Innenfläche der Arme war nahe an der Spitze raspelartig rauh gemacht, um die einmal gepackte Schlange nicht entgleiten zu lassen. Am obern Ende der Greifarme, beim Gelenk, sass ein ziemlich starker, stählerner Ring, der bei geöffneter Zange sitzen blieb, aber sofort von selbst nach vorn rutschte, wenn dieselbe mit abwärts gerichteten Spitzen geschlossen wurde. War nun eine Schlange gepackt, was am vortheilhaftesten im Genick oder wenigstens so dicht wie möglich hinter dem Kopfe geschah, so konnte man die Zange ruhig auf den Boden werfen, da das Thier doch nicht im Stande war, sich damit in gerader Richtung fortzubewegen und bald genug so müde wurde, dass man sich ohne Gefahr desselben bemächtigen konnte.

Da ich bisher noch nicht in der Lage gewesen war, die Zange zu verwenden, so nahm ich dieselbe mit, nebst einer weithalsigen Cyankaliumflasche, um die Schlange vergiften und so unbeschädigt unserer Sammlung einverleiben zu können. Nachdem wir — beinahe die ganze männliche Bevölkerung von Bavia hatte sich uns angeschlossen — etwa eine halbe Stunde durch den Wald gegangen waren, kamen wir, vom Pfade abweichend, an eine Lichtung und fanden dort den zurückgebliebenen Neger, der uns sagte, die Schlange habe sich entfernt und sei in der Nähe

Regen, Thau und Zugluft, nicht aber vor dem dichten, nächtlichen Nebel und vor Dieben schützen.

Zur Linken unseres Vorplatzes, unter einem auf vier rohen Pfählen ruhenden kleinen Dache, brannte Tag und Nacht das Herdfeuer, wo unser Kochkünstler Peter seine kulinarischen Meisterstücke produzirte. Die rechte Seite des Vorplatzes wurde durch einen grossen Käfig abgeschlossen, den unsere Bedienten aus starkem Flechtwerk construirt hatten, um gelegentlich ein lebendes, wildes Thier darin aufzunehmen. An diesen Käfig lehnten einige Angelruthen, die stets bereitgehalten wurden, um einen verlorenen Augenblick angenehm und nützlich zu verwerthen. Denkt man sich dabei noch das kleine vom Häuptling geliehene Canoe, das vor unserer Terrasse an einer Kette festgelegt wurde, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Einrichtung unserer Jagdhütte machen, die auf allen unsern Stationen so ziemlich dieselbe blieb, obwohl die Anlage auf jedem der verschiedenen Plätze sich nach der betreffenden Lokalität zu richten hatte.

Die Aussicht über den Fluss, der hier auf eine kurze Strecke seine nord-südliche Richtung verlässt und eine kleine Biegung nach Westen macht, bot ein ungemein reizendes Landschaftsbild. Die etwa ¼ *mile* breite Wasserfläche war durch eine grosse Zahl nackter Felsbänke und kleiner Inseln unterbrochen und flussabwärts durch den hochaufspritzenden, weissen Gischt einer tosenden Stromschnelle abgegrenzt [1]). Das jenseitige (linke) Ufer stieg ziemlich steil an und gipfelte in einen Hügelrücken aus, der gegen 200′ über dass Flussbett emporragte. Die Abhänge dieses Hügels waren mit dichtem Hochwald bedeckt, und die terrassenartig sich übereinander aufthürmenden Baumkronen in all ihren verschiedenen Farbentönen vom dunkelsten Grün bis in Gelb und Roth gewährten einen geradezu überraschend schönen Anblick.

Das rechte Ufergebiet des Flusses ist ziemlich eben, da es durch eine etwa 20′ über dem Flusse liegende Terrasse gebildet wird. Hart am Rande dieser Letztern, inmitten von schlecht unterhaltenen Reis- und Maniokfarmen, lag Bavia, das wie die

---

[1]) Siehe die Vignette zu Anfang dieses Capitels.

meisten derartigen Negerplätze den stolzen Namen von *town* (Stadt) keineswegs verdiente. Bavia war damals ein kleiner Platz von zwölf bis fünfzehn theils kreisrunden, theils ovalen Lehmhütten mit dichtschuppigen Dächern von Baumblättern. Mitten auf dem kleinen, öffentlichen Platze befand sich, beschattet von einem Rothholzbaum, auf drei nebeneinander in den Grund gerammten Pfählen, der Stadtfetisch, ein gewaltiger Felsblock, der als Schutzheiligthum der Stadt angesehen wurde. Gleich neben diesem Heiligthum befand sich unter einem verwahrlosten Schutzdache von Palmblättern das Grab des frühern Häuptlings. Auf der andern Seite stand das sogenannte Palaverhaus, ein ovaler, etwas über dem Erdboden erhabener, aus zusammengestampftem Thon bestehender und durch ein auf Pfählen ruhendes Dach beschützter Platz, woselbst der Häuptling, in einer Hängematte sitzend oder liegend, die öffentlichen Verhandlungen leitete [1]).

Zoru Dubbah, so hiess dieser Häuptling, war ein alter Graukopf mit verschmitzt aussehendem Gesicht, das durch den schwachen, kurzgeschorenen Schnurrbart und ein kleines, sorgfältig gepflegtes Kinnbärtchen, sowie durch ein Paar stechende Augen und eine kleine Habichtsnase mit stark herabgezogener Spitze einen nicht gerade vertrauenerweckenden Ausdruck erhielt. Er sprach ziemlich geläufig Englisch, pflegte sich selbst stets König zu nennen und konnte nie müde werden, uns von seiner hohen Abkunft, von seiner Macht und seinem Einflusse zu überzeugen, wobei er stets mit der stereotypen Redensart schloss: „*All this country belongs to me!*" [2]) Zoru Dubbah hatte in seiner Jugend bei einem damals in Monrovia sich aufhaltenden Franzosen etwas Französisch gelernt und that sich nicht wenig darauf zu Gute, uns in Gegenwart seines Hofstaates dann und wann einige Proben von übriggebliebenen französischen Brocken zum Besten zu geben. Wie er uns mit grossem Selbstbewusstsein erzählte, war er in

---

[1]) Nach kürzlich von Mr. Day eingelaufenen Berichten ist seither der damalige Häuptling gestorben, die Bevölkerung hat sich zerstreut und die Stadt hat das Schicksal fast aller derartiger Plätze ereilt: Sie ist bis auf einige wenige elende Hütten vom Schauplatze verschwunden.

[2]) Diese ganze Gegend gehört mir.

einen schwachen Moschusgeruch ausgenommen, der auch, wie es uns vorkam, durch das Braten nicht vollständig entfernt werden konnte. — Glücklicherweise hatte dieser unerwartete Zwischenfall, der meine noch schwachen Kräfte etwas über Gebühr in Anspruch genommen, keine schädlichen Folgen für meine Gesundheit, und die alte Jagdlust liess mir fortan keine Ruhe mehr zu Hause, so dass ich sehr bald meine gewöhnlichen Ausflüge wieder fortsetzte.

Im Allgemeinen befriedigte uns die zoologische Ausbeute in Bavia keineswegs. Der weite Urwald war verhältnissmässig arm an Thieren, denen überdies des dichten, von Lianen durchzogenen Unterholzes wegen nur mühsam beizukommen war. In Waldsäumen, Buschwald und alten, halbverwilderten Pflanzungen dagegen zeigte sich die Jagd ergiebiger, obschon sie auch hier durchaus nicht leicht war, da eine alles Strauchwerk überziehende, von Busch zu Busch Guirlanden bildende Grasart uns bei der leisesten Berührung mit ihren scharfen Blatträndern die Haut zerschnitt. Fragten wir gelegentlich einen Englisch sprechenden Eingebornen nach dieser oder jener Thierart, so erhielten wir stets die stereotype Antwort: „*Yes*, *daddy*, *him live here*, *plenty of them be in this country*, *too much!*" [1]). Unsere Erfahrungen lehrten uns jedoch gewöhnlich das Gegentheil. Sehr viel Freude machte mir unter allen erbeuteten Säugethieren eine schöne graue Tigerkatze, die in einer in der Hecke einer Reisfarm angebrachten Prügelfalle gefangen wurde. Von Affen trafen wir in Bavia nur einige der gewöhnlicheren Arten an, daneben aber auch eine neue Art, *Cercopithecus büttikoferi* Jent., die übrigens auch bei allen späteren Stationen erbeutet wurde. Die Ausbeute an Vögeln bot manches Interessante, doch liess sie sich nicht mit derjenigen unserer zweiten Station vergleichen, woselbst wir unsere seltensten Arten sammelten. Auch unter Reptilien und Amphibien bot sich manches Wünschenswerthe, besonders an Schlangen, worunter sehr viele giftige. Von Schmetterlingen wurden mehrere hundert Exemplare gesammelt.

Unser Fischfang beschränkte sich fast ausschliesslich auf Angel-

---

[1]) Ja, Herr, sie ist hier, es sind viele in dieser Gegend, nur zu viele!

fischerei. Die schönen, aus Europa herübergebrachten Netze konnten wir auf dem felsigen Boden des St. Paul nicht festsetzen, und in den verschiedenen Waldcreeks wagten wir nicht, sie stehen zu lassen, aus Furcht, dass sie durch die Eingebornen weggenommen werden möchten. Ueberhaupt wurde es von den Bewohnern von Bavia nicht gerne gesehen, dass wir ihnen den Fischfang in den Creeks schmälerten. Wir unterliessen es darum auch bald, mit selbstgeflochtenen Reusen zu fischen oder sogar nach der Weise der Eingebornen die Creeks zum Zwecke des Fischfanges vermittelst Schilfwänden abzusperren.

Wohl aber fingen wir zur Nachtzeit viele Exemplare einer sehr grossen Art Süsswassergarneele (*Palaemon macrobrachion*). Zu diesem Zwecke spiessten wir in dem seichten Uferwasser des Flusses vor Einbruch der Nacht auf verschiedenen zugänglich gemachten Stellen Fleischabfälle auf den Boden fest, auf welche nach eingetretener Dunkelheit die Garneelen abgiengen, um daran ihr Mahl zu halten. Auch hatten wir eine Art Laterne construirt, bestehend aus einem viereckigen Kästchen ohne Boden, in das wir ein kleines Lämpchen hingen. Auf diese Weise konnte die Laterne, dicht über der Erde getragen, ihr Licht nur nach unten abgeben und nur einen kleinen Fleck beleuchten, während alles Andere in Dunkel gehüllt blieb. Mit dieser Laterne in der linken und einem Wassereimer in der rechten Hand, traten wir an die Stellen, wo wir die Lockspeisen hingelegt hatten und fanden dann gewöhnlich eine bedeutende Anzahl Garneelen, die von allen Seiten an dem Fleische zerrten, ohne es wegschleppen zu können. Mit einigen bedächtigen Griffen fassten wir nun die durch den plötzlichen Lichtschein überraschten Thiere, die in ihrem ersten Schreck gar keinen Fluchtversuch machten, und warfen sie in den Eimer, oft 12—20 Stück auf einer einzigen Stelle. Darauf giengen wir an eine andere Stelle, und wenn wir alle Beizeplätze abgesucht hatten, konnten wir nach Belieben wieder von vorn anfangen. Die Futterzeit dieser Garneelen schien sich nur auf den Vorabend zu beschränken, denn die Thiere zeigten sich erst lange nach Eintritt der Dunkelheit und wurden nach neun Uhr nur noch selten, nach zehn Uhr nie mehr auf den Lockplätzen angetroffen. Den Tag über halten sie sich in Ufer-

löchern und unter Wurzeln und Steinen verborgen. Dieser Garneelenfang verschaffte uns manchen angenehmen Abend; nur schade, dass wir bald so unter diesen Thieren aufgeräumt hatten, dass der Fang in der Nähe der Station nicht mehr lohnend wurde und eine Zeitlang eingestellt werden musste. Eine nächtliche Garneelenmahlzeit, von der Glut des Herdfeuers phantastisch beleuchtet, hatte immer etwas Romantisches. Kam Einer von uns mit vollem Eimer zur Hütte zurück, so fand er gewöhnlich den Andern rauchend in seiner Hängematte, insofern derselbe nicht gerade mit irgend einer Arbeit beschäftigt war, die *boys* aber auf ihre Fersen niedergekauert am wohlgeschürten Feuer, auf dem die Bratpfanne mit heissem Palmöl schon bereit war, um die Beute aufzunehmen. Im Umsehen waren die noch lebenden Thiere des Kopfes und Brustpanzers beraubt, wurden dann in einer Schüssel mit Mehl und Salz etwas hin- und hergerollt und wanderten ohne weitere Umstände in die Pfanne, um einen Augenblick später als Delikatesse gebacken auf unserm Tische (sage Bücherkiste) zu erscheinen, während der Löwenantheil gewöhnlich unsern *boys* zufiel.

Im Laufe des Monats Februar sank das Wasser im St. Paul um mindestens zwei Fuss, so dass viele der früher unsichtbaren Felsbänke zu Tage traten und die bereits vorhandenen Inseln von Tag zu Tag an Grösse zunahmen. Das klare Wasser des Flusses zeigte während dieser Zeit am Morgen eine Temperatur von 25° C., am Abend sogar 31° C., während die Temperatur der Luft zur nämlichen Zeit morgens 6 Uhr 25°, mittags 12 Uhr 30°, um ein Uhr 31° und abends 6 Uhr 29° im Schatten zeigte. Dabei muss in Betracht gezogen werden, dass im Flussthale, wo diese Ablesungen vorgenommen wurden, den Tag über stets ein kühlerer Luftzug wehte. Die hohe Temperatur des Wassers mag grossentheils der enormen Wärmeabgabe der den Tag über stark erwärmten Felseninseln zuzuschreiben sein. Wir pflegten am Abend, nach Eintritt der Dunkelheit, nach einer dieser Inseln hinzuschwimmen und fanden den Felsen so warm, dass wir uns nur auf die etwas unter Wasser liegenden Theile derselben setzen konnten. Um unser Trinkwasser einigermassen kühl zu erhalten, füllten wir jeden Abend zwei Eimer mit Flusswasser

und liessen dieses die Nacht über abkühlen. Seit unserer Ankunft in Bavia war noch kein Tropfen Regen gefallen. Dafür fiel aber zur Nachtzeit der Thau so reichlich, dass wir am Morgen beim Betreten der schmalen Waldpfade schon nach den ersten Schritten gänzlich durchnässt waren und die Bäume tropften, wie nach einem heftigen Regengusse. Die Vegetation hatte also unter der lang andauernden Trockenheit durchaus nicht zu leiden.

Schon in den letzten Tagen des Februars hatten wir einige schwere Gewitter mit heftigen Sturzregen. Am Morgen nach der ersten Gewitternacht war zu unserm grossen Erstaunen der Fluss um zwei Fuss gestiegen, ein Zeichen, dass es weiter im Innern viel mehr geregnet haben musste, als bei uns. Mit Anfang März waren die Gewitter schon beinahe alltägliche Erscheinungen geworden, und der schwere Donner rollte oft tagelang ohne Aufhören über die finstern Wälder hin.

Die Felsinseln im Flusse verschwanden allmälig wie sie aufgetaucht waren, und das Wasser wurde zusehends trüber und reissender, so dass wir unsere Schwimmtouren bald auf ein Minimum beschränken mussten. Nichtsdestoweniger hatten wir eines Tages das höchst interessante Schauspiel einer Wasserfahrt stromabwärts, ausgeführt durch eine Gesellschaft von Eingebornen in roh gezimmerten Canoes. Da diese Leute an unserm Landungsplatze anlegten, um etwas auszuruhen, wohl auch, um ihre Neugierde zu befriedigen, die unsere sonderbare Jagdhütte in ihnen rege gemacht haben mochte, so konnten wir von ihnen interessante Mittheilungen über den Lauf des Flusses erhalten, soweit wir ihn nicht selbst kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Keiner von ihnen sprach zwar ein Wort Englisch, so dass wir uns unseres Golah-*boy's* als Dolmetscher bedienen mussten. Die Leute kamen von der Inselstadt Alin, die etwa 12 *miles* flussaufwärts im St. Paul liegt. Alle waren athletische Gestalten, und ohne eine Spur von Kleidung. Ihre grossen Canoes, die sie während der Trockenzeit für den Verkauf anfertigen, höhlen sie nur ganz roh aus, damit sie die harten Stösse und Schürfungen an den vielen scharfen Felskanten im Flusse besser ertragen können. Wenn dann der Fluss derart gestiegen ist, das die kleinern Stromschnellen verschwinden und infolgedessen die Thal-

fahrt bequemer wird, fahren sie denselben hinab nach Millsburg am Fusse der letzten Fälle. Dort arbeiten sie die auf der Reise arg zerschundenen Canoes sauber ab und verkaufen sie an die liberianischen Farmer längs des untern St. Paul. Da geeignete Bäume für grosse Canoes dort unten sehr selten geworden sind, so können diese Canoebauer und waghalsigen Flösser ein schönes Stück Geld verdienen. Die Zeit, die sie auf das Fällen der Bäume und das Zimmern der Canoes verwenden, wird von ihnen kaum in Anschlag gebracht. Der gewöhnliche Preis für ein Canoe von Hartholz variirt je nach der Grösse zwischen 5 und 30 Dollars. Auf der Flussfahrt befinden sich in jedem Canoe zwei Ruderer, jeder von ihnen mit einem kurzen, schaufelförmigen *paddle* (Ruder) versehen, womit sie das plumpe, schwere Fahrzeug mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zwischen den Felsblöcken im Flusse durchsteuern. Kommen sie auf ihrer abenteuerlichen Fahrt an eine bedeutende Stromschnelle oder einen Wasserfall, der an dem aufspritzenden Gischt gewöhnlich schon von weitem zu erkennen ist, so helfen die Schiffer einander, die Canoes an langen, zu diesem Zwecke mitgeführten Rotangleinen hinunterzulassen, um gleich darauf ihre aufregende Fahrt unter wildem Geschrei und Gesang wieder fortzusetzen.

Nach den Aussagen dieser Leute, die beinahe alljährlich die Flussreise aus ihren Urwaldgebieten nach Millsburg machen, enthält der Fluss auf dem von ihnen befahrenen Wege bedeutende Wasserfälle nebst unzähligen Stromschnellen, welche Letztere bei etwas hohem Wasserstande der Thalfahrt keine erheblichen Schwierigkeiten entgegensetzen. Die Rückreise muss natürlich zu Land gemacht werden.

VII.

Auf Kundschaft. Verlegung unserer Station. Soforeh Place.





St. Paul's River bei Alin.

Vorbereitungen. — Nach Alin. — Die Flussfähre. — Empfang in Alin. — Palaver. — Nachtlager. — Ein Insellabyrinth. — Fortsetzung der Reise. — Zoru Dubbah bekommt Bauchschmerzen. Ankunft in Soforeh Place. — Eine vielversprechende Gegend und ihr noch mehr versprechender König. — Jallah der Jäger und sein Doppelgänger. — Ausflug in die Umgegend. — Rückreise. — Mühsame Beschaffung von Trägern. — Zoru Dubbah's Machtlosigkeit. — Abreise. — Schlechte Waldpfade. — Elephantenspuren. — Soforeh Place. — Erster Aufenthalt. — Krankheit. — Bau einer Jagdhütte. — Die neue Station und deren Umgebung. — Armuth. — Jagdtouren.

Die immer häufiger werdenden Gewitter sowie das Wachsen des Flusses und der Waldbäche mahnten uns endlich, an die

Verlegung unserer Station, weiter ins Innere hinein, zu denken, wenn wir überhaupt unserem Plane, die Regenzeit am Rande der Hochebene zuzubringen, nicht untreu werden wollten. ZORU DUBBAH hatte mir früher viel von seiner Vaterstadt Geweh erzählt, die zwei Tagereisen weiter landeinwärts am St. Paul liege, und von wo aus man in anderthalb Tagen Boporo, die Hauptstadt des Boatswain-Stammes, erreichen könne. Auch hatte er mir versprochen, mich einmal auf einer Reise dorthin zu begleiten, und da ich begierig war, einen geeigneten Platz für unsere neue Station aufzusuchen, so war ich sofort bereit, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. ZORU verspürte jedoch keine grosse Lust, um uns so leichten Kaufes aus seiner Nähe wegziehen zu lassen; daher verschob er die Abreise von Woche zu Woche, bis ich ihm schliesslich erklärte dass, wenn er binnen einer Woche nicht mitgehe, ich auch ohne ihn den Weg finden werde. So wurde denn schliesslich der Tag unserer Abreise zum sovielten Male definitiv, und zwar auf Sonnabend den 20. März, festgesetzt.

Der Vorabend dieses Tages brachte für mich einen äusserst unangenehmen Zwischenfall, der mich längere Zeit so gut wie arbeitsunfähig machte. Unser Koch war nämlich noch lange nach Einbruch der Nacht beschäftigt, Palmöl auszuschmelzen, um dasselbe als Speiseöl geeignet zu machen. Infolge einer Unvorsichtigkeit fasste dasselbe Feuer, worauf mir der *boy*, der im ersten Schreck den Kopf verlor, durch eine ungeschickte Bewegung das brennende Oel über die rechte Hand heruntergoss.

Obschon mich der Schmerz, den die bedeutenden Brandwunden verursachten, die ganze Nacht kein Auge schliessen liess, trat ich doch am andern Morgen die Reise an. ZORU DUBBAH hatte zwei Bediente mitgenommen, da es, wie er sagte, für einen König nicht passe, ohne Dienerschaft zu reisen. Um ihm nicht in Rang nachzustehen, that ich ein Gleiches, und so traten wir denn, obwohl das Wetter nichts weniger als einladend war, des Morgens gegen 8 Uhr unsere Reise an. Die Verabredung war zwar gewesen, um mit dem ersten Hahnenruf aufzubrechen, doch wer einmal mit Negern gereist hat, der weiss, wie lange es dauert, bis dieselben reisefertig sind, und dass man oft froh

sein muss, statt bei Nacht und Nebel, endlich abreisen zu können, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht. Meinem fürstlichen Begleiter war bald dies, bald jenes nicht recht, und als ich ihn endlich bereit wähnte, kam er auf den Einfall, eine seiner Frauen mitzunehmen, die nun ihrerseits auch noch ihr bischen Bagage zusammenpacken musste. Mein Jagdbursche trug Gewehr und Zubehör, der andere Bediente eine *king-jar* (Tragkorb) mit meiner Reisedecke, einigen Lebensmitteln, allerlei Tauschwaaren und einigen Geschenken für die Negerfürsten, mit denen wir auf unserem Wege in Berührung kommen sollten. Meine Hand, die mich noch immer sehr schmerzte, hatte ich derart in ein Tuch gewickelt, dass ich den Zeigefinger, welcher zufällig am wenigsten gelitten hatte, zum Abdrücken des Gewehres frei behielt. Durch stetes Nasshalten des Verbandes suchte ich den Schmerz so erträglich wie möglich zu machen.

Es hatte in der Nacht viel geregnet, und demzufolge war der thonige Boden durchweicht und schlüpfrig; die Waldwasser waren bedeutend angeschwollen, und auf Schritt und Tritt schlugen einem die nassen Aeste des dichten Unterholzes ins Gesicht, so dass ich gleich nach Antritt des Marsches schon ganz durchnässt war. Zwei kurz aufeinanderfolgende, heftige Regengüsse machten den an und für sich schon beschwerlichen Marsch noch mühevoller. Unser nächstes Reiseziel war die bereits erwähnte Inselstadt Alin, die ich bei dieser Gelegenheit kennen lernen wollte. Da es aber eine Unmöglichkeit ist, den Fluss entlang vorwärts zu kommen, so folgten wir längere Zeit einem Waldpfade, der in der Richtung nach Soforeh Place und Geweh führt, und bogen dann, einen dicht bewaldeten Höhenzug überschreitend, rechts ab, um wieder an den Fluss zu gelangen. Der erste Theil des Weges führte uns durch mir wohlbekannte Gebiete, und gar manche Waldpartie, manch merkwürdig gestalteter Baum stellte sich als alter Bekannter heraus, den ich auf meinen mannigfachen Kreuz- und Querzügen früher schon angetroffen hatte. Die ganze Gegend war äusserst reich bewässert, so dass ich während der ersten zwei Stunden 16 verschiedene, bedeutendere Waldbäche und Sumpf-Creeks zählte, die wir theils durchwaten, theils auf oft sehr sonderbaren und gebrechlichen Brückenanlagen passiren mussten.

Nachdem wir schliesslich einen hohen, nord-südlich laufenden Hügelzug überschritten, erreichten wir das rechte Ufer des St. Paul, den wir seit unserer Abreise aus Bavia nicht mehr zu sehen bekommen hatten. Ueber und unter uns hörten wir das Tosen von Stromschnellen, und uns gegenüber lag auf einem 40—50′ hohen Hügel im Flusse, nur durch einen beträchtlich schmalen Arm vom rechten Ufer getrennt, die kleine Stadt Alin. Sobald man uns bemerkte, kam ein Neger in einem kaum zehn Fuss langen und noch keine anderthalb Fuss Durchmesser haltenden Canoe angerudert, um uns, Einen nach dem Andern, hinüberzuholen. Ich habe mir aus Wasserfahrten in Canoes nie viel gemacht, als aber die Reihe der Ueberfahrt an mich kam und es sich herausstellte, dass ich, obschon halb seitlich in das enge Ding hineingezwängt und auf dem Boden des Fahrzeuges sitzend, dennoch das Gleichgewicht nicht behalten konnte, beschlich mich zum ersten Male eine gewisse Bangigkeit, welche selbst mein nackter Charon mit mir zu theilen schien. Um mit meinem langen Oberkörper das Gleichgewicht nicht zu stören, legte ich mich schliesslich der Länge nach ins Canoe, das ich beinahe anfüllte, hinein und wurde dank dieser Massregel wohlbehalten hinüberbefördert.

Mit Ausnahme der früher erwähnten Flussargonauten hatte wohl in Alin noch Niemand einen Weissen gesehen, und schon bevor ich den Boden dieser natürlichen Festung betrat, hatte sich ihre ganze Einwohnerschaft am Ufer versammelt und gaffte mich nun voll Neugierde an. Die kühnen Flusschiffer hatten nach ihrer Rückkehr von Millsburg von uns und unserer Station in Bavia erzählt, und gleich bei meiner Ankunft drängten sich zwei derselben aus der Menge hervor und begrüssten mich unter dem üblichen Händereichen und Fingerschnalzen als alten Bekannten. Nach dieser ersten flüchtigen Begrüssung wurden wir in die Stadt hinaufbegleitet und dort im grossen Palaverhause dem verschmitzt aussehenden Häuptling und seinem Hofstaate vorgestellt. Eine längere Unterhaltung war mir jedoch in meinem Zustande weniger erwünscht, und so wurde denn auf mein Verlangen durch zwei Sklaven sofort ein grosses Feuer angelegt, worauf ich mich, so gut es angieng, meiner nassen Kleider

entledigte und den Rest am Leibe trocknete. Während dessen wurde ich von einer grossen Zahl von Leuten umlagert, welche Tabak zu haben wünschten und die Hütte derart anfüllten, dass ich mich kaum mehr bewegen konnte. Ich wurde vorläufig mit einigen im Feuer gerösteten Kassaven bewirthet und bald nachher, als meine Kleider wieder einigermassen getrocknet waren, nach dem Hause des Häuptlings geholt. Dort wurde mir durch eine seiner Frauen ein hölzerner, rauchgeschwärzter Napf mit Reis und Palaversauce[1]) vorgesetzt. In Ermangelung eines Löffels war ich genöthigt, mit den Händen zuzugreifen.

Nach Einbruch der Nacht wurde Rath gehalten, und sowohl der Häuptling von Alin als sein Vetter Zoru Dubbah, der als Dolmetscher auftrat, suchten mich zu bewegen, diesen Platz zur Anlage unserer künftigen Jagdstation zu wählen. *„Plenty meat live in this country, ah! too much"* [2]), wurde mir immer und immer wiederholt, und die Umgebung von Alin als das Eldorado der Jäger angepriesen. Aus einigen in der Golahsprache gewechselten Worten, die ich mehr errathen als verstehen konnte, und aus ihrem ganzen geheimnissvollen Thun glaubte ich jedoch schliessen zu müssen, dass man mich auf die eine oder andere Weise in eine Falle locken wolle, um mich nachher besser ausbeuten zu können. Darum erklärte ich, am nächsten Morgen die Gegend selbst besichtigen zu wollen, bevor ich einen Beschluss fasse. In einer nicht sehr geräumigen Hütte wurde mir nun durch den Häuptling eigenhändig das Nachtlager bereitet, d. h. auf dem harten Thonboden ein grosses inländisches Tuch ausgebreitet und ein anderes bereit gelegt, um mich damit zuzudecken. Ein halbrunder Holzklotz diente als Kopfkissen. Hinter der Thüre, d. h. einer in der Thüröffnung hängenden Matte, die von innen durch einen Querstock befestigt werden konnte, lagerten sich meine zwei *boys*. Das Bewusstsein, dass jeder unerwünschte Besucher diese beiden schlafenden Cerberusse beim ersten Schritt wach treten musste, verlieh mir ein solch wohlthuendes Gefühl

[1]) Siehe hinten: die Speisen und ihre Bereitung.

[2]) Viel Fleisch (alles essbare Wild — und was wäre bei diesen Leuten nicht essbar? — wird hier kurzweg Fleisch genannt) lebt in dieser Gegend, ah! zu viel!

persönlicher Sicherheit inmitten dieser etwas verdächtigen Umgebung, dass ich mich ohne jede weitere Vorsichtsmaassregel zur Ruhe begab. Aber eine geraume Weile dauerte es, bis das gewaltige Rauschen des Wassers rundum, das sich nun in der nächtlichen Stille doppelt bemerkbar machte, mich den erst vergeblich gesuchten, erquickenden Schlummer finden liess. Was sollte ich am nächsten Tage erleben? wo die folgende Nacht zubringen? Wahrscheinlich in dem ebenfalls flussumbrausten Geweh, der Geburtsstadt meines fürstlichen Begleiters. Und dann nur noch eine grosse Tagereise von der Stadt Boporo, an dessen König MOMORU ich durch Mr. BLYDEN in Monrovia empfohlen war! Mein Herz klopfte rascher, als ich mir jene noch nie gesehene Gegend in Gedanken ausmalte, und Bilder auf Bilder zogen in buntem Wechsel an meinem geistigen Auge vorüber, bis endlich die Müdigkeit siegte und das Wasserrauschen allmälig wie in weiter Ferne verschwand.

Am andern Morgen (Sonntag 21. März) war ich schon mit Tagesanbruch draussen und durchstreifte die grosse, ziemlich sanft nach Osten abfallende Insel. Ich fand sie ziemlich felsig, und theils mit Hochwald, theils mit angebauten Lichtungen bedeckt, doch schien sie mir nicht besonders reich mit Thieren bevölkert zu sein. Nach einigen Minuten Gehens in östlicher Richtung, wobei ich aus einer hohen Baumkrone, die einige Negerhütten beschattete, zum grossen Gaudium meiner Begleiter einen Affen herunterschoss, erreichte ich wieder den Fluss, dessen Lauf hier eine nord-südliche Richtung hat. Vor mir lag nun ein ganzer Archipel von kleinern Inseln und Inselchen, die theils aus Felsmasse, theils aus Schwemmsand bestanden und von denen einige bewohnt waren. Durch diese Inseln wurde der Fluss in ein grosses Labyrinth von rauschenden Bächen zertheilt, die sich bald trennten, bald wieder vereinigten, hier Sand abtragend, dort wieder anschwemmend, so dass Form und Grösse der Eilande, besonders nach Gewitterregen, fortwährenden Veränderungen unterworfen sind. Viele dieser Flussarme konnte ich durchwaten, durch andere wurde ich von einem meiner baumstarken Begleiter getragen, wieder über andere in einem am Ufer liegenden Canoe gebracht. Da wir oft lange nach einer

passenden Uebergangsstelle suchen mussten, wurde es schliesslich so spät, dass ich zurückzukehren beschloss, ohne das andere (östliche oder linke) Ufer dieses hier wohl über eine halbe Stunde breiten Stromes auch nur erblickt zu haben. Wo man in diesem Inselchaos seinen Fuss auch hinsetzt, überall hört man das Tosen und Brausen des Wassers, das sich bald durch enge Schluchten hindurchzwängt, bald über Felsbarren [1]) hinunterstürzt und unzählige Stromschnellen und gefährliche Strudel bildet.

Wiewohl man mich zu überreden suchte, Alin als Platz für unsere nächste Station zu wählen und als schlagenden Beweis für den Wildreichthum auf den geschossenen Affen — den sehr gewöhnlichen *Cercopithecus Campbellii* — wies, bewogen mich doch verschiedene Gründe, davon abzusehen. Erstens schien mir die Lage der ganzen Gegend als Jagdterrain nicht besonders geeignet, denn abgesehen davon, dass die Inselgruppe bei Hochwasser schwer zugänglich war, fand ich auch das rechte Ufer, bestehend aus einer mühsam zu erklimmenden Berglehne, für eine ergiebige und bequeme Jagd nicht dienlich. Dann schienen mir der Häuptling sowohl als seine zahlreichen erwachsenen Söhne viel zu zudringlich und so frech, dass ich sie selbst zu Schlimmerem als nur zu gewöhnlicher Bettelei fähig hielt, und Zoru Dubbah's beruhigende Versicherung, dass diese Leute zu seinen nächsten Verwandten gehören, vermehrte eher mein Misstrauen, statt dasselbe zu beseitigen. Ueberdies hätte ich schon meinem bereits entwickelten Plane zu liebe mich nicht hier niederlassen können, denn wir mussten unbedingt vor Beginn der eigentlichen Regenzeit, während welcher die Jagd im Urwalde so gut wie unmöglich ist, letzteren hinter dem Rücken haben, und eine Uebersiedlung von Bavia nach Alin würde ebensoviel gekostet haben als eine ganze Tagereise weiter ins Innere hinein, wo wir überdies bei den mehr Ackerbau treibenden Stämmen uns bequemer mit Lebensmitteln versehen konnten.

So entschloss ich mich denn, auf die vereinigten Vorschläge meines Gastherrn und meines Führers nicht einzugehen und die Kundschaftsreise weiter landeinwärts fortzusetzen. Nur

---

[1]) Siehe die Vignette am Anfang dieses Capitels.

mit Widerstreben konnte Zoru sich endlich entschliessen, die Weiterreise anzutreten. Nachdem ich mehr als die Hälfte meiner mitgebrachten und zu Geschenken bestimmten Tauschwaaren unserm habgierigen und unverschämten Gastherrn aufgeopfert hatte, traten wir um 10 Uhr die Weiterreise an, wobei uns der Häuptling von Alin noch eine lange Strecke Weges begleitete. Gegen drei Uhr kamen wir, nachdem wir verschiedene Hügelrücken überschritten und nur einmal eine Lichtung mit einigen bewohnten Hütten angetroffen hatten, an das Negerdorf Soforeh Place, woselbst wir durch den Häuptling Sickly freundlich empfangen und in einer kleinen, leerstehenden Hütte einquartirt wurden.

Schon unterwegs hatte Zoru heftige Bauchschmerzen, die ich ihm, dank meiner Bekanntheit mit seiner Constitution, jedesmal durch einen Becher Rum lindern konnte. Als aber nach der Ankunft in Soforeh Place mein kleiner Vorrath an Rum erschöpft war, verlor der Patient alle Lust, sich weiter in der Gegend umzusehen, legte sich, nachdem ihm die vorgesetzte Mahlzeit vortrefflich geschmeckt hatte, in eine Hängematte und liess sich weder durch Bitten noch Versprechungen in seiner Ruhe stören.

Gerne wäre ich sofort noch weiter gegangen, um am andern Tage Geweh früher zu erreichen. Der Häuptling Sickly, der auf seinen eigenen Vortheil bedacht war und mich lieber bei sich behalten hätte, schützte jedoch vor, keinen des Weges kundigen Mann zur Verfügung zu haben, und meine beiden *boys*, Gueh und Boa, kannten die Wege ebensowenig wie ich selbst.

So war ich denn gezwungen zu bleiben und benutzte den Rest des Tages, um unter Begleitung des Jägers Jallah, den wir schon auf der Herreise im Walde angetroffen und der uns den nächsten Weg zum Dorfe gezeigt hatte, die Umgebung des Platzes etwas anzusehen. Jallah machte sich dabei sehr nützlich, indem er, ein untersetzter, starker Mann, mit seinem Buschmesser die im Wege stehenden Zweige abhackte oder zur Seite bog und mit seinen nackten Füssen niedertrat. Er hatte ein altes Steinschlossgewehr bei sich, dass er wie eine Hacke, den Lauf in der Hand nach vorn und der Kolben nach hinten gekehrt, auf der Schulter trug. An seiner Seite hing ein einfacher Schnappsack,

mit einer kleinen [illegible] überzähligen
Feuerstein, [illegible] ein paar [illegible]lappen
als [illegible] — [illegible] — einigen
Blättern Tabak, [illegible] und
einem Ze[illegible] aus
[illegible] Kopfbedeckung,
und [illegible] Zeuge
bestehend[illegible] um den
linken [illegible] mit einer
daran [illegible] Anzug.
Der Mann [illegible] zwar [illegible] Englisch, doch
konnten wir [illegible] Hilfe [illegible] ver-
stehen.

Die Gegend um Soforeh Place war ziemlich offen und reich bewässert, [illegible] in der Regenzeit, besonders lästig zu [illegible]. Das Dorf war etwa 20 Minuten vom Flusse entfernt, der hier sehr rasch in südlicher Richtung dahinfloss und sein Bett mit steilen Uferwänden wohl 10—20′ tief in das thonige Plateau eingegraben hatte. Im Allgemeinen bekam ich von der Gegend einen günstigen Eindruck, so dass ich grosse Lust verspürte, unsere Station vorläufig hieher zu verlegen. Der Häuptling Sekly war damit sehr zufrieden und versprach mir, uns später weiter landeinwärts zu befördern. Mit einem überzeugenden Redefluss — er sprach für einen Eingebornen ein sehr verdienstliches Englisch — pries er mir seinen Reichthum an Lebensmitteln, besonders an Reis und Kassaven, sowie den unerschöpflichen Wildreichthum seiner Wälder und versprach, auf einem von mir anzuweisenden Platze uns eine Jagdhütte zu bauen. Schon bevor wir Soforeh Place erreichten, hatte ich das Vergnügen, einen sehr seltenen und bisher vergeblich gesuchten Nashornvogel (*Buceros camurus* Cass.) zu schiessen; auch fanden wir verschiedene Antilopenfährten und kaum über eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt die frischen, tief in den humusreichen Boden eingedrückten Fusstapfen eines Elephanten. Kein Wunder also, dass ich mir von dieser Gegend viel Schönes versprach, und diese gute Meinung wuchs noch mehr, als ich am Abend einen prachtvollen Bärenaffen (*Colobus ursinus* Og.)

den wir bisher nicht angetroffen hatten, herbeitragen sah und mir die Leute sagten, dass dieselben hier sehr zahlreich seien und noch viel schönere, unter Andern auch der *baboon* (Chimpanse) hier in den Wäldern zu Hause seien. Auch das kleine liberianische Flusspferd (*Hippopotamus liberiensis* Mort.), eines unserer wichtigsten Desiderate, sollte hier häufig sein. *„Fresh meat never leave we; never sun be set, some meat live in we kitchen!"* [1]) Diese und ähnliche Redensarten begleiteten mich auf Schritt und Tritt, und hätte ich nicht gewusst, dass mir für den nächsten Tag ein tüchtiger Marsch bevorstände und meine noch stets schmerzende Hand Schonung und Ruhe verlangte, dann hätte mich nichts in der Welt verhindert, noch am nämlichen Abend einige Stunden mein Glück auf dem Anstande zu versuchen.

Am nächsten Morgen sollte ich, durch JALLAH begleitet, die Gegend in anderer Richtung durchstreifen, und ich hatte ihm für diesen Dienst eine Handvoll Schiesspulver versprochen. Schon ziemlich früh liess ich mir meinen Schlafplatz anweisen und wurde in eine niedrige, enge Hütte gebracht, die mehr Aehnlichkeit mit einem Schafstall als mit einer menschlichen Wohnung hatte. Hier wurde der harte Thonboden etwas rein gemacht, in die hinterste Ecke liess ich eine Matte bringen, da der Raum zum Aufhängen einer Hängematte zu klein war, und vor dieser, mitten in der Hütte, wurde ein Feuer angelegt. In meine Wolldecke gerollt, legte ich mich auf die Matte zum Schlafen hin, und die beiden Bedienten nahmen wie gewöhnlich ihre Plätze auf der andern Seite des Feuers, hinter der Thüre, ein.

Ich mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, als ich durch eine Stimme vor der Thüre wachgerufen wurde. Auf meine etwas mürrische Frage, was diese Störung zu bedeuten habe, gab sich der Mann draussen als der Jäger JALLAH zu erkennen und sagte, er möchte morgen vor Tagesanbruch auf die Jagd gehen, um mir vor unserm gemeinschaftlichen Ausfluge ein *„meat"* heimzubringen, doch habe er kein Körnchen Pulver mehr und erbitte sich daher das ihm versprochene Pulver schon

---

[1]) Frisches Fleisch verlässt uns nie, nie geht die Sonne unter, ohne dass einiges Wildpret in unserer Küche liegt.

jetzt, anstatt erst morgen. Um diesen werthvollen Führer nicht ungünstig zu stimmen, ergriff ich durch den halbgeöffneten Thürvorhang die hingehaltene Kürbisflasche, goss den ganzen Inhalt eines Pulverhorns hinein und legte mich wieder zur Ruhe hin. Am folgenden Morgen wurde ich schon frühzeitig durch JALLAH geweckt, um unsern Ausflug in die Umgegend anzutreten. Auf meine Frage, ob er etwas geschossen habe, erwiderte er, dass er noch nicht draussen gewesen sei, und nach einigen Erörterungen stellte es sich heraus, dass er in der Nacht gar nicht an meiner Thüre gewesen war und ich daher das Pulver einem Andern gegeben hatte. Noch am gleichen Tage wurde durch einen Zufall der listige Doppelgänger JALLAH's in der Person des Häuptlings SICKLY entdeckt. Dieser hatte gehört, dass ich an JALLAH für den nächsten Tag Pulver versprochen hatte und kam auf den Einfall, sich desselbe im Dunkel der Nacht selbst anzueignen. Ein solcher Betrug war denn doch etwas stark. Ich erklärte ihm, dass sich die schändliche Verletzung seiner Gastfreundschaft an ihm selbst bitter rächen würde und traf alle Anstalten zur sofortigen Abreise. Dies war ihm jedoch nicht angenehm; darum bat er mich, ihm den Scherz, denn weiter sei es nichts gewesen, zu verzeihen, und gab sogleich Kalebasse mit Schiesspulver dem erbosten JALLAH, um sein Vergehen wieder gut zu machen. Obschon mir die Freiheit, die mein Gastherr mir gegenüber sich erlaubte, etwas bedenklich vorkam, machte ich doch gute Miene zum bösen Spiel und begab mich mit JALLAH auf den Weg. Das landeinwärts von Soforeh Place gelegene, waldbedeckte Hügelgebiet schien mir als zeitweiliges Jagdterrain besonders günstig zu sein, und ich entschloss mich deshalb, einen günstig gelegenen Platz hart am Flussufer, etwa 2 *miles* von der Stadt entfernt, zur Anlage unserer neuen Station zu wählen. Auf diese Weise hoffte ich der lästigen Besuche aus der Stadt mehr enthoben zu sein, als dies in Bavia der Fall gewesen war, und ausserdem meinem Reiseziele etwas näher zu sein. SICKLY war sehr froh, uns in seine Nähe zu bekommen und versprach mir, sofort mit dem Bau einer Jagdhütte auf dem angewiesenen Platze, nach meinen ihm gemachten Angaben, zu beginnen. Gegen 10 Uhr trat ich mit ZORU DUBBAH und

Gefolge den Rückweg an, und kurz nach Einbruch der Nacht kamen wir auf einem etwas nähern Wege, ohne Alin zu berühren, wieder auf unserer Station in Bavia an.

Hier trafen wir sofort die nöthigen Anstalten zu unserer Uebersiedlung nach Soforeh Place. Wir hatten nun während mehr als zwei Monaten die Umgebung von Bavia und ihre Fauna kennen gelernt und durften daher wohl einen Vorstoss wagen. Die Uebersiedlung bereitete uns jedoch viel mehr Sorge, als wir erwartet hatten. ZORU DUBBAH, der bis dahin immer mit seiner Macht geprahlt, übernahm gegen eine Entschädigung von 17 Dollars den Transport unserer sämmtlichen Equipage. Als jedoch an dem zur Abreise festgesetzten Tage, Freitag 26. März, Alles eingepackt und reisefertig dastand, waren statt der nöthigen 34 Mann noch keine zehn erschienen und wir mussten bleiben, da ich auf den Vorschlag ZORU's, unsere Sachen in einigen Abtheilungen nach Soforeh Place zu bringen, nicht eingehen wollte. Der Häuptling war nun gezwungen, Leute nach Soforeh Place zu senden, um von dorther Träger kommen zu lassen. Das war ein recht demüthigender Verlauf für den grossprecherischen König, der bisher stets mit der bombastischen Redensart *„all this country belongs to me"* geprahlt hatte. Um ihm zu zeigen, dass es uns mit der Sache Ernst sei, liessen wir Alles eingepackt, bis auf die Küchenkiste, und giengen nicht mehr auf die Jagd. So verstrich der ganze Rest dieses Monats unter langweiligem Warten. Inzwischen erhielten wir noch ein sehr eigenthümliches und seltenes Nagethier, das etwa zwischen Hamster und Stachelschwein die Mitte hält, *Aulacodus swinderianus*, in Liberia *ground hog* (Erdschwein) genannt.

Am Abend des 31. März kamen endlich die sehnlich erwarteten Träger aus Soforeh Place an, und an ihrer Spitze der Jäger JALLAH. Die Abreise wurde nun auf den folgenden Morgen, den 1. April, festgesetzt. Es war dazu auch die höchste Zeit, denn unsere Vorräthe an Lebensmitteln waren beinahe erschöpft, und sehnlich verlangten wir nach den vollen Fleischtöpfen von Soforeh Place.

Am frühen Morgen des 1. April waren aber einige Träger ZORU's im letzten Momente vor dem Aufbruch spurlos verschwunden.

Wie konnten wir nun noch weigern, die Reise auch ohne diese Leute zu machen? Wären wir nicht gegangen, so hätten die Träger aus Soforeh Place den Rückzug angetreten und wären nicht zum zweiten Male wiedergekommen. Ueberdies versprach mir Zoru, noch am nämlichen Tage durch weitere Träger die übrigen Kisten senden zu wollen. Auf dieses Versprechen vertrauend, marschirten wir ab und liessen unsere Bücherkiste, die auch sämmtliche Schreibutensilien und Notizbücher enthielt, sammt zwei andern Kisten und unserem grossen Segeldach unter Bewahrung Zoru's zurück.

Unser Zug nach Soforeh Place glich viel demjenigen von der Mission nach Bavia, nur mit dem Unterschiede, dass uns auf dem langen Gänsemarsche unaufhörlich nasse Aeste ins Gesicht schlugen, dass wir kurz nach unserer Abreise von einem gewaltigen Sturzregen bis auf die Haut durchnässt wurden und dass es uns manchmal grosse Mühe kostete, hoch angeschwollene Waldbäche zu passiren. Die runden Baumstämme, welche über die zahlreichen Waldwasser führten, waren nass und schlüpfrig geworden, so dass einige ungeschickte Träger mit ihren Kisten ins Wasser fielen. Nur ein einziges Mal öffnete sich der Wald etwas, und zwar bei der schon früher erwähnten, bewohnten Lichtung, die wir um 12 Uhr erreichten. Ich hatte diese Stelle schon zum Voraus durch das Versprechen eines kleinen Labetrunkes als Sammelplatz für die Karawane bestimmt. Nach gehaltenem Appel und Revision der Traglasten während der kurzen Rast giengs wieder in den Wald hinein, erst in ein enges Thälchen hinunter und dann über den Rücken und am Abhange eines Hügels hin, der sich über eine Stunde lang parallel mit dem Flusse in nord-südlicher Richtung hinzog. Am nördlichen Fusse dieses Hügels angelangt, erblickten wir zu unserer Rechten zum ersten Male wieder den St. Paul, der hier, obwohl durch eine lange, waldbedeckte Insel getheilt, einen noch immer imposanten Eindruck macht. Auch diesmal fanden wir die schon erwähnten Elephantenspuren, die unsern Pfad kreuzten und in den Fluss hineinführten. Dieselben sollten einem gewaltigen, alten Exemplare angehören, dem einzigen, das sich in der Gegend aufhalte und das sein Hauptquartier in den theilweise

unzugänglichen Waldsümpfen der grossen Flussinsel habe. Dieses Thier soll sich nach der Aussage der Eingebornen schon jahrelang dort herumtreiben und sich allen Nachstellungen von Seite der einheimischen Jäger zu entziehen wissen. Nach etwa einer Stunde weitern Gehens in ebener Gegend lichtete sich der Wald und wir erblickten kurz vor Sonnenuntergang unser Reiseziel, das wir nach mühsamen Marsche über einen halsbrecherischen, durch einen breiten Sumpf führenden Knüppeldamm erreichten.

Der Häuptling Sickly war kurz vor unserer Ankunft nach der Küste, nahe der Mündung des Little Cape Mount River, gereist, um sich dort für einige Monate der Bereitung von Seesalz zu widmen, und sein ältester Sohn Duwri hatte mit dem Bau der Jagdhütte noch nicht begonnen. Ich miethete daher gleich bei unserer Ankunft von Jallah eine Hütte, die uns bis zur Einrichtung der Station als Wohnung dienen musste. Das in Bavia zurückgelassene Segeltuch langte noch am gleichen Abend an, die Kisten aber blieben aus und kamen, wie wir später sehen werden, erst nach vieler Mühe und wochenlangem Warten in unsern Besitz. Es fehlten uns ausserdem noch zwei Kisten, die in dem bewussten Halteplatze niedergesetzt worden waren. Einige der Träger glaubten nämlich auf jenem Platze mehr Branntwein erpressen zu können durch die Drohung, ihre Kisten nicht weiter tragen zu wollen. Ich blieb jedoch standhaft und weigerte entschieden, auf diese in brutalem Tone gemachte Zumuthung einzugehen. Während aber die meisten Träger ihre Lasten wieder aufnahmen, liefen ein paar andere unter Zurücklassung ihrer Kisten davon. Ich gab diese den Bewohnern einer Hütte in Bewahrung und sagte, dass sie andern Tages nachgeholt werden würden, was denn auch geschah.

Soforeh Place, eine Ansiedlung neuern Datums, ist nach seinem Gründer Soforeh benannt, der aber, selbst ein leidenschaftlicher Elephantenjäger, die Hoheitsrechte über diesen Platz seinem Bruder Sickly übertragen hat. Soforeh, den wir erst viel später kennen lernten, war ein schlanker aber dennoch stark gebauter Mann von etwa 50 Jahren, sehr einfach und in seinem ganzen Benehmen Vertrauen einflössend. Sickly mochte ungefähr gleichviel Jahre zählen; er war gedrungener, kleiner

und hatte in seinem Benehmen etwas Pfiffiges, das mich manchmal an ZORU DUBBAH erinnerte. Ich habe während unseres Aufenthaltes in jener Gegend Manches bei SOFOREH durchgesetzt, das mir von SICKLY einfach verweigert worden war. Nur schade, dass SOFOREH fast nie zu Hause war, so dass wir ihn manchmal ein paar Monate lang nicht zu sehen bekamen. Beide waren die Brüder des mächtigen Golahfürsten FÂN QUEHQUEH [1]), der seine Residenz in Sublum, einer stark befestigten Stadt im Flussgebiete des Little Cape Mount River, aufgeschlagen hatte. Ein armseliges Dörfchen von 34 Negerhütten von der mehrerwähnten inländischen Bauart, bietet Soforeh Place nichts Nennenswerthes, als dass es ein Halteplatz für durchreisende Neger ist, die auf ihrem Wege aus dem Lande des Pessystammes nach Bojeh und Sublum hier den St. Paul's River kreuzen müssen. Der inländische (Golah) Name des Platzes ist Bié Soforeh, d. h. „Wald SOFOREH's," im englischen Sprachgebrauch wird er aber stets Soforeh Place genannt.

Während der ersten Zeit unseres Aufenthaltes an dem neuen Platze wurde ich durch heftige Fieber so sehr geschwächt, dass ich lange bewusstlos in meiner Hängematte lag und SALA mich mehrmals für todt hielt. In unserer Hütte stand eine Art primitiver Bettstelle, in die ich hie und da zur Abwechslung gelegt wurde, nachdem ich zu schwach geworden war, um gerade ausgestreckt in der Hängematte liegen zu können. Diese Bettstelle war ein auf vier Pfählen stehender, horizontaler Schragen, bestehend aus in die Quere nebeneinander gelegten und auf die Längsbalken festgebundenen Knüppeln, welche mit einer inländischen Matte bedeckt waren. Wenn aber einmal zufällig kein trockenes Brennholz vorräthig war, so wurde einfach hie und da ein Knüppel aus meinem Lager unter mir weggezogen und verbrannt, so dass schliesslich grosse Lücken entstanden und ich mir vorkam, als ob ich aufs Rad geflochten wäre. SALA gieng inzwischen ziemlich regelmässig auf die Jagd, doch da er sich erst orientiren musste, so war die Beute im Verhältniss zu seinen Anstren-

[1]) FÂN QUEHQUEH ist vor einigen Jahren gestorben; sein Tod wurde aber, wie dies bei inländischen Fürsten mehr vorkommt, aus politischen Rücksichten lange vor dem Volke geheim gehalten.

gingen sehr gering. Sobald ich wieder etwas auf meinen Füssen stehen konnte, schleppte ich mich an einem sonnigen Nachmittage an den nahen Bach, der plätschernd unter hohen Bäumen vorbeiströmte. Wie ich mich aber zum Trinken vornüberbeugte, wurde ich schwindlig und fiel ohnmächtig am Ufer nieder, woselbst ich später durch wasserholende Frauen gefunden und dann nach Hause zurückgebracht wurde. Doch nahmen meine Kräfte täglich zu, und ich konnte endlich die nöthigen Anstalten treffen, um mit dem Bau einer Jagdhütte zu beginnen. Der Bau förderte aber sehr langsam, und sobald ich glaubte, den zwei *miles* langen Weg zurücklegen zu können, machte ich mich auf, um durch meine persönliche Anwesenheit die Arbeit zu beschleunigen, da mein Reisegefährte zu wenig Englisch verstand, um sich mit den Leuten, sei es auch bloss mit Hülfe des Dolmetschers, verständigen zu können. Etwas unterhalb des Dorfes führte der Weg auf einem oben etwas plattgehauenen Baumstamm über den obenerwähnten Bach. Ich war allein und noch so schwach, dass ich den Stamm kaum zu betreten wagte. Endlich wagte ich es, doch kaum war ich mitten über dem Bache, so wurde ich schwindlig und stürzte bewusstlos in den Bach hinunter. Wieder zur Besinnung gekommen, lag ich am jenseitigen Ufer, und neben mir knieten einige Neger, die sehr erfreut waren, dass ich endlich die Augen aufschlug. Sie hatten mich, zufällig des Weges kommend, im Bache auf trockenem Schwemmsand liegend gefunden und mich eine Weile für todt gehalten; die inzwischen aus dem Dorfe herbeigeeilten Neger aber sagten, dass ich immer wieder auflebe, sobald ich nur selbst wolle, ich sei ja schon mehr todt gewesen und stets wieder lebend geworden. Da ich nun einmal auf dem Wege war, gieng ich, gestützt auf den starken Arm eines Negers, weiter und erreichte endlich nach vielen Ruhepausen den Platz unserer Jagdhütte. Zu meinem Verdrusse fand ich, dass kaum noch das Gerippe der Hütte fertig und überdies ganz unrichtig aufgestellt war.

Alles musste nun verändert werden, doch da die nöthigen Pfähle, Gabelstöcke und Sparren, sowie die nöthigen Lianen, um Alles zusammenzubinden, in genügender Zahl bei einander

waren, förderte die Arbeit rasch. Das stete Nachsehen und Befehlen war aber so ermüdend, dass es mich plötzlich wieder kalt und heiss überlief und ich kaum mehr aufrecht zu stehen vermochte. Es wurde nun gegen Abend eine Hängematte geholt, in der man mich nach der Stadt zurücktrug.

Die Jagdhütte sah ich erst etwa eine Woche später wieder, als wir aus der Stadt dahin übersiedelten. In der Stadt selbst war es geradezu unmöglich, regelrecht zu arbeiten, denn es befand sich dort kein einziges Haus, das gross genug war, um auch nur unsere allernöthigsten Sachen auszupacken und uns zweckmässig einzurichten. Ueberdies wurden wir unaufhörlich durch neugierige Zuschauer belästigt, die von allen Seiten herbeiströmten, um die weissen Männer und alle ihre sonderbaren Sachen zu sehen, die sie mitgebracht. Mit Ausnahme ganz weniger Leute, die einmal die Station von Mr. DAY besucht, war Niemand hier, der jemals vorher einen Weissen gesehen hatte. Alle zeigten erst stumme Verwunderung; später, nachdem der Reiz der Neuheit gewichen war und sie sich an unser Thun und Treiben gewöhnt hatten, wurden sie zutraulich, und noch später Viele zudringlich und unverschämt. Wir waren daher herzlich froh, als endlich die neue Jagdhütte soweit vollendet war, dass wir sie beziehen konnten. Nach unsern schon in Bavia gemachten Erfahrungen schien mir eines der ersten Bedürfnisse einer Station zu sein, in mässiger Entfernung von bewohnten Plätzen zu liegen. Nur dadurch hat man einige Garantie, ruhig arbeiten zu können, sowie vor Diebstahl und der ewigen Bettelei besser gesichert zu sein. Dieser Beweggrund nebst der unmittelbaren Nähe des Flusses hatte denn auch bei der Wahl des Platzes bestimmend eingewirkt.

Die Uebersiedlung gieng ohne Unfall von statten. Die Station lag mitten im Hochwalde am Fusse eines in den Fluss abfallenden Hügelzuges, wo durch Abgraben der schiefen Ebene und Aufschütten der gewonnenen Erde eine ziemlich breite Terrasse entstand, auf die ich unsere Jagdhütte niedersetzen liess. Da ich darauf rechnete, hier bis zu der kleinen Trockenzeit im Monat Juli zu bleiben, so hatte ich Sorge getragen, diesen Platz über der Hochwassermarke, etwa 20' über dem damaligen Wasser-

stande, anzulegen. Die Hochwassermarke deutete sich von selbst an, da alle Baumstämme und Sträucher bis auf ein gewisses Niveau mit gelbem Thon und vertrocknetem Schlamm überzogen waren.

Unsere Jagdhütte war ähnlich eingerichtet wie diejenige in Bavia, mit der einen offenen Längsseite dem Flusse zugekehrt. Im Hinblick auf die bereits angebrochene Regenzeit war jedoch das ganze Gerüst viel solider, und das Dach, das aus demselben Grunde viel steiler gemacht werden musste, hatte eine hohe Firste mit zwei ziemlich steil abfallenden Seiten. Ein tiefer Graben, der sich hinter der Hütte herumzog, war bestimmt, das von der Bergeshalde herabströmende Wasser von der Hütte abzuhalten und nach dem Flusse hin wegzuleiten. Das Dach und die Wände wurden aus den Wedeln einer im Walde ab und zu vorkommenden, stammlosen Fiederpalme hergestellt, die mit grosser Mühe, theils aus beträchtlicher Ferne, hergeholt werden mussten. Das Innere der Hütte richteten wir ganz ähnlich ein wie in Bavia. Nach dem Flussufer hinunter legten wir eine Art Treppe an, und auf einem nur wenig über dem Flussniveau erhabenen Platze bauten wir einen kleinen Schuppen, der uns als Küche dienen sollte.

Ein Floss, das wir mit Hülfe unserer *boys* aus fünf mässig dicken, leichten Baumstämmen zusammenzimmerten, ersetzte eine Erdaufschüttung am schlammigen Ufer und leistete uns beim Wasserholen, Waschen und Fischen vorzügliche Dienste. Da weit und breit kein Canoe aufzutreiben war, so benutzten wir das Floss später, um an das gegenüberliegende Flussufer oder auf eine der zahlreichen, waldbedeckten Inseln hinüberzufahren, von denen die schon erwähnte lange Insel, ebenfalls Alin geheissen, die grösste ist.

Zahlreiche Felsbarren durchsetzen auch hier den Fluss, der bei rein südlicher Richtung infolge der vielen Inseln nahezu eine halbe Stunde breit ist und viele rauschende Stromschnellen bildet. Eine solche befand sich dicht oberhalb, eine andere unterhalb unserer Station, und eine dritte uns gerade gegenüber, gebildet durch einen Flussarm, der, selbst wieder mehrfach zertheilt, Alin in schräger Richtung durchschneidet. Der westlichste, nächste

Flussarm, der uns von dem grossen Eiland trennte, war 200 Schritte breit. Die grösste Breite der sehr langen Insel, die nur in ihrer oberen Hälfte zugänglich ist, beträgt eine Viertelstunde, und der östliche Flussarm dürfte wohl 10 Minuten breit sein.

Auch hier war die Gegend von zahlreichen, zum Theil sehr hohen Hügeln durchzogen. Diese sowohl, als auch die Thäler waren mit dichtem Urwald bedeckt, in den nur auf wenigen Plätzen die Bewohner von Soforeh Place Breschen geschlagen, um Raum für ihre Reis- und Kassavenfelder zu gewinnen. Die Thäler bildeten hie und da unpassirbare Sümpfe, in denen zahlreiche Waldbäche sich sammelten und dann, über Felsblöcke niederplätschernd, dem Flusse zueilten. Merkwürdiger Weise waren weit und breit keine Oelpalmen anzutreffen, und auf meine Fragen darüber erhielt ich die sonderbare Antwort, die Ansiedlung sei noch jung und man habe es bisher unterlassen, Oelpalmen anzupflanzen [1]).

Statt des Reichthums der Gegend an Lebensmitteln, den man mir bei meinem ersten Besuche vorgespiegelt hatte, fanden wir bei unserer Ankunft allgemeinen Mangel selbst am Allernöthigsten, denn die Kassavepflanzungen waren noch zu jung, und der letzte Reis war als Saatreis zur Bestellung der ausgedehnten Pflanzungen verwendet worden. Der Häuptling allein hatte noch einen bedeutenden Vorrath. Da wir es bei der Aussicht auf den vermeintlichen Ueberfluss an Lebensmitteln unterlassen hatten, uns vor unserer Ankunft aufs Neue zu verproviantiren, so waren unsere wenigen mitgebrachten Vorräthe rasch aufgebraucht, und wir wurden nun gezwungen, das Nöthige bei den Negern zu übermässig hohen Preisen einzukaufen. Vergeblich suchten wir Jemanden nach Monrovia zu senden, um neuen Proviant zu holen. Niemand wollte gehen, denn die Leute hatten uns nun in ihrer Macht und konnten ihre geringen Vorräthe zu jedem beliebigen Preise an den Mann bringen.

Nachdem unsere häusliche Einrichtung einigermassen vollendet

---

[1]) Bekanntlich wachsen die Oelpalmen sonst in den Wäldern wild und werden selbst viel weiter im Innern, wo freilich die Wälder nicht mehr so mächtig sind, massenhaft angetroffen.

war, machten wir abwechslungsweise kleinere und grössere Jagdausflüge, doch dauerte es bei dem hügeligen Terrain und dem gänzlichen Mangel an Aussicht auf den dicht bewaldeten Hügelrücken sehr lange, bis wir uns etwas orientirt hatten. Eigentlich war die Gegend, weil zu wenig offen, nicht in dem Grade für die Jagd geeignet, wie ich erst erwartet hatte, doch fanden wir viele interessante Thiere, so dass Bié Soforeh, wenn auch nicht quantitativ, so doch qualitativ sehr ergiebig gewesen ist und als einer unserer vorzüglichsten Fundorte für seltene und neue Sachen betrachtet werden kann.

Leider hatten wir, obschon hinreichend mit Tauschmaterial zu Einkäufen versehen, anhaltend mit Nahrungssorgen zu kämpfen, so dass wir unsere zwei *boys* tagelang zu nichts Anderm verwenden konnten, als in oft sehr abgelegenen Negerplätzen einige Lebensmittel einzukaufen. Bei unserer Uebersiedlung nach Soforeh Place war der Eine der von ZORU DUBBAH gemietheten *boys* nicht mitgekommen, der Andere, WILLIAM, hatte uns bald nach unserem Umzuge bestohlen und sich dann nach Bavia zurückgezogen. Wir nahmen nun zwei *boys* aus Soforeh Place in Dienst, nämlich SOQUOOI, einen Sohn des Häuptlings SICKLY, und BEREH, den Sohn des Jägers JALLAH. Beide waren schlanke Bürschchen von 13—15 Jahren, die kein Wort Englisch verstanden, so dass wir gezwungen waren, so schnell wie möglich uns der Golahsprache bedienen zu lernen. Gerne hätte ich JALLAH selbst als Jäger in unsern Dienst genommen, doch wollte er sich dazu nicht verstehen, da er vollauf mit dem Anlegen seiner Reisfarmen beschäftigt war.

VIII.

Eine Lebensmittel-Razzia nach dem Westen. Reise nach Monrovia. Streifzüge.



Das Kreuzen eines Waldbaches.

DUWRI und sein Fetisch. — Nach Bojeh. — Erkundigungen. — Nach Baputu. — Hungrige Eingeborne. — Baputu. — Das kleine Flusspferd. — Ein Abend in Guehpenneh. — Erkundigungen über den Weg nach Grand Cape Mount. — Einkäufe. — Rückreise. — Krankheit. — Neue Entbehrungen. — Differenzen mit ZORU DUBBAH und Reise nach Mr. DAY. — Palaver. — Nach Monrovia. — Aufenthalt daselbst. — Rückreise. — Aufenthalt bei Mr. DAY. — Eine Parforce-Tour. — Eine Nacht im Urwalde. — Ankunft auf unserer Station. — Reise nach Geweh und dem Busy-Lande. — Jagdbeute. — Ankunft der letzten Kisten. — Aberglaube.

Da in grossem Umkreise keine Lebensmittel mehr zu haben waren, so entschloss ich mich, durch die Noth gedrängt, eine grössere Excursion in die westlich von Soforeh Place gelegenen

Gegenden zu machen, um Reis und Palmöl einzukaufen. Zu diesem Zwecke bat ich DUWRI, den ältesten Sohn des Häuptlings, mich zu begleiten, denn in jener Gegend war keiner von unsern *boys* des Weges kundig. DUWRI zeigte sich zu diesem Ausflug gerne bereit, wollte aber vorher seinen Hausfetisch noch befragen und bat mich daher, mit ihm in seine Hütte zu kommen. Nachdem wir uns dort in seinem Schlafraume hingesetzt, holte er aus einem alten Kistchen ein Taschentuch hervor, das er sorgfältig auseinander rollte, wobei eine fusslange, aus alten Lappen verfertigte, hässliche Puppe zum Vorschein kam. Diese begann er nun zu fragen, ob er mich auf meiner Reise begleiten dürfe. Einige mitten durchgespaltene Palmkerne als Würfel gebrauchend, fand er nach ein paar Würfen heraus, dass ihm erlaubt sei, mitzugehen. Die Puppe wurde dann wieder eingewickelt und einige Male von links nach rechts und von rechts nach links gedreht, darauf nochmals herausgenommen, um nach einem für die Reise günstigen Tage gefragt zu werden. Diesmal aber fielen die Würfel ungünstig, denn nach den die Rückseite nach oben kehrenden Palmkernen hätten wir erst in fünf Tagen aufbrechen dürfen. DUWRI liess sich jedoch nicht abschrecken. Er sagte, dass sein Grigri etwas störrisch sei, nahm einige der unglücklich gefallenen Palmkerne, zerkaute dieselben und spuckte sie dem Fetisch ins Gesicht. Darauf wickelte er ihn von Neuem ein, drehte ihn wieder einige Male herum und befragte ihn dann abermals. Wieder fielen die Würfel nicht nach Wunsch, wieder gab es dieselben Ceremonien, bis endlich nach drei- oder viermaligem Versuche der widerspenstige Grigri mürbe geworden war und uns erlaubte, am nächsten Tage schon die Reise anzutreten.

Der Weg führte erst durch eine sumpfige Gegend, über Knüppeldämme, Gabelstockbrücken (sogenannte Affenbrücken) und übereinander gestürzte Baumstämme, und dann in westlicher Richtung durch den weiten Urwald hin. Wir marschirten ungemein schnell, wie es eben die Eingebornen gewöhnt sind, wenn sie keine Lasten zu tragen haben, und legten wohl vier englische Meilen in einer Zeitstunde zurück. Obschon ich wieder gut zu Kräften gekommen war, vermochte ich doch nicht, mit meinen Begleitern gleichen Schritt zu halten, und erst bei gelegentlichen Ruhepausen war es

mir möglich, meine im Gehen gemachten Compass-Ablesungen einzutragen. DUWRI hatte, wie Negerhäupter stets zu thun pflegen, zwei Diener (Sklaven) mitgenommen, ich aber meinen Jagdburschen BEREH, der immer traben musste, um nicht zurückzubleiben. Nachdem wir auf etwa halbem Wege eine sogenannte *halftown* — so werden dort die zu einer Stadt gehörenden, abseits gelegenen Gehöfte genannt — passirt hatten, erreichten wir um 11 Uhr die Stadt Bojeh in einer ziemlich ebenen, offenen Gegend.

Bojeh ist ein Ort von ungefähr zwanzig theils ovalen, theils kreisrunden, soliden Lehmhäusern mit so dicken Mauern, wie ich sie noch nirgends zuvor gesehen hatte. Die Mauern am Hause des Häuptlings, in dem wir etwas ausruhten, waren ein Meter dick und die Kühle im Innern sehr angenehm. Das kreisrunde Haus hatte eine saubere Vorhalle, die durch eine aus Thon errichtete Querwand von den dahinter liegenden Schlafräumen getrennt war, und eine prachtvolle, solide Hängematte, in der ich sofort die Arbeit der Mandingo erkannte, lud zum Niedersitzen ein. Die Aussenwand dieser als Empfangsraum dienenden Vorhalle bestand links und rechts vom Eingange aus starkem Palissadenwerk, das trotz der fehlenden Fensteröffnungen genügend Luft und Licht hereinliess.

Während unserer kurzen Rast kaufte ich von einem aus der Gegend von Boporo hergekommenen Mandingoneger fünf Gallonen Palmöl (1 Gall. = 4 Liter), das ich mit Tabak und weissem Baumwollenzeug bezahlte und, nachdem ich es in eine mitgebrachte, verschliessbare Blechkiste gefüllt, dem Häuptling von Bojeh bis zu meiner Rückkehr zur Aufbewahrung übergab.

Bojeh liegt an dem grossen Verkehrswege, der von Boporo, der grossen Hauptstadt des Boatswainlandes, nach Vanswah [1])

---

[1]) Merkwürdiger Weise ist Vanswah, und nicht das nahe dabei gelegene Monrovia, der Hauptstapelplatz für den Tauschhandel in dem an der Küste bereiteten Seesalz und den im Innern verfertigten Baumwollgeweben, während sich in Monrovia verhältnissmässig selten ein Mandingokaufmann sehen lässt. Dies mag zum Theil im zähen Festhalten an einem einmal gewählten Platze seinen Grund haben, weit mehr aber wohl noch in der Abneigung, die viele Eingeborne aus dem Innern gegen die liberianische Regierung und überhaupt gegen Alles, was von Monrovia kommt, haben.

in der Nähe der Mündung des St. Paul's River führt (siehe Karte). Einige hundert Schritte westlich von dieser Stadt kreuzen sich zwei bedeutende, gut unterhaltene Wege, wie ich sie bisher im Innern nirgends angetroffen. Der bessere derselben führt, von Vanswah kommend, in nordwestlicher Richtung nach Boporo, das man über Bombommo, eine ansehnliche und zugleich die letzte Golahstadt, in anderthalb Tagen auf meist guten, durch offene Gegend führenden Wegen erreicht. Diese bedeutende Handelsstrasse wird durch die an dem Transithandel betheiligten Negerfürsten einem alten Vertrage gemäss in einer Breite von 2 M.



Häusergruppe in Bojeh.

offen gehalten und gereinigt. Der andere Weg führt in südwestlicher Richtung über Baputu und Bommo nach Sublum und von dort nach Grand Cape Mount.

Diesem letzteren, weniger gut unterhaltenen, aber immerhin sehr wohl passirbaren Wege folgend, kamen wir durch kleine Waldgebiete in eine weite, offene Gegend, die früher augenscheinlich stark bevölkert, nun aber durch Krieg gänzlich verwüstet war, so dass sich an der Stelle einer ehemaligen Stadt

nur noch einige elende Hütten befanden. Auch hier war der Hunger eingezogen. Die grossen Reispflanzungen waren bereits wieder verwildert und die zahlreichen Oelpalmen allesammt zur Gewinnung von Palmkohl ihrer Kronen beraubt, so dass sie einen traurigen Eindruck machten. Unter einem elenden Schuppen fanden wir ein Häuflein abgemagerter Leute um ein Feuer niedergekauert, auf dem ein eiserner Kochtopf mit *terra* (Batatenblättern) stand. Auf meine Frage, ob sie nichts Anderes zu essen hätten, wiesen die Leute auf ihre eingefallenen, dünnen Bäuche, klappten die mageren Hände zusammen, was einer verneinenden Antwort gleichkam, und schauten mich mit trübseligen Gesichtern an. Es war mir nicht möglich, das traurige Bild lange zu betrachten, und da ich den armen Menschen nicht helfen konnte, so wandte ich mich um und gieng meines Weges.

Nach einer Stunde weitern Marsches erreichten wir Baputu, eine andere Golahstadt mit etwa 15 ärmlich aussehenden Hütten. Hier waren sämmtliche Einwohner beschäftigt, das Fleisch eines liberianischen Flusspferdes zu räuchern, das ein glücklicher Jäger den Tag zuvor getödtet hatte. Es war für mich ein betrübender Anblick, das seltene Thier zerstückelt auf den Rauchhürden dieser Leute zu finden. Von dem ganzen Exemplare war für mich nichts mehr zu retten. Ohne das Thier zuvor abzuhäuten, hatte man es in Streifen zerschnitten, und was nicht sofort aufgegessen wurde, auf fünf oder sechs über grossen Feuern hangende Holzgitter zum Trocknen hingelegt. Sogar die Markknochen hatte man zerschlagen, und den Kopf der Länge und Quere nach in vier Theile gespalten, um sich des Gehirns zu bemächtigen, sowie den Knochen durch Abkochen den letzten Gehalt an Nahrung zu entziehen. Des sehr interessanten Gebisses wegen kaufte ich den Leuten die eine noch erhältliche Vorderhälfte des Oberkiefers ab und liess sie bis zu meiner Rückkunft für mich aufbewahren, um sie alsdann gegen Bezahlung in Empfang zu nehmen. Auch an diesem Orte hatte der Hunger Einkehr gehalten, und ich konnte weder etwas von dem halbgedörrten Fleische, noch irgendwelche andere Lebensmittel bekommen, so dass wir nach kurzer Rast die Reise wieder fortsetzten.

Nach abermals anderthalb Stunden Marschirens durch eine wald-

bedeckte Gegend erreichten wir Bommo, eine auf einem Hügel liegende, alte Stadt mit einem stark vernachlässigten, etwa 10′ hohen Staketenzaune, der ihr als Befestigung diente. Bommo zählte etwa 40 Häuser, alle mit ungewöhnlich dicken Lehmwänden und auf einem 3—4′ hohen Fundamente von zusammengestampftem Thone gebaut, so dass man nur auf einer Treppe in das Innere der Häuser gelangen konnte. Mit Ausnahme des viel höheren Fundamentes glichen diese Häuser sehr viel denjenigen von Bojeh, während sie mit den elenden Hütten von Baputu, deren Wände meist aus Palmblattstielen bestanden, weiter nichts als die äussere Form gemein hatten. Ich wurde dem Häuptling, einem alten, sehr gebrechlichen Manne, der in seinen besseren Jahren ein sehr gefürchteter Kriegsmann gewesen sein soll, vorgestellt und erzählte ihm auf Englisch, das sofort durch Duwri übersetzt wurde, dass ich aus „*big 'Merica*" käme [1]), von wo ein mächtiger König und Herrscher über 100,000 Soldaten mich ausgesandt hätte, um die schwarzen Leute und ihr Land kennen zu lernen und ihm über Alle, die mich gut behandeln würden (*who do me good*), Bericht zu erstatten. Da er jedoch fast taub und stumpfsinnig war und wenig Interesse für seinen weissen Gast zeigte, so war die Audienz von nur kurzer Dauer. Ich schenkte ihm eine Handvoll Tabaksblätter und empfahl mich dann. Auch hier waren keine Lebensmittel zu bekommen, weshalb wir unsern Aufenthalt möglichst abkürzten.

Den Hügel hinab gieng es nun wieder in den finstern Urwald hinein, der erst um 5 Uhr in Yenneh, einer sehr arm aussehenden Stadt, nach mehr als einer Stunde angestrengten Marsches auf bedenklich schlechten Pfaden wieder verlassen wurde. Hier war es mir möglich, zu hohem Preise eine Traglast Kassaven einzukaufen, die ich dem Häuptling bis zu meiner Rückkunft in Bewahrung gab. Da der Tag bereits zur Neige gieng, setzten wir ohne langen Aufenthalt unsern Marsch fort und kamen bald an einen breiten, tiefen Waldbach, wahrscheinlich einen der

---

[1]) Für diese Leute besteht ausser dem ihrigen kein anderes Land als Amerika, das, weil alle Weissen als von dorther kommend angesehen werden, als sehr gross (*big*) vorgestellt wird.

östlichen Zuflüsse des Little Cape Mount River, worin den Leuten das Wasser bis an die Schultern reichte. Um mit Aus- und Ankleiden keine Zeit zu verlieren, liess ich mich durch zwei starke Männer auf erhobenen Armen hinübertragen (siehe das Bild am Anfange dieses Capitels), was ohne irgend welchen Zwischenfall von statten gieng. Kaum waren wir aber wohlbehalten am jenseitigen Ufer angelangt, als uns ein Gewitter mit heftigem Sturzregen überfiel, so dass ich nach Anbruch der Nacht triefend nass auf einer abgelegenen, einsamen Kassavefarm ankam, von wo man uns, da wir hier nicht bleiben konnten, mit Fackeln den Weg nach der nahen Stadt Guehpenneh, unserm nächsten Reiseziele, zeigte.

Guehpenneh ist eine kleine Ansiedlung von einigen zwanzig meist solide gebauten Lehmhäusern. Ich nahm meine Wohnung im Hause des Häuptlings Uelleh, wo ich, soweit es der Anstand erlaubte, mich meiner Kleider entledigte, die ich meinem Diener Bereh zum Trocknen übergab. Wie oft beneidete ich diese Neger, die ungehindert durch Dick und Dünn gehen können, ohne dabei der Gefahr ausgesetzt zu sein, sich durch nassgewordene Kleider Erkältungen oder Fieberanfälle zuzuziehen!

Am lodernden Feuer hielt ich mein Mittagsmahl, bestehend aus *tomboy* (gekochten und gestampften Kassaven mit Palmöl und inländischem Pfeffer), einem Gericht von solcher Schärfe, dass es Erfrorene wieder aufthauen könnte. Als Nachtisch brachte mir Uelleh später eigenhändig etwas gekochten Reis mit einem Stück Rippe von Hippopotamus, das man meinem Jungen in Baputu geschenkt hatte. Es schmeckte herrlich aus dem rauchgeschwärzten Holznapfe mit dem grossen hölzernen Löffel, gewürzt durch einen kleinen Trunk aus der danebenstehenden, [illegible] Wasserschale, und [illegible] nach dem [illegible] Mahle auf dem mit einer Matte bedeckten Lager von harten Thon, wobei der [illegible] Holzklotz als Kopfkissen diente.

das ihnen ebenfalls Aeusserungen grossen Staunens entlockte und würden mich, wenn ich es geduldet hätte, gewiss halb ausgezogen haben, nur um sich zu überzeugen, dass ich denn nirgends schwarz, und wirklich ein „echter" Weisser sei.

Nachdem ich es mir in einer Hängematte neben dem Feuer bequem gemacht, brachte mir UELLEH eine Kalebasse frischen Palmweins, während auf dem in der Eile gesäuberten Platze vor der Hütte dumpfe Trommelschläge und das Klappern der Castagnetten zum Tanze riefen. Bald wogten die jungen Leute, deren nackte Leiber der rothe Flammenschein phantastisch beleuchtete, wild durcheinander. Immer energischer wurde die Trommel gerührt, immer lauter klapperten die Castagnetten, und stets fröhlicher schallten die monotonen, aber streng rhythmischen Gesänge der Tänzer und Zuschauer durch die stille Nacht. In den Pausen produzirte ein Feuerfresser seine Künste, ein Mann, der seine sämmtlichen Fachgenossen auf den europäischen Jahrmärkten in den Schatten gestellt haben würde, und rief durch seine oft nicht allzu decenten Bewegungen selbst bei den schweisstriefenden, schwarzen Schönen ein wieherndes Gelächter hervor. So gern ich den Tänzen und Spielen dieser Naturmenschen sonst auch zusehe, war ich dieses Mal doch herzlich froh, als UELLEH, meine Müdigkeit bemerkend, mir in einem abgesonderten Raume, in dem ein Feuer brannte, endlich meine Schlafstätte anwies.

Am nächsten Morgen kaufte ich in Guehpenneh in Ermangelung von Reis drei Traglasten Kassaven und Bananen ein. DUWRI verliess uns hier, um seinen königlichen Oheim FÂN QUEHQUEH in Sublum [1]) und sodann seinen Vater zu besuchen, der sich zum Zwecke der Salzbereitung noch immer an der Küste aufhielt. Wie ich in Guehpenneh gehört habe, liegt die Residenz FÂN QUEHQUEH's am Wege nach Grand Cape Mount, ungefähr eine halbe Tagereise von Guehpenneh. Von dort soll man in einer Tagereise Duar Bereh's Place [2]) erreichen und in der zweiten nach Cape Mount gelangen. Gerne hätte ich bei dieser Gelegen-

[1]) Die liberianische Schreibweise ist „Subloonh."

[2]) Die Stadt Madina zwischen Fisherman Lake und Little Cape Mount River und Residenz des Häuptlings DUAR BEREH.

heit Sublum und den gefürchteten Golahfürsten Fân Quehqueh besucht, doch ich hatte hier mehr eingekauft, als ich wegtragen lassen konnte. Ueberdies fehlte es auf unserer Station an Lebensmitteln und ich wusste, dass mich Sala sehnsüchtig zurückerwartete. Daher trat ich nach Erledigung meiner Geschäfte unverzüglich den Rückweg an.

Da ich aber ausser meinem Jungen und dem Feuerfresser keine Träger bekommen konnte, so erbot sich Letzterer, ein untersetzter, breitschultriger Mann von aussergewöhnlicher Muskelkraft, gegen doppelte Bezahlung zwei Lasten zu tragen, auf welchen Vorschlag ich natürlich gern eingieng. An den schon erwähnten Waldbach gekommen, trug mich der schwarze Herkules auf erhobenen Armen, nachdem er zuvor seine Traglast hinübergebracht hatte, für ein Taschentuch hindurch. In Yenneh angekommen, konnte ich einen Träger bis Bojeh miethen, der nur die am vorhergehenden Tage gekauften Kassaven trug und zugleich die Last meines Jungen Bereh etwas erleichterte. Dies ärgerte jedoch den Feuerfresser, der ebenfalls gern ein wenig von seiner wirklich schweren Last losgeworden wäre, und es waren recht derbe Auseinandersetzungen nöthig, bis er den Tragkorb, der zum Bersten voll war, wieder auf den Rücken nahm. Schon bald nach unserm endlich erfolgten Abmarsche fand ich, als der Letzte im Zuge, in geringen Abständen von einander mehrere grosse Kassaven am Wege liegen. Dadurch aufmerksam gemacht, bemerkte ich nicht lange nachher, wie der Schelm beim Gehen eine Kassave nach der andern herausklaubte und wegwarf, um auf diese Weise seine Last unbemerkt zu erleichtern. Nachdem er sich an der fortgesetzten Ausübung dieses Kunstgriffs verhindert sah, begann er furchtbar zu klagen, dass es ihm unmöglich sei, sich unter seiner Last weiter fortzuschleppen, und setzte sich jeden Augenblick nieder, um auszuruhen oder etwas an seinem Tragkorbe zu verändern. Aber auch dies half ihm nicht, worauf er plötzlich seine Last mit so gewaltigem Rucke von sich abwarf, dass der Korb zersprang und der Inhalt nach allen Richtungen auseinanderrollte. Bemerkend, dass er davonrennen wollte, zog ich rasch meinen Revolver, that einen Schuss in die leere Luft und rief ihm zu dass ich ihn niederschiessen würde, wenn

er nicht augenblicklich stillstände. Die Last wurde nun aufs Neue in den Tragkorb gebunden, ihm auf den Rücken gehängt und der Marsch dann fortgesetzt. Noch zweimal versuchte er, auf dem Wege auszureissen, doch blieb er jedesmal beim Anblick meines Revolvers stehen und bat mich fussfällig und mit rührenden Worten um Gnade und Verzeihung. Ich wusste überhaupt auf der ganzen Reise nie recht, ob ich es mit einem Narren oder einem Spassmacher zu thun hätte, denn auf seine flehentlichsten Bitten um Erleichterung seiner Last und auf die heiligsten Betheuerungen, dass er diese keinen Schritt mehr weiter trage, folgte oft urplötzlich ein roher Scherz, der sowohl ihm selbst als seinen Begleitern ein lautes Gelächter entlockte. Sein Lendentuch trug er während des ganzen Marsches zusammengefaltet auf dem Rücken, wo es ihm, um den Druck des Tragkorbes zu mildern, als Kissen diente; doch pflückte er beim Passiren eines bewohnten Ortes jedesmal einige grosse Baumblätter, womit er wie mit einem Fächer seine Blösse bedeckte.

In Baputu wieder angelangt, fand ich das Schnauzenstück des Flusspferdes nicht mehr vor; man hatte dasselbe mittlerweile zerschlagen, um die Zähne als Schmuckgegenstände zu verwenden. Bei eintretender Dunkelheit erreichten wir Bojeh, wo ich meinen widerspenstigen Riesen mit einigen am Feuer gerösteten Cassaven in einen Schlafraum des erwähnten Hauses einsperrte und erst am andern Morgen bei der Weiterreise wieder herausliess. Ich legte mich in der Vorhalle des Hauses zum Schlafen hin, doch da keine Decke zu bekommen war, so begann es mich bald zu frieren und ich war genöthigt, mich in den Wohnraum des Hauses zurückzuziehen, wo mir für den Rest der Nacht der harte Thonboden neben dem glimmenden Herdfeuer als Lagerstätte diente. Da der Träger aus Yenneh nicht zu überreden war, weiter mitzugehen, so deponirte ich auch seine Last mit dem Palmöl bei dem Häuptling von Bojeh. Auch dieser konnte mir keine Träger liefern, da alle seine Leute auf den Reisfarmen beschäftigt waren. Ohne weitere Abenteuer kamen wir gegen Mittag wieder auf unserer Station an, woselbst der Riese den nicht vorausbezahlten Rest seines Lohnes erhielt. Er hatte sich während der Nacht in seinem Kerker offenbar bekehrt, denn auf dem Wege nach Hause

bat er mich wiederholt, ihn in meine Dienste zu nehmen, er sei zufrieden, wenn er auch nur die Kost verdiene. Der Mann hatte aber während der Reise einen so beneidenswerthen Appetit gezeigt, dass mir schon bei dem blossen Gedanken an solch einen Kostgänger angst und bange wurde. Als wir indessen eben auf der Station angekommen waren und ich ihm etwas zu essen reichen lassen wollte, war und blieb er verschwunden; er hatte nicht einmal das Taschenmesser mitgenommen, welches ich ihm als Extrazulage zu seinem Lohne gegeben hatte.

Schon am andern Tage musste sowohl SALA als ich wegen Fieber zu Hause bleiben, und da dasselbe dem Chinin nicht weichen wollte und die nachfolgende Schwäche uns das Ausgehen unmöglich machte, so lebten wir allein von Kassaven und Palmöl. Auch wurde ab und zu eine meiner mitgebrachten Bananen reif, die dann als Leckerei verspeist wurde. Unsere *boys*, die während dieser Zeit keine feste Beschäftigung hatten, trieben sich mit Tauschartikeln in der Gegend umher, um irgendwo ein Hühnchen oder sonst etwas Geniessbares dafür aufzutreiben, doch es war nichts zu bekommen. Eines schönen Tages aber hatten sie ein Nest mit wilden Bienen entdeckt und giengen nun aus, dieselben ihres Honigs zu berauben, zu welchem Zwecke sie einige lange Fackeln aus gespaltenen Palmblattrippen mitnahmen. Der Eine kletterte dann den Stamm hinauf, in dessen ziemlich hoch gelegener Höhlung sich das Nest befand, und wurde bei dieser Arbeit von den ausschwärmenden Bienen wüthend angefallen. Er führte jedoch zu seinem Schutze in der Linken eine brennende Fackel mit, die er kaltblütig vor die Oeffnung hielt, während sein Kamerad den Baumstamm mit einem derben Knüppel bearbeitete. Schliesslich war der ganze Schwerm theils hingemordet, theils durch den Rauch betäubt. Der Honig wurde mit den Zellen und der jungen Brut, welche Letztere für die dortigen Neger ein Leckerbissen ist, herausgeholt und in einem Eimer nach Hause gebracht. Eine ähnliche Plünderung wurde am nächsten Tage auf einer andern Stelle vorgenommen, so dass wir nun einen ganzen Eimer voll ausgepressten Honig hatten. Um denselben vor den zahllosen Ameisen zu schützen, hingen wir ihn mittelst einer Hundekette, die wir vorher mit einem in Petroleum

getränkten Lappen umwickelten, an den Dachsparren auf. Bei früheren Gelegenheiten war uns Honig eine willkommene Zugabe zu Brod und Butter gewesen, oder wir verwendeten ihn beim Backen von Honigkuchen. Nun aber waren unsere Vorräthe grossentheils erschöpft, so dass wir uns damit begnügen mussten, denselben mit Reis zu essen. Nachdem endlich auch der Letztere aufgebraucht war, wussten wir mit unserem grossen Honigvorrath kaum mehr etwas zu beginnen.

Die Nahrungssorgen hatten allmälig einen bedenklichen Grad erreicht, so dass wir als letzte Rettung zu den grauen Erbsen greifen mussten, die wir als Munition für unsere Blaserohre mit uns führten, ein Beginnen, das den Vögeln des Waldes wie unseren knurrenden Mägen gleich gut zu statten kam.

Da wir des Schacherns mit den Eingebornen bald überdrüssig waren und Zoru Dubbah die in Bavia zurückgelassenen Kisten nicht ausliefern wollte, so entschloss ich mich, nach Monrovia zu gehen, um uns dort neu zu verproviantiren und auf der Reise dahin zugleich auch den König von Bavia zu besuchen. Am 30. April machte ich mich in voller Jagdrüstung auf den Weg, begleitet von Bereh, der in einer kleinen Blechkiste die mitgenommene, in Spiritus aufbewahrte Fischsammlung trug. Wir waren nun schon einen ganzen Monat in Soforeh Place, und noch immer hatten wir die in Bavia zurückgelassenen Kisten nicht erhalten, trotz häufiger Reklamationen und des Absendens von Boten, die sie in Empfang nehmen sollten. Auch wurden wir unaufhörlich von den Leuten aus Soforeh Place gedrängt, ihnen die Löhnung für den Transport unserer Bagage nach diesem Platze auszuzahlen. Zoru Dubbah hatte ihnen nämlich erklärt, es sei das Geld, das wir ihm gegeben, nur für ihn allein gewesen und wir hätten uns verpflichtet, sie für ihre geleisteten Dienste selbst zu entschädigen. Bei meiner Ankunft sagte er mir nun, dass er nie geweigert habe, meine Kisten auszuliefern, hielt aber daran fest, dass die bezahlten 15 Dollars ihm allein gehörten und die Träger aus Soforeh Place ihn nichts angiengen. Ich sah bald ein, dass unser Palaver auf diese Weise zu keinem Ende führen würde und forderte ihn daher auf, zur Ordnung der Angelegenheit mit mir zu Mr. Day zu gehen, worauf er sich

nach einigem Zögern auch einliess. Hierauf machte ich mich an die Revision unserer Kisten. Alle drei waren aufgebrochen, durchwühlt und verschiedener Gegenstände beraubt. Eine volle Flasche Branntwein war auf schlaue Weise durch eine zerbrochene ersetzt, so dass man hätte glauben sollen, der Branntwein sei herausgelaufen. Natürlich wurde der Diebstahl von ZORU entschieden in Abrede gestellt. Die in der zweiten Kiste befindlichen Häute waren verschimmelt und hatten durch die Feuchtigkeit stark gelitten. Der Inhalt der Bücherkiste aber war, obschon durcheinandergewühlt, gänzlich unversehrt. Da sich nun eine gute Gelegenheit zum Transporte darbot und es viel bequemer war, die Säugethierhäute mit nach Monrovia zu nehmen, als sie noch weiter landeinwärts schleppen zu lassen, so miethete ich von ZORU einen Sklaven, der die Kiste nach der Mission bringen sollte. Dann besuchte ich unsern alten Lagerplatz unten am Flussufer. Das Gerippe der Hütte stand noch da, aber der Vorplatz sammt der Küche lag bereits unter Wasser. Die vielen reizenden Felsinseln waren sämmtlich unter der um 4—5′ gestiegenen Fluth verborgen, und nur hie und da ragte ein einsamer Strauch, der sich mit den Wurzeln zwischen Felsspalten festgeklammert haben mochte, über das Wasser empor, so dass der Fluss mit seinem fast lautlos, aber schnell dahinströmenden Wasser jetzt einen viel grossartigern Eindruck als früher machte. Nach einem erfrischenden Bade zog ich mich mit meinem Jungen in die mir zur Verfügung gestellte Hütte zurück und gieng dann zur Ruhe, um am andern Morgen in aller Frühe marschbereit zu sein.

Mitten in der Nacht rief mir BEREH, der sich hinter dem als Thür dienenden Mattenverschlusse zum Schlafen hingelegt hatte, mit einem Male zu, dass Diebe an der Thür seien und versucht hätten, dieselbe zu öffnen, und im nämlichen Augenblicke sah ich denn auch wirklich einen Schatten an der kleinen, ziemlich hoch angebrachten Fensteröffnung vorübergleiten. Ohne Zögern ergriff ich die neben mir liegende Doppelflinte und machte die Runde um die Hütte. Nirgends war etwas Verdächtiges zu bemerken. Es war zwei Uhr. Der Mond schien so hell, dass ich ohne Licht die Zeitung hätte lesen können. Da es nun

mit dem Schlaf gänzlich vorbei war, so würde ich am liebsten sofort aufgebrochen sein, um mich zur Mission zu begeben. Ich gieng 'also hin, um ZORU zu wecken, und rief ihm zu, es sei schon lichter Tag und wir müssten uns beeilen. Lange dauerte es, bis er zum Vorschein kam, und als er sich endlich zeigte, sagte er, es sei noch viel zu früh, und der Mond müsse bei Tagesanbruch viel tiefer stehen. All mein Zureden, dennoch aufzubrechen, erwiess sich als fruchtlos; er zog sich in seine Hütte zurück. Ich aber begab mich zu einer nahen Farm auf den Anstand, um eine Antilope oder etwas Derartiges zu schiessen. Vergebens — kein Thier zeigte sich, und so gieng ich denn noch vor Tagesanbruch zurück, um ZORU wieder zu wecken. Dieser war aber nicht bei guter Laune und wollte erst in den Wald hinaus, um Palmwein zu trinken. Wie gerne hätte ich ihm einen Schluck Branntwein gegeben, um ihn nur zum sofortigen Abmarsch zu bestimmen! Doch unser Vorrath war schon längst erschöpft, und ich wusste nichts Besseres zu thun, als den Alten zu begleiten, aus blosser Furcht, dass er mir durchbrennen möchte. Dann machten wir uns endlich auf den Weg zur Mühlenburg Mission, wo wir ganz unerwartet die stille Sonntagsruhe störten. Wahrscheinlich hatten wir uns in Soforeh Place während meiner Krankheit um zwei Tage verrechnet, denn nach meiner Absicht wollte ich dort am Freitag ankommen, um am Sonnabend das allwöchentlich einmal nach Monrovia abgehende Canoe zu benutzen.

Unser Palaver war sehr hartnäckiger Art und dauerte lange, endigte aber, wie zu erwarten stand, zu meinen Gunsten, und danach musste ZORU versprechen, schon am anderen Tage die beiden noch in Bavia stehenden Kisten nach Soforeh Place zu senden. Von einem in Millsburg gemietheten Canoe am nächsten Tage nach Monrovia gebracht, belud ich BEREH mit einem Quantum Reis nebst Verschiedenem aus Herrn WIGMAN's Proviantvorrath und sandte ihn mit dem heimkehrenden Canoe zur Mission, wo er übernachten sollte, um am andern Morgen in aller Frühe die Reise nach Soforeh Place fortzusetzen und SALA vorläufig mit Lebensmitteln zu versehen.

Nach viertägigem Aufenthalte hatte ich meine Geschäfte erledigt,

einen bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln und Tauschwaaren eingekauft und verpackt, die Säugethierhäute getrocknet und ein Quantum Spiritus nebst andern Sachen in Empfang genommen, die inzwischen aus Holland eingetroffen waren. Ein unternehmungslustiger Mann in Monrovia hatte zu jener Zeit ein kleines Boot, das wie ein Raddampfer mit zwei Schaufelrädern versehen war, die aber, statt durch Dampf, durch Handbetrieb in Bewegung gesetzt wurden. Da dieses Boot meine ganze Bagage bequem fassen konnte, miethete ich dasselbe und liess mich damit den St. Paul hinauf nach Millsburg bringen. Statt am frühen Morgen, wie wir verabredet, war das Boot jedoch erst gegen Mittag reisefertig, und die Folge davon war, dass wir erst zur Ebbezeit aus dem Stockton Creek in den St. Paul einfuhren und daher während der ganzen Flussreise gegen das starke Gefälle ankämpfen mussten. Auch diesmal legten wir in Clay Ashland an, denn ich wollte dort einen jungen Liberianer, der früher bei dem Stettiner Reisenden SCHWEITZER in Dienst gestanden und das Präpariren von Naturalien erlernt hatte — HOLLINSBY hiess er — mitnehmen, erfuhr aber, dass er mittlerweile durch einen andern Liberianer im Streit erschlagen worden sei. Die Fahrt gieng sehr langsam von statten, denn die Maschinerie war so eingerichtet, dass nicht mehr als zwei Mann an den Kurbeln drehen konnten, und überdies gieng viel Kraft infolge der schlechten Transmission durch Reibung verloren. Die Fahrt wurde bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt, doch endlich wussten wir gar nicht mehr, wo wir uns befanden und ob wir vor- oder rückwärts giengen, denn es war stockfinstere Nacht. Wir nahmen deshalb unsern Curs auf das naheliegende linke Ufer und landeten endlich mit grosser Mühe in der Nähe der Kaffeefarm des Mr. JACKSON, eines Liberianers, der, durch unsere Rufe aufmerksam gemacht, bei seinem Landungsplatze ein Feuer angezündet hatte, um uns den Weg zu zeigen. Mr. JACKSON war ein ungemein freundlicher Mann; er beherbergte sowohl mich als auch die Bootsleute und nöthigte mich sogar, in seinem Bette zu schlafen, während er selbst sich zur Fortsetzung seiner Nachtruhe auf eine Bank hinstreckte.

Am andern Morgen nahmen wir früh Abschied von unserem

freundlichen Wirthe und fuhren stromaufwärts bis nach New York Settlement, einer der grössten Zuckerplantagen am St. Paul, die einem liberianischen Mulatten, Mr. De Caursey gehört. Dieser Gentleman, den ich von früher her kannte, empfing mich sehr freundlich und machte mit mir einen Gang durch sein für liberianische Verhältnisse grossartig eingerichtetes Etablissement, bestehend in einer Zuckermühle, Zuckersiederei, Raffinerie und Rumbrennerei, welche letztere wohl nicht den neuesten Anforderungen entsprechen mochte. Ich kaufte hier etwas Rum und eine grosse Korbflasche voll Zuckermelasse. Für erstern musste ich den etwas hohen Preis von einem Dollar per Flasche bezahlen.

Erst um zwei Uhr kam ich bei Mr. Day an, der mir die aus 14 Colli bestehende Bagage sofort von Millsburg heraufholen liess. Er selbst hatte keine *boys* zur Stelle, da denselben gerade an jenem Tage Erlaubniss gegeben war, einer liberianischen Truppeninspektion in dem weiter unten am St. Paul gelegenen Dorfe Caldwell beizuwohnen.

Mr. Day traf nun Anstalten, aus der Umgegend Träger anzuwerben, die meine Kisten nach Soforeh Place bringen sollten. Darüber giengen wieder zwei lange Tage hin. Jetzt erst dachte man daran, mir zu sagen, dass das Kistchen, das Bereh aus Monrovia mitgebracht hatte, noch da sei. In einem Bereh mitgegebenen Briefchen hatte ich nämlich Mr. Day gebeten, den Jungen über Nacht auf der Mission zu behalten und ihn am andern Morgen mit dem Kistchen an Sala weiterzusenden. Bereh jedoch, des Lasttragens müde, hatte sich schon in aller Frühe auf und davon gemacht und war ohne alle Nachricht von mir bei Sala angekommen. Ein an Letztern adressirter Brief war dem Inhalt des Kistchens beigefügt.

Ich hatte nun keine Ruhe mehr und war sofort entschlossen, auf gut Glück abzureisen, um Sala so rasch wie möglich aus seiner peinlichen Lage zu befreien. Da ich Niemanden finden konnte, der den direkten Weg von der Mission nach Soforeh Place kannte, so war ich genöthigt, den mir bekannten Weg (freilich einen Umweg) über Bavia einzuschlagen. Ich füllte nun meine Reisetasche mit Reis, belud mich ausserdem mit einigen Büchsen Fleisch etc., und Mr. Day versprach mir, um jeden

Preis am andern Tage mehr Proviant und später, so bald wie thunlich, alles Uebrige nachzusenden.

Gerade als ich Abschied nehmen wollte, kamen Duwri und unser *boy* Bereh mit einem Briefe von Sala an, worin derselbe schrieb, dass er seit meiner Abreise krank sei und nichts mehr zu essen habe, und dass er, wenn diese Zeilen mich nicht fänden, am nächsten Tage die Station verlassen und zurükkehren müsse. Ich liess den beiden Boten etwas Essen verabreichen und packte inzwischen ein Kistchen voll Lebensmittel als Traglast für Duwri, den ich für seine Trägerdienste gut zu belohnen versprach. Dann marschirten wir ab, in der Hoffnung, auf einem Parforcemarsche noch am gleichen Tage, Bavia recht sliegen lassend, die schon mehr genannte einsame Farm auf dem Wege nach Soforeh Place zu erreichen.

Aber schon hinter der Niederlassung Arthington, bevor wir noch den grossen Urwald betreten hatten, erklärte Duwri, heute nicht weiter gehen zu wollen, da wir die oben genannte Farm vor Einbruch der Nacht — es mochte etwa 2 Uhr Mittags sein — doch nicht mehr erreichen könnten. Nach langem, fruchtlosem Hin- und Herreden beschloss ich endlich, mit Bereh allein zu gehen, als Duwri versprochen hatte, am andern Morgen mit seinem Kistchen nachzukommen. Um bequemer gehen zu können, übergab ich Bereh meine volle Reisetasche und miethete in der Pflanzung, auf der wir uns gerade befanden, einen Mann, der am andern Tage das Kistchen Bereh's nachbringen sollte. Dann begaben wir uns auf den Weg.

Bis zu der genannten Negerfarm ist die ganze Strecke ein einziger, ununterbrochener Urwald ohne irgendwelche menschliche Ansiedlung. Mit raschen Schritten eilten wir unaufhaltsam vorwärts, nicht Schwierigkeiten noch Hindernisse achtend. Keine Anstrengung wurde gespart, um mit Einbruch der Nacht die Farm zu erreichen und am nächsten Morgen möglichst früh auf unserer Jagdstation anzukommen. Vergeblich! Die Wege waren infolge des vielen Regens schlecht und gar oft durch umgestürzte Baumstämme, die gewöhnlich in ihrem Sturze ein ganzes Stück Wald mit sich niederreissen, verlegt, so dass wir bei der bereits eingetretenen Dämmerung, um nur vorwärts zu kommen, mit-

unter über und durch das Astwerk eines solchen umgestürzten Waldcomplexes kriechen mussten. Es wurde dunkler und dunkler, doch wir merkten es kaum. Die Nacht brach ein. Tastend giengen wir weiter, verirrten uns, fanden uns wieder zurecht, und aufs Neue gieng es vorwärts, bis wir endlich so tief ins Dickicht hineingeriethen, dass uns nichts übrig blieb, als den Platz, wo wir gerade waren, zur Lagerstätte zu wählen.

Der Boden war feucht und mit knorrigen Wurzeln bedeckt. Zum Ueberflusse begann es noch zu regnen. Trockenes Brennmaterial war in der Finsterniss nicht zu finden, und um uns vor Regen und Kälte zu schützen, rollte sich mein *boy* zu einer Kugel zusammen und ich schmiegte mich, so gut ich konnte, um ihn hin. Mein armer Junge, dessen nackter Leib kaum mehr von Kälte zu leiden hatte, als ich in meinen durchnässten Kleidern, war infolge grosser Ermüdung bald eingeschlafen. Ich aber horchte noch lange mit gespanntem Ohr auf das unheimliche Treiben der Nachtthiere, das laute Quaken der fliegenden Hunde (fruchtfressenden Fledermäuse), das Zwitschern der Flughörnchen und Nachtaffen und die Mark und Bein durchdringenden, schaurig-melancholischen Klagetöne der Zibethkatzen, bis auch mich endlich die Müdigkeit völlig übermannte. Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als ich durch das Gefühl eines milden, warmen Regens wieder geweckt wurde. Wie erschrack ich aber, als ich, zum vollen Bewusstsein gekommen, einen warmen Wasserstrahl auf mein Gesicht niederkommen fühlte! Wir hatten uns im Schlafe unbewusst auseinandergerollt und Bereh, durch die sich fühlbar machende Kälte geweckt, war zu einem gewissen Zwecke aufgestanden und hatte in der Finsterniss mein Kopfende für das Fussende gehalten. Trotz meines Aergers konnte ich dem sonst gutherzigen Jungen nicht böse sein. Das Schlimmste bei der Sache war, dass ich kein Wasser in der Nähe wusste, um mich zu waschen. Mit meinem Schlafe war es natürlich vorbei, und sehnsüchtig erwartete ich, immerfort an meinen hungernden Reisegefährten denkend, den Morgen. Wie freute ich mich, als es oben in den höchsten Baumwipfeln licht zu werden anfing und das Trompeten der Nashornvögel und das Flöten und Schwatzen der Graupapageien den anbrechenden Tag verkündete!

Noch halb im Dunkeln tastend, suchten wir unsere Sachen zusammen und fanden denn auch bald den verlorenen Fusspfad wieder. Nachdem ich mich mit Hülfe meines Taschenkompasses vergewissert hatte, in welcher Richtung wir dem Pfade folgen mussten, gieng es, zunächst noch mit vor Kälte steifen Gliedern und gelähmten Füssen, wieder weiter. Nach einer kleinen Stunde passirten wir, von dem Marsche durch den nassen Wald und dem Waten durch angeschwollene Waldbäche triefend, die einsame Farm, und gegen 10 Uhr langten wir endlich auf der Station bei Freund Sala an. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er mich wiedersah, denn da Bereh leer und ohne jede schriftliche Nachricht von mir zurückgekehrt war, und er den Burschen, der nur Golah sprach, nicht verstehen konnte, so hatte Sala aus meinem langen Ausbleiben geschlossen, das mir ein Unglück zugestossen sei. Obschon er noch elend aussah, war er doch wieder auf dem Wege der Besserung. Immerhin hatte mein Reisegefährte schwere Tage durchgemacht, da er keine Lebensmittel [kaufen konnte. Die Jagd verschaffte ihm auch nicht viel, denn aus Furcht vor Diebstahl durfte er nicht wagen, sich weit von der Jagdhütte zu entfernen, und so waren denn gekochte Batatenblätter mit Palmöl seine ausschliessliche Kost gewesen. Sofort wurde eine gute Portion Reis gekocht, und zwei Eichhörnchen, die ich unterwegs geschossen, wanderten ungesäumt in die Bratpfanne, so dass wir uns nach kurzer Zeit an einem willkommenen, frugalen Mahle gütlich thun konnten. Gegen Abend kam auch Duwri mit dem gemietheten Träger an, so dass wir nun wenigstens wieder mit Reis versehen waren, bis Mr. Day Gelegenheit fand, uns das Uebrige nachzusenden.

Dass mir nach diesem Marsche das Fieber wieder stark zusetzte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Wir waren jedoch an Fieberanfälle bereits so sehr gewöhnt, dass wir sie jedesmal mit grossem Gleichmuthe hinnahmen und schon sehr zufrieden waren, wenn nachher durch gute Nahrung die verlorenen Kräfte wieder gehoben werden konnten. Dies war nach erneuerter Verproviantirung auch jetzt wohl möglich, und bald giengen wir Beide wieder abwechselnd auf die Jagd und dehnten unsere Excursionen, um unsere Kenntniss von Land und Leuten zu erweitern und neue

zoologische Fundplätze zu entdecken, oft auf grosse Distanzen aus.

So kam ich auf einem mehrtägigen Jagdzuge, bei dem ich mich, trotz aller Warnungen der Golah, an einige durchreisende Leute aus dem Busy-Stamme anschloss, über die bereits erwähnte Stadt Geweh hinaus zwei Tagereisen weit landeinwärts, in das Grundgebiet dieses Stammes. Hier verlässt der St. Paul, der auch da noch immer ein mächtiger Strom ist, seine ost-westliche Richtung und wendet sich südwärts dem Meere zu. Statt des grossen Ortes, als welchen mir Zoru Dubbah jenes Geweh stets gepriesen hatte, fand ich ein Häufchen halb verfallener und zum grössten Theil verlassener Hütten. Dies war ein neuer Beweis für das grossprecherische Wesen Zoru's, der seiner Angabe nach dem erlauchten Fürstenhause von Geweh entsprossen war und daher immer in der ruhmredigsten Weise von dieser seiner Ahnenstadt gesprochen hatte. Auch hier sah ich, wie bei Alin und Soforeh Place, einen ganzen Archipel von Flussinseln, und das Flussbett war infolge dessen stark erweitert und voller Strudel und Stromschnellen. Die durchreiste Gegend zeigte nicht mehr den geschlossenen Hochwald, und sie muss ihrem ganzen Aussehen nach vor nicht gar langer Zeit stark bevölkert gewesen sein. Ich fand jedoch auf dieser Reise keinen einzigen Platz von einiger Bedeutung, wohl aber grosse Strecken Landes, die mit üppig wucherndem Gestrüpp und jungem Wald bedeckt waren. Die fortwährenden Feindseligkeiten zwischen den Busy- und Pessy-Stämmen haben diese, dem erstern Stamme gehörigen Grenzdistrikte offenbar fast ganz entvölkert. So viele kleinere und grössere Waldwasser ich auch auf dieser Reise zu passiren hatte, so habe ich doch keinen einzigen bedeutenden, westlichen Zufluss des St. Paul angetroffen.

Etwa 4 Wegstunden über Geweh hinaus hatte ich in einer anscheinend sehr günstigen Gegend einen Platz für unsere neue Station bestimmt, und dessen Häuptling versprach, uns eine Hütte zu bauen und durch seine Leute uns hinaufbringen zu lassen. Später aber wurden wir durch verschiedene Umstände, namentlich durch die Nachricht von wieder ausgebrochenen Unruhen im Innern, sowie durch die raffinirte Habsucht des Häuptlings Sickly und die ausserordentlich heftig auftretende Regenzeit an

der Verwirklichung unseres Planes verhindert. Dieses Missgeschick verdross mich ungemein, denn auf der neuen Station hätten wir uns mit Leichtigkeit die nöthigen Lebensmittel verschaffen können, da der Platz nur eine kleine Tagereise von dem westlicher gelegenen Boporo und noch weniger weit von einigen bedeutenden Marktplätzen der Busy entfernt war. Auch hätten wir unzweifelhaft wieder andere Thierformen angetroffen; zeigte doch schon die Gegend von Soforeh Place eine ganze Reihe von Arten, die wir weder vorher in Bavia noch nachher auf allen unsern Reisen in den Küstengebieten jemals angetroffen.

Obschon wir wegen des stets frecher werdenden Diebsgesindels nie Beide zugleich auf die Jagd gehen konnten und uns nur gar zu oft schwere Fieber und tagelang anhaltender heftiger Regen an die Hütte bannten, so vergrösserte sich unsere Sammlung dennoch zusehends, und manches seltene, langersehnte Thier fiel nach und nach in unsere Hände.

Mit Hülfe des Flosses besuchten wir oft die der Station gegenüberliegende grosse Insel und setzten von dort über den breiten, jenseitigen Flussarm nach dem linken Ufer über. Die Insel beherbergte viele schöne Stummelaffen, darunter den schon erwähnten, seltenen Bärenaffen, von welchem wir Prachtexemplare im Gewichte von 40 Kg. erbeuteten, sowie zahllose Graupapageien (*Psittacus timneh*), die dort ihre Schlafquartiere und sehr wahrscheinlich auch ihre Brutcolonien hatten. Ebenso fanden wir auf jener Insel den schönen, damals noch fast unbekannten Zwergpapagei (*Agapornis swinderniana*) sowie *Columba unicincta*, eine Taubenart, von der wir nur ein einziges Exemplar erbeuteten, das erste, das seit DUCHAILLU's Entdeckung dieser Art gefunden wurde.

Einige Male versuchten wir auch, den schon genannten Elephanten aufzuspüren, dessen tief in das weiche Erdreich eingedrückte Fusstapfen wir nicht selten antrafen, doch konnten wir trotz aller Mühe, die wir uns gaben, das Thier nie zu Gesicht bekommen. Einmal hatte ich auf der Insel frische Antilopenspuren gefunden und stellte mich im Dickicht auf die Lauer. Lange hatte ich zusammengekauert in meinem Hinterhalte gesessen, als auf einmal schwere Tritte nahten. Ganz in meiner Nähe

hielten dieselben an, und nun hörte ich ein Schütteln und Rauschen von Baumästen, als ob sich ein Trupp Affen darin herumtummle. Leider war ich von jener Stelle durch undurchdringliches Unterholz getrennt, so dass es mir nicht möglich war, ohne Geräusch näher heranzuschleichen, und ich wusste daher nicht recht, ob ich es mit einem Büffel oder einem Elephanten zu thun hätte. Obwohl ich nur eine gewöhnliche Doppelflinte bei mir führte, trieb mich doch die Neugierde, das Thier wenigstens zu sehen. Auf weitem Umwege umgieng ich mit Bereh die dichteste Buschpartie, doch als wir uns endlich nach einer guten halben Stunde dem Platze wieder nähern konnten, war das Thier, das uns wahrscheinlich gewittert hatte, verschwunden. Ganz frische Spuren und ziemlich hoch hangende, zerbrochene Aeste überzeugten mich jedoch sofort, dass das Geräusch von dem Elephanten hergerührt haben müsse. Den Fährten des Thieres zu folgen, durfte ich bei meiner ungenügenden Bewaffnung nicht wagen; darum zog ich mich zurück, um das Jagdglück auf andere Weise zu versuchen.

Einige Stunden später wurde unsere Aufmerksamkeit auf ein lautes Plätschern gelenkt, das unzweifelhaft von badenden Thieren verursacht werden musste. Da ich mich nicht erinnern konnte, dass ein Bach in der Nähe war — wir befanden uns im Waldesdickicht mitten auf der Insel —, so konnte ich mir das Vorhandensein von Wasser nicht erklären und schlich mich in der angewiesenen Richtung behutsam vorwärts. Aber lange bevor wir uns auf Schussweite genähert hatten, sahen wir in einer kleinen, durch die letzten Regengüsse gebildeten Wasserlache ein altes Pinselschwein (*Sus penicillatus*) mit 7—8 Frischlingen sich fröhlich herumwälzen und den Schlamm durchwühlen. Bevor wir uns jedoch gut niederducken konnten, hatte die Bache uns bemerkt, und in sausendem Galoppe rannte der ganze Trupp Hals über Kopf in gegenüberliegender Richtung dem Dickicht zu. Das verdross mich, und wir beschlossen, ihren Fährten zu folgen. Bereh bahnte einigermassen den Weg, doch was half es? Ich konnte ja nicht geräuschlos vorwärts kommen, denn wenn ich nicht mit den Kleidern oder dem Gewehre hangen blieb, so trat ich zufällig auf einen dürren Ast, den ich bei meinem eifrigen

Ausspähen nicht bemerkt hatte. Wie gewöhnlich, so war auch diesmal das Nachschleichen erfolglos, und unnöthiger Weise hatte ich mich erhitzt und ermüdet. Inzwischen war es Abend geworden und wir mussten daran denken, unser Floss wieder zu erreichen. Unterwegs kamen wir unter eine Gruppe von Graupapageien, die, nach den vielen Excrementen zu urtheilen, hier ihre Schlafplätze hatten. Da es schon stark zu dunkeln begann, kamen stets neue Flüge an, so dass sie endlich in dichten Reihen auf den Aesten der hohen Bäume sassen. Wer den ganzen Tag noch keinen Schuss abgefeuert hat, will doch gerne wenigstens etwas mit nach Hause bringen. Auf einen Schuss fielen zwei Exemplare herunter, während ein drittes, ebenfalls getroffen, sich mit einem Fusse an einen Ast festkrallte und hangen blieb. Die am Boden liegenden waren noch nicht todt — Papageien haben ein sehr zähes Leben — und bissen wüthend um sich, als wir sie ergreifen wollten, während oben in den Aesten ein geradezu höllischer Lärm entstand, so dass uns von dem Gekreische die Ohren gellten. Als ich nach Hause kam, hatte SALA von der Hütte aus einen Bärenaffen geschossen, der wahrscheinlich aus Neugier herangekommen war, um sich unsere Station einmal näher anzusehen. So ist es uns übrigens oft ergangen, und mehr als einmal erbeuteten wir ganz in der Nähe der Station ein Thier, das uns auf all unsern eigentlichen Jagdzügen nicht zu Gesichte kam.

Wir brauchten jedoch nicht immer nach der Insel hinüberzufahren, um seltene Thiere zu erbeuten; auch die Wälder um die Station herum bargen Schätze, die unseren Sammeleifer trotz ungünstiger Verhältnisse immer wieder neu belebten.

Sämmtliche später zu erwähnende acht Arten von Nashornvögeln haben wir auf dieser Station gesammelt, während wir in Bavia den selteneren Arten dieser hochinteressanten Gruppe nie begegnet sind. Auch die seltene *Antilope doria*, über welche später mehr gesagt werden wird, haben wir hier erbeutet, und zwar nur in einem Exemplare, das jetzt im Leidener Museum steht und die zu meiner zweiten Reise nach Loria das einzige Exemplar war, das überhaupt in einer Sammlung existirte.

Aus Mangel an Trägern konnte uns Mr. DAY die letzten der

bei ihm deponirten Kisten erst zu Anfang Juni nachsenden, diejenigen aus Bavia erhielten wir jedoch noch später, und die letzte, die Bücher- und Schreibkiste, sogar erst zu Anfang August. Diese kam nur durch Zufall wieder in unsere Hände. Die Träger, die ZORU DUBBAH mit deren Transport betraut hatte, liessen dieselbe nämlich auf der mehrerwähnten Farm stehen und liefen davon, und erst viel später erzählte mir ein durchreisender Neger, dass er dort eine Kiste gleich den unsrigen, in einer Hütte stehend, gesehen habe. Boten, die wir in Folge dessen hinsandten, brachten dieselbe mit, aufgebrochen zwar, doch merkwürdiger Weise nicht geplündert. Auf meine Frage, wie das kommen möge, antwortete man mir ganz naiv, es hätte Niemand den Inhalt anzurühren gewagt, da dies viel zu gefährlich sei: *„for white Daddy him book all be big medecine"* (denn des weissen Vaters (Herrn) Bücher sind sämmtlich grosse Zaubermittel).

IX.

Weitere Schicksale. Rückzug nach Monrovia.



Station bei Soforeh Place.

Krankheit. — Im Walde verlassen. — Besserung. — Diebereien der Eingebornen. — Die trockenen Tage des Juli. — Neuer Regen. — Verfeindung mit SICKLY. — Massregeln gegen nächtliche Ueberfälle. — Magere Kost. — Zwei Monate anhaltenden Regens. — Wassersnoth. — Gesundheitszustand. — Von der Aussenwelt abgeschlossen. — Anbruch der Trockenzeit. — Vorbereitungen zum Rückzug. — Abschied von der Station. — In Soforeh Place. — Rückzug nach der Mission. — Auf dem Wege bestohlen. — Ankunft auf der Mission. — Ankunft SALA's. — Vor den Friedensrichter citirt. — Salomonischer Urtheilsspruch. — Der letzte Abend bei Mr. DAY. — Rückreise nach Monrovia.

In der ersten Hälfte des Juni wurde erst SALA, einige Tage später auch ich, von schwerer Kolik heimgesucht, und wir

dachten mehrmals, dass keiner von uns je die Küste wiedersehen werde. Lebensmittel hatten wir nun genug, aber der Appetit fehlte, und die Speisen blieben unangerührt. Nachdem dieser Zustand etwa eine Woche gedauert hatte, wurde es mit SALA wieder besser, bei mir aber wurden die Anfälle von Tag zu Tag schwerer. Ich konnte zuletzt weder stehen noch sitzen noch liegen. Dabei bemächtigte sich meiner eine peinliche Angst und Beklemmung auf der Brust, die mich fast des Athems beraubte und mir Tag und Nacht keine Ruhe liess. Die Leute aus der Stadt kamen jeden Morgen, um zu sehen, ob ich noch nicht gestorben sei, und ich selbst glaubte nicht, dass ich diesen Platz je lebend verlassen werde. In der Verzweiflung trank ich, um mir wenigstens einige Betäubung zu verschaffen, eine ganze Menge Spiritus, in dem unsere Fische und Reptilien lagen; doch Alles war umsonst. Nachdem dieser Zustand etwa 14 Tage angehalten hatte, kamen endlich die vier längst bestellten Träger aus Soforeh Place, um mich nach Mühlenburg Mission zu transportiren. Mit ihnen erschien auch der Häuptling SICKLY und sein Bruder SOFOREH. Nach langem Hin- und Herreden wurde ich endlich, behutsam in eine wollene Decke gerollt, in meine Hängematte gelegt und mit dieser an einen langen Stock gebunden, den zwei Männer über ihre Schultern legten. Darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Kaum aber hatte derselbe einige hundert Schritte in den Wald hinein gemacht, als einer der Träger klagte, dass ich ihm zu schwer sei, und schliesslich legten sie mich, kaum eine englische Meile von der Station entfernt, in den nassen Waldpfad, hülflos und an den Stock festgebunden, wie ich war, nieder und liefen davon. Ein Pessy-Neger, der zufällig des Weges kam, fand mich bewusstlos liegen, nahm sich, da er mich von einer frühern Gelegenheit her kannte, meiner an und trug mich auf seinem Rücken nach der Station zurück, wo man mittlerweile von dem Vorfall schon unterrichtet war. Es stellte sich nun bald heraus, dass das Weglaufen der Träger schon vorher geplant war, um uns zu berauben, und die beiden edlen Mohrenfürsten thaten denn auch ihr Möglichstes, SALA zu bewegen, die Hütte zu verlassen und nach mir zu sehen, was er aber, irgend einen Schurkenstreich vermuthend, glücklicherweise abschlug.

Das Beste bei der Sache war, dass auf dieses Ereigniss eine günstige Wendung in meinem Zustande folgte und die Krampfanfälle aufhörten, so dass ich in verhältnissmässig kurzer Zeit wieder ziemlich hergestellt war.

Je weiter der Sommer vorrückte, desto unangenehmer wurde die Regenzeit. Der Fluss stieg täglich höher und trat über seine Ufer. An grössere Jagdausflüge war unter solchen Umständen nicht mehr zu denken, und die Jagd wurde deshalb auch von Tag zu Tag unergiebiger. Daneben waren wir immer grösseren Diebereien ausgesetzt und konnten nicht genug auf unserer Hut sein. Wenn man diese Gauner reden hörte, dann hätte man glauben sollen, dass sie die ehrlichsten Menschen von der Welt wären. „*Golah people don't thieve*" sagten sie mit der unschuldigsten Miene, „*thieving p'laver bad p'laver; me tell you*, *if me want something*, *but Pessy People there up the river like thieve plenty*, *too much!*" [1]) Im selben Augenblicke aber verstanden sie irgend einen naheliegenden Gegenstand auf eine Weise zu eskamotiren, die selbst der Fingerfertigkeit eines Londoner „pickpocket" alle Ehre gemacht haben würde. „*Dash me*, *daddy*" (beschenke mich, Herr) hiess es bei jeder Gelegenheit. „*Do me good*" (thue mir Gutes), sagten sie, wenn sie uns etwas verkauft und ihr Geld dafür erhalten hatten, und während sie die eine Hand zum Empfang der Gabe uns entgegenstreckten, schnitten sie hinter ihrem Rücken mit der andern die Angeln von unsern an der Wand hangenden Fischleinen ab. Gerade die Grossen des Reiches stahlen am allermeisten, und da wir ihnen anfangs das vollste Vertrauen schenkten, mussten wir gerade an ihnen die traurigsten Erfahrungen machen.

Durch Schaden klug geworden, vertrauten wir am Ende keinem Menschen mehr, und wenn der König kam, hörten wir gerade so gut auf zu arbeiten, verschlossen unsere Kisten und liessen Alles, was nicht niet- und nagelfest war, hinten in die Hütte bringen, als wenn ein Vagabund erschien, um für ein gestohlenes

---

[1]) Golahleute „dieben" nicht, Diebsgeschichten schlechte Geschichten, wir sagen's lieber, wenn wir etwas nöthig haben, aber das Pessyvolk dort oben am Flusse liebt das Stehlen nur allzusehr.

Huhn oder einige Eier etwas Tabak zu erhandeln. Es war uns leider nicht möglich, Alles einzuschliessen, und wir wohnten überdies, wie schon gesagt, in einer Hütte, deren eine Längsseite offen, und die daher Tag und Nacht für Jedermann zugänglich war. Ein Neger konnte sich zur Nachtzeit leicht einschleichen, ohne gesehen oder gehört zu werden, und alles, was er sich den Tag zuvor bei einem Besuche gemerkt hatte, ohne Mühe wegholen. Solch ein nackter Neger schleicht dahin wie eine Katze; er stösst nirgends an, bleibt nirgends hangen, kurz, er ist geradezu wie zum Dieb geschaffen.

Den einen Bedienten nach dem andern mussten wir wegen Diebstahls entlassen und erhielten dann vom Häuptling, dem Einzigen, der uns Bediente liefern durfte, andere, meist mit dem bestimmten Auftrag, uns bei Gelegenheit dieses oder jenes, das geschenksweise nicht zu bekommen war, zu stehlen. Es würde mich zu weit führen, alle die traurigen Erfahrungen, die wir während unseres Aufenthaltes unter dem Golahstamme machten, hier mitzutheilen; nur soviel sei gesagt, dass, wenn diese Leute kühner gewesen wären und sich weniger vor unseren Feuerwaffen gefürchtet hätten, wir kaum mit heiler Haut aus diesen Urwäldern herausgekommen sein würden.

Die zweite Hälfte des Juli brachte eine Reihe von schönen, sonnigen Tagen, die uns vortrefflich zu statten kamen, um die halbverschimmelten Sammlungen zu lüften und zu trocknen. Da bald darauf auch das Wasser etwas fiel, so dehnten wir unsere Jagdexcursionen wieder weiter aus, obschon wlr wegen geschwollener Füsse und zahlreicher flacher Hautgeschwüre an den Unterschenkeln keine grössere Reise machen konnten. An eine Uebersiedlung nach einer neuen Station flussaufwärts, wozu jetzt die günstigste Zeit gewesen wäre, war jedoch nicht zu denken, denn SICKLY war nicht gesonnen, uns die dazu nöthigen Träger zu liefern; er hätte sie auch wahrscheinlich, da Jedermann mit der Reisernte beschäftigt war, nicht zusammengebracht. Es wurde uns nun von allen Seiten Reis zum Kaufe angeboten, und wir versäumten nicht, einen so grossen Vorrath davon anzulegen, wie der leere Raum in unsern Kisten und andern Gefässen nur gestatten wollte.

Mit Anfang August setzten die Regen wieder ein. Der Fluss stieg zusehends höher und höher. Gegen Ende des Monats stand unsere Küche bereits bis an den Dachgiebel unter Wasser, so dass wir mit dem Floss darüber hinwegfahren konnten. Es blieb nun nichts weiter übrig, als in unserer Hütte zu kochen, wo wir Tag und Nacht das Feuer nicht ausgehen liessen. An Jagen war bei diesem traurigen Wetter kaum mehr zu denken.

Unsern letzten Bedienten, SOQUOOI, einen Sohn des Häuptlings SICKLY, mussten wir wegen Diebstahls entlassen. Er gieng und klagte, dass wir ihn misshandelt hätten. Sein Vater, der gerade von einem Kriegszuge aus Sublum zurückgekehrt war, verfügte sich zornig, unter Begleitung von etwa zwanzig mit Säbeln bewaffneten Leuten, nach unserer Station und stiess uns gegenüber Drohungen aus, wobei seine Begleiter kampfesmuthig die Säbel schwangen. SALA lag krank in seiner Hängematte, und als die Leute sahen, dass ich auf mich allein angewiesen war, dachten sie jedenfalls, mit mir leichtes Spiel zu haben oder mich wenigstens einschüchtern zu können. Ich aber griff, nichts Gutes ahnend, nach meinem Revolver und zog mich nach der Wand zurück, um SALA zu beschützen und im Bereiche unserer stets geladenen Gewehre zu sein. Mein Reisegefährte jedoch, der durch das Netzwerk der Hängematte dem Treiben zugesehen hatte, zog in der Stille seinen Revolver hervor und stand mit einem gewaltigen Sprunge an meiner Seite. Wie auf ein verabredetes Zeichen drangen wir nun auf die in der Luft herumfuchtelnde Bande, die unsere Hütte füllte, ein und jagten sie, ohne auch nur einen Schuss abfeuern zu müssen, aus einander.

Von dieser Zeit an war unser Verhältniss zu dem Häuptling ein gespanntes. Ich hatte ihm bei seinem drohenden Auftreten zwar gesagt, dass wir, wenn er allein käme, gerne mit ihm unterhandeln würden und unser Palaver nicht lange dauern sollte, dass wir aber der Gewalt auch Gewalt entgegensetzen würden; er erschien indessen nie mehr, um unsere Differenzen auszugleichen. Wohl aber verbot er sämmtlichen Leuten auf das strengste, uns Lebensmittel irgend welcher Art zu verkaufen, und Niemand durfte in unsere Dienste treten oder eine Botschaft für uns nach der Küste bringen.

Unter solchen Umständen mussten wir uns auf Alles gefasst machen und trafen denn auch unsere Anstalten, um gegen einen eventuellen Ueberfall gewaffnet zu sein. Bei Tage hatten wir keine Sorge, angefallen zu werden, denn die Leute wussten gar wohl, dass wir bereit sein würden, sie gebührend zu empfangen und dass wir unseres Schusses sicher wären. Desto mehr aber fürchteten wir einen Angriff zur Nachtzeit, zumal solche Ueberfälle der dortigen Kriegführung eigenthümlich sind. Wir hielten deshalb abwechselnd strenge Wache und hatten unsere Sammlungen in Kisten bereit stehen, ebenso auch Waffen, Munition und Instrumente, um davon eventuell so viel wie möglich auf unser Floss schaffen zu können. Letzteres wurde auseinander geschlagen, ganz neu und solide wieder zusammengezimmert, durch einige Stämme verbreitert und dazu mit einer starken Verschanzung versehen, um derbe Püffe und Stösse aushalten zu können. Tag und Nacht lag es, mit Steuer und Stangen, sowie mit einer Rolle von Rotang und einem daran befestigten, als Anker dienenden Stein versehen, an unserer Hütte — denn so hoch war mittlerweile das Wasser des Flusses gestiegen — festgebunden.

Es war zwar immerhin ein tollkühner Plan, im Nothfalle auf einem flachen Flosse den Fluss voller Stromschnellen und Wasserfälle hinabtreiben zu wollen; indessen trösteten wir uns mit dem Gedanken, dass flussabwärts bis auf ziemlich weite Entfernung von unserer Station kein hoher Wasserfall vorhanden war, und dass der um 15 Fuss angeschwollene Strom alle die gefährlichen Barren, die in der Trockenzeit eine Passage unmöglich machen, nun in seinen Tiefen verborgen hielt und unser schweres Floss sicher darüber wegfahren werde. Jedenfalls wollten wir diesen einzigen Weg der Rettung (Vertheidigung am Lande wäre Wahnsinn gewesen) so zuverlässig wie möglich machen. Einmal unseren Feinden entronnen, hätten wir irgendwo eine Landung versucht und uns dann je nach Umständen weiter fortgeholfen.

Der Häuptling von Soforeh Place wollte es jedoch, wie es schien, nicht auf einen Kampf mit uns ankommen lassen, sondern ergriff das weit bequemere und unschuldigere Mittel, uns auszuhungern, da er dachte, dass wir, wenn wir einmal von allen Lebensmitteln

entblösst sein würden, die Station, natürlich unter Zurücklassung unserer Bagage, von selbst verlassen müssten. In dieser Hinsicht hatte er sich aber verrechnet. Wohl waren inzwischen alle Lebensmittel bis auf den Reis ausgegangen, aber gerade von diesem hatten wir einen weit grösseren Vorrath aufgekauft, als man in Soforeh Place zu vermuthen schien, und wir lachten heimlich, wenn wir unsere, jeden nur irgendwie verfügbaren Raum füllenden Reisvorräthe überblickten, die überdies, weil wir jetzt keine Bedienten mehr zu ernähren hatten, kaum merklich kleiner wurden.

Von den ersten Tagen des August bis Ende September hatten wir beinahe keinen trockenen Tag, und die Sonne kam während dieser ganzen Zeit kaum zum Vorschein. Regen und immer wieder Regen, Tag und Nacht! Alle Waldbäche waren über ihre Ufer getreten; grosse Strecken Waldes standen unter Wasser, und gleich Donnerschlägen hallte Tag und Nacht das Krachen der umstürzenden, von Wasserströmen unterwühlten, uralten Baumriesen und der Aeste von Baumstammsdicke durch die Wälder hin, während andere, durch kräftige Lianen in der Schwebe gehalten, wie drohende Damoklesschwerter über den Waldpfaden herabhingen.

In unserer Hütte drang das Grundwasser aus dem Boden empor, und das Dach, so wasserdicht es anfänglich auch war, konnte den anhaltend niederprasselnden Regengüssen nicht mehr Trotz bieten, da die Palmblätter von Termiten zerfressen waren. Es regnete auf unsere Kisten, beim Essen auf Schüsseln und Teller und des Nachts in die Hängematten, so dass wir oft stundenlang unter aufgespannten Regenschirmen auf unseren zusammengefalteten Wolldecken sassen, um wenigstens diese trocken zu erhalten. Lederwerk und Kleider verschimmelten in den Kisten, alles Eisenwerk verrostete. Unsere Säugethier- und Vogelbälge mussten wir mit grosser Mühe über dem Feuer trocknen, und hatten wir sie endlich im den Kisten geborgen, dann waren sie am anderen Morgen wieder feucht, so dass wir beständig in der Furcht lebten, die Resultate vieler Mühe und Arbeit unter unseren Händen zu Grunde gehen zu sehen.

Unser Gesundheitszustand war gerade während dieser traurigen Tage günstiger als zuvor, was wohl dem Umstand beigemessen

werden muss, dass wir uns nicht durch beschwerliche Jagdtouren oder sonstige Strapazen überanstrengten. Nur litten wir fast fortwährend angeschwollenen Beinen, und die lästigen Geschwüre an meinen Füssen wurden trotz der grössten Reinlichkeit und sorgfältigen Pflege immer grösser. Jedenfalls war an diesem Zustande der nasse Boden in der Hütte nicht wenig Schuld. Um uns dagegen einigermassen zu schützen, verfertigten wir während der Abendwachen solide Holzschuhe mit dicken Sohlen.

Anfänglich erhielten wir noch ab und zu Besuch aus der nahen Stadt, und zwar meist zur Essenszeit. Als die Leute aber sahen, dass wir genug zu leben hatten, wurden sie es bei den fast unbegehbaren Wegen allgemach müde, uns ferner zu besuchen, und so sahen wir denn oft eine ganze Woche lang keinen Menschen und brauchten somit auch nicht zu fürchten bestohlen zu werden. Während der genannten zwei Monate waren durch die Verfügungen Sickly's sowohl als durch den hohen Wasserstand alle unsere Verbindungen mit der Aussenwelt abgebrochen, so dass man an der Küste anfing, ernstlich für uns besorgt zu sein.

Der October fing eben so schön an, wie der September regnerisch geendet hatte. Der Fluss begann rasch zu fallen, und infolgedessen verlief auch das Wasser in den Wäldern schneller, als wir hätten ahnen können.

Durch einen Pessy-Neger, der auf seinem Wege nach Monrovia unsere Station berührte, gelang es mir endlich, nebst unseren Postsachen einen Brief an Mr. Day durchzuschmuggeln, worin ich diesem unsere Nothlage mit kurzen Worten schilderte und ihn dringend bat, uns so bald wie möglich Träger zu senden, um dem unfreiwilligen Aufenthalt ein Ende machen zu können. Mit dem zurückkehrenden Manne trafen zugleich zwei Boten von Mr. Day ein, die uns allerlei Lebensmittel überbrachten, sowie einen Brief, worin der gute Missionär versprach, möglichst bald eine genügende Zahl von Trägern zu senden, um uns auf einmal fortzuholen. Einige Tage, nachdem wir die beiden Boten mit zwei Kisten zurückgesandt hatten, kamen dieselben aufs Neue mit sechs andern Leuten an, um einen weiteren Theil unserer Habe mitzunehmen.

Als nun der Häuptling sah, dass wir auch ohne ihn abziehen konnten, eilte er zu Mr. Day und sagte, er habe uns während unseres Aufenthaltes bei ihm so viel Gutes gethan, dass es nicht billig sei, wenn wir ihn, der doch Leute genug zur Verfügung habe, bei dem geplanten Rückzuge nicht auch etwas verdienen liessen. Mr. Day, der grosse Mühe hatte, so viele Leute zusammenzubringen, fand dies Ansinnen nicht ungerechtfertigt und machte mit Sickly sofort einen Contrakt, nach dem derselbe so viele Träger liefern sollte, als Mr. Day zu wenig haben würde, um den Rest unserer Bagage auf einmal wegzubringen. Auch übernahm der Missionär die Ausbezahlung von Sickly's Trägern. Dieser Contrakt wurde mir durch einen Boten zugestellt. Obschon wir den Häuptling durchschauten, giengen wir nothgedrungen auf die Verabredung ein. Mr. Day hatte aufs Neue 12 Träger gesandt und der Häuptling sollte den Rest stellen. Da die Füsse der von der Mission gekommenen Träger auf den ausgewaschenen Pfaden sehr gelitten hatten, gaben wir ihnen einen Tag Rast und versorgten sie hinlänglich mit Lebensmitteln. Zugleich giengen wir eifrig ans Einpacken, um am andern Tage früh unsern Rückzug antreten zu können. Noch an demselben Tage aber wurden wir durch Sickly und seine Leute zur Stadt gebracht, um in der Frühe des nächsten Morgens zum Aufbruch bereit zu sein. Alles, was den Transport nicht werth war, wurde zurückgelassen oder verschenkt.

Ein hitziges Handgemenge, ein Reissen, Stossen und Schlagen, ein Rufen und Schreien um die verschiedenen Bekleidungsfragmente und Gegenstände aller Art, sowie um die leichtesten Kisten bildete den Schlussakt unseres Aufenthaltes auf dieser Station. Diejenigen, die so glücklich waren, ein Stück aus unserer preisgegebenen Garderobe zu erkämpfen, begannen sofort, sich damit bestmöglich aufzuputzen. Hier stolzirte Einer auf einem Paar Holzschuhen umher, die er verkehrt, den linken am rechten und den rechten am linken Fusse, angezogen hatte und verbiss heroisch den Schmerz den ihm dieselben verursachten. Dort sah man ihrer zwei, von denen Jeder mit der Hälfte einer Hose bekleidet war, in die sie sich in wüthendem Kampfe getheilt hatten, und ein Dritter hatte den Oberkörper in eine abgetragene

Weste gesteckt, während ein Strumpfband seine ganze übrige Garderobe ausmachte.

In Soforeh Place angekommen, liessen wir alle unsere Kisten unter einem Schuppen aufstapeln, befestigten unsere Hängematten daneben und verbrachten dort, indem wir abwechselnd Wache hielten, die kalte, regnerische Nacht. Diese, sowie auch die folgende Nacht gieng es in der Stadt sehr stürmisch her. Lärmende Kriegsgesänge wurden angestimmt und wilde Tänze aufgeführt. SICKLY beabsichtete nämlich, seinem Bruder FÂN QUEHQUEH gegen die sich empörenden Deh-Neger zu Hülfe zu ziehen. Unter dem Wirbeln der Trommeln fanden festliche Umzüge statt, der Häuptling wurde mit einer Serenade beehrt und stellte sich, nachdem er in langer, begeisterter Ansprache die Gemüther noch mehr entflammt, an die Spitze des Zuges, dessen Nachhut durch eine Schaar tanzender und singender Weiber gebildet wurde, die bald den einen, bald den andern von uns in ihre Mitte nahmen und ihn, er mochte wollen oder nicht, mit in das Gedränge zogen. Erst nach Mitternacht zogen sich die Männer zurück, während die Weiber noch lange im Gänsemarsch umherzogen und unsere Ohren mit ihren kreischenden, eintönigen Gesängen misshandelten.

Am nächsten Morgen früh kam der Häuptling zu uns und erklärte, dass er für die sieben von ihm zu stellenden Träger Vorausbezahlung haben wolle, worauf ich jedoch unter Verweisung auf seinen Contrakt mit Mr. DAY nicht eingieng. Nun hielt er aber seine sieben Mann zurück und wusste auch die Träger aus der Mission zu bereden, ihre Abreise um einen Tag zu verschieben. Am folgenden Morgen marschirten Letztere jedoch ab und nahmen einen Brief an Mr. DAY mit, worin ich denselben um sofortige Zusendung weiterer sieben Träger bat. Da der Häuptling davon hörte war er sofort erbötig, seine sieben Mann zu geben. Als aber schon alles zum Abmarsche hergerichtet war, vernahm ich, dass einer der Träger aus der Mission krank sei und ein anderer bei ihm zurückbleibe, um ihn zu pflegen. Der Häuptling hatte aber keine weiteren Träger zur Verfügung, so dass wir nun zwei Mann zu wenig hatten, weshalb eine grosse Kiste, zufällig unsere Arbeitskiste, liegen bleiben musste. Da wir dem Häuptling nicht trauten, so blieb SALA bei der

Kiste zurück, um mit den fehlenden Trägern derselben anderen Tages nachzufolgen.

Die sieben Träger aus der Stadt hatten sämmtlich diejenigen von Mr. Day weit vorausgehen lassen. Damit mir keiner derselben zurückbleiben könne, war ich der Letzte des Zuges, welcher sich in langer Kette über den Waldpfad ausdehnte. Als aber der letzte Träger, der ein Kistchen von unbedeutendem Werthe trug, unter allerlei Vorwänden ungebührlich weit hinter den anderen zurückblieb, ahnte ich den Grund seines Zögerns und eilte vorwärts, um wo möglich die anderen sechs einzuholen. Aber wie sehr ich auch rannte und rief, ich erhielt keine Antwort und Niemand war zu finden. Als ich endlich beinahe ausser Athem auf der mehrgenannten Farm ankam und dort nur die zwölf Träger aus der Mission fand, hatte ich die traurige Gewissheit, dass ich schändlich betrogen und bestohlen war. Das schon erwähnte Zurückbleiben des Letzten von der Bande war nur ein vorher verabredetes und geschickt ausgeführtes Manöver, um mich fernzuhalten und den Uebrigen dadurch Zeit zu geben, sich unbemerkt seitwärts in die Büsche zu schlagen, wo sie mich dann in aller Stille vorbeipassiren lassen konnten. Eine halbe Stunde nach mir kamen, einer nach dem andern, die sieben Träger an, und ein flüchtiger Blick auf die Kisten zeigte mir sofort, dass dieselben erbrochen waren. Um nun die Diebe nicht zum Davonlaufen zu veranlassen und wenigstens die Kisten zur Mission gelangen zu sehen, that ich so, alsob ich gar nichts gemerkt hätte und liess alle Träger zusammen frühstücken. Nach einer Stunde Rast brachen wir wieder auf und marschirten durch eine erst flache, dann aber mehr hügelige Gegend, die beide mit dichtem Urwald bedeckt und von zahllosen Creeks durchzogen waren, welche alle dem St. Paul zuflossen und oft eine ansehnliche Breite zeigten.

In den ausgewaschenen Pfaden an den Abhängen der Hügel hatte man vielfach grosse Mühe, auf dem abrollenden, bohnerzartigen Gestein vorwärts zu kommen. Die Waldbäche sowie viele zu anderer Zeit trockene Einsenkungen des Bodens waren mit Wasser angefüllt, so dass selbst die als Stege dienenden, quer über die Waldbache gefällten Baumstämme, die in der Trockenzeit

oft ziemlich hoch über das Wasser führen, nun stellenweise unsichtbar geworden waren. Selbst die Träger, die eine erstaunliche Geschicklichkeit besitzen, sich mit ihren beweglichen Zehen an die schlüpfrigen Stämme festzuklammern und kaum jemals das Gleichgewicht verlieren, vermochten unter der Last ihrer Kisten gewisse Stellen nur mit Mühe zu passiren. Der letzte Theil der Reise war ein stetes Bergauf- und -absteigen, unterbrochen vom Durchwaten von Creeks, Wasserlachen und Morästen, in welchen man oft Gefahr lief, stecken zu bleiben. Erst am Abend hatten wir den finstern Hochwald hinter uns, und lange nach Dunkelwerden erreichten wir endlich die Mission, wo ich von Mr. Day mit der gewohnten Liebenswürdigkeit aufgenommen wurde.

„Es freut mich sehr," sagte mein gütiger Wirth, als wir bald nachher zu Tische sassen, „Sie lebend wieder hier zu sehen, denn letzten Sommer hielt ich Sie für todt. Es kam nämlich ein Eingeborner hier vorbei und erzählte, dass Sie drinnen in Soforeh Place gestorben seien. Ihr letzter Wunsch sei gewesen, auf der Mission begraben zu werden, und nun sei man im Begriffe, Ihre Leiche in einer Hängematte hieherzubringen. Ich wollte es — so fuhr er fort — zuerst nicht glauben, doch an demselben Tage erhielt ich die Mittheilung auch noch von einer andern Seite. Da es gerade Sonntag war, so erwähnte ich Ihrer in der Predigt als eines lieben Bekannten der Mission und war eben im Begriffe, den holländischen Consul in Monrovia zu benachrichtigen, als glücklicherweise ein Bote Ihr Briefchen brachte, worin Sie mir über Ihre Krankheit und den misslückten Uebersiedlungsversuch berichteten und zugleich die Mittheilung machten, dass Sie sich wieder auf dem Wege der Besserung befänden. Dies war, glauben Sie mir, der liebste Brief, den Sie mir je geschrieben haben."

Am nächsten Morgen sah ich mit Mr. Day das Gepäck nach und fand beinahe alle die von den sieben Trägern gebrachten Kisten aufgebrochen. Einige waren jedoch, da sie für jene Leute nicht viel Brauchbares enthielten, nur weniger Gegenstände beraubt; die Kiste mit unseren Tauschwaaren war dagegen beinahe leergeplündert. Als wir nach deren Träger fragten, sagte man uns, derselbe sei schon lange vor Tagesanbruch wieder umgekehrt und

habe nicht auf die Auszahlung warten wollen. Während wir noch dastanden und berathschlagten, was in der Sache, ohne SALA zu gefährden, gethan werden könne, kam dieser zu unserm grossen Erstaunen selbst an. Er erzählte, dass kurz nach meiner Abreise der Häuptling mit einem grossen Gefolge von Kriegern, Trägern und Weibern unter Trommelschlag und Hörnerklang nach Sublum aufgebrochen sei. Der als krank zurückgelassene Träger aus der Mission sei nun auf einmal wieder gesund geworden und habe sich mit dem zu seiner Pflege zurückgebliebenen Gefährten dem Kriegerzuge angeschlossen. Da somit keine Aussicht mehr bestand, die zurückgelassene Kiste zu Mr. DAY zu schaffen, so hatte SALA, indem er in Ermangelung eines Mannes eine Frau als Wegweiser mit sich nahm, einige Stunden nach mir Soforeh Place verlassen und lange nach Einbruch der Nacht das Ende des Urwaldes erreicht, wo er in einer kleinen Farmerhütte übernachtete und früh am nächsten Morgen seinen Weg zu uns fortsetzte.

Wir entliessen nun die Träger, ohne sie abzulöhnen, und Mr. DAY sandte sofort Leute nach Soforeh Place, um die Arbeitskiste zu holen und die gestohlenen Waaren zurückzufordern. Diese Leute waren so glücklich, dem Hauptdiebe einen guten Theil der gestohlenen Sachen abzujagen, fanden aber die Arbeitskiste erbrochen und leergeplündert. Sämmtliche Instrumente und Materialien zum Präpariren, dabei eine Menge feiner Werkzeuge sowie alle unsere Medicamente und Chemikalien, worunter auch ein bedeutendes Quantum Arsenik, Strychnin, Cyankalium und Schwefelsäure (letztere wahrscheinlich der schönen, mit Glasstöpseln versehenen Fläschchen wegen) waren und blieben verschwunden.

Mitten unter den Vorbereitungen für unsere Weiterreise nach Monrovia überbrachte mir ein zerlumpter, mit einem langen Knüppelstocke versehener Constabel eine schriftliche Vorladung, in Gemässheit deren ich anderen Tages vor dem Magistrat auf der hinter der Mission liegenden liberianischen Ansiedlung Arthington zu erscheinen habe, um über einen Betrag von 33 Dollars, die ich ZORU DUBBAH seiner Aussage nach schuldig sein sollte, vernommen zu werden. Der König von Bavia, der uns schon so oft das Leben sauer gemacht und der nun von unserm

Abzuge gehört haben musste, klagte mich nämlich an, dass ich mich geweigert habe, ihm diesen angeblich schuldigen Betrag zu bezahlen. So mussten wir denn am andern Morgen, statt nach Monrovia zu fahren, nach der 1¼ Stunden entfernten Farm des Friedensrichters Mr. MOORE pilgern, um mit dem grauen Schurken von Bavia Palaver zu halten.

Glücklicherweise war ich allein angeklagt und konnte daher SALA als Zeugen nehmen. Mr. DAY war so freundlich, uns zu begleiten, um nöthigenfalls auch als Zeuge aufzutreten. ZORU DUBBAH, der mit einem grossen Gefolge von Männern und Weibern erschienen war, stellte fünf Zeugen und schwur mit ihnen, indem sie die Hand an die vorgehaltene, schmutzige Bibel legten und dieselbe küssten, dass sie Alle die reine Wahrheit sagen wollten.

Nun begann ZORU seine Forderungen zu begründen. Mit schurkenhafter Frechheit und Unverfrorenheit, und nicht ohne die seltsamsten Zuthaten, erzählte er von unserm Aufenthalt in Bavia und all dem Guten, womit er uns angeblich fort und fort überhäuft, sowie auch von unserm Wegzuge nach Soforeh Place. Dann behauptete er, dass ich ihm für zwei uns gelieferte Bediente eine rückständige Löhnung von zusammen 5¼ Dollars noch nicht bezahlt habe, ferner, dass ich ihm für die aus Soforeh Place berufenen Träger 12 Dollars versprochen und noch schulde, während ich ihm von dem für seine eigenen Träger zugesagten Lohne nur zehn Dollars bezahlt habe und acht noch schuldig sei; ausserdem berechnete er noch einige andere kleinere Posten.

An der Hand meiner Bücher und mit SALA als beeidigtem Zeugen erklärte ich meinerseits, dass ich mit ZORU einen Vertrag geschlossen, nach welchem er unsere gesammte Bagage für 17 Dollars nach Soforeh Place zu schaffen übernommen, und dass ich daher nichts mit den von dort bezogenen Trägern zu thun habe, dass ich ferner die restirende Löhnung für den einen Bedienten ihm bezahlt habe, für den andern aber nichts schulde, da mich derselbe erst bestohlen und dann verlassen. Mr. DAY gab dann seinerseits die eidliche Erklärung ab, dass ZORU und ich in einem früheren Palaver in seiner Gegenwart diese Trägerfrage endgültig erledigt hätten und dass ich für Träger nichts mehr schuldig sei,

ZORU vielmehr für die lange Vorenthaltung meiner Kisten rechtlich belangen könne.

Höchst interessant war das Verhör der schwarzen Zeugen, von denen nur zwei, unsere früheren *boys*, etwas Englisch verstanden. Eigenthümlich für solche Verhöre ist die Art und Weise, wie man sich bei angeblichen Augenzeugen von der Wahrheit der gemachten Aussagen zu überzeugen sucht. „*You look it?*" (habt ihr es gesehen?) fragte der Richter die genannten *boys*, indem er sie streng ansah und dabei mit dem Zeigefinger das untere rechte Augenlid weit herabzog, worauf die von ZORU gut instruirten Zeugen unter Wiederholung derselben Manipulation erklärten: „*Yes, Daddy, me looky!*"

Der Richter, ein schwarzer Pflanzer und direkter Nachbar der Eingebornen, führte die Verhandlungen mit einer gewissen Würde, obschon seine Stellung eine ziemlich schwierige war. Er mochte wohl einsehen, dass ich Recht hatte, und überdies waren meine Bücher als beweiskräftig anerkannt. Aber er musste mit diesen gefährlichen Eingebornen gute Nachbarschaft zu halten suchen, und dazu waren wir Weisse und hatten Geld. Um deshalb beiden Theilen nach Möglichkeit gerecht zu werden, fällte er, und wie er sich ausdrückte, nach reiflicher Ueberlegung, folgenden weisen Urtheilsspruch:

ZORU DUBBAH, Chief von Bavia, hat seine Forderung an Trägerlohn fallen zu lassen. Mr. BUTTERCOFFEE aber hat ihm zu bezahlen:

Besoldung für den früheren Bedienten WILLIAM . .	$ 4.50
desgleichen für den anderen Bedienten GUEH . . .	„ 1.—
sowie sämmtliche Gerichtskosten	„ 2.50
Summa . . .	$ 8.—

Dies unerwartete Urtheil empörte mich einerseits, während mir anderseits die Weisheit des Richters ein Lächeln abnöthigte. Ich hätte nun zwar an den *quarterly court* in Monrovia apelliren können, doch war mir die Zeit zu Gerichtsverhandlungen viel zu kostbar. So nahm ich denn, wenn auch gegen den Willen meines ob solcher Schmach ergrimmten Freundes SALA, das Urtheil an, legte die $ 2.50 Gerichtskosten auf denselben Tisch, auf den die obige Rechnung in Ermangelung eines andern Proto-

kolls niedergeschrieben war, und liess dem alten Schurken seine $ 5.50 durch Mr. Day in Waaren zustellen.

Den Abend dieses Tages verlebten wir im Kreise der ganzen grossen Missionsfamilie. Wieder liess Freund Sala, wie vor neun Monaten, so verfallen und hohläugig er auch diesmal aussah, auf seiner geliebten Harmonika die gewohnten, fröhlichen Melodien und alten indischen Cavalleriemärsche ertönen, zur grossen Freude der 60 Missionskinder, die sich um uns hergeschaart hatten. Auch wir waren beide in fröhlicher Stimmung, obschon sich die Hoffnungen, die wir uns beim Antritt dieses Zuges gemacht, in mancher Hinsicht nicht erfüllt hatten und daher unserer Freude immerhin noch einige Bitterkeit beigemischt blieb.

Am andern Morgen, den 20. October früh, nahmen wir Abschied von unserm unvergesslichen Wirthe, der uns so viele unschätzbare Dienste geleistet, und ohne dessen wiederholtes, kräftiges Eingreifen vielleicht Keiner von uns wieder an die Küste zurückgelangt wäre. Der Abschied, bei welchem leider die liebenswürdige Mrs. Day, die zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Amerika zurückgekehrt war, fehlte, war ebenso herzlich, wie gerade neun Monate früher der Empfang gewesen war.

Die Fahrt stromabwärts mit all unserer Bagage in einem riesigen, mit elf von Mr. Day's Ruderern bemannten Canoe, gieng mit rasender Schnelligkeit von statten. Vergnügt liess ich die reizende Uferlandschaft zu beiden Seiten des breiten Stromes und des stillen, malerischen Stockton Creeks an meinen Blicken vorübergleiten, bis wir nach kaum vierstündiger Fahrt bei der holländischen Faktorei in Monrovia anlegten, wo uns durch den holländischen Consul, Herrn Modderman, und die übrigen Weissen ein herzlicher Empfang bereitet wurde.

X.

Aufenthalt im Distrikte von Grand Cape Mount bis zu Sala's Tod.



Holländische Faktorei in Robertsport.

Seereise. — Robertsport und dessen Umgebung. — Alte und neue Bekanntschaften. — Contrakt mit König BARLAH. — Nach Bendoo. — Anlage der Station. — Bendoo und Umgegend. — Verlegung der Station nach Hokhiё-Buluma. — Unsere Jagderfolge. — Buluma. — Unsere Art des Jagens. — Fahrten auf dem Fisherman Lake. — Ausflug nach Johny und Jondoo. — JAMES PAYNE, der junge Leopard und das weisse Huhn. — Nach Cobolia. — Landung in Caba. — Nächtliche Flussfahrt. — Ankunft in Cobolia. — Ein Leopardenbraten. — Audienz bei König MARANA SANDO. — Meine Wohnung. — Prinz DAVINDA. — Cobolia und seine Festungswerke. — Nächtliche Runde. — Das grosse Palaverhaus. — Die Umgegend. — Verwüstungen durch Krieg. — Rückreise. — Reise nach Monrovia. — Gestrandet. — Der Little Cape Mount River. — Ueber Land zurück nach Hokhiё. — Rückzug nach Robertsport. — SALA stirbt. — Begräbniss

Nachdem wir in Monrovia die Sammlungen geordnet, verpackt und abgesandt und uns aufs Neue ausgerüstet hatten, fuhren

wir am 15. November in einem Kutter, den uns Herr Modderman zur Verfügung stellte, nach Robertsport, einem 45 *miles* nordwestlich von Monrovia gelegenen Küstenplatze, den wir zum Ausgangspunkte für unsere Streifzüge durch die dortige Gegend ausersehen hatten [1]). Infolge ungünstigen Windes kamen wir erst nach zweitägiger Seereise daselbst an und wurden von Herrn Veldkamp, dem Agenten der dortigen holländischen Faktorei, den wir schon bei unserer ersten Ankunft in Monrovia kennen gelernt hatten, aufs wohlwollendste empfangen. Um uns vorläufig etwas zu orientiren, hielten wir uns zwei Tage in dieser liberianischen Niederlassung auf, die als einziger Hafenplatz zugleich auch das Handelscentrum des ganzen Cape Mount-Distrikts bildet.

Robertsport, sehr günstig am Nord- und Westabhange des Cape Mount-Gebirges und der von letzterem gebildeten Meeresbucht gelegen, ist ein Platz von zahlreichen, über ein weites Areal zerstreuten und meist aus Holz gebauten Farmerwohnungen, die grösstentheils auf Pfählen oder steinernen Pfeilern stehen. Es ist der westlichste der sechs von liberianischen Colonisten bewohnten Küstenplätze, wurde in den fünfziger Jahren gegründet und nach dem ersten Präsidenten der Republik benannt, welcher dieses grosse Gebiet am 26. December 1850 durch Kauf von den Eingebornen für die Republik erworben hatte. Die Ansiedlung ist der Sitz eines Superintendenten der Regierung, hat zwei Kirchen, eine für Baptisten und eine für Methodisten, und am Ufer des dort ausmündenden Cape Mount River befinden sich die holländische und die deutsche Faktorei [2]). Hoch über der Ansiedlung stehen auf einem Vorsprunge des Gebirges, inmitten der dazu gehörigen Kaffeepflanzungen, die Gebäude der amerikanischen, protestantisch-bischöflichen Mission, damals der Sitz des Bischofs von Cape Palmas, welcher über die vielen in Liberia gegründeten Stationen dieser Missionsgesellschaft die Oberaufsicht führt.

Jene Terrasse, in Robertsport unter dem Namen Mission-Hill

---

[1]) Wir hatten von Holland eine doppelte Ausrüstung mitgenommen, so dass wir durch die erlittene Beraubung nicht in Verlegenheit geriethen.

[2]) Im Jahre 1882 wurde die zweiterwähnte Faktorei infolge des Krieges aufgehoben.

bekannt und ohne Zweifel einer der reizendsten Plätze des ganzen Landes, bietet eine prachtvolle Aussicht auf das weite Meer, sowie auf das sumpfige, grösstentheils mit Mangrove, Wein- und Oelpalmen bedeckte und von zahlreichen Creeks durchzogene Mündungsgebiet des Sugary-, Mahfa- und Cape Mount-Flusses. Auch erblickt man noch einen grossen Theil des diesen Letztern speisenden Fisherman Lake und die weiten Urwälder des ziemlich hügelreichen Innern, zu dem in blauer Ferne einige Gruppen waldbedeckter Berge einen malerischen Hintergrund bilden. Wendet man sich aber rückwärts, so trifft das Auge auf die steil zur Mission abfallenden, mit dichtem Urwald bedeckten Hänge der „Mountain", wie das Cape Mount-Gebirge dort kurzweg genannt wird, wo in reizender Staffage Baumkrone über Baumkrone sich aufthürmt und die herrlichsten Nüancen in der Farbe des Blätterschmuckes sich zeigen.

Wer sollte glauben, dass an diesem wunderschönsten aller Orte, die ich je gesehen, zu dessen Füssen eine paradiesische Landschaft ausgebreitet liegt, an einem Orte, wo man tagüber beständig durch die frische Seebrise erquickt wird, das Sumpffieber sich einnisten könnte? Und doch ist es so und gilt dies in noch höherm Masse für den in der Tiefe liegenden Theil der Ansiedlung. Hinter der etwas erhabenen Strandlinie liegt nämlich ein schmaler Sumpfstrich, der sich eng an den westlichen Fuss des Vorgebirges anlehnt, und dessen Ausdünstung am Tage durch die von morgens 10 Uhr an wehende Seebrise gerade in die Niederlassung hineingetragen wird, während der zur Nachtzeit wehende und von den Ausdünstungen der weiten Mangrovesümpfe des Hinterlandes geschwängerte Landwind einen eben so schädlichen, wenn nicht gar noch schlimmern Einfluss ausübt.

Eine der herrlichsten Zierden der Umgebung von Robertsport ist der schöne, grosse Fisherman Lake. Er ist ungefähr 10 *miles* (3¼ Stunden) lang, und seine grösste Breite mag etwas über 3 *miles* erreichen. In fast genau ost-westlicher Richtung sich ausdehnend, verengert er sich eine kleine Stunde östlich von Robertsport, wo er einen Archipel von kleinen, mit Mangrove bedeckten Inseln bildet, allmälig in den breiten Cape Mount River. Sein klares, blaues Wasser ist zur Regenzeit, in Folge der

grossen, allseitig andringenden Regenmassen, süss, wird aber in der Trockenzeit salzig und nimmt dann so sehr ab, dass es an vielen Stellen, besonders in der untern Partie, nur noch für Canoes fahrbar bleibt. Einige Hügelvorsprünge an der Nordseite abgerechnet, sind die Ufer des Sees, sowie auch sein ganzer Boden, sandig und flach. Er hat keinen bedeutenden Nebenfluss, wird aber von zahlreichen Creeks gespeist, die ringsum, namentlich von der Nordseite her, in ihn einmünden. Unter diesen sind besonders zwei von grösserer Bedeutung: der Johny Creek am oberen Ende und der sogenannte Morfi River, der sich in einen nördlichen Arm des Sees ergiesst.

Das zwischen diesen beiden Zuflüssen liegende Gebiet wird von Hügelreihen mit schattigen Thälern und rieselnden Quellbächen durchzogen und verflacht sich gegen den See hin allmälig zu ausgedehnten Grassteppen (Savanen) und waldbedecktem Sumpfland mit stillen, schwarzen, von hohen Baumkronen überwölbten Wassertümpeln, die mit prächtigen Nymphaeen und Irideen bedeckt sind. Verdächtig aussehende Fussbrücken der zweifelhaftesten Art, sogenannte *monkey-bridges* (Affenbrücken), gestützt durch meist halbvermoderte Gabeln von je zwei kreuzweise zusammengebundenen Stöcken, führen oft auf weite Ausdehnung über und durch diese Sümpfe hin, und es gehört meist schon eine akrobatische Ader dazu, um diese schwankenden, dem Einsturze nahen Anlagen passiren zu können.

Mehr landeinwärts wird die Gegend immer hügeliger und erinnert dann sehr an die Waldgebiete am mittlern St. Paul, doch ist sie viel dichter bevölkert [1]). Obschon das Land durch jahrelang dauernde Kriege verarmt ist, sehen die in verhältnissmässig kurzen Abständen von einander liegenden Dörfer immerhin noch viel besser aus, als diejenigen am St. Paul. Viele derselben waren zur Zeit meines Aufenthaltes stark befestigt und mit zwei, drei, ja selbst mit 4 starken Palissadenzäunen umgeben. Die meisten solcherart befestigten Plätze sind auf Anhöhen erbaut und stimmen, was die innere Einrichtung und den Bau der Häuser betrifft, mit denen der Golah ziemlich überein.

[1]) Sämmtliche eingebornen Bewohner der Gegend von Cape Mount gehören dem Vey-Stamme an.

Am obern, östlichen Ende des Sees dehnt sich eine weite Ebene aus, die sich ostwärts bis an den Little Cape Mount River erstreckt, und auf welcher weite Grasflächen mit Hochwald und kleinen Gehölzen abwechseln. Alle diese Flächen sind reiner Sandboden, und stellenweise angetroffene Conchylienreste beweisen, dass die Gegend vor verhältnissmässig noch nicht sehr langer Zeit einen grossen Landsee oder eine Lagune gebildet haben muss, das heisst, dass der jetzige Fisherman Lake früher eine viel bedeutendere Ausdehnung hatte, als eben jetzt. Der obere, östliche Theil des Sees ist denn auch ungemein seicht, so dass man in der Trockenzeit sogar mit leichten Canoes jeden Augenblick auf Sandbänken und andern Untiefen festsitzt und beim Landen schon eine Strecke weit vom Ufer aussteigen und durch Untiefen watend das Canoe hinter sich nachziehen muss. Zur Regenzeit aber tritt der See über seine flachen Ufer und setzt einen guten Theil der Grassteppen unter Wasser; die Sümpfe werden voll und die Wälder unpassirbar.

Im Süden des Sees erhebt sich, durch einen Gürtel von Sumpf und Grassteppe von ihm geschieden, das Cape Mount-Gebirge, dort schlechtweg *mountain* genannt, dessen Südabhang ziemlich steil ins Meer abfällt. Dieses Gebirge ist eine durchaus isolirte Erhebung, die keinen Zusammenhang mit den weiter landeinwärts gelegenen Hügelzügen aufweist. Die verschiedenen Bergzüge, aus denen es besteht, erheben sich an ihrem höchsten Punkte 1030′ hoch über den Meeresspiegel und gehen alle, wie die Finger einer Hand, von einem am westlichen Ende vorhandenen Centrum, einer Art Sattel, aus, an dessen Westabhang die Niederlassung Robertsport liegt. Sowohl die Rücken und Abhänge, als auch die meist sehr tiefen Thäler sind mit dichtem Urwald überzogen. Die am häufigsten auftretende Felsart ist ein Eruptivgestein (Gabbro), das in kolossalen Felstrümmern Rücken, Abhänge und den Fuss des Gebirges bedeckt. Längs des Letzteren, sowie auch in den Thälern, bildet dies in eisenhaltigen Thon eingebettete Gestein grosse Schuttkegel [1]). Der südlichste und zugleich

[1]) Es kommen jedoch unzweifelhaft auch Gneisse und deren Verwitterungsprodukte vor.

längste Bergrücken fällt ziemlich steil zum Meere ab, am Fusse eine gegen 200′ hohe Terrasse bildend, die an den tief eingefressenen Ufern der Sturzbäche die mächtigen, in wilder Unordnung über einander gethürmten Felstrümmer zu Tage ausgehen lässt.

Auch hier sind die schon erwähnten Schuttkegel sichtbar, bestehen aber nur aus pittoresk über einander gehäuften Felsmassen, ausgewaschen von der ewig nagenden See, deren Brandung sich donnernd an ihnen bricht, und in deren hoch aufspritzendem Gischt prächtige Regenbogen spielen. Ebenso findet man im Lake, nahe bei der Mündung des Morfi River, sowie bei Bendoo und Buluma, also mitten in der Ebene, nicht nur lose Blöcke, sondern ganze Inseln von geschichteten (archaeischen) Gesteinsmassen, die übrigens auch an verschiedenen Stellen des Mahfa River und in den Hügeln des Binnenlandes zu Tage treten.

Die ganze Erhebung der Mountain ist gegen 3 Stunden lang und wird nach Osten hin allmälig niedriger. Ihre Längsthäler werden von Quellbächen mit herrlichem, kaltem, zum Trinken sehr geeignetem Wasser durchzogen, die sich in einem Sumpfgürtel verlieren. Dieser Letztere schliesst sich eng an die Contouren der verschiedenen Bergzüge an und wird im Norden durch ein schmales Steppenband von Lake und Cape Mount River geschieden. Sogar aus den kurzen, aber tiefen Runsen des Nord- und Westabhanges stürzen sich kleine Bäche über waldbeschattete Felsblöcke hinab und versehen die Niederlassung selbst in der Trockenzeit mit dem vorzüglichsten Trinkwasser aller Küstenplätze Liberia's. Welch ein Gegensatz zu dem Vorgebirge Messurado, dessen entholztes, westliches Ende kaum eine einzige gute Quelle besitzt, so dass die Bewohner Monrovia's in der Trockenzeit das Trinkwasser vielfach aus offenen und verschlammten, der Sonnenglut ausgesetzten Tümpeln schöpfen, ja oft sogar gezwungen sind dasselbe zu kaufen, falls sie nicht vorziehen, es selbst von weit abgelegenen Orten herbeizuschaffen!

Grand Cape Mount mit seiner durch das Vorgebirge beschützten Bucht erinnert sofort an das Cap Messurado und ist auch wirklich fast nichts Anderes als eine beinahe bis in die Details getreue Wiederholung desselben. Nur ist die Erhebung, die das Cap hier bildet, viel höher, zerrissener, complicirter und

gänzlich isolirt, während sie in Monrovia nur aus einem einzigen Hügelzuge besteht, der als eine Fortsetzung des felsigen Küstengürtels betrachtet werden muss und nach Westen in einen etwas höhern Felskopf ausläuft. Auch die Betten der in diese beiden Buchten einmündenden Flüsse bieten grosse Aehnlichkeit. Dort der Messurado River, von Osten her aus einem grossen Steppen- und Sumpfgebiete kommend, hier der Grand Cape Mount River aus dem Fisherman Lake, beide in Richtung und an Wassergehalt ungefähr gleich. Der tief aus dem Innern kommende St. Paul entspricht dem Mahfa River, und der Digby- oder Pobah River dort dem Sugary River hier. Alle drei genannten Wasserläufe vereinigen sich hinter einer langen, von Robertsport aus in nördlicher Richtung verlaufenden Sandbank (*bar*) gleich derjenigen von Monrovia, und münden durch einen gemeinschaftlichen Ausgang (*bar-mouth*) in die See [1]).

Der Mahfa River ist, obwohl viel kleiner als der St. Paul, immerhin ein bedeutender Fluss. Ein breiter Creek, ähnlich dem Stockton Creek bei Monrovia, verbindet ihn mit dem unteren Ende des Fisherman Lake, und es entspricht das auf diese Weise abgeschnittene Stück Land — die Insel Gambia — durchaus der Bushrod-Insel bei Monrovia. Der Fluss bildet, da er weit hinauf für Canoes befahrbar ist, eine sehr frequentirte Handelsstrasse nach dem Innern. Ausser einer Menge, von beiden Seiten kommender, kleinerer Creeks erhält er einen bedeutenden Zufluss in dem rechts einmündenden, grossen Glima Creek, welcher breiter und tiefer ist, als der Fluss selbst, aber kein merkliches Gefälle hat. Der Mahfa ist bis nach Weahjah an den ersten Wasserfällen befahrbar und bildet den Schlüssel zu einer der reichsten Gegenden von ganz Liberia. Schade, dass dieselbe immer aufs Neue von den Räuberhorden der Gallinas-Stämme verwüstet und unsicher gemacht wird.

Der Sugary River ist, gleich dem Digby- oder Pobah River westlich vom St. Paul, eher ein grossartig angelegter Creek, als ein Fluss zu nennen. Er empfängt all sein Wasser aus kleinen Seiten-

[1]) Nähere Auseinandersetzungen über diese und ähnliche Erscheinungen folgen im vierzehnten Capitel.

creeks, die sich in den Waldsümpfen verlieren. Seine Ufer sind sumpfig und beinahe unbewohnt, und wegen der dichten Einfassung von Mangrovewald selbst für den Jäger unzugänglich.

Weiter im Westen mündet der Manna River, welcher gegenwärtig die Nordwestgrenze Liberia's bildet, und noch mehr westlich der breite Solyman- oder Sulymah River. Beide Flüsse können ebenfalls ziemlich weit landeinwärts mit Canoes befahren werden.

Leider habe ich jene Gegenden, in denen damals anhaltende Kriege wütheten, nicht besuchen können und kenne sie nur aus den Erzählungen meines Jägers Jackson Demery, welcher mir stets mit der höchsten Begeisterung von ihren herrlichen Jagdgründen sprach und darin über 20 Jahre ein wildes Waidmannsleben geführt hatte, bis ihn der Ausbruch des Krieges zwang, nach Grand Cape Mount zurückzukehren.

Während unseres zweitägigen Aufenthaltes in Robertsport lernten wir zwei Weisse, den amerikanischen Missionär Rev. C. Grubb und seine Frau, kennen. Beide waren sehr anspruchslose, freundliche Leute, die wir gleich bei unserem ersten Besuche lieb gewannen, und die uns auch später, besonders während der Krankheit meines Begleiters Sala, alle möglichen Freundschaftsdienste erwiesen. Ebenso wurden wir dem Superintendenten von Robertsport, Herrn R. J. B. Watson, vorgestellt, einem sehr gemüthlichen, schwarzen Liberianer, der sich ausnahmsweise vom armen Zwischenhändler zu seiner gegenwärtigen, angesehenen Stellung emporgearbeitet und ein grosses Vermögen erworben hat. Herr Veldkamp that während der beiden Tage, die wir unter seinem Dache zubrachten, trotz seiner sehr beschränkten Zeit alles Mögliche, um uns einen Einblick in die dortigen Verhältnisse zu verschaffen, und auch unser nachheriges, langes Zusammenleben in Robertsport war so voll von Freundschaftsbeweisen seinerseits, dass mir dasselbe stets in angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Auf Anrathen unserer neuen Bekannten beschloss ich, während der nun angebrochenen Trockenzeit die Gegend am oberen Fisherman Lake zu exploriren, woselbst wir überdies nicht zu fürchten brauchten, durch den Krieg, der westlich vom Mahfa River

ausgebrochen war, belästigt zu werden. Mit dem Könige Barlah, der über die Gegend am Fisherman Lake regierte und *the King of the Lake* genannt wurde[1]), schlossen wir Freundschaft, indem wir ihm ein Geschenk von 4 Dollars überreichten und dafür in Gegenwart von Herrn Veldkamp, Mr. Watson und Rev. Grubb die Erklärung erhielten, dass wir in dem ganzen, unter seiner Jurisdiction stehenden Gebiete ungefährdet reisen und jagen dürften, dass er für jeden an uns verübten Diebstahl verantwortlich sei und alle Feindseligkeiten von Seiten seiner Unterthanen strenge bestrafen werde. Zu seiner Ehre sei denn hier gleich gesagt, dass wir wirklich im ganzen Gebiete König Barlah's nie über Diebstähle oder feindseliges Auftreten von Seiten der Eingebornen Klage zu führen hatten.

Am 19. November 1880 fuhren wir, begleitet von Rev. Grubb, mit allen unseren Habseligkeiten in einem von Mr. Watson's grossen Segelbooten nach Bendoo, einer Stadt am nördlichen Ufer des Fisherman Lake, ungefähr mitten zwischen den Mündungen des Johny Creek und des Morfi River gelegen, wo wir am Abend anlangten. Der uns begleitende Abgeordnete von King Barlah wies uns ein geräumiges, viereckiges Haus als Wohnung an. Die eine Hälfte des Hauses bildete eine vorn ganz offene Halle, in der man sich den Tag über aufhielt, die andere aber war geschlossen und als Schlafraum eingerichtet.

Die Stadt, welche nicht besser aussah als alle schon früher besuchten Negerplätze, war von einem beinahe kreisrunden, hohen Staketzaun umgeben. Um diese Einfriedigung zog sich in geringem Abstande eine zweite, die aus einer doppelten Reihe von lebenden, dicht neben einander gepflanzten Akazien mit künstlich in einander verflochtenen Kronen bestand. Eine solche lebende Ringmauer kann im Nothfall ohne viel Mühe und Zeitverlust sehr stark befestigt werden.

Die nächste Umgebung von Bendoo zeigte sich für die Jagd weit weniger geeignet, als wir erwartet hatten, denn die vielen Sümpfe hinderten uns überall am Weiterkommen, und die trockenen

---

[1]) Dieser bedeutende Häuptling ist während meiner zweiten Liberia-Reise gestorben.

Gegenden waren mit Buschwald (früheren Pflanzungen) bedeckt, in welchem das Meiste, was wir schossen, verloren gieng. In der Stadt aber wurden wir fortwährend von lärmenden und bettelnden Negern belagert und vielfach an unserer Arbeit gestört, weshalb wir uns entschlossen, einen mehr abgelegenen und günstiger situirten Ort für unsere Station aufzusuchen.

Im December siedelten wir in einem Canoe nach dem weiter oben am See gelegenen Platze Hokhiё, in der Nähe des Negerdorfes Buluma, über, wo ich ein dem König Vey John in Monrovia gehörendes, sehr grosses, leerstehendes Haus für einige Monate gemiethet hatte. Dasselbe war für unsere Zwecke wie geschaffen und sehr günstig situirt, denn es stand nahe am Ufer des Lake und war eine englische Meile von dem grossen, landeinwärts gelegenen Dorfe Buluma entfernt, in einer Gegend, wo kleine Grassteppen mit Hoch- und Buschwald und Sumpfgebiet abwechseln.

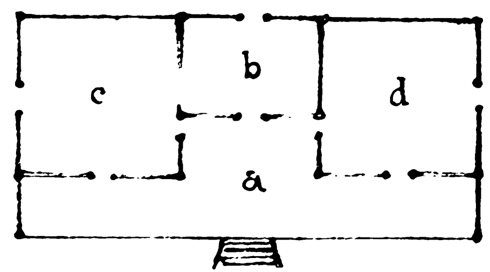
Hokhiё, ein sehr alter, wohlbekannter Platz, hatte das Schicksal der meisten Negerdörfer getheilt: es war, da nach und nach die ganze Umgegend abgeholzt und urbar gemacht worden war, von seinen frühern Bewohnern verlassen worden und hatte bei unserer Ankunft nur das eine Haus, in welchem wir unsere Station einrichteten. Dieses war noch ziemlich neu und, wie nebenstehende Abbildung mit Grundriss zeigt, äusserst praktisch eingerichtet. Es stand auf einer zu diesem Zwecke hergestellten, etwa 3′ hohen Terrasse von Thon, mit der Rückseite dem nahen Lake zugekehrt. Unter einem riesigen Bombax, dem der Blitz die obere Hälfte der mächtigen Krone zerschmettert hatte, war der Landungsplatz nicht nur für unsere Canoes, sondern auch für diejenigen der Bewohner des weiter landeinwärts gelegenen grossen Dorfes Buluma, die zum grossen Theil aus Fischern bestanden. Die umliegenden frühern Pflanzungen waren zum grössten Theil wieder mit Buschwald, einige sogar mit Hochwald bedeckt. Schon während unseres Aufenthalts daselbst siedelten sich wieder Leute um unser Haus herum an und verwandelten einen Theil des Waldes wieder in Pflanzungen, und als ich auf meiner zweiten Liberiareise den Platz abermals besuchte, war zu meiner nicht geringen Ueberraschung unser früher so einsamer

Wohnplatz, Dank seiner günstigen Lage, wieder ein ansehnliches Dorf geworden.

Obschon wir auch dort von den lästigen Sumpffiebern keineswegs



Jagdstation in Hokhië.



a. Veranda, *b.* Küche, *c.* Wohn- und Arbeitsraum, *d.* Magazin und Trockenraum.

verschont blieben, so konnten wir unsere Sammlungen auf jener Station doch ganz bedeutend vergrössern und erhielten Manches, nach dem wir früher mit Aufbietung aller Kräfte vergeblich

gesucht hatten, wie unter vielem Andern den kleinen liberianischen Hippopotamus, einen grossen Lamentin, das Wasser-Moschusthier, eine lang gesuchte Raubvogelart (*Baza cuculoides*) und eine Anzahl seltener und für die Wissenschaft theilweise neuer Reptilien und Fische.

Der See selbst bot für die Jagd nicht viel, da wir mit Ausnahme der grossen Spornflügelgans (*Plectropterus gambensis*) und einiger Seeschwalben, nie Schwimmvögel auf ihm antrafen. Wohl beherbergten seine flachen und sandigen, theilweise mit Binsenbeständen und Mangrove besetzten Ufer eine Menge Reiher-Arten und Wasserschnepfen, doch waren diese für unsere Sammlungen von untergeordneter Bedeutung. Dennoch besuchten wir seine Ufer häufig und betrachteten dieselben gewissermaassen als unsere Vorrathskammer, da wir an ihnen, wenn wir ohne essbares Wild von der Jagd zurückkehrten, schnell ein Eichhörnchen, ein paar Turteltauben, einen Brachvogel oder einen Uferläufer schiessen konnten.

Aus dem nahen Buluma wurden uns Bananen, Orangen und Limonen zum Kaufe angeboten, gelegentlich auch wohl ein Huhn oder einige Eier, freilich Alles zu hohen Preisen, und da wir den See als Wasserstrasse nach Robertsport benutzen konnten, so waren wir stets im Stande, uns genügend mit Lebensmitteln zu versehen. Auch hatten wir, und besonders in finstern Nächten, oft Gelegenheit, von dem Fischervolke Buluma's frische Fische zu kaufen, soweit wir uns nicht selbst damit zu versehen vermochten.

Gewöhnlich giengen wir schon vor Tagesanbruch auf die Jagd, begleitet von einem eigens zu diesem Zwecke geschulten Jagdburschen, der wie ein Spürhund die Thierfährten fast im Dunkeln finden konnte, und dessen scharfem Gehör und Gesicht das leiseste Geräusch, die geringste Bewegung nicht entgieng. Nach abgegebenem Schuss rannte er sofort auf die Beute los um ihr, wenn sie nicht gleich todt war, keine Zeit zum Entrinnen zu lassen, und hielt sie dann bis zur Heimkehr bei sich. Gegen 10 Uhr, wenn die Sonne heisser zu brennen anfing, die Thiere zur Verdauung ihrer Morgenmahlzeit sich zurückzogen und es im Walde stille wurde, traten wir unsern Rückweg an. Nach dem Frühstück

präparirten wir unsere Jagdbeute und giengen dann um 4 Uhr, wenn die Sonne sich neigte und es allmälig kühler wurde, manchmal aufs Neue aus, um die Thiere bei ihrer Abendmahlzeit anzutreffen, bis endlich das Zirpen der Cicaden und die zunehmende Dunkelheit zur Heimkehr mahnten.

In mondhellen Nächten begaben wir uns auch wohl auf den Anstand, um Büffel und Antilopen zu schiessen. Zu diesem Zwecke setzten wir uns an einer vorher in einer Pflanzung ausgewählten Stelle auf einen hohen Termitenhügel oder im Walde in ein sogenanntes Nest (einige quer in eine Baumgabel hineingebundene Knüppel) und harrten dann in zusammengekauerter Stellung, das Gewehr schussbereit auf den Knieen, der Dinge, die da kommen sollten. Ich muss hier jedoch gleich hinzufügen, dass diese nächtliche Jagd keineswegs grosse Resultate lieferte und weit entfernt war, die Opfer an der so nöthigen Nachtruhe und die gesundheitsschädlichen Folgen auch nur einigermaassen aufzuwiegen. In anderer Hinsicht ist ein solcher nächtlicher Anstand jedoch äusserst interessant und wirkt durch alle die fremdartigen Laute der Nachtthiere, besonders durch die schaurigen Klagetöne der Zibethkatzen ungemein spannend auf die erregte Phantasie des lautlos dasitzenden Jägers.

Manchmal machten wir in unserem Canoe grössere Excursionen nach andern Gegenden am Lake, z. B. nach dem südlichen und östlichen Ufer in die verschiedenen, in denselben mündenden Creeks. Auf diese Weise lernten wir nach und nach die Dörfer Dahtië, Fali und Mendo am südlichen Ufer kennen und knüpften mit deren Bewohnern Beziehungen an. In Mendo machte ich die Bekanntschaft des dortigen Häuptlings THOMAS GRAY, eines sehr intelligenten Mannes von mittlerem Alter, dessen Vater vor etwa 40 Jahren die Schriftsprache der Vey erfunden und eingeführt hat. Ich lernte ferner in der Cape Mount-Gegend viele Mitglieder der grossen und angesehenen Familie GRAY kennen, der die meisten Häuptlinge der Dörfer um den Lake angehören. Alle sprachen ziemlich geläufig Englisch, da sehr viele in der Jugend eine Zeit lang in den Missionsschulen oder im Dienste des einen oder andern Liberianers gewesen waren. Alle diese Leute konnten die Vey-Sprache nicht nur geläufig lesen und schreiben, sondern

machten davon auch häufig in ihrem brieflichen Verkehr Gebrauch. Wir haben sehr oft Väter ihren Söhnen — die Frauen scheinen diese Gunst nicht zu geniessen — Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilen sehen, wobei, ebenso wie bei den Mandigo ein weisses, hölzernes Brett den Dienst einer Schiefertafel versah, und die Nachfrage nach Schreibpapier und Bleistiften, ja selbst nach Federn und Tinte war auffallend gross. Oft sieht man auch mit Indigo und mit als Federn zugeschnittenen Schilfhalmen schreiben.

Auf einer der genannten Excursionen fuhr ich einmal durch den sogenannten Johny Creek, zwischen grossen Mangrovewäldern hindurch, nach dem neu angelegten, saubern Städtchen Johny, von wo ich das Canoe zurücksandte und zu Fuss, nur von meinem Jagdburschen begleitet, nach Jondoo gieng. Jondoo ist eine ziemlich grosse, alte Stadt mit theilweise sehr grossen Thonhäusern und bildet, wie das noch weiter landeinwärts gelegene Madina[1]), das Centrum für den Palmöl- und Palmkernhandel am obern Fisherman Lake. In Abwesenheit des Häuptlings wurde ich von dessen Sohn empfangen, der mich aber aus Mangel an Lebensmitteln nicht bewirthen konnte, und sogar mit mir noch meine Abendmahlzeit theilte, die aus einigen gebratenen Eichhörnchen und einem mitgebrachten, geräucherten Affenschlägel bestand. Das einzige Zeichen der Gastfreundschaft, welches mir der freundliche Junge geben konnte, bestand darin, dass er mir seine eigene Hütte als Schlafplatz für die Nacht anbot. Am andern Morgen brach ich früh auf und kehrte auf einem beschwerlichen Marsche zu Land durch eine hügelige, von vielen Waldcreeks durchzogene Gegend, in der ich unter Anderm eine 270 Schritte lange *monkey-bridge* passirte, nach unserer Station in Hokhiё zurück.

In den ersten Tagen des Jahres 1881 besuchte uns ein sehr intelligent aussehender, aber höchst verschmitzter Eingeborner, der sich James Payne nannte[2]) und als ein Neffe und zugleich

---

[1]) Siehe achtes Capitel, p. 156, Note 2.

[2]) Eingeborne pflegen sich, wenn sie in der Jugend unter Liberianern gedient hatten oder von diesen erzogen wurden, später deren Namen beizulegen.

als Botschafter des Königs MORANA SANDO von Cobolia vorstellte. Er überbrachte uns Grüsse von seinem Onkel und Auftraggeber, sammt einer Einladung, denselben bald zu besuchen, da er mir einen jungen, lebenden Leoparden zu verkaufen wünsche. Zugleich bat er, zum Beweise, dass er sich seines Auftrages gewissenhaft entledigt, um einige Blätter Tabak für seinen königlichen Oheim. Da uns Aehnliches schon öfter vorgekommen war, so verhielten wir uns ziemlich zurückhaltend. Einige Tage später aber kam der Mann wieder und brachte uns als Gegengeschenk für unsern Tabak einen Tragkorb voll Kassaven und ein weisses Huhn. Zugleich sagte er uns, dass sein Onkel betrübt sei (wörtlich: *a fala mah sa* „sein Herz liegt nicht,") weil ich ihm nicht recht zu trauen scheine, und er sende mir daher dieses weisse Huhn als Zeichen, dass sein Herz gegenüber uns eben so weiss und fleckenlos sei, wie dieses. Ausserdem brachte er, wie er sagte, den jüngsten und liebsten Sohn seines königlichen Oheims mit, einen hübschen, kleinen Jungen mit wohlgeformtem Gesicht und schönen, grossen Augen, und erbot sich, mich in der Frühe des folgenden Tages in seinem Canoe abzuholen und nach Cobolia zu bringen. Da ich den vielgepriesenen Mahfa River schon längst gerne besucht hätte, so versprach ich, am nächsten Morgen bereit zu sein und die drei stärksten meiner Bassa-Leute, gut bewaffnet, als Begleitung mitzunehmen. Sodann übergab ich ihm ein Gegengeschenk für seinen Oheim, welches ungefähr den Werth des seinigen hatte und noch am selben Tage durch einen Diener mit der Botschaft nach Colobia gebracht werden sollte, dass wir andern Tages selbst kommen würden. Unser JAMES PAYNE zog dann mit dem Jungen ab, um sich am nächsten Morgen früh mit dem Canoe wieder bei uns einzufinden. Wir haben ihn jedoch nie wiedergesehen.

Einige Wochen später erhielt ich von Herrn ROMAHN, dem damaligen Hauptagenten der Firma WOERMANN, der sich gerade in Robertsport befand, einen Brief mit der Mittheilung, dass sich in einem der dort gebräuchlichen, grossen Schleppnetze ein Lamentin (*Manatus senegalensis*) gefangen habe, und dass es ihm, dem Schreiber, gelungen sei, denselben zum Preise von dreissig Dollars für mich zu kaufen. Da das Thier, welches ausgeweidet

noch 590 englische Pfund wog, zu gross war, um bequem nach Hokhiё hinaufgeschafft zu werden, so blieb mir nichts Anderes übrig, als so rasch wie möglich nach Robertsport hinunterzufahren, um dasselbe dort für unsere Sammlung zu präpariren. Die Gelegenheit, ein solches Thier unbeschädigt in Besitz zu bekommen, bietet sich nur äusserst selten; ich machte daher von derselben gern Gebrauch, um unsere Sammlung mit einem solchen Prachtstück zu bereichern und traf sofort die nöthigen Anstalten zur Abreise. Es war am 22. Januar (einem Samstag) abends 10 Uhr, als die fünf *Krooboys* mit dem Briefe ankamen. Nachdem wir denselben eine Mahlzeit vorgesetzt, liessen wir sie etwas schlafen und machten inzwischen Alles zur Abreise bereit. Um zwei Uhr nachts trat ich mit den *boys* und meinem Leibdiener PETER die Fahrt den See hinunter an. Es war eine herrliche Mondnacht, und da es etwas kühl geworden war — denn 25° C. ist für einen nackten Neger eine unangenehm niedrige Temperatur — wurde sehr kräftig gerudert, so dass wir, trotz häufigen Festfahrens auf ausgedehnten Untiefen, schon am Morgen um 7 Uhr bei der deutschen Faktorei in Robertsport ankamen. Obwohl der Sonntag in allen christlich-liberianischen Niederlassungen sehr streng gehalten wird, so machte ich mich doch sofort an die Arbeit, die mit Hülfe meines Bedienten und einiger Eingebornen (Liberianer wären nicht dazu bereit gewesen) rasch gefördert wurde. Wohl hundert Menschen drängten sich in einem fort um uns her, und zwar vorgeblich, um Fleisch zu kaufen, in Wirklichkeit aber, um dasselbe geschenkt zu erhalten. Obwohl Herr ROMAHN das Thier aus Vorsicht schon am Abend hatte ausweiden lassen und es in Folge dessen noch ganz frisch war, so hatte sich doch durch das Hin- und Herschleppen die haarlose Oberhaut an manchen Stellen losgelöst, und es musste daher die grösste Vorsicht beobachtet werden, um dieselbe einigermaassen in gutem Zustande zu erhalten.

Das Thier, ein wahres Prachtexemplar, war ein altes Männchen von neun Fuss Länge. An der vordern Hälfte war es sehr dick, wurde nach hinten dann allmälig dünner, und hatte zwei flossenartige Vorder- und zwei in eine Art abgerundeter, horizontaler Schwanzflosse vereinigte Hinterfüsse. Der Hals war kurz und

dick, der Kopf rund, die Ohren nur durch zwei Oeffnungen ohne Ohrmuscheln vertreten, die Augen klein, die Schnauze hoch und breit, kuhmaulartig, und die verschliessbaren Nasengruben nach oben gerichtet. Die Hautfarbe war oben und an den Seiten glänzend blauschwarz und gieng am Bauche in einen gelblichen Ton über. Unter der ausserordentlich dicken und haarlosen Haut befand sich eine dicke Lage von schwammigem Zellgewebe und Speck. Das dunkelrothe Fleisch schmeckte ungefähr wie frisches Schweinefleisch. Von Thrangeschmack war Nichts zu bemerken, was seinen Grund darin hat, dass diese Thiere bloss von Uferpflanzen leben. Am Abend hatte ich die Haut conservirt, und während der ersten Hälfte des folgenden Tages wurde auch das Skelet so weit fertig, dass ich Alles zusammen meinem Gefährten SALA nach Hokhiё hinaufsenden konnte. Mir selbst bot sich inzwischen die Gelegenheit, den Mahfa River hinauf nach der bereits erwähnten Stadt Cobolia zu fahren. Da wir nun ohnehin beabsichtigten, unsere Station von Hokhiё-Buluma anderswohin zu verlegen, so machte ich gern von der Gelegenheit Gebrauch, um mir den Mahfa River und das vielbesprochene Cobolia mit seiner Umgebung einmal anzusehen.

Den 24. Januar in der Mittagsstunde verliess ich Robertsport und fuhr in einem mit sechs Negern bemannten Canoe nach der Mündung des Mahfa River hinüber und dann diesen Letztern aufwärts. Der Fluss hat, bevor er sich in seine beiden Mündungsarme theilt, eine Breite von etwa 100 Meter. Seine Ufer wurden, sobald wir die Mangrovewälder des Mündungsdelta's hinter uns hatten, steil und hoch[1]), die Landschaft aber blieb weit hinauf flach; sie zeigte einen Wechsel von Grassteppe, kleinem Gehölz und Sumpfgebüsch und war mit zerstreut stehenden Oelpalmen besetzt.

---

[1]) Der Umstand, dass der Fluss sein Bett tief in den flachen Thonboden eingegraben hat, weiter oben aber durch Anhöhen flankirt wird, so dass er selbst in der Regenzeit nicht über seine Ufer hinaustritt, hat ihm seinen Namen verschafft (*mah* = nicht, *fa* = voll). Meine frühere Schreibweise „Marfa" in „Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap te Amsterdam" ist also unrichtig, etwas besser die Schreibweise *Maffa*, die in den englisch-liberianischen Unterhandlungen über die Grenzregelungsfrage vorkommt.

In Caba, einer ärmlichen Stadt am linken Ufer, wurde angelegt, und die Ruderer kochten ihr Abendessen. Es war freilich dazu noch viel zu früh, aber die Leute hatten keine Ruhe, bis sie einen für mich werthlosen Affen, den ich auf der Fahrt von einer am Ufer stehenden Oelpalme heruntergeschossen, geschlachtet und verspeist hatten. Bei diesen Negern, die alles, was nur einigermaassen auf den Namen Thier Anspruch machen kann, in die Pfanne stecken, bevor es noch gut die Augen geschlossen hat, war eine solche Hast begreiflich, und da ich zudem ihre ganz besondere Vorliebe für Affenfleisch kannte, so entsprach ich diesem Wunsche doppelt gern. Die Zubereitung war äusserst einfach. Während die Einen den Topf mit Wasser aufs Feuer setzten, sengten die Uebrigen dem Affen über dem Feuer die Haare ab, schnitten ihn dann in Stücke und warfen diese in das bereits brodelnde Wasser. Nach weniger als einer Stunde schon präsentirte mir der *headman* (Steuermann) der glücklichen Ruderer eine gargekochte Schulter nebst einer Schale voll Palmwein, von dem er mehrere Kalebassen voll gegen die Eingeweide des Affen eingetauscht hatte.

Gegen Abend fuhren wir wieder ab, und unter lautem Gesang, Lachen und Scherzen ruderten die Neger die ganze, mondhelle Nacht tüchtig flussaufwärts. Die Ufer wurden, je weiter wir kamen, immer höher, die Uferlandschaft stets romantischer. Bei Anbruch der Nacht passirten wir, kurz oberhalb des Negerdorfes Gongocoro, den von Westen her einmündenden, breiten und schwarzen Glima Creek. Mit einem Silberlichte, wie es nur den schönen Tropennächten eigen ist, beleuchtete die volle Mondscheibe Fluss und Ufergelände, dessen breitkronige, überhängende Bäume phantastische Schlagschatten auf die unter den taktmässigen Ruderschlägen zitternde Wasserfläche zauberten, und von den hohen Ufern sahen wir die gespensterhaften, dunkeln Umrisse der stark befestigten Städte Johny und Djarduby herniederschauen.

Gegen den andern Morgen fanden wir den Fluss enger und die hohen Uferwände näher zusammengerückt. Ueber das Wasser hinausgestürzte Baumstämme versperrten dann und wann dem schlanken Canoe den Weg; herrlich blaue Eisvögel huschten über

das Wasser hin; hochbeinige Spornflügelkibitze (*Lobivanellus albiceps*) mit langen, von den Wangen herabhängenden Hautlappen, spazierten auf dem Rande der grossen, in den Biegungen des Flusses angeschwemmten Sandbänke auf und ab, und ein Schlangenhalsvogel starrte, auf einem niedergestürzten Baumstamme sitzend und den scharfen Schnabel zum tödtlichen Stosse bereit, unverwandt in das vorbeifliessende Wasser. Jeden Augenblick sassen wir auf einem unter Wasser verborgenen Baumstamm, einem Felsen oder einer Sandbank fest, und mussten die Ruderer dann ins Wasser springen, um das Canoe wieder flott zu machen — ein gewöhnliches Hinderniss bei derartigen Flussfahrten während der Trockenzeit.

Um acht Uhr morgens kamen wir endlich am Landungsplatze von Cobolia an. Auf der grossen Sandbank, wo die Canoes anlegen, waren viele Frauen und Mädchen in Eva's Kostüm mit dem Waschen ihrer primitiven Toilette beschäftigt. Alle betrachteten mich mit der grössten Neugierde, denn sie hatten wohl viele liberianische Mulatten, aber noch kaum jemals einen Weissen gesehen. Ich liess die Ruderer meine Sachen nach der Stadt tragen, die etwas abseits auf einer kleinen Anhöhe am rechten Ufer lag. Dort angekommen, wurde ich von einem zufällig anwesenden, liberianischen Zwischenhändler (*trader*) aus Robertsport nach dem königlichen Palaverhause begleitet, wo ich die Ehre hatte, ohne langes Antichambriren der schwarzen Majestät vorgestellt zu werden.

König Morana Sando (sein englischer Name ist Sandfish) war ein mittelgrosser, aber stark gebauter, etwas korpulenter Mann mit greisem Haupthaar und eben solchem, kurzgeschorenem Schnurrbärtchen. Er trug nach dortiger Sitte ein weites Gewand von inländischem Baumwollzeug (*country cloth*) in schönem Faltenwurfe über die linke Schulter und um den Leib geschlungen, und auf dem Kopfe eine kleine Mütze von Löwenfell, die er wohl von einem Mandingo erhalten haben mochte. Seine ganze Erscheinung machte einen sehr angenehmen Eindruck, welcher durch das herzliche Lachen, zu dem sich gelegentlich das intelligente Gesicht verzog und dann zwei Reihen untadelhafter Zähne zeigte, noch erhöht wurde.

Nach einigen freundlichen Worten des Empfanges in englischer Sprache liess MORANA mich in ein benachbartes Haus bringen und mir durch eine seiner Frauen etwas Reis mit frischem Wildbraten vorsetzen. Da ich soeben im Palaverhause ein ganz frisches Leopardenfell zum Trocknen aufgespannt gesehen hatte, so fragte ich meine freundliche Wirthin, ob vielleicht der vor mir stehende Braten in einiger Beziehung zu jenem Leopardenfell stehe, worauf sie lachend den Kopf zurückschnellte, was so viel bedeutete als: „Du hast gut gerathen, weisser Fremdling."

Nachdem ich auf einer neben dem Feuer liegenden Bambumatte [1]) etwas geruht hatte, wurde ich nach dem Palaverhause gebracht, wo mich der König zur Audienz erwartete. Er lag neben dem Feuer in einer grossen Hängematte behaglich ausgestreckt, und in respektvoller Entfernung sassen auf der Erde, wie mir schien, seine Grosswürdenträger und hatten ihr Gesicht in feierliche Falten gelegt, was zu dem selbstzufriedenen Lächeln, das den Mund seiner Majestät umspielte, in eigenthümlicher Weise contrastirte. Sofort nach dem Eintritt wurde mir ein Stuhl zum Sitzen angeboten, während mein Dolmetscher, der schon erwähnte liberianische Händler, neben mir stehen blieb.

Obschon MORANA gut Englisch sprach, liess er sich doch, wahrscheinlich weil die Etikette an seinem Hofe dies forderte, während der ganzen Audienz alles, was ich ihm in englischer Sprache erzählte, durch einen Dolmetscher in die Vey-Sprache übersetzen. Dies geschah Alles in ganz in kurzen Wortreihen, ohne Rücksicht auf den logischen Zusammenhang, was natürlicher Weise das Verständniss des Gesagten bedeutend stören musste. Ich sagte ihm nun, dass ich gekommen sei, um seine Bekanntschaft zu machen, dass ich mich einige Tage in Cobolia aufzuhalten und die Gegend zu durchstreifen gedenke und während dieser Zeit sein Fremdling (Gast) zu sein wünsche. Dann erzählte

---

[1]) Aus der sehr spaltbaren Rinde von Palmblattstielen geflochten. *Bambu-tree* heisst in Liberia die Weinpalme, *Bambu* aber nennt man deren schlanke Fiederschäfte, und *Bambu-wine* den aus dieser Palme gewonnenen Wein, zum Unterschiede von dem Wein der Oelpalme. Der echte Bambus (*Bambusa*) kommt nur sporadisch vor und spielt deshalb in der Industrie der dortigen Neger durchaus nicht eine so wichtige Rolle, wie dies in Ostindien der Fall ist.

ich ihm auch von dem langen James Payne, dem weissen Huhn und dem jungen Leoparden. Da ich bemüht war, der ganzen Erzählung einen komischen Anstrich zu geben, so entstand ein fröhliches Gelächter, worauf Morana erklärte, dass er diesen James Payne gar nicht kenne, von der Sendung eines weissen Huhns nichts wisse und leider auch keinen jungen Leoparden habe, dass ich ihm aber nichtsdestoweniger als sein Fremdling herzlich willkommen sei und dass er hoffe, mich recht lange in seiner Stadt beherbergen zu können.

Ich unterhielt mich nun ferner mit ihm über Jagd und Wildreichthum jener Gegend, und da ihm meine dabei geäusserte Absicht, in der Nähe von Cobolia unter seinem Schutze eine Jagdstation zu gründen, sehr wohl gefiel, so versäumte er nicht, die Vortheile, welche mir die Ausführung dieses Planes bieten würde, gebührend hervorzuheben und mir sein Land als die wildreichste Gegend von ganz Liberia anzupreisen. Der Grund dafür liess sich freilich leicht herausfinden. Morana führte damals gerade Krieg mit den benachbarten Stämmen der Gallinas, welche durch die gemietheten Räuberhorden der Kosso sein Land verwüsten und seine Residenz Cobolia bedrohen liessen. Erst vor Kurzem hatte die Stadt eine lange Belagerung glücklich bestanden, aber man hatte alle Aussicht auf einen erneuten feindlichen Anfall. Wären wir aber seine „Fremdlinge" gewesen, dann hätten wir vorkommenden Falls nothgedrungen für ihn Partei nehmen müssen. Nun schien er sich, jedenfalls nicht ganz ohne Grund, sehr viel von unsern „unfehlbaren" Feuerwaffen und unserer Munition zu versprechen und wahrscheinlich noch weit mehr von dem intellektuellen Einflusse, den zwei weisse Jäger in den Reihen seiner Krieger sowohl auf diese als auch auf die Feinde ausüben müssten. So versprach mir denn Morana alles Mögliche, um mich zur Ausführung dieses Planes zu bewegen. Er übernahm es, mir auf einem selbst zu wählenden Platze ein Jagdhaus zu bauen und zwei seiner eigenen Söhne als Bediente und Führer mitzugeben, und noch viel Anderes mehr. Ich wollte jedoch erst sehen und mich von der Tauglichkeit dieser Gegend selbst überzeugen, deshalb machte ich während der Dauer meines Aufenthaltes,

begleitet von zwei königlichen Prinzen und zahlreichen andern Leuten, verschiedene Jagdausflüge in die Umgegend. Dabei schoss ich gelegentlich für den König einige Turteltauben und Graupapageien, einmal auch einen Affen, den er jedoch nicht annahm, da seiner Mutter, und somit auch ihm, Affenfleisch zu essen verboten sei.

Als Wohnung hatte man mir das schönste Haus der ganzen Stadt angewiesen. Es war ein rechteckiges, auf einer 3′ hohen Terrasse errichtetes Gebäude mit weissgetünchten Lehmwänden, braun gestrichenen Thüren und Fensterläden, zwei kühlen, saubern Wohnräumen und einer guten, mit Matten und weichen Tüchern wohl versehenen Lagerstätte. In der schmalen Veranda des Hauses lag eine kleine, geladene Alarmkanone, deren mit Schiesspulver gefülltes Zündloch mit einem trockenen Baumblatt bedeckt war, und an der weissen Mauer des Hauses stand in grosser Antiqua die Aufschrift: „PRINCE DAVINDA OF COBOLIA."

Ich kann diesen Namen nicht nennen, ohne über die Person selbst einige Worte zu sagen. Prinz DAVINDA, einer der zahlreichen Söhne des Königs MORANA, trachtete in seinem ganzen Benehmen den Gentleman herauszukehren. Er gieng in Hemd und Hose gekleidet und trug darüber einen bis fast auf die Füsse reichenden Talar von leichtem, blauem Baumwollzeug. Lang und fast schmächtig gebaut, hatte er ein sehr intelligentes Gesicht, aus dem zwei lebhafte, schwarze Augen hervorblickten. Seine Erziehung war besser als diejenige der meisten jungen Leute seines Standes, da er als Jüngling mehrere Jahre bei dem englischen Kaufmann HARRIS an der Gallinasküste zugebracht und diesen sogar auf einer Reise nach England begleitet hatte. Während der Belagerung von Cobolia durch die Kosso soll DAVINDA sich bei der Zurückwerfung eines nächtlichen Angriffs durch grosse Tapferkeit ausgezeichnet und sogar durch Muth und Entschlossenheit die Stadt gerettet haben, indem er einige Feinde, die bereits über die Barrikaden geklettert waren und eines der Thore von innen geöffnet hatten, niedersäbelte und den Zugang wieder verrammelte. Er zeigte mir mit grossem Selbstbewusstsein einen schweren, eben erst vernarbten Säbelhieb über die Schulter, den er bei jenem Anlass erhalten hatte. Das Misslingen dieser Ueber-

rumpelung soll auch der Hauptgrund gewesen sein, weswegen die Feinde die Belagerung aufzuheben beschlossen.

Cobolia war damals ohne Zweifel die weitaus bedeutendste Stadt am ganzen Mahfa River. Weiter im Innern, über das ich leider nicht als Augenzeuge berichten kann, sollen einige noch bedeutend grössere und besser befestigte Städte liegen, als Cobolia. Dieses Letztere ist durch den Einfluss Morana's zu grosser Blüthe gelangt. Es hatte bei meinem Besuche etwa 100—120 theils kreisrunde, theils rechteckige Häuser und war von einem vierfachen, beinahe kreisrunden Staketzaun von eigenthümlicher, später zu beschreibender Bauart umgeben. Die Stadt machte von aussen, wo man nur die über einander hereinragenden Dornenkrönungen der verschiedenen Palissadenzäune sehen konnte, einen ungemein düstern, unheimlichen Eindruck. Enge und niedrige, aus einem Holzblock geschnittene Thore, gerade gross genug, um einem einzelnen Manne Durchlass zu gewähren, führten durch die finstern Barrikaden, und die drei verschiedenen Durchgänge waren Tag und Nacht mit Wachen besetzt. Mit Einbruch der Nacht wurden alle Thore von innen mit schweren Balken verrammelt und wurde Niemand mehr eingelassen, weil es hie und da vorkommt, dass der Feind durch List unter dem einen oder andern Vorwande sich einzuschleichen sucht. Die Wachen waren jedoch während meines Aufenthalts in Cobolia nicht sehr zuverlässig, denn auf einer nächtlichen Runde, die ich mit dem *head-warrior* (Kriegshauptmann) der Stadt, einem langen, martialisch dreinschauenden Manne mit spitzgefeilten Schneidezähnen, durch die Barrikaden machte, fanden wir von 24 Mann 4 in ihren Hängematten an den Wachtfeuern fest eingeschlafen. Sie wurden am andern Morgen zur Strafe sämmtlich ausgepeitscht und an den Block gelegt.

Das grosse, kreisrunde Palaverhaus des Königs, etwa 60′ im Durchmesser haltend, hatte ringsum eine Einfassung von halb in den Boden eingegrabenen, vierkantigen Branntweinflaschen, ebenso das auf einem grossen, freien Platze befindliche Grab von Morana's Vater. Die Häuser waren in solch bunter Unordnung hingestellt und sahen einander so ähnlich, dass man sich auf einem Gange durch die Stadt ohne Hülfe der Einwohner kaum

zurechtfinden konnte. Ein weisses, glatthaariges Schaf lief als heiliges Thier frei in der Stadt herum und wurde selbst in der grossen Hungersnoth während der letzten Belagerung sorgfältig gefüttert.

Cobolia ist der Mittelpunkt für den Palmöl- und Palmkernhandel der ganzen Gegend. Verschiedene liberianische Zwischenhändler hatten dort kleine Magazine mit allerlei Tauschwaaren und einem Schuppen, worin die eingetauschten Landesprodukte bis zum Weitertransport nach der Küste geborgen werden konnten. Die meisten dieser Händler waren dem Trunke ergeben und konsumirten den Branntwein, den sie zum Eintauschen von Palmkernen mitbrachten, zum grössten Theile selbst.

Die nächste Umgebung der Stadt bestand aus Ackerland, und daran anschliessend folgte abwechselnd Wald, Grassteppe und Sumpf. Auf meinen Streifzügen fand ich die ganze Umgegend durch die feindlichen Räuberhorden verwüstet, Oelpalmen und Bananenbüsche niedergehackt und die umliegenden Dörfer verbrannt und verlassen. An einem tiefen Waldbache, etwa eine englische Meile von der Stadt entfernt, lagen auf einer Sandbank acht menschliche Skelette mit abgehackten Schädeln, Händen und Füssen, welche letztere in die Bauchhöhle gesteckt waren. Sie sollen Leuten aus Cobolia angehört haben, die, nachdem der Feind die Belagerung aufgegeben zu haben schien, nach ihren Farmen gehen wollten, um Lebensmittel zu holen. Sie wurden von den lauernden Feinden überfallen und, da sie sich zur Wehre setzten, niedergemacht und schändlich verstümmelt. Jedermann glaubte, dass die Feinde zur Zeit der Reisernte wieder zurückkämen; nur der König war bemüht, mich, obschon er wohl der Sache selbst nicht traute, vom Gegentheil zu überzeugen. Da die ganze Gegend verwüstet war und mir bei der bevorstehenden Regenzeit ohnehin nicht für Jagdexcursionen geeignet erschien, so hatte ich Grund genug, von meinem Plane, wenigstens für die nächste Zukunft, abzusehen, und die kurz nachher erfolgte abermalige Verheerung des Landes durch die Feinde zeigte mir, dass ich mich keineswegs geirrt hatte.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Cobolia nahm ich Abschied von Morana, der mir persönlich bis vor das äusserste Thor das

Geleite gab, und schiffte mich zur Rückkehr nach Robertsport ein. Um 10 Uhr morgens fuhren wir ab. Mit Windesschnelle eilte das Canoe flussabwärts, so dass es mir nicht möglich war, durch Kompassbeobachtungen denjenigen Theil des Flusses kartographisch festzulegen, der sich bei der Hinreise im Dunkel der Nacht meiner Beobachtung entzogen hatte. Ich schoss während der Fahrt zahlreiche Vögel, unter andern drei der schon genannten Lappenkibitze, die ich ausser auf der erwähnten Sandbank und an einer Stelle im St. Paul bei Soforeh Place nirgends angetroffen. Ein Krokodil, das ich angeschossen, sprang, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, in den Fluss und verschwand. Die Ruderer machten mehrere Stationen, um Palmwein zu trinken, was uns derart aufhielt, dass wir erst abends 7 Uhr an der holländischen Faktorei in Robertsport anlangten. Am folgenden Morgen früh fuhr ich in einem andern Canoe nach unserer Station Hokhië zurück.

Eine Seereise, die ich im März von Robertsport nach Monrovia machte, um unsere bedeutend angewachsenen Sammlungen zu verschiffen, bot nicht viel Nennenswerthes. Auf der Rückreise benutzte ich eine zufällig sich bietende Gelegenheit, mit einem kleinen Segelboote nach dem Little Cape Mount River zu fahren, der ungefähr mitten zwischen Monrovia und Grand Cape Mount ins Meer ausmündet. Die Brandung, die dort zu allen Zeiten eine Landung gefährlich macht, war damals so stark, dass wir nicht wagen durften, in die Mündung des Flusses einzufahren. Es wurde daher beschlossen, das starkgebaute Boot auf den Strand zu setzen, um wenigstens Aussicht zu haben, unser Leben zu retten. In die Nähe des Strandes gekommen, wurde das Boot von einer gewaltigen Sturzwelle ereilt und schlug um, doch wurden wir Alle durch die nachstürzenden Wogen auf den Strand getrieben. Stundenlang blieb das Boot ein Spielball der Brandung, und nur der grössten Anstrengung der schwarzen Mannschaft war es zu danken, dass dasselbe, da es keinen erheblichen Schaden bekommen hatte, wieder aufgerichtet und dem Strande entlang in die Flussmündung hineingezogen werden konnte, von wo aus wir dann bei Einbruch der Nacht unsere Fahrt stromaufwärts fortsetzten.

Der Little Cape Mount River ist, wie die meisten west-

afrikanischen Flüsse, an seiner Mündung sehr breit. Obwohl die vor der Mündung liegende lange, von Westen nach Osten sich hinziehende Sandbank [1]) dem Wasser nur eine kleine Oeffnung im Osten zum Abfluss lässt, steigt die Flut dennoch in den Fluss hinauf und macht sein Wasser brackig. Die beiden Ufer sind mit Mangrovewald bedeckt, welcher der ganzen, flachen Gegend einen monotonen Anstrich giebt. In der Breite hält dieser Fluss ungefähr die Mitte zwischen dem St. Paul und dem Mahfa River, doch dürfte seine Wassermenge kaum die des Letztern übertreffen. Wie beim St. Paul, so sind auch hier die ersten Wasserfälle nur etwa 20 *miles* von der Mündung entfernt. Die Ufergebiete sind beinahe unbewohnt; die wenigen Anwohner gehören dem Deh-Stamme an.

Nach vielfachem Aufenthalt infolge Festfahrens auf den zahlreichen Sandbänken erreichten wir erst gegen Mitternacht Bombo's Town, unser nächstes Reiseziel, und in der ersten Hütte, die ich antraf, legte ich mich zur Ruhe hin.

Früh am andern Morgen marschirte ich ab, um gleichen Tages unsere Station in Hokhië zu erreichen. Da ich keinen Bedienten mitgenommen hatte und in der kleinen Residenz des Häuptlings Bombo kein Träger aufzutreiben war, so sah ich mich genöthigt, meinen Handkoffer selbst zu tragen, denn der Mann, an den ich mich anzuschliessen Gelegenheit hatte, war mit eigener Bagage überbürdet. Die ganze Gegend bis an den Fisherman Lake ist flach, und abwechselnd mit Hoch- und Buschwald, Pflanzungen und Grassteppen bedeckt, welche Letztere nach dem Fisherman Lake hin immer mehr überhand nehmen. Auf unserem Wege passirten wir einige Vey-Dörfer, das Eine noch armseliger als das Andere, und es war uns auf der ganzen Reise nicht möglich, irgendwo auch nur eine Handvoll Reis, eine Cassave oder ein Hühnchen zum Frühstück zu bekommen. In dem Vey-Dorfe Mambu, dessen Häuptling ich kannte, bekam ich endlich ein Mädchen, welches mir gegen Bezahlung von zwei Taschentüchern den Handkoffer bis nach unserer Station zu tragen

---

[1]) Uebereinstimmend mit derjenigen des Sugary- und des Digby- oder Pobah River.

übernahm. Unter ihrem Geleite erreichte ich den Lake schon früh am Nachmittage und kam eine Stunde später auf unserer Station in Hokhiö an.

Hier fand ich Freund SALA in einem traurigen Zustande. Eine chronische Ruhr, an der er schon lange gelitten, hatte ihn sehr geschwächt; dabei war er ganz mit Eiterbeulen bedeckt und hatte beinahe sein Gehör verloren. Durch Einspritzen einer leichten Alaunlösung hatte ich ihn bald von letztgenanntem Leiden befreit, doch im Uebrigen wurde sein Zustand eher schlimmer, statt besser. Um ihm nun etwas mehr Bequemlichkeit und vor allem bessere Kost und Pflege zu verschaffen, entschloss ich mich, nach Robertsport überzusiedeln. Zu dieser Uebersiedlung war es ohnehin schon Zeit geworden, denn es füllten sich die Sümpfe rundum Buluma infolge der wiederkehrenden Regen wiederum mit Wasser und erschwerten die Jagd täglich mehr. Den 20. April verliessen wir unsere Station und fuhren in einem grossen Ruderboote nach Robertsport hinunter, woselbst ich einige Tage zuvor von Mr. WATSON ein neues, hölzernes Haus, am Abhange des Hügels, auf welchem die Missionsstation liegt, gemiethet hatte.



C. F. SALA.

SALA wurde nach unserem Einzuge in die neue Wohnung mit jedem Tage schwächer und konnte bald das Haus nicht mehr verlassen. Sowohl Herr VELDKAMP, der für ihn ein Bett herbeischaffen liess, als auch der damalige Vorsteher der Hamburger Faktorei, Herr R. SCHMIDT, und der Missionär Rev. GRUBB mit seiner Frau thaten ihr Möglichstes, um den Zustand meines armen Gefährten erträglicher zu machen. Da es aber mit ihm immer schlimmer wurde, so entschloss ich mich, ihn mit der längst in Cape Mount erwarteten, holländischen Brigg „Elise Susanna"

nach Monrovia zu bringen, hoffend, dass die Seereise eine Besserung in seinem Zustande bewirken würde. Von Monrovia aus hätte er dann mit der ersten Gelegenheit nach Europa zurückkehren können.

Am 3. Juni lief das sehnlichst erwartete Schiff endlich ein, und Kapitän van Duyn erklärte sich sogleich bereit, meinem Wunsche zu entsprechen. Während der neun Tage, die das Schiff vor Anker blieb, verschlimmerte sich aber der Zustand des Kranken überraschend schnell, eine besorgnisserregende Apathie stellte sich bei ihm ein, und am Vorabend des für die Abfahrt festgesetzten Tages, den 10. Juni, als bereits Alles für die Reise bereit war, wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

Die freundlichen Missionäre erboten sich sofort, dem todten Freunde auf ihrem Begräbnissplatze eine Ruhestätte zu gewähren und trafen dazu die nöthigen Anstalten. Von der Brigg herüber, sowie von den europäischen Faktoreien, die den ganzen Tag über geschlossen blieben, wehte die holländische und die deutsche Flagge halbmast. Sämmtliche Weisse in Robertsport, sowie Kapitän van Duyn und zwei mit dem Schiffe eben erst an die Küste gekommene Holländer, die Herren Velthuis und Hamstra (dieser Letztere starb 14 Tage später in Grand Bassa) nahmen an dem Leichengeleite Theil. Auf der Missionsstation angekommen, wurde der Sarg in die Kirche getragen. Die Missionäre Grubb und Mc. Nabb hielten das Todtenamt und die Missionskinder sangen Trauerlieder. Einige Augenblicke später schloss sich das Grab über meinem armen Reisegefährten, der für unsere Unternehmung so viel gelitten, so manches Traurige miterlebt.

Eine Jag

s Wasser hinaus-
ume bildeten
ausgedehnten
h nie zuvor
ler Anblick
nen über-
Palmen
eringen
. Der
igen,
nen
en,
e
ir



Eingeborne in Cambama.

Nach Fa
— Die St
ich mit K
Freundschaft
Ausflug nach
coro. — Affen
Reise nach Mr. B
Place. — Ein P
in Canga. — Rück
— Eine gefährliche
Brücke. — Japau.
Empfang durch Kö-
nigin SANDIMANY.

Um mich aus der gedrückten Stimmung herauszureissen, die mich während der letzten traurigen Tage beschlichen hatte,

beschloss ich kurz nach dem Tode meines Gefährten, einen schon früher geplanten Jagdzug nach dem Hinterlande des Fisherman Lake zu unternehmen. Schon in Buluma* hatten wir nämlich aus dem Innern zahlreiche Berichte über das Vorkommen von seltenen Thieren erhalten, die wir früher lange vergeblich gesucht. Auch hatte ich vernommen, dass in letzter Zeit dort zahlreiche *baboons* (Chimpansen) sich aufhalten sollten.

Als ich jedoch kaum einige Tage im Inlande war, stellte sich Fieber bei mir ein und mahnte zur Vorsicht, und der viele Regen und hohe Wasserstand trugen das Ihrige dazu bei, diesen Jagdzug über alles Erwarten unergiebig zu machen.

Den 16. Juni trat ich, auf 14 Tage mit allem Nöthigen ausgerüstet, und begleitet von dem Liberianer Dr. J. J. Roberts, meinem rothbärtigen Jäger Jackson Demery und einigen Bedienten, die Reise an. Wir fuhren in einem 30′ langen, 4′ breiten und 3′ tiefen, aus einem riesigen Bombaxstamme gehöhlten und mit zwei Masten versehenen Canoe den Pissu (Fisherman Lake) bis nahe an unsere vormalige Station Bendoo hinauf und bogen dann in den weiten, nördlichen Seebusen ein. Mit vollen Segeln scharf vor dem Winde haltend, erreichten wir schon früh das obere Ende dieser breiten, inselreichen Bucht und fuhren in den hier ausmündenden, sehr tiefen, aber kaum 50 Schritte breiten Morfi River hinein. Ungefähr eine *mile* flussaufwärts landeten wir am linken Ufer und besuchten den kleinen, mit einem doppelten Palissadenzaun umzogenen Negerplatz Toöcoro, der zwischen Wald und Bananenbüschen halb verborgen, auf dem Rande des Hügelrückens lag, welcher das bei Bendoo in den See hinausragende Vorgebirge bildet. Toöcoro ist eine sogenannte Sklavenstadt (*Dschong-sandscha*), die einem halbcivilisirten, eingebornen Häuptling, Mr. Cole, gehört. Sämmtliche Einwohner dieser „Stadt" sind Sklaven und liegen unter Aufsicht eines von Mr. Cole's freien Unterthanen dem Landbau und der Produktion von Palmöl ob.

Nach kurzem Aufenthalte fuhren wir weiter flussaufwärts. Die Uferlandschaft bestand zunächst grösstentheils aus hohen und dichten Mangrovewäldern. Diese Letztern machten weiter hinauf herrlichen Weinpalmen Platz, welche, obschon fast stammlos, ihre bis 30′ langen, beinahe aus der Erde emporgeschossenen, langge-

fiederten Blätter schattenspendend weit über das Wasser hinauswölbten. Hinter diesem dichtbewachsenen Ufersaume bildeten grosse Wälder von Oelpalmen, abwechselnd mit ausgedehnten Reisfarmen, zu beiden Seiten die Landschaft. Noch nie zuvor hatte ich solch grosse Palmenbestände angetroffen, und der Anblick dieser in Massen vereinigten Kinder der Tropen bot einen überraschend schönen Anblick dar. Obwohl ich schon vorher Palmen genug gesehen, fand ich sie doch stets vereinzelt und als geringen Bestandtheil der gemischten Wälder dieser Gegenden vor. Der Anblick ausgedehnter Palmenwälder aber mit den schuppigen, schlanken, bis 100 Fuss langen, überall gleich dicken Stämmen und den oben drauf sitzenden Federbusch-ähnlichen Wedelkronen, meist ohne alle Beimischung von andern Bäumen, stellenweise sogar ganz frei von allem Unterholz: dieser Anblick war mir neu, und es kam mir vor, als ob ich in einen riesigen, gothischen Dom hineinblicke, wo Pfeiler an Pfeiler sich reiht, überwölbt von Spitzbogen und kühn geschwungenen Kuppeln. An den Ufern sah man hie und da, einem alten, knorrigen Baumstamm ähnlich, ein Krokodil halb aus dem Wasser emporragen, das jedoch bei unserer Annäherung langsam, fast unmerklich und lautlos ins Wasser zurückglitt. In den Kronen der Palmen trompeteten mit lauten Nasentönen zwei Arten grosser Nashornvögel, *Buceros atratus* und *B. elatus*, und auf vom Ufer über das Wasser hinausgestürzten Baumstämmen sassen in träger Stellung, auf Fische lauernd, farbenprächtige Eisvögel, Mangrovereiher (*Ardea gularis*), Comorane und Schlangenhalsvögel mit S-förmig eingezogenem Halse.

Nachdem wir gegen 6 *miles*, meist in nördlicher Richtung, flussaufwärts gefahren, bogen wir östlich in ein Nebenflüsschen des Morfi River, den sogenannten Japaca Creek ab. Dieser stellenweise sehr enge und raschfliessende Waldbach führte durch gemischte Wälder hin, deren weitästige Baumkronen sich über dem Wasser zusammenwölbten und vor den sengenden Strahlen der senkrecht über uns stehenden Sonne vortrefflichen Schutz gewährten. Die Segel waren schon längst heruntergeholt, und neun stämmige Schwarze liessen nun unter kräftigen Ruderschlägen ihre monotonen Gesänge ertönen. Der Chef (*headman*)

einer solchen Bemannung, der sich gern *Captain* tituliren lässt und zugleich als Steuermann fungirt, ist der Vorsänger und behandelt ein beliebiges Thema aus dem Stegreif, und zwar meist auf eine Weise, dass man vielen dieser Leute, wenn man etwas von ihrer Sprache versteht, eine gewisse poëtische Begabung nicht absprechen kann. So sang mein „Captain", als wir uns Cambama, der Endstation des ersten Tages, näherten, nach einer der beliebtesten Melodien ungefähr folgende Worte rein aus dem Stegreif, wobei die Ruderer mit einer bewunderungswürdigen Taktsicherheit einsetzten und den Refrain sangen:

„Passt auf, ihr Bewohner Cambama's, und hört, was ich sage! Kommt herunter zur Wasserseite, kommt herunter, kommt herunter; Alles, was gehen kann, komme. — Der weisse Mann ist hier von gross Amerika[1]). Ihr kennt ihn Alle, den Mann, der zu uns gekommen ist von Du Coro (Monrovia), den weissen Jäger von Bendoo und Buluma. Wer sollte nicht schon von ihm gehört haben und von seinem *Flanding bu* (Doppelflinte), der stets geladen ist, immer schiesst und nie aufhört? Ihr Leute von Cambama, freuet euch! Aufhören wird nun der arglistige Feind, euern Reis zu schneiden, und Frauen und Kinder wird er nicht mehr wegführen. In Frieden könnt Ihr euern Palmwein trinken und euch des süssen Oeles genug bereiten. Der weisse Mann ist stark und behend, wie Keiner! Dem Büffel, dem ungestümen, geht er nicht aus dem Weg, den grimmigen Leoparden sucht er im Lager auf, und das Krokodil, das am Ufer lauert, erwürgt er und wirft es ins Wasser. — Der weisse Mann ist freundlich und gut, er giebt uns zu trinken und macht uns stark[2]). Er setzt sich zu euch ans Küchenfeuer und hört gern eure Erzählungen an. Er kommt und ist eures Königs Gast. — Kommt her, wir bringen ihn, ihn und den rothen JACKY[3]).

---

[1]) Nach der Ansicht dieser Leute kommen alle Weissen von „big 'Merica" (Vey: *Puru bah*); dass es auch einen Welttheil Europa giebt, liegt ihnen zu fern.

[2]) Die Eingebornen sagen, dass Branntwein stark mache; daher auch der viel gehörte Ausdruck: *make me strong* (mache mich stark) statt einer Bitte um Branntwein.

[3]) Unter diesem Namen war mein Jäger JACKSON in der ganzen Gegend bekannt.

Kommt, kommt herunter, Alles was gehen kann; kommt herunter zur Wasserseite, wir sind gekommen und legen an!"

Es war mitten am Nachmittage, als wir am Landungsplatze von Cambama anlegten, wo wir die ganze Bevölkerung des Platzes am Ufer stehend antrafen. Ich war selbstverständlich sofort der Gegenstand der allgemeinen Neugierde. In Abwesenheit des Häuptlings wurde ich durch seine *head-woman* (erste Frau), ein altes hässliches, aber sehr gutherziges, englisch sprechendes Mütterchen, empfangen. Einige der anwesenden Männer, die uns schon früher in Bendoo und Buluma besucht hatten, traten nun zu mir heran. Sie waren ungeheuer geschmeichelt, als sie sahen, dass ich sie noch kannte und ihren Gruss mit dem üblichen Händeschnalzen erwiderte. Mit einem gewissen Stolze erklärten sie ihren Gefährten die Manipulationen des Ladens und Schiessens an dem Lefaucheux-Gewehre, das über meinem Rücken hing. Unterdessen hatten sich Frauen und Töchter an mich herangemacht und beguckten mich von allen Seiten, betasteten mir unter Ausdrücken grössten Staunens Gesicht, Hals und Hände, unterhielten sich über die helle Farbe und die Feinheit meiner Haut, streiften mir die Hemdärmel auf und hätten mich am liebsten ganz ausgekleidet, nur um sich zu überzeugen, ob ich auch wirklich ein echter Weisser sei. Dann und wann kam auch eines der kleinen, nackten Kinder, um mich aus der Nähe zu betrachten, eilte aber, sobald ich es anblickte, zu seiner Mutter, verbarg sich hinter ihr und sah mich dann zwischen ihren Beinen durch verstohlen an. Ein kleines, nacktes Mädchen, das sich etwas nahe an mich herangewagt hatte, schrie und strampelte furchtbar, als ich es ergriff und auf meine Arme nahm. Einige englische Biscuits, die ich zu solchem Zwecke in meiner Tasche mitzunehmen pflegte, beruhigten es jedoch bald, und als ich es wieder auf den Boden setzte, eilte es mit freudestrahlendem Gesichte zu seinen Kameraden, die nun bald ohne Scheu alle zu mir herankamen um ebenfalls beschenkt zu werden. Auf diese Weise hatte ich mir ohne Mühe die Frauen und durch diese auch die Männer günstig gestimmt. Hierauf wurde ich nach der Stadt geführt, wo mir *old mammy* Nono, wie Jackson die Regentin nannte, eine Hütte zum Aufenthalt anwies.

Cambama verdient, wie die meisten dieser Negerresidenzen, keineswegs den landesüblichen Namen *town* (Stadt), und man würde überhaupt besser thun, alle diese Orte Dörfer zu nennen. Wie die meisten der auf dieser Reise gesehenen Plätze, ist Cambama ein armseliges Nest von halb verfallenen, kreisrunden, ovalen und viereckigen Hütten mit Lehmwänden und Dächern von Palmblättern. Einen angenehmen Contrast zu den traurig aussehenden Wohnungen bildeten die stets sauber gehaltenen freien Plätze zwischen den Häusern, sowie die beinahe peinliche Sauberkeit, die in diesen letztern selbst herrschte.

Ich fand viel Elend in diesem Dorfe; die Leute litten Hunger und Manche, unter Andern auch der Häuptling George Gray, ein Mann, der lange auf französischen Fahrzeugen gedient hatte und daher etwas Französisch sprach, hatten sich aus Furcht vor feindlichen Ueberfällen geflüchtet. Der Krieg, oder besser gesagt, die seit langen Jahren fast regelmässig sich wiederholenden Einfälle räuberischer Nachbarstämme, hatten diese schöne Gegend ruinirt, und Armuth, Hunger und gänzliche Muthlosigkeit herrschten nun unter den Bewohnern dieser von der Natur so reich gesegneten Landschaft.

Die ersten zwei Tage nach unserer Ankunft wurden uns durch anhaltenden Regen verdorben. Da es nicht in meiner Absicht lag, schon in Cambama einen längern Aufenthalt zu machen, so warteten wir den ersten trockenen Tag ab, um unsere Reise landeinwärts, und zwar diesmal zu Fusse, fortzusetzen. Einige meiner Bedienten, begleitet von einem Führer aus Cambama, trugen in ihren Tragkörben Bagage und Proviant; ich und mein rother Jäger marschirten hintendrein. Bevor ich jedoch zu der Beschreibung dieses ereignissarmen Zuges übergehe, möchte ich meinem liberianischen Jäger, der mich nach dem Tode Sala's auf allen grössern Jagdzügen begleitete und mir als getreuer Eckhard zur Seite stand, einige Worte der Erinnerung widmen.

Jackson Demery, in der ganzen Gegend kurzweg *the red* Jackson (der rothe Jackson) genannt, wurde in Nord-Carolina, einem der Sklavenstaaten Amerika's, geboren. Seine Mutter war eine Mulattin, während sein Vater ein rothbärtiger Irländer gewesen sein soll. Für die Echtheit dieses Stammbaums zeugten denn

auch seine helle Hautfarbe, sein blondes, weiches Haar und sein rother Bart. Mit einer Anzahl farbiger Ansiedler nach Liberia ausgewandert, erwarb er sich dort durch jahrelanges Reisen als Händler für verschiedene Faktoreien, sowie durch seine vielen Jagdzüge eine erstaunliche Kenntniss verschiedener Theile des Inlandes, seiner Bewohner und von deren Sprachen und Sitten. Er hatte grosse Routine in der Manier, die Eingebornen zu behandeln und war unerschöpflich in derben Spässen und Witzen, wie sie eben den Eingebornen zusagen. Kamen wir nach irgend einem Negerdorfe, und war es auch noch so abgelegen, so hiess es gleich: „Eh, Jacky, bist du da? Wir haben dich lange nicht gesehen, u. s. w." Wo auch Jackson sich unter den Eingebornen zeigte, da entstand Leben und Fröhlichkeit; die Weiber wurden nicht müde, sich mit ihm herumzureissen, und auf seinen rothen Bart wurden sogar Lieder gedichtet. Als Jäger und Begleiter war mir Jackson unbezahlbar. Wo der weisse Jäger nicht mehr weiter kam, da wusste er Rath. Er jagte stets barfuss und trug überhaupt nur Schuhe in den Küstenplätzen, in der *country* nie. Seine Bewaffnung bestand aus einem alten Vorlader-Infanteriegewehr, und statt Schrot, Posten oder Kugeln lud er gewöhnlich, nach der Weise der Eingebornen, Stücke von zerschlagenen eisernen Kochtöpfen. Diese Stücke, sagte er scherzend, wenn ich darüber lachte, schneiden viel schöner ins Fleisch, als all Ihre Posten und Kugeln. Ein Jagd- d. h. Fleischermesser an der Seite und ein leinener Schnappsack vervollständigten seine Ausrüstung. Wir giengen nicht immer zusammen aus; jeder gieng meist seine eigenen Wege, und dann geschah es bisweilen, dass ich ihn einen ganzen Tag, ja zwei Tage lang nicht sah, da er sich um nichts kümmerte und seine Jagdzüge über grosse Gebiete ausdehnte. Trotzdem nahm er nie Proviant mit: einige Blätter Tabak zum Kauen und einige Kolanüsse, die er im Walde fand, waren Alles, was er nöthig hatte, und für eine gelegentliche Herzstärkung hätte er eine ganze Mahlzeit hingegeben. Er konnte überhaupt einen guten Tropfen vertragen, doch habe ich ihn nie betrunken gesehen. Im Finden von Thierfährten war er ein wahrer Indianer, und zudem hatte er eine bewunderungswürdige Orientirungsgabe. Stiess er auf irgend eine Fährte, z. B. diejenige

nach Monrovia zu bringen, hoffend, dass die Seereise eine Besserung in seinem Zustande bewirken würde. Von Monrovia aus hätte er dann mit der ersten Gelegenheit nach Europa zurückkehren können.

Am 3. Juni lief das sehnlichst erwartete Schiff endlich ein, und Kapitän van Duyn erklärte sich sogleich bereit, meinem Wunsche zu entsprechen. Während der neun Tage, die das Schiff vor Anker blieb, verschlimmerte sich aber der Zustand des Kranken überraschend schnell, eine besorgnisserregende Apathie stellte sich bei ihm ein, und am Vorabend des für die Abfahrt festgesetzten Tages, den 10. Juni, als bereits Alles für die Reise bereit war, wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

Die freundlichen Missionäre erboten sich sofort, dem todten Freunde auf ihrem Begräbnissplatze eine Ruhestätte zu gewähren und trafen dazu die nöthigen Anstalten. Von der Brigg herüber, sowie von den europäischen Faktoreien, die den ganzen Tag über geschlossen blieben, wehte die holländische und die deutsche Flagge halbmast. Sämmtliche Weisse in Robertsport, sowie Kapitän van Duyn und zwei mit dem Schiffe eben erst an die Küste gekommene Holländer, die Herren Velthuis und Hamstra (dieser Letztere starb 14 Tage später in Grand Bassa) nahmen an dem Leichengeleite Theil. Auf der Missionsstation angekommen, wurde der Sarg in die Kirche getragen. Die Missionäre Grubb und Mc. Nabb hielten das Todtenamt und die Missionskinder sangen Trauerlieder. Einige Augenblicke später schloss sich das Grab über meinem armen Reisegefährten, der für unsere Unternehmung so viel gelitten, so manches Traurige miterlebt.

XI.

Eine Jagdreise ins Innere.



Eingeborne in Cambama.

Nach Cambama. – Der Morfi River. – Landung in Toöcoro. – Der Japaca Creek. – Negergesang. – Ankunft in Cambama. – Mein Jäger JACKSON. – Fussreise nach Gonon. – Aufenthalt in Gonon. – König JOHN. – Die Baboons (Chimpansen). – Abstecher nach Bandacoro. – Nach Fali. – Samalima. – Die Stadt Fali. – Wie ich mit König PETER Freundschaft schloss. – Ausflug nach Tongocoro. – Affenjagd. – Reise nach Mr. Brown's Place. – Ein Palaver in Canga. – Rückreise. – Eine gefährliche Brücke. – Japaca. – Empfang durch Königin SANDIMANY.

Um mich aus der gedrückten Stimmung herauszureissen, die mich während der letzten traurigen Tage beschlichen hatte,

beschloss ich kurz nach dem Tode meines Gefährten, einen schon früher geplanten Jagdzug nach dem Hinterlande des Fisherman Lake zu unternehmen. Schon in Buluma* hatten wir nämlich aus dem Innern zahlreiche Berichte über das Vorkommen von seltenen Thieren erhalten, die wir früher lange vergeblich gesucht. Auch hatte ich vernommen, dass in letzter Zeit dort zahlreiche *baboons* (Chimpansen) sich aufhalten sollten.

Als ich jedoch kaum einige Tage im Inlande war, stellte sich Fieber bei mir ein und mahnte zur Vorsicht, und der viele Regen und hohe Wasserstand trugen das Ihrige dazu bei, diesen Jagdzug über alles Erwarten unergiebig zu machen.

Den 16. Juni trat ich, auf 14 Tage mit allem Nöthigen ausgerüstet, und begleitet von dem Liberianer Dr. J. J. Roberts, meinem rothbärtigen Jäger Jackson Demery und einigen Bedienten, die Reise an. Wir fuhren in einem 30′ langen, 4′ breiten und 3′ tiefen, aus einem riesigen Bombaxstamme gehöhlten und mit zwei Masten versehenen Canoe den Pissu (Fisherman Lake) bis nahe an unsere vormalige Station Bendoo hinauf und bogen dann in den weiten, nördlichen Seebusen ein. Mit vollen Segeln scharf vor dem Winde haltend, erreichten wir schon früh das obere Ende dieser breiten, inselreichen Bucht und fuhren in den hier ausmündenden, sehr tiefen, aber kaum 50 Schritte breiten Morfi River hinein. Ungefähr eine *mile* flussaufwärts landeten wir am linken Ufer und besuchten den kleinen, mit einem doppelten Palissadenzaun umzogenen Negerplatz Toöcoro, der zwischen Wald und Bananenbüschen halb verborgen, auf dem Rande des Hügelrückens lag, welcher das bei Bendoo in den See hinausragende Vorgebirge bildet. Toöcoro ist eine sogenannte Sklavenstadt (*Dschong-sandscha*), die einem halbcivilisirten, eingebornen Häuptling, Mr. Cole, gehört. Sämmtliche Einwohner dieser „Stadt" sind Sklaven und liegen unter Aufsicht eines von Mr. Cole's freien Unterthanen dem Landbau und der Produktion von Palmöl ob.

Nach kurzem Aufenthalte fuhren wir weiter flussaufwärts. Die Uferlandschaft bestand zunächst grösstentheils aus hohen und dichten Mangrovewäldern. Diese Letztern machten weiter hinauf herrlichen Weinpalmen Platz, welche, obschon fast stammlos, ihre bis 30′ langen, beinahe aus der Erde emporgeschossenen, langge-

fiederten Blätter schattenspendend weit über das Wasser hinauswölbten. Hinter diesem dichtbewachsenen Ufersaume bildeten grosse Wälder von Oelpalmen, abwechselnd mit ausgedehnten Reisfarmen, zu beiden Seiten die Landschaft. Noch nie zuvor hatte ich solch grosse Palmenbestände angetroffen, und der Anblick dieser in Massen vereinigten Kinder der Tropen bot einen überraschend schönen Anblick dar. Obwohl ich schon vorher Palmen genug gesehen, fand ich sie doch stets vereinzelt und als geringen Bestandtheil der gemischten Wälder dieser Gegenden vor. Der Anblick ausgedehnter Palmenwälder aber mit den schuppigen, schlanken, bis 100 Fuss langen, überall gleich dicken Stämmen und den oben drauf sitzenden Federbusch-ähnlichen Wedelkronen, meist ohne alle Beimischung von andern Bäumen, stellenweise sogar ganz frei von allem Unterholz: dieser Anblick war mir neu, und es kam mir vor, als ob ich in einen riesigen, gothischen Dom hineinblicke, wo Pfeiler an Pfeiler sich reiht, überwölbt von Spitzbogen und kühn geschwungenen Kuppeln. An den Ufern sah man hie und da, einem alten, knorrigen Baumstamm ähnlich, ein Krokodil halb aus dem Wasser emporragen, das jedoch bei unserer Annäherung langsam, fast unmerklich und lautlos ins Wasser zurückglitt. In den Kronen der Palmen trompeteten mit lauten Nasentönen zwei Arten grosser Nashornvögel, *Buceros atratus* und *B. elatus*, und auf vom Ufer über das Wasser hinausgestürzten Baumstämmen sassen in träger Stellung, auf Fische lauernd, farbenprächtige Eisvögel, Mangrovereiher (*Ardea gularis*), Comorane und Schlangenhalsvögel mit S-förmig eingezogenem Halse.

Nachdem wir gegen 6 *miles*, meist in nördlicher Richtung, flussaufwärts gefahren, bogen wir östlich in ein Nebenflüsschen des Morfi River, den sogenannten Japaca Creek ab. Dieser stellenweise sehr enge und raschfliessende Waldbach führte durch gemischte Wälder hin, deren weitästige Baumkronen sich über dem Wasser zusammenwölbten und vor den sengenden Strahlen der senkrecht über uns stehenden Sonne vortrefflichen Schutz gewährten. Die Segel waren schon längst heruntergeholt, und neun stämmige Schwarze liessen nun unter kräftigen Ruderschlägen ihre monotonen Gesänge ertönen. Der Chef (*headman*)

Tode 20 Weiber und über 100 Sklaven, und da JOHN damals selbst schon acht Frauen hatte, so durfte er in dieser Hinsicht wohl zufrieden sein.

Die Sklaven wurden hier, wie fast überall, wo ich hinkam, beinahe als Familienglieder behandelt und auch, so lange sie sich gut betrugen, nur in seltenen Ausnahmefällen verkauft. Solche jedoch, die sich eines Diebstahls oder eines Uebergriffs in gewisse Rechte ihres Herrn schuldig machen, werden oft fürchterlich durchgepeitscht, erhalten eine schwere Kette um den Hals und werden mit dem linken Fusse an einen dicken Holzklotz (*stick*) geschmiedet, an welchem auch die Kette befestigt ist. Auf solche Weise fesselt man auch neu angekaufte Sklaven, wie man sagt, um sie an ihren neuen Herrn zu gewöhnen und sie während der ersten Zeit am Weglaufen zu verhindern. Am 23. Juni kam der Häuptling der schon früher erwähnten Stadt Jondoo mit einem Sklaven an, den er, wahrscheinlich wegen irgend eines schweren Vergehens, verkaufen wollte. In Gonon konnte er aber keinen Abnehmer finden. Der trotzig aussehende Sklave trug einen Strick um den Hals, und seine rechte Hand war straff an die linke Schulter aufgebunden.

In Gonon befand sich eine Schule, in der ein Mandingo-Derwisch die Kinder im Lesen und Schreiben der Mandingo-Sprache, im Singen und Beten unterwies und die religiösen Uebungen der zahlreichen zum Islam übergetretenen Einwohner leitete. Schon früh am Morgen rief das Muezzin die Gläubigen zum Gebet nach der als Moschee dienenden Negerhütte zusammen, und ertönte dann das kräftig gesungene *Allah il Allah* wie klagend aus dieser Hütte herüber. Mit Tagesanbruch waren auch die Kinder versammelt und liessen unter Leitung ihres diensteifrigen Lehrers ihre klagenden Gesänge hören, recitirten ihre Koranverse und schrieben dann auf den geweissten Holztafeln neu diktirte Verse auf, um dieselben für die folgende Lection auswendig zu lernen. Der schwarze Hafiz hatte in seinem weissen Talar, dem rothen Fez und seinem in feierliche Falten gelegten Gesichte ein recht würdiges Aussehen, das durch die schön geschnitzten, hölzernen Sandalen, auf denen er mühsam einherwatschelte, freilich eher verlor, als gewann. Ich hatte leider keine Gelegenheit, den

Mann näher kennen zu lernen, doch der Eifer, mit dem er sich seiner Aufgabe widmete, verrieth, dass es ihm damit Ernst sei, und diese Ueberzeugungstreue stellte ihn in meiner Achtung ebenso hoch, wie meine Freunde, die christlichen Missionäre.

Die Umgegend von Gonon schien auf den ersten Anblick sehr geeignet, einen reichen Bestand an Jagdwild zu beherbergen. Das Terrain war hügelig, mit schönem, freilich viel zu dichtem Hochwald bedeckt und von zahlreichen, murmelnden Quellbächen durchzogen. Wir giengen denn auch schon am ersten Abend hinaus, um uns für den nächsten Morgen einige gute Posten auszusuchen. Das Jagdglück war uns jedoch nicht hold, denn unter dem wenigen Wild, das wir während unseres Aufenthaltes in Gonon antrafen, war auch nicht ein Stück, das mir besondere Freude gemacht hätte. Es waren namentlich Chimpansen und einige sehr seltene Arten von Stummelaffen, die mich in diese Gegend gelockt hatten, und ich erkundigte mich denn auch aufs Angelegentlichste nach all diesen gewünschten Thieren. Die Antwort auf meine Nachfrage war aber überall dieselbe, die mir noch aus dem Golah-Lande her in den Ohren klang: „*Oh Daddy*, *plenty live in this country*, *too much!*" Den Chimpansen schien man jedoch in der ganzen Gegend sehr gut zu kennen, und es ist zu eigenthümlich, was dieser in der Meinung der naiven Eingebornen für eine Rolle spielt, als dass ich mit Stillschweigen darüber hinweggehen könnte.

Der *baboon* — so wird in ganz Liberia der Chimpanse genannt — wird allgemein für ein über den andern Thieren stehendes Wesen gehalten. Wohl erlegt man ihn hie und da, doch wird — und das bedeutet bei diesen Omnivoren von Eingebornen viel — sein Fleisch nicht, wie das aller andern Affenarten, gegessen; denn der *baboon* ist, wie sich die Leute ausdrücken, *too much like man*, d. h. zu sehr dem Menschen gleich.

In letzterer Beziehung haben diese Leute, die Vergleichung auf sich selbst bezogen, nicht ganz Unrecht, denn der Chimpanse hat wirklich, auf grossen Abstand gesehen, einige Aehnlichkeit mit einem alten Buschnigger, und mehr als einmal hätte ich im Waldesdunkel aus Versehen beinahe einen dieser nackten Neger niedergeschossen. Man erzählt unter anderm vom *baboon*,

dass er auf zwei Beinen gehe, wie der Mensch, dass alte Exemplare nicht klettern, sich aber mit einem Prügel in der Hand gegen Angriffe zur Wehre setzen, mit geballten Fäusten auf der breiten Brust trommeln uud brüllen, dass man es meilenweit in der Runde hören könne[1]).

Wie sehr die Eingebornen darauf halten, diesen Affen dem Menschen nahe zu stellen, mag folgende Anekdote beweisen, welche mir ein alter Mann erzählte, der in seinen bessern Jahren mit Hund und Speer das Wild zu verfolgen pflegte:

„Du hast gewiss," so begann er, „auf deinen Jagden schon jene auffallenden, reingehaltenen, freien Stellen im Walde angetroffen, über die man sich gewöhnlich keine Rechenschaft geben kann. Das sind des *baboons* Feuerstätten. Die *baboons* haben nämlich die Gewohnheit, in allen möglichen Dingen den Menschen nachzuahmen. Auf diesen Plätzen nun tragen sie trockenes Holz zusammen und schichten es zu einem grossen Stosse auf. Hierauf thut Einer der Bande, als ob er das Holz in Brand steckte, worauf dann alle zusammen das vermeintliche Feuer erst vorsichtig, nach und nach immer stärker anblasen, bis ihnen zuletzt fast die Zunge aus der Kehle hängt. Hierauf kauern sie rund um den Holzstoss nieder, setzen die Ellenbogen auf die Kniee und breiten, gleichsam um sich zu wärmen, die Hände aus. So kann man sie bei nassem Wetter halbe Tage lang geduldig neben dem eingebildeten Feuer sitzen sehen."

Auch in Gonon wurden wir arg vom Regen heimgesucht. Die nasse Witterung, besonders aber die häufige Ueberraschung durch heftige Platzregen auf der Jagd, verfehlte nicht, nachtheilig auf meine Gesundheit zu wirken. Gar bald befielen mich Schüttelfröste, gefolgt von heftigem Fieber. Obschon an und für sich nicht gerade gefährlich, ist das Fieber sehr lästig, indem es den Menschen momentan zu aller und jeder Anstrengung unfähig macht und, was unendlich mehr bedeutet, die Kräfte nach und nach gänzlich erschöpft.

Den ersten, heftigen Anfall während dieser Reise bekam ich auf einem Abstecher nach Bandacoro, einem unbedeutenden

---

[1]) Also ganz das nämliche, was uns über den Gorilla berichtet wird.

Negerdorfe etwa 3 Stunden östlich von Gonon, wo uns ein eingeborner Jäger, den ich schon von früher her kannte, zur Jagd erwartete. Schon beim Abmarsche von Gonon sass mir das Fieber bleischwer in allen Gliedern; doch wer könnte zu Hause bleiben, wenn ihm an der Hand eines kundigen Führers eine Begegnung mit Chimpansen in Aussicht steht? Uebrigens hoffte ich, das herannahende Fieber durch rechtzeitigen Chiningebrauch vertreiben zu können. Vergebliche Mühe! Kaum waren wir etwa eine Stunde unterwegs, so öffnete der Himmel seine Schleusen, und nachdem wir waldbedeckte Hügel überschritten, ausgetretene Waldbäche durchwatet und durch nasses Unterholz uns den Weg gebahnt, kamen wir endlich regentriefend in Bandacoro an. In der ersten besten *kitchen* (schuppenartiges Gebäude) legte ich mich in eine Hängematte und liess neben mir ein grosses Feuer anlegen, um möglichst schnell trocken und warm zu werden. Ein heftiger Schüttelfrost hatte mich schon lange vor der Ankunft ergriffen, und bald stellte sich nun heisses Fieber ein. An Jagen war somit für mich nicht mehr zu denken; JACKSON aber, so nass er auch war, gieng trotz des anhaltenden Regens mit dem erwähnten Jäger aus, doch kam, wie übrigens zu erwarten war, ohne Beute zurück. Gegen Abend klärte sich das Wetter etwas auf, und da ich in dem armen Dörfchen nicht die Nacht zubringen wollte, so traten wir sofort den Rückweg nach Gonon an, wo wir nach Einbruch der Nacht eintrafen. Während der nächsten Tage hatte ich trotz sofortigen Chiningebrauchs noch einige heftige Fieberanfälle zu bestehen, die meine Kräfte beinahe auf Null reducirten. Schon dachte ich daran, nach Robertsport zurückzukehren, als ein Mann aus der weiter landeinwärts gelegenen Stadt Fali mir berichtete, dass er vor einigen Wochen in den Wäldern hinter Fali eine Begegnung mit Chimpansen gehabt, aber aus Schreck vergessen habe, auf dieselben Feuer zu geben. Da mir der Mann versprach, die Stelle zu zeigen, wo er die *baboons* gesehen, so hatte ich wenigstens einen wenn auch schwachen Anhaltspunkt; der Jagdeifer besiegte meine Schwäche, und ich beschloss, sofort nach Fali überzusiedeln, um dort mein Jagdglück aufs Neue zu versuchen.

Auf halbem Wege dahin passirten wir Samalima, einen

auf einem Hügel gelegenen Ort von einigen zwanzig Häusern. Dieser Platz trug, wie Gonon, die Spuren von starken, hölzernen Barrikaden. Ihr Häuptling muss nach den Aussagen meiner Begleiter früher ein gefürchteter Kriegsoberster gewesen sein, der viele seiner Kriegsgefangenen eigenhändig langsam zu Tode geprügelt haben soll. Er war kaum 60 Jahre alt, ein Mann von herkulischer Gestalt, aber unter der Gicht gebeugt und unfähig, irgend eine Waffe zu führen. Da dieser bisdahin der einzige von mir gesehene Neger war, der ein derartiges Gebrechen hatte, so fiel mir dies natürlich sofort auf; man erzählte mir jedoch sogleich, dass dasselbe eine Strafe für seine früher verübten Gräuelthaten sei.

Am Eingange des Dorfes sah ich zwei Neger, zusammen an eine schwere Halskette gefesselt und den linken Fuss an den Block (*stick*) geschmiedet, arbeiten. Den sehr schweren Klotz trugen sie beim Vorwärtsschreiten an eine Leine gebunden in der Hand. In einem Schuppen sassen eine männliche und eine weibliche Person, ebenfalls auf vorgenannte Weise gefesselt, und zwar mit einem Fusse je an das eine Ende des Klotzes festgeschmiedet, so dass sie, obwohl sehr nahe beisammen, einander doch nicht erreichen konnten. Wie man mir erzählte, war es Eine der Frauen des Häuptlings mit einem ihrer Sklaven, die zusammen allzu intim geworden waren. Jeden Morgen früh erhielt nun das auf so eigenthümliche Weise vereinte Päärchen eine Anzahl Peitschenhiebe aufgezählt und musste dann den Tag über unter Aufsicht eines Wächters Palmnüsse aufklopfen.

Die Zahl der Ziegen und glatthaarigen Schafe in diesem Platze war auffallend gross, doch wusste man mir den Grund davon nicht anzugeben. Von da bis Fali führte uns der Weg auf dem langen Rücken eines Hügels hin, auf dem man den Wald niedergehackt, die sehr zahlreich darin zerstreut stehenden Oelpalmen aber stehen gelassen hatte, so dass das Ganze das Ansehen eines

---

[1]) Die Peitsche besteht bei allen Eingebornen ohne Unterschied aus fünf dünnen, geflochtenen und an den Enden meist mit Knoten versehenen Lederriemen, die zusammen an einem hölzernen, zierlich mit Leder bekleideten Handgriff befestigt sind. (Siehe die Abbildung im zweiten Band).

sehr stark gelichteten Oelpalmenwaldes bekam, in dessen Schatten die dortigen Knollenfrüchte (Kassaven, Bataten und *eddoes*) gebaut wurden. Auf dem Ende des Hügelrückens angelangt, erblickten wir nahe vor uns auf einem andern Hügel die finstern Barrikaden der Stadt Fali, welche wir nach dem Durchschreiten eines reizenden, von einem klaren Quellbache durchflossenen Thälchens erreichten.

Fali, eine finster aussehende Stadt von etwa 60—70 nicht besonders gut erhaltenen Häusern, war der bestbefestigte Platz, den ich auf dieser Reise antraf, denn er war als ein strategisch besonders wichtiger Punkt mit 4 gut unterhaltenen, hohen Barrikaden umzogen und, weil auf einem Hügel gelegen und sehr gedrängt gebaut, verhältnissmässig leicht zu vertheidigen. Die drei Thore, wenn man die niedrigen, engen Thüröffnungen so nennen darf, waren besonders stark befestigt. Die Bürger dieser Stadt wohnten, wie dies bei den Eingebornen meist der Fall ist, in zerstreut liegenden Farmen und *halftowns* und betrachteten die Stadt als eine Festung, wohin sie sich in Kriegszeiten mit ihren Lebensmitteln zurückziehen konnten. Daher standen bei meiner Ankunft auch viele Häuser leer. Fali ist ein bedeutender Stapelplatz für den Palmöl- und Palmkernhandel und wird von zahlreichen liberianischen Zwischenhändlern besucht. Der Häuptling von Fali, PETER[1]), ein noch junger Mann, sass bei unserem Eintritt auf einem neuen Grabe, das mit einer Einfassung von Holzschwellen versehen war, und nähte an einem Shawl von inländischem Zeuge, welches er nach der Gewohnheit der Neger mit den Zehen des linken Fusses festhielt. Er würdigte meine Person, als JACKSON mich vorstellte, kaum eines Blickes und stand nicht auf, als ich ihm die Hand zum Grusse reichte. Nach der gebräuchlichen Begrüssung gab er mir auf etwas mürrische Weise die Erlaubniss, in seiner Stadt wohnen und in deren Umgebung jagen zu dürfen. Dann liess er mir durch einen seiner Leute eine Hütte als Wohnung anweisen. Diese nun, ein kleines, rundes Nest von kaum 10′ im Durchmesser, war im Nothfalle brauchbar als Schlafraum, als Arbeitslokal aber durchaus untauglich. Ich

[1]) Sein inländischer (Vey-) Name ist WAI SINA.

war daher mit dieser Wahl durchaus nicht einverstanden und liess durch meinen Führer den Häuptling herbeirufen. Das Gepäck hatte ich vor der Hütte aufstapeln lassen und mich selbst, anscheinend voll Unmuth den Blick auf die Erde geheftet, auf eine der Kisten niedergelassen. So erwartete ich den Häuptling. Als dieser, wahrscheinlich neugierig, was ich ihm als Gastgeschenk mitgebracht habe, nach langem Warten endlich erschien, stellte ich mich stolz, so lang ich war, vor ihn hin und redete ihn ungefähr mit folgenden Worten an:

„König Peter, ich habe dich rufen lassen! Sieh mir einmal dieses Haus an. Ist es wirklich dein Ernst, mich in diesem finstern Loche ohne Fenster wohnen zu lassen? Wenn du mich beleidigen willst, warum dann nicht noch eine schlechtere Ecke für mich ausgesucht? Ich bin hieher gekommen von weit weg an der Küste. Ich bin gekommen, um dich zu sehen und deine Stadt, denn ich habe viel von dir erzählen hören. Ich bin zu dir gekommen und habe mich zu deinem Fremdling gemacht. Du hast mich angenommen und meinen Jacky, den du ja schon lange kennst. Wir sind nun deine Fremdlinge (Gäste). Schämst du dich nun nicht, mich in dieses Loch zu stecken? Ich bin schon weit herum gewesen, bei den Golah, Busy und den kriegerischen Pessy; ich habe die Mandingo besucht. Aber überall, wo ich auch hinkam, wurde ich freundlich empfangen; das beste Haus in der Stadt wurde mir eingeräumt. Man gab mir zu essen; das Beste, das man hatte, brachte man mir. Alle jene Leute sind meine lieben Freunde geworden. Was muss aber diese Handelsweise bedeuten? Hat dir König John nicht einen Boten gesandt, um dir zu sagen, dass der weisse Jäger kommt? Hast du mich nicht selbst kommen sehen, und haben wir nicht zusammen am Thore geschnalzt[1])? Ich bin solche Behandlung nicht gewohnt! Machen wir darum die Sache kurz. Entweder giebst du mir ein gutes, helles Haus und schickst mir etwas zu essen, oder ich lasse noch diesen Augenblick meine Sachen aufpacken und gehe weiter nach Canga, wo ich weiss, dass ich mehr Gastfreundschaft

---

[1]) Ueber das Schnalzen mit den Fingern beim Händedruck siehe den Abschnitt über die Eingebornen im zweiten Band.

finden werde, und dort werde ich dem Könige DAUWANA sagen, wie man hier in Fali die Gesetze des Landes [1]) zu handhaben versteht!"

Darauf erwiederte der Häuptling in ziemlich gutem Englisch: „Weisser Mann, sei nicht böse auf mich! Sei mir nicht böse, wenn meine Sinne mich verlassen haben! Mein Herz liegt nicht gut, mein Kopf ist müde und meine Augen sehen trübe. — Hast du nicht gesehen, wo ich sass, als du durch das Thor tratest? Das ist das Grab meiner Mutter. Seit meine Mutter todt ist, habe ich nur halbe Gedanken. O, sie war so gut, so gut!" Da ich wusste, wie sehr die Neger, und zwar nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, an ihren Müttern hängen, hütete ich mich wohl, ihn zu unterbrechen, und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Glaube du aber nicht, dass ich dich nicht gerne als Fremdling bei mir sehe, oder dass ich die Gesetze der Gastfreundschaft nicht kenne oder nicht handhaben will. Ich habe dich gekannt, lange bevor ich dich sah, denn Aller Mund ist voll von dir! Ich habe dich aber nachlässig behandelt, ich habe dir nicht selbst ein Haus gesucht. Komm nun mit; ich gehe mit dir, und das Haus, das dir am Besten gefällt, das sollst du haben!" Hiemit setzte er sich in Bewegung, und wir machten einen Gang durch die Stadt. Plötzlich blieb ich stehen, und auf ein Haus mit geräumiger Veranda und verschliessbaren Fensterläden und Thüren weisend, sagte ich: „Dieses Haus passt für mich, das möchte ich haben." — „Es ist das Haus meiner Mutter," entgegnete er, „seit ihrem Tode hat noch niemand darin gewohnt. Du aber bist der grösste Fremdling, den ich je in meiner Stadt begrüsst, und der erste weisse Mann von gross Amerika, den ich hier gesehen; du hast geglaubt, ich sei dein Gastfreund nicht: du sollst es haben!"

Beim Weggehen warf er einen langen, verliebten Blick auf mein Gepäck, das eben herbeigeschafft wurde, und worunter ein rothes Kistchen [2]) seine besondere Aufmerksamkeit zu fesseln schien. Ich verstand diesen Blick noch von Bavia her, liess das

---

[1]) Ueberlieferungen, die Gastfreundschaft betreffend.

[2]) Alle holländischen Branntweinkisten sind roth gefärbt.

Kistchen öffnen und holte eine vierkantige Flasche Branntwein hervor, ohne den man unter dieser Bevölkerung schwerlich reisen kann. „Lass uns den Freundschaftstrunk trinken," sagte ich lächelnd zu ihm, füllte meinen zinnernen Becher voll, nippte nach Landessitte eben daran, zum Zeichen, dass es nicht Gift sei, und hielt ihm dann denselben hin zum Friedens- und Freundschaftsschluss. — Ich brauche hier nur noch beizufügen, dass in meinem Hause von nun an jeden Tag der Friede aufs Neue zwischen uns besiegelt wurde, bis wir zuletzt die besten Freunde waren!

Noch am nämlichen Tage begleitete mich PETER nach der etwa eine Stunde entfernten Halftown Tongocoro, um mich mit der Gegend etwas bekannt zu machen. Wir fanden überall grosse Strecken Waldes ausgerodet und in Farmen verwandelt, wo Maniok und Reis gebaut wurde. Eine von PETER's zahlreichen Frauen führte in dieser Halftown das Regiment. — Am nächsten Morgen gieng ich mit JACKSON, begleitet von dem bereits erwähnten Manne nebst einigen Andern, hinaus, um mir die Stelle zeigen zu lassen, an der man die Chimpansen gesehen hatte. Wie zu erwarten war, fanden wir keine Spur von diesen Thieren, denn die Bäume, die ihnen damals in einer Art wilder Feigen das Futter geliefert hatten, waren längst aller Früchte beraubt.

Wir bewegten uns bei diesem Marsche in bergigem Terrain mit Thälern, die von schönen Quellbächen durchrieselt wurden. JACKSON hatte sich, einer Antilopenfährte folgend, von uns Andern getrennt; wir aber hatten das Glück, einen Trupp rother Stummelaffen (*Colobus ferrugineus*) zu beschleichen, der sich unter grossem Lärm in den Kronen riesiger Waldbäume herumtrieb. Von ihnen ungesehen, hatte ich Zeit genug, die klugen Thiere mit Hülfe meines Feldstechers in aller Ruhe zu beobachten. Welch eine unglaubliche Elasticität und Behendigkeit, welche Boshaftigkeit und Verschlagenheit solch ein munteres Affenvolk in diesen hohen, luftigen Regionen zur Schau stellt! Welch eine ernste Würde in der Haltung dieses Einen, der, ohne sich in den Streit der Andern zu mengen, abseits auf einem Aste sitzt, und welche Grimassen dagegen und Capriolen jener Fechtenden und Verfolgten, wenn sie dem Verfolger durch irgend eine List entrinnen können!

Doch der Jäger lebt nicht vom Beobachten allein, und da mir diese Affenart für meine Sammlungen sehr willkommen war, so suchte ich ein besonders stattliches Exemplar aus und sandte ihm aus meiner grossen Affenflinte — Lefaucheux-Doppelflinten tragen nicht so weit — eine Ladung Fuchsschrot zum Morgengrusse hin. Der Rauch liess mich über die Wirkung des Schusses im Unsichern, doch meine Führer versicherten einstimmig, dass ich gut getroffen habe und wollten auch nicht dulden, dass ich nochmals schiesse. Ich wartete wohl 10 Minuten. Alle übrigen Affen hatten auf meinen Schuss das Weite gesucht, und noch lange hörte ich sie in der Ferne bellend und kreischend in wilder Flucht durch die Baumkronen dahinrasen. Der Getroffene aber sass noch immer unbeweglich auf einem Baumast, mit dem einen Arm den Stamm umklammernd und den Kopf auf die Brust niedergebeugt, als ob er schliefe. Ich kannte jedoch diese List; giebt es ja doch auch Füchse und selbst Käfer, die sich todt stellen, um sich im ersten unbewachten Momente auf und davon zu machen. Ein zweiter Krach, und der langhaarige Akrobat rutschte ein langes Ende den Stamm hinunter. Meine Begleiter machten Luftsprünge, doch zu voreilig. Auf einmal erreichte er einen neuen Stützpunkt, wo er sitzen blieb. Ein dritter Schuss, diesmal aus meiner Doppelflinte, warf ihn auch von diesem Platze herunter, er stürzte und stürzte, um sich plötzlich in einigen Aesten, die er passirte, mit einer seiner Vorderhände wieder festzuhalten und so zu verenden. Er hatte sich, wie viele Affen thun, im Todeskrampfe während des Falles an den Ast festgeklammert, und wir mussten nun das Vorübergehen der Todtenstarre abwarten, um ihn herunterfallen zu sehen. Das beredte, tief traurige Mienenspiel eines sterbenden Affen, sein vorwurfsvoller und doch bittender Blick haben jedesmal einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, einen Eindruck, den ich heute noch nicht vergessen habe, so dass ich während meiner zweiten Reise, mit Ausnahme einiger seltener Exemplare, keinen einzigen Affen schoss, so oft ich auch dazu Gelegenheit gehabt hätte. — Ich war daher froh, den Todeskampf des armen Schlachtopfers der Wissenschaft nicht mit ansehen zu müssen und wartete ruhig den Moment ab, in dem er von selbst herunterfallen musste. Nach

beinahe einer Stunde Wartens hörte man's denn oben in den Aesten krachen, und mit einem schweren Plumps, als ob er in den Erdboden hineinschlagen müsste, lag er vor unsern Füssen. Es war ein Prachtkerl von 40 Pfund Gewicht, mit dem dieser Art eigenthümlichen, fratzenhaften, kohlschwarzen Gesicht, tief unter vorstehenden Jochbogen liegenden Augen, kleiner, eingedrückter Nase, kräftigem Gebiss und vorstehendem Kinn. Den Affen durch einen meiner *boys* tragen lassend, trat ich nunmehr den Rückzug nach Fali an. Vor dem äussersten Thore angekommen, bedeutete mir einer der Stadtältesten, dass nach einem alten Gesetze (*country-law*) Affen, als unreine Thiere, nicht in die Stadt hineingebracht werden dürften. Da mir Aehnliches an andern Orten auch schon vorgekommen war und ich die Strenge solcher Gesetze kannte, so dachte ich nicht einmal daran, die Intervention des Häuptlings einzurufen, legte den Affen ausserhalb der Barrikaden auf einen Holzstoss und häutete ihn mit meinem Jagdmesser ab. Den Cadaver schnitt ich in Stücke und konnte nachher Haut und Fleisch unbehelligt in die Stadt bringen lassen. Hier präparirte ich die Haut für meine Sammlung, liess ein schönes Stück Fleisch für mich braten, einige andere räuchern, und den Rest vertheilte ich unter meine Begleiter, während JACKSON von einem Eingebornen für die Eingeweide ein Quantum Reis eintauschte. Auch in Fali wurde von vielen Leuten Affenfleisch als ein grosser Leckerbissen betrachtet. Ich selbst huldige freilich, wenigstens gegenwärtig, dieser Ansicht nicht, obwohl ich nicht verhehlen kann, dass es eine Zeit gab, in der ich beinahe täglich Affenfleisch ass und dasselbe sogar vortrefflich fand.

Während einiger ziemlich unergiebiger und ereignissloser Jagdtage besuchte ich auch die Golah-Stadt Canga und deren stotternden Häuptling DAUWANA, den ich bereits in Gonon kennen gelernt hatte. Canga liegt etwa anderthalb Stunden nördlich von Fali in ebener Gegend und übertrifft letztere Stadt bedeutend an Grösse. Mit König DAUWANA hatte ich in Gonon auf eigenthümliche Weise Bekanntschaft gemacht. Auf seiner Durchreise hatte er nämlich von meiner Anwesenheit gehört und vom Häuptling JOHN vernommen, dass ich im Besitze von Branntwein sei. Er unterliess darum als grosser Verehrer einer Herzstärkung nicht, mich zu besuchen und

einzuladen, nach Canga zu kommen, um einige Zeit sein „Fremdling" zu sein. Ein gewöhnliches Trinkglas voll *Dschi kimali* (wörtlich kaltes Wasser [1])), das ich ihm anbot, leerte er zur Hälfte in einem Zuge und bot die andere Hälfte den vier oder fünf Männern an, welche sein Gefolge bildeten. Darauf wünschte er eine Flasche dieses Getränkes, das ihm so gut mundete, zu kaufen und bot mir dafür vier Hühner an, von denen er Eines, das er zufällig mitführte, als Abschlagszahlung übergab und die drei fehlenden am nächsten Tage zu senden versprach. Es sei gleich hier bemerkt, dass mir seine fürstliche Durchlaucht dieselben bis zum heutigen Tage schuldig geblieben ist.

Dauwana empfing mich bei unserer Ankunft mit der grössten Liebenswürdigkeit, war aber durchaus nicht zufrieden, als ich ihm sagte, dass ich am gleichen Tage nach Mr. Brown's Place, einem eine halbe Tagreise landeinwärts gelegenen Golah-Dorfe weiterreisen werde. Dauwana ist in seiner Art ein wahres Original, ein langer, dürrer Fünfziger, einäugig und in hohem Grade stotternd. Sein rechtes Auge hat er, wie man mir sagte, in einem Kriege gegen den Vey-König Barlah durch einen Schuss verloren. Weit und breit ist er geachtet wegen seinen Gerechtigkeit, gefeiert als muthiger Krieger und gefürchtet wegen seiner Strenge, mit der er selbst kleine Vergehen zu strafen pflegt. Er scheint sich von Jugend an planmässig abgehärtet zu haben, und nie hat man ihn das bei Häuptlingen übliche Umschlagtuch, ein Hemd oder auch nur eine Mütze tragen sehen. Ein einfaches, nach Negerart um die Lenden geschlungenes Taschentuch ist stets seine einzige Kleidung geblieben, und er scheint auf diese Einfachheit in der Kleidung nicht wenig stolz zu sein. Gegen seine Untergebenen ist er sehr gerecht und lässt sich nie herbei, weggelaufene Sklaven, die bei ihm ihre Zuflucht suchen, wieder auszuliefern, wenn sie sich bei ihm gut aufführen. Er versäumt jedoch nicht, nach allgemeinem Gebrauch einen zugelaufenen Sklaven an den Block zu legen, bis dessen Herr kommt, um ihn zurückzufordern. Kommt dann der Eigenthümer, um seinen Sklaven

---

[1]) Ebenso wie wir in Europa, pflegen auch die Neger den Branntwein mit irgend einem Spitznamen, wie Kaffee, Medizin u. dgl. zu benennen.

zu holen, so sagt er zu ihm: „Hier ist er; ich habe ihn gefangen und an die Kette gelegt. Du kannst ihn zurück haben, doch muss er freiwillig mitkommen, denn aus meiner Stadt geht niemand gebunden weg. Wenn er nicht freiwillig kommt, so wird er dafür seine Gründe haben und bleibt er bei mir." Da DAUWANA seine Sklaven, so lange ihre Aufführung nichts zu wünschen übrig lässt, sehr gut behandelt, so besitzt er eine grosse Anzahl solcher zugelaufener Leute, die für ihn arbeiten.

Ich erreichte Canga gegen 11 Uhr vormittags, während DAUWANA ein grosses Palaver hielt, das ich seiner Originalität halber nicht unterlassen kann, hier mitzutheilen.

Einer von DAUWANA's Sklaven hatte eine Palme angezapft, um sich den täglichen Bedarf an Palmwein zu verschaffen. Eines Tages, als der Mann den Palmwein abzapfen wollte, fand er den Sklaven eines Andern auf der Palme beschäftigt, den Palmwein, der sich die Nacht über in dem untergehängten Gefässe angesammelt hatte, zu stehlen. Seine Warnung wurde mit Hohn und Scheltworten beantwortet, worauf Beide handgemein wurden und der Sklave DAUWANA's den Andern mit einem Knüppel niederschlug. Wuthentbrannt kam Jener kurz nachher mit einem grossen Schwert bewaffnet nach Canga, um an seinem Gegner Rache zu nehmen, wurde aber von DAUWANA, dem man das bei der Palme stattgefundene Ereigniss mitgetheilt hatte, in Ketten gelegt. Einige Tage später erschien der Herr des gefangenen Sklaven, um diesen zurückzuverlangen, worauf man ein grosses Palaver veranstaltete, um die Sache zu erledigen. Da es allgemein Sitte ist, dass beide Parteien die Gerichtskosten zum Voraus bezahlen, brachte der Sklave DAUWANA's als die eine Partei einen Kupferkessel und ein inländisches Tuch herbei, und der Herr des andern Sklaven that dasselbe. Hierauf erschien DAUWANA, sah sich die Sachen von oben herab an und sagte: „Wo bleibt der Reis und das Palmöl?" Eine Flasche Palmöl und zwei Körbe voll Reis wurden von jeder Partei herbeigeschafft und der letztere auf eine Matte ausgeschüttet. Dann verlangte DAUWANA von jeder Partei ein weisses Huhn. Auch dieser Forderung wurde nach langem Suchen Genüge geleistet. Nun fragte mich der fürstliche Richter, nachdem er mir durch JACKSON die Sachlage

hatte erklären lassen, was man bei uns in Europa in einem solchen Falle zu thun pflege. Ich erwiederte, dass man den Dieb das Gestohlene zurückvergüten lasse und ihm ausserdem eine Strafe auferlege. „Was würdest du in diesem Falle verlangen?" fragte er. Ich antwortete, dass er selbst den Werth des gestohlenen Palmweins besser beurtheilen könne als ich, doch dass ich glaube, ein paar Dollar würden in diesem Falle eine genügende Entschädigung sein. Hierauf liess DAUWANA die auf der Matte deponirten Sachen nach seinem Hause bringen und verurtheilte den gegnerischen Sklaven zu einer Busse von fünf Dollars, mit der Drohung, ihn zu verkaufen, wenn er nicht gleich bezahlen könne. Vergeblich bat dessen Herr um eine niedrigere Busse. DAUWANA war unerbittlich; und als die Vorstellungen und Bitten kein Ende nehmen wollten, wandte er sich voll Entrüstung an den Herrn des verurtheilten Sklaven und sagte: „Hast du DAUWANA jemals eine Mütze tragen sehen? Sieh her! Das erste Mal, dass du eine Mütze zwischen mir und Gott — und dabei wies er in die Höhe — sehen wirst, soll dir die Strafe erlassen sein!" Hierauf bezahlte der Mann, und das Palaver war abgelaufen. Nach einem frugalen Mahle, für welchen Beweis von Gastfreundschaft ich dem Häuptling als Gastgeschenk eine Flasche Branntwein und etwas Tabak überhändigte, reisten wir weiter nach Mr. Brown's Place, welchen Ort wir kurz nach Einbruch der Nacht erreichten. Dieser Platz soll zur Zeit des Sklavenhandels, wie auch Gonon, eine von einem Mr. BROWN gegründete, grosse Sklavenstation gewesen sein, ist aber gegenwärtig ein ärmliches Negerdorf, das fast ausschliesslich von Golah-Leuten bewohnt wird. Die Grenze zwischen dem Gebiete der Vey und Golah liegt übrigens gleich hinter Gonon, und in diesem letztern Platze selbst, noch mehr aber in Fali wird, infolge der Vermischung der beiden Stämme auf der Grenzlinie, schon recht viel Golah gesprochen.

Infolge anhaltenden Regens, der wieder mit all seiner Macht einzusetzen begann, konnte ich nichts ausrichten und erneute Fieberanfälle suchten mich heim. Ich schickte mich darum schon nach zwei Tagen zum Rückzuge nach Fali an, das wir, ohne Canga zu berühren, am Abend des 28. Juni erreichten. Am folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, marschirten wir

ab und passirten Gonon, ohne uns aufzuhalten. Da es den ganzen Tag in einem fort regnete, wählten wir, statt nach Cambama zurückzugehen, den etwas kürzern Weg nach Japaca, oberhalb Cambama am Japaca Creek gelegen, woselbst wir nach einem überaus anstrengenden Marsche spät in der Nacht ankamen.

Auf der ganzen Route konnten wir uns keinen Augenblick Ruhe gönnen. Die Bergbäche waren ausserordentlich hoch angeschwollen und die Sümpfe vollgelaufen, so dass ich, ohnehin von dem anhaltenden Regen und dem nassen Unterholze, das Einem in den engen Waldpfaden fortwährend in's Gesicht peitschte, völlig durchnässt, den ganzen Tag in meinen Wasserstiefeln voll Wasser marschiren musste.

Unmittelbar vor einbrechender Nacht wurde ich durch die Geistesgegenwart JACKSON's vor einem Unglück bewahrt. Ich war zufällig für einige Zeit der Erste in der fünfgliedrigen Karawane — Dr. ROBERTS war schon früher nach Robertsport zurückgekehrt — und eilte, so rasch meine Kräfte und der mühsame Weg es erlaubten, vorwärts, um womöglich noch vor gänzlichem Dunkelwerden Japaca zu erreichen, das nach den Aussagen meiner Leute nicht mehr allzufern von uns liegen sollte. Da sah ich zufällig nahe vor mir in einem niedrigen Baume eine dunkle Masse sich bewegen, und weil ich mich während dieser ganzen Reise in Gedanken mit Chimpansen beschäftigt hatte, so war nichts natürlicher, als dass ich diese Masse für einen Chimpansen hielt, der sich, wie mir vorkam, an den Baumstamm drückte, um unsere Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken. Voller Erregung über das unerwartete Jagdglück riss ich die Büchse von der Schulter, schlug an, zielte und — im Momente des Losdrückens fiel ein wuchtiger Schlag auf meinen Gewehrlauf, so dass der Schuss ein paar Schritte vor mir in den Boden fuhr. JACKSON nämlich, der auf kurzem Abstand hinter mir marschirte, hatte mit seinem geübten Auge in dem dunkeln Gegenstande gleich einen Neger erkannt und im äussersten Augenblicke durch den Schlag meinem Schusse, den er nicht mehr verhindern konnte, eine andere Richtung gegeben. Es stellte sich nun gleich heraus, dass der bewusste Neger aus Japaca kam und beschäftigt war, Rotang zu schneiden, den er zum Bau seiner Hütte nöthig hatte. Unter

der Führung meines Pseudo-Chimpansen, der sich bald von seinem Schrecken erholt hatte, setzte unser Zug sich nach kurzem Aufenthalte wieder in Bewegung.

Dicht hinter Japaca hatten wir eine jener mehrerwähnten, gebrechlichen Gabelstockbrücken (*monkey-bridges*) von 200 Schritt Länge zu passiren, die über einen breiten, von einem tiefen Creek durchzogenen Morast führte. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als wir die Brücke betraten, und als wir tastend und suchend etwa die Mitte erreicht hatten, stürzte sie an einer morschen Stelle ein, so dass wir, einige Nachzügler abgerechnet, tief in den schwarzen Schlamm einsanken. Auf unsere Hülferufe erschienen bald aus dem an der andern Seite des Sumpfes liegenden Japaca zahlreiche Männer mit Feuerbränden. Nachdem sie unsere Lage übersehen, holte man schnell einige *bambu-sticks* (die langen Blattrippen der Weinpalme), hielt uns dieselben zum Greifen hin und zog uns so aus dem Schlamme, worin wir ohne diese rasche Hülfe sehr wahrscheinlich elend umgekommen wären.

In der Stadt wies mir die wohlbeleibte Königin Sandimany, die dort, ein seltenes Beispiel von Frauenherrschaft, schon seit Jahren mit straffer Hand das Scepter führt, ihr bestes Haus zur Wohnung an, mit einem Zimmer, das auffälliger Weise mit Tisch, Stühlen und einem ordentlichen Bett versehen war. Ich liess darin sofort ein gutes Feuer anlegen, entledigte mich der schlammgefüllten Kleider und hüllte den ganzen Körper, nachdem mein Diener ihn tüchtig frottirt und in Ermangelung von Rum mit Gin (Kornbranntwein) eingerieben hatte, in einen grossen, von Sandimany geliehenen Negershawl. Am andern Morgen, dem 30sten Juni, machte ich, obschon die Beine beinahe ihren Dienst versagten, einen Rundgang durch die Stadt. Diese mochte etwa 40 grösstentheils sehr gut erhaltene Häuser zählen; sie besass keine Festungwerke.

Unter grossen, schuppenartigen Gebäuden, sogenannten *kitchens*, waren zahlreiche Sklaven beschäftigt, Palmöl zu bereiten und Palmnüsse aufzuklopfen. Auch hier sah ich wieder einige Sklaven mit schweren Ketten um den Hals und die Füsse im Block. Sandimany ist in der ganzen Gegend als strenge Herrscherin bekannt und lässt nicht mit sich scherzen. Der treffendste Beweis

dafür ist übrigens der, dass sie nach dem Tode ihres Mannes es verstanden hat, die Herrschaft an sich zu reissen. Sie spricht nicht Englisch, wohl aber thun dies ihre Söhne, die auf der Missionsstation in Robertsport eine gute Erziehung erhalten haben. Momo, der jüngste dieser Söhne hat, dank der Fürsorge von Bischof Penick, seine Schulbildung in Amerika vollendet und studirt gegenwärtig dort Medicin. Sehr gerne würde ich, der Einladung Sandimany's folgend, einen mehrtägigen Aufenthalt in Japaca genommen haben, doch da das Wetter keine günstige Wendung zu nehmen schien, so zog ich vor, unverzüglich nach der Küste zurückzukehren. Ich miethete daher ein grosses Canoe, und unter strömendem Regen fuhren wir, ohne in Cambama anzulegen, den Japaca Creek, Morfi River und Fisherman Lake hinunter nach Robertsport, wo wir gegen Abend, vor Kälte am ganzen Leibe zitternd, ankamen.

XII.

Weitere Erlebnisse. Rückreise nach Europa.



Teufelsfest (*devil-dances*) in Tosso.

Krieg zwischen den Vey und Gallinas: Unterhandlungen in Robertsport. — Die Kosso. — Belagerung von Cobolia. — Besseh und Glima erobert. — Belagerung von Glima. — Ueberfall von Weahjah. — Robertsport in Belagerungszustand. — Weitere Jagdtouren: Station in Kissicoro. — Im Walde verirrt. — Station in Caba. — Das Bauen von Barrikaden. — Fieber. — Nach Robertsport zurückgebracht. — Kleinere Ausflüge. — Die Teufelsfeste in Tosso: Teufelstänze. — Mitgetanzt. — Grosses Festmahl. — Jackson's Abenteuer mit Chimpansen. — Traveller's Rest. — Riesenschildkröten. — Hungersnoth. — Friedensunterhandlungen. — Ausflug nach Passaro. — Landung in Solymah. — Ein verlassenes Heiligthum. — Abschied von Robertsport. — Krankheit in Monrovia. — Rückreise nach Europa.

Während des ganzen regnerischen Sommers wurde die durch den Volksstamm der Vey bewohnte Gegend von Grand Cape Mount wiederholt von den Räuberhorden der Kosso heimgesucht. Diese Letztern, ein kriegerischer Stamm aus den Hinterländern des

Gallinasgebietes, wurden durch die mit den Vey verfeindeten Gallinas gemiethet, um das unter liberianische Oberhoheit gehörende Vey-Gebiet zu verwüsten und dessen Bewohner so viel wie möglich zu dezimiren. Dass bei der grossen Unsicherheit Handel und Wandel im Innern furchtbar litt, ist selbstverständlich. Mr. WATSON, der liberianische Superintendent in Robertsport, that zwar sein Möglichstes, um auf parlamentärem Wege Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, doch bei dem dort üblichen, schleppenden Gange der Unterhandlungen war für lange Zeit an keine Besserung der Verhältnisse zu denken. Eine durch Mr. WATSON nach Robertsport zusammenberufene Friedensconferenz, an der sowohl Abgeordnete der Gallinas als auch die Vey-Fürsten MORANA, DUAMBA CUMBO [1]) und BARLAH sich betheiligten und die mehrere Tage dauerte, verlief ohne Resultat. Als MORANA SANDO, gegen den der Krieg hauptsächlich gerichtet war, wieder nach Cobolia zurückkehren wollte, fand er einige Städte am Mahfa River durch den Feind besetzt und den Rückweg nach Cobolia abgeschnitten. Die Gallinas hatten einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt, und die Kosso thaten daher ihr Möglichstes, um MORANA lebendig oder todt in ihre Hände zu bekommen. Ein volles Jahr (vom Sommer 1881 bis Sommer 1882) musste er im Exil zubringen und wohnte während dieser Zeit mit seinem Gefolge von Würdenträgern und etwa 20 Weibern meist in der Krootown bei Robertsport. Ich kann jedoch nicht behaupten, dass ihn diese Schicksalstücke allzusehr niederbeugte. Er trug vielmehr sein Unglück mit der grössten Gelassenheit; hatte er ja doch Frauen und Diener genug bei sich, um sich das Wenige zu verschaffen, das er zum Leben nöthig hatte. Er beehrte mich während dieser Zeit öfter mit seinem Besuche und hatte gewöhnlich ein zahlreiches Gefolge bei sich, so dass meine Vorräthe an Branntwein und Tabak arg mitgenommen wurden, da ich ihm doch, nachdem er mich früher in Cobolia als Gastherr so nobel behandelt, in Bezug auf Gastfreundschaft nicht wohl nachstehen konnte. Seine Residenz Cobolia wurde indessen durch seinen Sohn DAVINDA und den mehr genannten Kriegsobersten

[1]) Allgemeiner bekannt unter dem englischen Namen FREEMAN.

(*head-warrior*) erfolgreich gegen die wiederholten Anfälle der Kosso vertheidigt.

Inzwischen hatten die Kosso die beiden im Tehwah-Gebiete gelegenen, stark befestigten Städte Besseh und Glima erobert und deren Bewohner, soweit dieselben nicht rechtzeitig die Flucht ergreifen konnten, als Sklaven weggeführt. Beide Städte wurden durch weitere Palissadenwerke nach dortigen Begriffen uneinnehmbar gemacht und dienten fortan den Kosso als Operationsbasis für ihre Raubzüge, mit welchen sie nach und nach das ganze Gebiet des Vey-Stammes unsicher machten. Sogar bis an den Fisherman Lake drangen sie vor, plünderten und verbrannten in nächtlichen Ueberfällen schutzlose Negerdörfer und schleppten deren Bewohner gefangen nach Besseh, von wo aus sie dieselben dann bei erster Gelegenheit nach Westen in die Sklaverei sandten. Eine Zeitlang sah man fast allnächtlich den Himmel vom Feuer brennender Dörfer geröthet. Schaaren hungernder und obdachloser Flüchtlinge, die bei den feindlichen Ueberfällen nur das nackte Leben gerettet, kamen nach Robertsport und machten dort den Mangel an Lebensmitteln immer fühlbarer. Die meisten Städte am Mahfa River waren in Feindeshand; der ganze Fluss war blockirt, und Robertsport selbst vom Feinde bedroht. Der sonst so blühende Handel mit dem Innern lag gänzlich darnieder. Eine Belagerung von Glima durch liberianische Truppen mit einer Kanone und einem Mörser endete infolge eines wüthenden, nächtlichen Ausfalles der Belagerten mit einer Niederlage und schmählicher Flucht der Liberianer, unter Zurücklassung ihres Belagerungsgeschützes.

Die durch diese Belagerung erbitterten Kosso benutzten fortan jede Gelegenheit, um an den Liberianern Rache zu nehmen. Gegen Mitte October, als im Kriegslärm eine kleine Pause eingetreten war und das Gerücht gieng, die Feinde hätten sich zurückgezogen, wagten es drei liberianische Zwischenhändler, nach Weahjah, einer befestigten Stadt oberhalb Cobolia, an den ersten Wasserfällen des Mahfa River, zu fahren, wo grosse Mengen von Palmkernen zum Verkaufe bereit liegen sollten. Von diesen Leuten wurde der Eine erschlagen, der Andere gefangen weggeführt. Der Dritte konnte mit genauer Noth sein Leben retten und kam

einige Tage später nach Robertsport zurück, wo er über den traurigen Vorfall folgende Einzelheiten mittheilte: „Ich (ALBERT MILLS) lag in Weahjah mit meinen Gefährten JOHNSON und Mc. CRITTY, jeder in seinem besondern Hause, als ziemlich spät in der Nacht jemand vor dem Thore der Stadt die Wache anrief und Einlass begehrte. Auf die Frage, wer er sei, gab der draussen Stehende zur Antwort, dass er mit einigen Kameraden viel Palmöl und Palmkerne bringe. Dies erschien um so glaubwürdiger, als wir Händler in der Stadt waren, um diese Waaren aufzukaufen. Nach einiger Berathung wurde denn auch das Thor geöffnet und die Leute eingelassen. Ihre Tragkörbe waren aber nur zum Schein gefüllt, und kaum waren die Ersten eingelassen, als ihnen ein ganzer Schwarm Bewaffneter nachfolgte. Sofort wurde nach uns drei Liberianern gefragt. Ich und Mc. CRITTY konnten uns im Gedränge aus der Stadt in die nahen Wälder flüchten, wo wir uns verbargen. Mc. CRITTY hielt sich ganz nahe bei mir verborgen, und wir hörten sehr wohl, dass nach uns gesucht wurde. Als Alles still geworden war, gieng mein Gefährte auf den nahen Waldpfad hinaus, um sich etwas umzusehen. Sogleich packte ihn aber eine feste Hand, und eine Stimme rief: „„Komm mit, du bist mein Gefangener."" Mc. CRITTY setzte sich, obwohl er unbewaffnet war, zur Wehre, und dies erzürnte seinen Gegner derart, dass er ihm mit seinem Buschmesser das Gesicht entzweihieb, worauf Mc. CRITTY niederstürzte und nach einigem Stöhnen den Geist aufgab.

Ich selbst hielt mich zwei Tage lang im Walde in der Nähe der Stadt verborgen, ohne alle Lebensmittel, bis ich mich endlich, ganz erschöpft, einem Eingebornen anvertraute, den ich von früher her kannte. Dieser holte etwas zu essen und erzählte mir dann, dass die Feinde unsere drei Häuser geplündert hätten und dann abgezogen wären, JOHNSON gefangen mit sich führend. Ich wünschte nun, den erschlagenen Mc. CRITTY zu sehen. Wir fanden ihn auf demselben Platze liegen, an dem er gefallen war. Seine Eingeweide waren aus der Bauchhöhle herausgeholt und statt deren die abgeschnittenen Hände und Füsse hineingesteckt. Da ich noch immer fürchtete, von herumschleichenden, feindlichen Spionen gesehen zu werden, liess ich mich von dem Eingebornen

durch die Wälder nach einem Dorfe weiter unten am Flusse führen, von wo mich einige Leute zur Nachtzeit in einem Canoe nach Cape Mount herunter brachten."

JOHNSON blieb lange in Gefangenschaft, während ihm unter Hunger und Peitschenhieben täglich mit einem martervollen Tode gedroht wurde [1]). Die Meinungen der Kosso über sein Loos waren getheilt. Die Einen wollten ihn tödten, die Andern als Geisel für vorkommende Fälle in Sklaverei behalten. Inzwischen wurde er durch den englischen Kaufmann Mr. HARRIS in Solymah, in dessen Diensten er früher gestanden hatte, losgekauft und nach Cape Mount zurückgesandt.

Kurz nach diesem Ereignisse durchschwärmten die Feinde aufs Neue die Gegend zwischen Mahfa River und Fisherman Lake. Da nun für die liberianische Niederlassung Robertsport das Schlimmste zu fürchten war, so wurde dort der Belagerungszustand proklamirt, und es bildeten sich zwei Compagnieen Bürgerwehr, von welchen je eine einen ganzen Monat unter den Waffen stand und des Nachts die weit vorgeschobenen Vorposten besetzte. Dieser Wachsamkeit allein war es zu danken, dass Robertsport von feindlichen Ueberfällen verschont blieb. Während dieser unruhigen Zeit machte ich verschiedene, grössere Jagdausflüge, wobei JACKSON stets mein Begleiter war. Bald hier, bald dort errichtete ich für kurze Dauer Stationen, wie z. B. in Caba und Sauwira am Mahfa River, sowie in der Nähe von Maïma am Südabhange des Cape Mount Gebirges. Schon früher hatte ich, ebenfalls mit JACKSON, eine zeitweilige Jagdstation in Kissicoro, einer verlassenen und durch die Kosso geplünderten Stadt, eine Stunde westlich von Sauwira gelegen, errichtet. Diese Stadt war früher der Wohnsitz eines älteren Bruders von König MORANA, der sich vor den Kosso flüchten musste und sich nun auf der Insel Gambia, gegenüber Robertsport, angesiedelt hatte. Bei der Verwüstung der Stadt war eine Gruppe von etwa sechs Hütten stehen geblieben, und in die beste derselben hielt ich mit JACKSON

---

[1]) Die Neger dieser Gegenden verstehen sich vorzüglich darauf, ihre Gefangenen durch Bangemachen und anhaltende Ungewissheit über ihr endliches Loos noch ganz besonders zu martern.

und zwei *boys* meinen Einzug. Eine Frau aus dieser Stadt, die sich bei dem Ueberfall in den Wald geflüchtet hatte und nach dem Abzuge des Feindes zurückgekehrt war, machte mit uns die ganze Bewohnerschaft des Platzes aus. Ein niedriger Hügelrücken trennte die Stadt von den Sumpfgebieten des Sugary River. Die ganze Gegend war dicht bewaldet und auch diesseits der genannten Erhebung von zahlreichen Sümpfen durchzogen. Da wir wussten, dass die Kosso ganz in der Nähe sich aufhielten, so war es nicht rathsam, unsere Jagdausflüge allzuweit auszudehnen. Ich fürchtete zwar für mich wenig, auch nicht für JACKSON, desto mehr aber für die in der Station befindliche Ausrüstung und den wachehaltenden, schwarzen Diener, den wir übrigens gut bewaffnet hatten. Wie leicht hätte eine herumschwärmende, feindliche Bande die Station während unserer Abwesenheit aufheben und den Bedienten als Sklaven wegschleppen können! Und doch wollte der Zufall, dass ich schon am Tage nach unserer Ankunft mich weiter von der Station entfernte als mir lieb war. Ich hatte schon in aller Frühe mit JACKSON einen Ausflug nach dem waldbedeckten Hügelrücken gemacht, um mich etwas zu orientiren. Sehr bald fand mein Begleiter frische Spuren von Pinselschweinen, denen er zu folgen beschloss, so dass er sich darum von mir trennte. Da es nun noch früh am Tage war, so versuchte ich mit meinem Burschen das Jagdglück auf eigene Faust. Unbekannt, wie wir Beide mit der Gegend waren, verirrten wir uns aber bald, und zwar derart, dass ich zuletzt keinen andern Rath wusste, als mit Hülfe meines Taschenkommpasses stets östlich zu halten, um auf diese Weise irgendwo den von Norden nach Süden fliessenden Mahfa River zu erreichen. Nach langem Umherirren, wobei wir immerfort durch Sümpfe gezwungen wurden, die Richtung wieder zu verändern, erreichten wir endlich bei Einbruch der Nacht die hohen Ufer des Mahfa River, gerade gegenüber der schon früher erwähnten Stadt Caba, und riefen einigen am Ufer stehenden Leuten zu, uns herüber zu holen. Dies geschah, und da ich um jeden Preis noch am gleichen Abend nach Kissicoro zurückkehren wollte, so miethete ich vom Häuptling von Caba ein Canoe mit zwei Ruderern, um nach Sauwira hinunter zu fahren, wofür ich ihm einen Gutschein für zwanzig Blätter Tabak ausstellen musste.

Auf der kurzen Fahrt flussabwärts überfiel uns ein furchtbares Gewitter mit gewaltigem Sturzregen, so dass wir, um nicht zu sinken, anhaltend Wasser ausschöpfen mussten. In finsterer Nacht kamen wir dann in Sauwira an und traten in die erste beste Hütte ein, wo wir aufs gastfreundlichste aufgenommen wurden. Sofort entledigte ich mich sämmtlicher Kleider und erhielt von der Dame des Hauses ihr blaues Umschlagetuch, um meinen vor Frost zitternden Körper einzuhüllen. Hierauf zogen sich die Insassen des Hauses in ein Nachbarhaus zurück und liessen mich mit meinem Diener allein. Bei dem anhaltenden Regen wäre es unmöglich gewesen, in der Nacht den Weg nach Kissicoro zu finden, und daher waren wir genöthigt zu bleiben. Ich liess mir nun durch meinen *boy* mit einem alten Fischnetze, das zufällig in der Hütte hing, den ganzen Körper kräftig frottiren, hüllte mich darauf wieder in den geliehenen Shawl, und nun begannen wir mit dem Trocknen der Kleidungsstücke.

Der Morgen dämmerte schon, als wir Alles leidlich trocken hatten, und mit Wohlbehagen schlüpfte ich wieder in meine Kleider, worauf wir den Weg durch den regentriefenden Wald nach unserer Station antraten. Es lag mir nämlich viel daran, Kissicoro zu erreichen, bevor Jackson ausgegangen sei, da ich sehr wohl begriff, dass er um uns besorgt sein würde. Und so war es auch. Wir trafen ihn nicht mehr an, und der wachehaltende Diener Henri, ein handfester Bassa-Bursche, erzählte mir, derselbe sei schon mit Tagesanbruch weggegangen, um uns zu suchen. Als Jackson uns am vorhergehenden Abend nicht zurückkommen sah, gieng er sofort aus, um uns aufzuspüren. Auf verschiedenen Stellen feuerte er Gewehrschüsse ab, doch vergeblich. Das Gewitter trieb ihn nach Hause, und nun war er, nach einer schlaflosen Nacht, schon früh ausgegangen, um womöglich unsere Fusspuren zu finden. Diese führten ihn längs all unsern Irrwegen nach Caba, wo er vernahm, dass wir am vorigen Abend schon nach Sauwira gefahren und wahrscheinlich dort geblieben seien. Nach dem Frühstück kam er wieder in Kissicoro an und freute sich herzlich, mich gesund vor sich zu sehen.

Einige Tage später erhielten wir durch mehrere aus Besseh

geflüchtete Vey-Leute Bericht, dass die Kosso einen Vorstoss nach dem Mahfa River vorbereiteten und wahrscheinlich die Plätze Caba und Sauwira anfallen würden. Führten die Kosso diesen Plan wirklich aus, dann war uns der Rückweg nach Robertsport abgeschnitten. Darum beschloss ich mit Jackson, Kissicoro schleunigst zu verlassen und nach Robertsport zurückzukehren. Es war die höchste Zeit, denn Tags darauf wurde Johny belagert und kurz nachher durch Kriegslist genommen und verbrannt. Caba, dessen Bewohner rechtzeitig nach Gonnama entflohen waren, wurde geplündert, worauf sich der Feind wieder nach Besseh zurückzog.

Einige Wochen später, zu Anfang August, nachdem die Bewohner von Caba, oder wenigstens dessen wehrbare Männer, zurückgekehrt waren, entschloss ich mich, meine Station für einige Zeit dorthin zu verlegen. Bei unserer Ankunft war man gerade beschäftigt, starke Barrikaden zu bauen, und auf zwei *miles* im Umkreise hallten die Wälder von den Axthieben und dem Geschrei der Leute wieder, die mit fieberhafter Eile das Material zum Barrikadenbau herbeischleppten, während Andere die schweren Palissaden in den Boden einpflanzten und durch Dornen, Rotang und Lianen zu einem soliden Ganzen verbanden. Die sämmtlichen Arbeiten wurden durch einen Kriegsobersten des Königs Morana geleitet, der, ohne sich nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen, von einem Punkte zum andern eilte und gelegentlich selbst mit Hand anlegte. Er war ein grosser, starker Mann, ein wahrer Eisenfresser mit finster dreinschauendem Gesichte, das durch die zwei Reihen spitzgefeilter Schneidezähne und die unheimlich blickenden Augen einen beinahe thierisch wilden Ausdruck gewann. Seine Kleidung bestand aus einem um die Hüften gebundenen Taschentuch und einem regenschirmgrossen Hute von Grasgeflecht, und in seiner Rechten trug er ein gewaltiges Kriegsschwert.

Sämmtliche Frauen und Kinder, sowie kampfunfähige Leute sollten bis zur Vollendung der Palissadenwerke in Gonnama bleiben. Der Häuptling wies mir eine leerstehende Hütte, die aber für einen Viehstall beinahe zu schlecht gewesen wäre, als Wohnung an. Als ich ihn darüber zur Rede stellte, liess er mich,

wie früher König PETER in Fali, selbst wählen. Da die Wahl aber auf eine bewohnte Hütte fiel, liess er deren Bewohner ohne viel Federlesen's auf die Gasse setzen und meine Bagage hinüberschaffen. Der Platzkommandant schien gar keine Ruhe nöthig zu haben, denn so sehr er sich auch den Tag über an den Barrikaden abgemüht hatte, erschien er doch wohl 5—6 Mal während der Nacht in der Thüre jeder Hütte, um die Schläfer zu wecken und zur Wachsamkeit anzuspornen.

Eines Tages wurde ich auf der Jagd von einem heftigen Fieberanfall überrascht, und konnte mich mit Aufbietung aller Energie nur bis an einen Creek schleppen, an dem ich bewusstlos liegen blieb. Unglücklicherweise war ich damals allein, da ich meinen Jagdburschen mit einer geschossenen Antilope auf einem kürzern Wege nach der Station zurückgesandt hatte.

Ein des Weges kommender Mann fand mich und brachte mich in einem herbeigeholten Canoe nach Caba zurück. Dort erwachte ich unter JACKSON's Sorge wieder, bekam aber noch am gleichen Abend einen zweiten Anfall und blieb darauf zwei Tage lang bewusstlos liegen. JACKSON packte nun, da ich nicht mehr zu erwachen schien, alle Sachen zusammen und brachte mich im Canoe nach Robertsport zurück, wo ich wieder zur Besinnung kam und nach meinem Hause geschafft wurde. Dies war in der zweiten Hälfte des Juli, während der mehrerwähnten, kleinen Trockenzeit. Meine Kräfte waren nun vollständig erschöpft, und es dauerte einige Wochen, bis ich mich wieder etwas erholt hatte.

Während dieser Zeit war der Feind aufs Neue an den Mahfa River vorgerückt, belagerte, obwohl vergeblich, das mittlerweile stark befestigte Caba und plünderte und verbrannte das Dorf Sauwira, ohne dass es der sofort anrückenden, liberianischen Compagnie aus Robertsport gelang, den Feind zum Stehen zu bringen. Die Bewohner des Platzes konnten sich noch rechtzeitig nach Robertsport retten.

Grössere Ausflüge in die vom Feinde besetzten Gegenden zu machen, war nun nicht mehr rathsam, und so wartete ich denn mit Verlangen auf den Anbruch der Trockenzeit und den auf diese Letztere prophezeiten Friedensschluss. Die Trockenzeit kam,

fand mich aber wegen vieler an meinen Füssen ausgebrochener Geschwüre unfähig, grössere Excursionen zu machen. Ueberdies zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen von neuem und liessen die langweilige Streitfrage ungelöst, obschon die Anstifter des Krieges, die Gallinas, zum Frieden geneigt waren, weil sie nun, da das Land der Vey kahlgeraubt war, von ihren befreundeten Räuberbanden, den Kosso, selbst arg mitgenommen wurden.

Schon vor und während dieser Zeit unternahm ich verschiedene kleine Streifzüge im Canoe mit Herrn Ahrens, dem Agenten der dortigen Woermann'schen Faktorei, dem bei der gänzlichen Geschäftsstockung Zeit genug für solche Fahrten zur Verfügung stand. Wir besuchten zusammen den zwischen Sümpfen hinfliessenden Sugary River, fuhren jagend weit in den Mahfa River und Glima Creek hinauf und machten gelegentlich Touren nach verschiedenen Punkten am Fisherman Lake und Morfi River. Ich habe Herrn Ahrens, der ein ebenso guter Schütze als eifriger Naturfreund war und keinen Strapazen aus dem Wege gieng, manches interessante Objekt meiner Sammlungen zu verdanken.

Eines grossen, zwei Wochen dauernden Volksfestes, das durch die Eingebornen in Tosso, einer am untern Ende des Fisherman Lake liegenden Vey-Stadt, gefeiert wurde, darf ich nicht zu erwähnen vergessen, weil es eine Illustration zu den Sitten und Gebräuchen der Eingebornen liefert. Ich besuchte Tosso mit den Herren Veldkamp und Ahrens und Rev. Mc.Nabb am Schlusstage dieser sogenannten Teufelstänze (*devil-dances*), den 1. November 1881. Die Stadt war mit Theilnehmern von Nah und Fern, sowie mit Zuschauern aus dem nahen Robertsport überfüllt. Es herrschte eine unbändige, zügellose Fröhlichkeit, und das tolle Leben und Treiben erinnerte mich lebhaft an ein ländliches Kirchweihfest. Schon auf grossen Abstand hörten wir den wilden Lärm, bis endlich, als wir auf unserer Wasserfahrt um eine Ecke gekommen waren, der Festplatz auf einmal vor uns lag. Wirres Durcheinanderlaufen in den Pausen, grosse Umzüge durch die reinlichen, krummen Strassen der Stadt, deren in tropischer Ueppigkeit prangende Umgebung jede künstliche Decoration entbehrlich machte, wilde Tänze und Reigen von Männern und Frauen, die sich in ihren reichsten

Festschmuck gesteckt hatten, eine betäubende Musik von inländischen Trommeln, Cymbaln und Castagnetten, vielfach übertönt von den meist im Recitativ erschallenden Gesängen der im Tanze Arme und Beine verrenkenden, schweisstriefenden Schwarzen: das Alles wurde uns als Augen- und Ohrenweide zugleich geboten. Als ich aber, mit vielen dieser Leute persönlich bekannt, mich zwischen eine Gruppe von Tänzern und Tänzerinnen mengte und einen ihrer wilden Tänze mitmachen half, da wollte der Jubel kein Ende nehmen. Mit verdoppeltem Eifer wurden die Musikinstrumente bearbeitet, und einen Augenblick war die ganze festfeiernde Menge zu einem Knäuel zusammengedrängt so dass man mich im Freudentaumel fast erdrückte. Ein solcher Schwank, im rechten Momente angebracht, gewinnt bei einem gutmüthigen, fröhlichen Völckchen wie die Vey mehr Herzen, als grosse Geschenke, und ich bin überzeugt, dass die feueräugigen Negerinnen noch lange von dem weissen Manne sprechen werden, der damals in Tosso ihre Tänze mitgetanzt. Bei den stolzen, finstern Golah hätte ich so etwas nie zu thun gewagt.

Der „Festteufel" zeigt sich nur am Abend und während der Nacht — diese Feste dauern freilich Tag und Nacht ununterbrochen fort — und erscheint den Tag über, während welcher Zeit er in einer Hütte zurückgezogen verweilt, nur sehr ungern. Einer Flasche Branntwein, die ich ihm anbieten liess, konnte er jedoch nicht widerstehen. Er erschien, vom Kinn bis auf den Boden mit an Schnüre gereihten, trockenen Fiederblättern der Weinpalme behangen, so dass man nicht gewusst hätte, was vorn oder hinten wäre, hätte er nicht auf dem Kopfe eine schwarze, hölzerne Maske, das sogenannte *devil's head*, mit hässlichem Fratzengesicht, getragen. Diese Gestalt machte beim Vortreten allseitig plumpe Verbeugungen, spazierte bedächtig auf dem freien Platze hin und her, drehte sich auf einmal wie ein Wirbelwind im Kreise herum, schüttelte sein rauschendes Blätterkleid und war nach einigen Bocksprüngen wieder in der Hütte verschwunden.

Gegen Abend wurde zum Schlusse des Festes eine allgemeine Mahlzeit veranstaltet, an der alle anwesenden Männer Theil nahmen und für die in verschiedenen Hütten der Stadt den ganzen Tag über gekocht worden war. Auf 45 grossen, hölzernen Schüsseln

prangte, hoch aufgehäuft und schön abgerundet, der duftende, inländische Reis. Dieser war bedeckt mit einer dicken Schicht von Palaversauce[1]), auf der, symmetrisch geordnet, Wildpret, Schaf- und Ziegenfleisch und etwas Fisch lag. Auch einige Schüsseln Dessert fehlten nicht, d. i. eine Art Pudding aus geriebenem Reis und Mais, in zierliche Formen gepresst. Man muss überhaupt den guten Geschmack bewundern, mit dem diese „Wilden" ihre Speisen zu garniren verstehen. Um jede Schüssel herum setzten sich durchschnittlich 10 Personen, so dass also für über 400 Gäste der Tisch, oder, um nicht im Bilde zu sprechen, der Erdboden gedeckt war. Löffel, Gabeln und Messer sind für diese Leute entbehrlicher Luxus, denn jeder greift der Reihe nach mit den Händen zu, und währenddem cirkulirt die hölzerne Trinkschale mit Wasser. Dass dabei auch dem Palmwein und, soweit die Mittel reichen, dem Branntwein fleissig zugesprochen wird, braucht kaum erwähnt zu werden.

Gerne wären wir noch eine Weile bei diesem fröhlichen Völkchen geblieben, aber schwere Gewitterwolken packten sich im Osten über dem Lake zusammen und kündeten einen Tornado an, wie dies im Uebergang von der Regen- zur Trockenzeit nicht selten vorkommt. Wir beeilten uns daher, den Schauplatz ungebundener Fröhlichkeit zu verlassen und in unserm Segelboot nach Robertsport zurückzukehren.

Obschon ich Alles aufbot und keine Anstrengung scheute, um einmal eine ganze Chimpansenfamilie im Walde zu beobachten oder wenigstens einen ganz alten Chimpansen zu sehen, so ist mir dies doch während meines ersten Aufenthalts in Liberia nie gelungen. Alle die von den verschiedensten Stämmen der Eingebornen erhaltenen Aussagen aber stimmten darin überein, dass ganz alte, männliche Chimpansen, die, nebenbei gesagt, in zoologischen Sammlungen noch kaum bestehen, eine Grösse und Stärke erreichen müssen, die kaum weit hinter derjenigen des Gorilla zurückbleiben dürfte. Einen neuen Grund zu dieser Annahme lieferte mir eine Begegnung, die Jackson mit einer grossen Chimpansenfamilie hatte, während ich zu Hause am Fieber darniederlag.

---

[1]) Ein mit Palmöl gekochtes, spinatartiges Gemüse.

Ich habe schon früher gelegentlich erwähnt, dass die Chimpansen ein uustätes Wanderleben führen und fast ebenso schnell, wie sie an einem Orte erscheinen, auch wieder verschwinden.

Gegen Ende November wurde in einer Nacht von den Bewohnern von Robertsport in den Wäldern des Cape Mount Gebirges ein fürchterliches Gebrüll gehört, so dass Jedermann glaubte, der Feind habe die Wachen umgangen, den Cape Mount River überschritten und sei nun von der Bergseite her im Anmarsche, um die Ansiedlung im Rücken anzufallen. Die ganze Niederlassung war dadurch in Allarm gerathen. Es stellte sich jedoch gleich heraus, dass der vermeintliche Kriegslärm von einem Trupp Chimpansen herrührte, den wahrscheinlich die herabgefallenen Früchte der wilden Pflaumenbäume in den Wäldern des Gebirges angelockt hatten. JACKSON, der eine so günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen lassen konnte, begab sich in der nächsten Nacht auf den Anstand, doch vergeblich. Schon wollte er, als er die ganze mondhelle Nacht hindurch gewartet hatte, am Morgen nach Hause zurückkehren, als ein ganzer Trupp Chimpansen zugleich angeschlichen kam und sich daran machte, ganze Hände voll der massenhaft herumliegenden, wilden Pflaumen zusammenzuballen und in das weitgeöffnete Maul zu schieben. „Ich suchte mir," so erzählte mir JACKSON einige Stunden später, „den stämmigsten und behäbigsten von allen aus und gab Feuer. Das Thier stürzte und blieb, auf den Bauch hingestreckt, liegen, während die übrigen entsetzt davonliefen. Hoch erfreut sprang ich von dem *bug-a-bug pile* (Termitenhaufen), auf dem ich auf der Lauer gelegen hatte, herunter, um den geschossenen Affen in Augenschein zu nehmen und dachte gar nicht daran, mein Gewehr erst wieder zu laden. Wie mich aber seine weggelaufenen Kameraden erblickten (sie hatten sich nur auf kurzen Abstand entfernt und dann aus einem Versteck zurückgesehen), kamen alle bis auf zwei kleine auf mich zu, stellten sich vor mir auf die Hinterfüsse, fletschten mit den Zähnen, schlugen mit geballten Fäusten auf die breite Brust und stimmten ein so furchtbares Wuthgebrüll an, dass ich mein Gewehr liegen liess und die Flucht ergriff. Sie wissen am besten, dass mir nicht leicht bange wird; ist es ja nicht das erste Mal,

dass ich *boboons* schiesse, aber diese Kerle trieben's doch gar zu toll. Als ich mich von meinem ersten Schrecken etwas erholt hatte und zurückgieng, um mein Gewehr und den todten Affen zu holen, war dieser Letztere mit seinen Kameraden verschwunden."

So schwach ich mich auch fühlte, hatte ich doch zu Hause keine Ruhe mehr, bis ich JACKSON nach dem Platze seines Abenteuers begleitet hatte. Wir fanden noch deutliche Spuren von der Anwesenheit der Chimpansen, und an einigen Ballen von zusammengepressten Früchten konnte man sehen, wie eilig sie die Flucht ergriffen hatten. Die Baumblätter am Boden, wo der gefallene Affe gelegen hatte, waren mit Blut bedeckt, doch trotz aller Mühe konnten wir keine weitern Blutspuren entdecken.

Der Boden in der ganzen Umgegend war mit herabgefallenen, wilden Pflaumen bedeckt, und wir durften daher wohl erwarten, dass die Chimpansen in den nächsten Nächten wieder in diese Gegend zurückkehren würden. Da wir überdies am nämlichen Tage noch die Spuren eines Hippopotamus fanden, so entschloss ich mich, ohne Zögern in der Nähe eine provisorische Jagdstation einzurichten. Schon am folgenden Tage wurde das grosse Zelt und alles zu einem mehrtägigen Aufenthalt Nöthige hingeschafft. Der Platz war am Südabhange des Gebirges etwa $1^1/_2$ Stunden von Robertsport gelegen, am Ufer eines kleinen, in vielen Wasserfällen zur See herabstürzenden Wildbaches, mitten im Urwalde. Weil viele Eingeborne aus dem östlich gelegenen Küstenplatze Maïma auf ihrem Wege nach Robertsport die neben unserer Station befindliche, durch über einandergestürzte Felsblöcke gebildete Brücke passirten und dann bei uns Halt machten, so nannte JACKSON die Station Traveller's Rest. Obschon wir nun unser Möglichstes thaten und ganze Nächte hindurch auf dem Anstande sassen: die Chimpansen bekamen wir nicht zu sehen, sie waren und blieben aus dem Gebirge verschwunden. Erneute Fieberanfälle zwangen mich leider auch diesmal, das interessante Jagdterrain nach 10 Tagen Aufenthalt zu verlassen und nach Robertsport zurückzukehren.

Inzwischen hatte uns dieses einfache „Köhlerleben" in der Waldeinsamheit manche angenehme oder wenigstens interessante Stunde bereitet. Besonders der krystallhelle, über bemooste

Terrassen und Felsblöcke niederplätschernde Bergbach trug viel dazu bei, den landschaftlichen Reiz unserer Station zu erhöhen. Gerade vor derselben hatte der Bach im Laufe der Zeiten durch seinen jähen Fall ein tiefes und weites Becken ausgewaschen, in dem sich nebst zahlreichen Süsswassergarneelen Schaaren von kaum fingerlangen, weissen Fischchen mit je drei schwarzen runden Flecken auf jeder Seite tummelten. Mit Hülfe von zwei an Nähfaden befestigten Miniaturangeln, woran wir eine kleine Pille von Kassaveteig befestigten, fing ich einst in einer halben Stunde 56 dieser Fischchen, die uns, insofern ich dieselben nicht für meine Sammlung gebrauchen konnte, in Palmöl gebacken ein vortreffliches Gericht lieferten. Wie diese Süsswasserfische, einer *Barbus*-Art angehörend, der ich weder früher noch später jemals begegnet bin, in diesen Bergbach hineingerathen sind, ist mir stets ein Räthsel geblieben. Da der Bach von der steilen Berghalde in rasch auf einander folgenden, oft hohen Abstürzen der den Fuss des Berges peitschenden See zueilte, ist meiner Ansicht nach keine Möglichkeit, dass dieselben aus der See so hoch ins Gebirge heraufgekommen sind, abgesehen davon, dass ein echter Seefisch nicht in reinem Süsswasser leben kann. Von einer direkten Verbindung mit anderm Süsswasser war dieser Bach von vorneherein ausgeschlossen. Freilich steht dieser Fall in der Thiergeographie durchaus nicht vereinzelt da, verdient aber immerhin als Merkwürdigkeit, als naturhistorisches Fragezeichen verzeichnet zu werden.

Da mein Zelt zu klein war, um mich, Jackson und die zwei mitgebrachten Diener zugleich aufzunehmen, verwandte ich die ganze Leinwand, um ein grosses Dach zu machen, wobei wir einige junge Baumstämme stehen liessen und als Stützpfeiler benutzten. Beim Reinmachen des Platzes fanden wir eine kleine, grüne Giftschlange (*Vipera chloroèchis*), die sich, als ich sie greifen wollte, in halber Höhe aufrichtete und mit zornfunkelnden Augen und weitgeöffnetem Rachen, den breiten, dreieckigen Kopf weit nach hinten zum Stosse ausgeholt, bereit war, mir bei der leisesten Bewegung die langen, aufgerichteten Giftzähne ins Fleisch zu schlagen.

Unter dem luftigen Zeltdache wurden die Hängematten aufge-

hängt, die uns als Schlafstätte dienen mussten, und neben der Hütte errichteten wir einen kleinen Schuppen von Palmwedeln, in dem Tag und Nacht ein grosses Feuer brannte und unser Koch die einfachen Speisen bereitete. Das Säubern des Platzes und das Aufschlagen unesres Lagers hatte kaum mehr als zwei Stunden in Anspruch genommen, und gleich darauf zogen wir aus, um vor Dunkelwerden einige geeignete Plätze als Stände für die Nacht aufzusuchen. Ich wählte nach einigem Suchen einen hohen Termitenhügel, links vom Bache, JACKSON aber auf der rechten Seite einen gegabelten Baumstamm, wo er etwa 10′ hoch drei Knüppel in der Quere festband, um darauf sitzen zu können. Mit Dunkelwerden besetzten wir unsere Posten und hofften auf die Gunst des Vollmondes, der aber nur zeitweise zwischen den Wolken durch den Wald beleuchtete, wobei dann die Baumkronen gespensterhafte Schatten auf die Waldlichtung zu meinen Füssen warfen. In meine Wolldecke gehüllt, blieb ich bis zum Untergange des Mondes ruhig auf einigen hingelegten Knüppeln sitzen. Durch die dichten, aus dem Boden aufsteigenden Nebel wurde die Decke ganz nass, und an allen Gliedern steif, verliess ich gegen Morgen meinen Posten und tastete mich im Dunkeln, zahlreichen, zu diesem Zwecke niedergebrochenen Zweigen entlang den Weg suchend, nach der Station zurück. Schliesslich verirrte ich mich doch und schoss meine Flinte ab, um die *boys* auf mich aufmerksam zu machen. Auf ihr Rufen arbeitete ich mich weiter durch das Unterholz hin, bis ich auf einmal dicht vor mir das Feuer unserer Station sah. Im nämlichen Augenblicke aber verlor ich den Boden unter meinen Füssen und stürzte, durch zahlreiche Aeste und Lianen etwas aufgehalten, vom hohen Uferrande in den zu meinen Füssen fliessenden Bach hinunter, der mich noch von der Hütte getrennt hatte. Glücklicherweise war ich nicht verletzt und kam mit nassen Kleidern davon. Bald darauf erschien auch JACKSON auf der Station, da er glaubte, ich habe eine interessante Beute gemacht. Auch er hatte kein Jagdglück gehabt, obschon eine Antilope in seiner Nähe vorbei kam, um an den wie Regentropfen niederfallenden, wilden Pflaumen ihre Aesung zu suchen. Nachdem wir uns durch eine Tasse heissen Kaffee etwas erwärmt,

legten wir uns noch für einige Augenblicke zur Ruhe nieder.

Obwohl nicht sehr lohnend und noch weniger gesund, ist es doch interessant, eine Nacht auf dem Anstand im Walde zuzubringen. Zu unserer Seite hörten wir das unermüdliche Rauschen des Waldbaches, der sich in geringer Entfernung durch grosse Felstrümmer hin zur See hinunterstürzte, und unter uns das Tosen des Oceans, der an den granitnen Felsköpfen seine hoch sich aufbäumenden und über einander herstürzenden Wogen mit wuchtigen Schlägen zu Schaum zerpeitschte. Ist schon dieses ewige Rauschen, dieser immerfort sich wiederholende Wogenschlag allein im Stande, bei dem stille dasitzenden Jäger Eindruck zu machen, das Rascheln eines vorbeihuschendes Thieres, das weithinschallende Quacken von riesigen, fruchtfressenden Fledermäusen (*Epomophorus monstrosus*), das schrille, oft hinter einander sich wiederholende Zwitschern der fliegenden Eichhörnchen in den Bäumen und die langgezogenen, unheimlichen Klagetöne der Zibethkatze auf dem Boden tragen ebenfalls das Ihrige bei, um diesen Eindruck noch in erhöhtem Maasse zur Geltung zu bringen.

So einfach und ärmlich dieses Leben in der Waldeinsamkeit auch sein mochte, hatte es doch für uns alle, so lange wir gesund waren, einen eigenthümlichen Reiz. Alltäglich kam George Gray, der Häuptling von Maima, mit einer seiner Töchter an, um mir eine Portion heissen *tomboy*, eines der später zu beschreibenden Negergerichte, zu bringen und mir gelegentlich seine Tochter als Haushälterin anzuempfehlen. Nun wäre die junge, schlanke Miss Uanga sehr wohl geeignet gewesen, um unserem Zigeunerleben etwas mehr Reiz zu verleihen, und das Zeug zu einer richtigen Buschprinzessin hätte ihr keineswegs gefehlt. Damals fand ich mich jedoch aus verschiedenen Gründen veranlasst, das wohlgemeinte, väterliche Anerbieten auf höfliche Weise abzulehnen. Wo hätte ich sie unterbringen können? Und hätte ich sie später mit nach Robertsport gebracht, was würde meine gute alte, ledergelbe Haushälterin Mary Kennedy dazu gesagt haben? Die gute Mary, sie weilt schon längst nicht mehr unter den Lebenden, und doch kann ich mir jeden Augenblick ihre Züge ins Gedächtniss zurückrufen. Mit wahrhaft rührender Sorge hat sie meinen kranken Reisegefährten gepflegt und auch bei mir in gesunden und kranken

Tagen treu ausgeharrt. Mit Hülfe eines ihr untergeordneten *boys* besorgte sie das ganze Hauswesen, kochte, backte vorzügliches Brod, besorgte die Wäsche, reparirte die Kleider und fertigte mir sogar neue an, holte geschickt mit einer Stecknadel die *chigres* (Sandflöhe) aus meinen Füssen und backte mir, wenn sie einmal besonders gut auf mich zu sprechen war, Pflaumenkuchen und Austerpastetchen, wie sie mein Lebtag nie vorzüglicher über meine Lippen gekommen sind. Wer hätte bei all diesen Kardinaltugenden einer guten Hauswirthin nicht ein Auge zugedrückt, wenn sie sich ihrem Herrn gegenüber oft allzugrosse Freiheiten herausnahm und dem Silber des Redens vor dem Golde des Schweigens den Vorzug gab, oder wenn sie eine Pfeife schmauchend und nach Art der Männer ausspuckend am Kochtopf sass? Doch nach dieser Abschweifung wieder sur Sache.

Auf unsern Jagden kamen wir gelegentlich hoch ins Gebirge hinauf, doch so sehr wir auch suchten, wir fanden nirgends, selbst nicht auf seinem höchsten Grate, 1090′ über dem Meere, einen freien Punkt, der uns einige Fernsicht oder auch nur eine Uebersicht über den Aufbau des Gebirges geliefert hätte. Obwohl im ganzen Gebiete keine Menschenseele wohnt, finden sich doch manchmal primitive Fusspfade, die aber meist, nachdem man ihnen einige Zeit gefolgt hat, sich im Dickicht verlieren. Sie verdanken ihren Ursprung meist Holzhackern aus Robertsport und Umgebung, die da oben Bäume fällen, welche entweder ausgehöhlt und zu Canoes verwendet, oder auch auf äusserst primitive Weise zu Brettern gesägt werden, die der Holzhacker dann durch eingeborne Bediente auf dem Kopf nach Robertsport hinuntertragen lässt, um sie dort zu verkaufen. Die Canoes werden nur roh ausgehöhlt, und dann spannen sich zahlreiche Leute vor, um dieselben durch Gebirg und Wald an den Fluss hinunter zu schleppen, eine Arbeit, die oft ungeheure Schwierigkeiten verursacht. Dort erst werden die zerschundenen Canoes sauber abgearbeitet und verkauft.

Nach etwa acht Tagen hatten wir einen Weg über das Gebirge nach der Mission und meiner Station in Robertsport durchgebrochen, d. h. durch Niederbrechen von Zweigen und Anhacken von Baumstämmen die Passage bezeichnet, um den langen Umweg die

Küste entlang abzukürzen. Eines Tages sah ich weit draussen auf dem Meere ein von Monrovia kommendes, holländisches Segelschiff. Da mir dasselbe Ausrüstungsgegenstände und Munition bringen sollte und ich auch Briefe erwartete, so eilte ich, einen unserer Bedienten mitnehmend, nach Robertsport, wo ich zugleich mit dem Schiff ankam.

Nachdem ich dort meine Geschäfte erledigt, trat ich mit dem *boy* und einem gemietheten Träger, welche beide ich mit Lebensmitteln beladen hatte, den Rückweg durch das Gebirge an. Dieses steigt von der Terrasse, auf der die Mission steht, sehr steil zu bedeutender Höhe an, von wo aus man dann nach beträchtlichen Steigungen und Senkungen des Pfades den südlichsten, parallel mit dem Meere verlaufenden Bergrücken erreicht. Nachdem man diesem längere Zeit bis oberhalb Traveller's Rest gefolgt hat, führt dann ein steiler Absturz nach obgenannter Station hinunter. Nun war ich etwas spät von Robertsport aufgebrochen und wurde überdies noch im Missionshause länger als ich wünschte aufgehalten. Nichtsdestoweniger hoffte ich, da ich mich des Weges sicher wähnte, in einem guten Marsche noch vor Einbruch der Nacht Traveller's Rest erreichen zu können. Oben im Gebirge angekommen, wurde ich aber plötzlich von einem heftigen Schüttelfrost überfallen, so dass ich mich kaum weiterschleppen und auch nicht mehr auf den Pfad achten konnte. Es dauerte nicht lange, so hatten wir denselben verloren, und während wir in verschiedenen Richtungen ausgiengen, um uns wieder zurechtzufinden, wurde ich dermassen vom Fieber ergriffen, dass ich mich niederlegen musste. Endlich fand einer der *boys* einen guten Pfad, und willenlos folgte ich nun demselben bergauf und -ab, bis wir schliesslich, erst nach Einbruch der Nacht, in New Robertsport, etwas oberhalb Jackson's Wohnhaus, aus dem Walde herauskamen. Obwohl nur eine Viertelstunde von meiner Station in Robertsport entfernt, war es mir doch nicht mehr möglich, diese zu erreichen, und ich zog mich daher in ein nahes, leerstehendes Haus zurück, wo ich mich in einer alten Bettstelle ohne Bett zum Schlafen niederlegte. Inzwischen gieng mein Diener zu Jackson's Frau hinunter, um dieselbe von meinem Zustande zu benachrichtigen. Es dauerte nicht lange, so kam dieselbe mit ihrer

Tochter Mary und brachte mir einen Topf heissen Thee von Guaveblättern, ein Getränk, welches das Stadium des Schüttelfrostes sowie auch des heissen Fiebers verkürzen und dadurch dasjenige des Schweisses rascher herbeiführen soll. Dem Andringen von Frau Demery nachgebend, liess ich mich nun nach ihrem Hause hinuntertragen, woselbst man mir ein Bett zurechtmachte.

Am nächsten Morgen wurde ich schon beim ersten Hahnenruf wach, nnd da ich mich wieder wohl fühlte und überall durch die Ritzen in den dünnen Holzwänden Licht eindrang, so stand ich auf und trat aus dem Hause. Der abnehmende Mond beleuchtete die Landschaft fast tageshell, und ich beschloss deshalb, nach Traveller's Rest aufzubrechen. Leise weckte ich meine *boys*, die in der Küche schliefen, liess aufpacken und marschirte ab, ohne dass jemand im Hause auch nur eine Ahnung davon hatte. Erst giengen wir eine lange Strecke dem Strande entlang und schlugen dann, an den äussersten Vorsprung des Vorgebirges gekommen, den guten, breiten Weg nach der Congo Town ein, die sich auf einem Vorsprunge des Gebirges befand. Dort lag noch Alles in tiefer Ruhe, nur ein paar kleine, rothe Negerhunde folgten uns bellend, während wir das kleine Dorf durchschritten.

Dieser Platz wird, wie auch Tala am nördlichen Ufer des Fisherman Lake und einige Dörfer auf den Grassteppen am obern Ende des Messurado River, durch wirkliche Congoneger bewohnt, die durch nordamerikanische Kreuzer nahe der Küste von Florida auf zwei gekaperten Sklavenschiffen gefunden und nach Liberia gebracht wurden. Sie haben bis heutzutage noch ihre ursprüngliche Sprache und auch theilweise ihre Sitten beibehalten, sind aber zum grossen Theil Christen geworden und betrachten sich selbst als civilisirte Liberianer, während diese Letztern sie nicht als Ihresgleichen anerkennen.

Hinter Congo Town führt der Weg erst durch Kassavefelder und dann durch niedriges Gebüsch, und da er die vielen kurzen, von Wildbächen durchflossenen Thälchen, die sich vom Fusse des höchsten Bergkammes nach der See hinunter erstrecken, rechtwinklig schneidet, so ist er sehr uneben und oft schwer zu finden. Schliesslich traten wir in den Hochwald ein, gerade als der Mond sich hinter eine dichte Wolkenwand zurückzog. Eine

Weile tasteten wir uns, jeden Augenblick über Lianen und knorrige Wurzeln stolpernd, weiter, doch schliesslich mussten wir alles weitere Vorrücken aufgeben und legten uns nieder, um den Anbruch des Tages abzuwarten. Wir mochten eine gute Weile geschlafen haben, als ich durch eine schwere Baumfrucht aufgeschreckt wurde, die auf meinen Bauch herunterfiel. Als ich aufschaute, bemerkte ich, dass oben in den Kronen das erste Morgengrauen sich zeigte und sah zugleich eine bedeutende Anzahl Affen, die wahrscheinlich in dem Baum übernachtet hatten, auf den Aesten hin- und herlaufen. Die *boys* links und rechts schnarchten noch tüchtig drauf los, als ich nach der neben mir liegenden Flinte griff. Der Schuss krachte, und während meine Leute entsetzt aufsprangen, stürzte das getroffene Thier dicht neben uns zur Erde nieder. Es war ein junger Weissnasenaffe (*Cercopithecus büttikoferi*), eine neue Art, die wir früher bereits am St. Paul entdeckten und die auch in dieser Gegend ziemlich häufig war. Da die Morgen- wie auch die Abenddämmerung in den Tropen bekanntlich sehr kurz ist, so waren wir auch bald im Stande, unsern Weg wieder zu verfolgen, so dass wir kurz nach Tagesanbruch auf der Station ankamen, wo JACKSON uns mit Ungeduld erwartete.

Obgleich mir nun vorerst hinlänglich mit Lebensmitteln versehen waren, wurde doch der Affe, nachdem er abgehäutet war, für das Frühstück zubereitet. Ich liess das Fleisch erst etwas abkochen, wodurch es den widerlichen Affengeruch verlor, und dann die schönsten Stücke in Palmöl braten, während der Rest zu einer Art Hasenpfeffer, einem unserer Lieblingsgerichte, verwendet wurde.

Noch am nämlichen Tage erhielt ich Bericht, dass in der Nähe von Robertsport zwei grosse Schildkröten gefangen worden seien und ich kommen müsse, um dieselben zu kaufen. So machte ich mich denn auf den Weg durch das Gebirge, wobei JACKSON mich begleitete. Unterwegs schoss ich einen grossen, rothen Stummelaffen, zufällig gerade als er auf bedeutenden Abstand aus einem Baum in den andern hinübersprang. Dieser glückliche Schuss imponirte JACKSON ausserordentlich, so dass er, kaum in Robertsport angekommen, nichts Eiligeres zu thun wusste, als Jedem davon zu erzählen, der es nur hören wollte. Wir kamen

für den Ankauf der Schildkröten zu spät, sie waren bereits geschlachtet und zum grössten Theil aufgegessen. Nur den Brust- und Rückenpanzer der Einen konnte ich noch bekommen, und dies war auch hinreichend, um die Art festzustellen, der sie angehörten. Es war *Chelonia midas*, die sogenannte grüne Schildkröte, welche die berühmte Schildkrötensuppe liefert, und die um jene Jahreszeit aus der See an die Küste kommt, um ihre Eier in den Sand der Stranddüne einzuscharren. Das erhaltene Rückenschild war ungefähr 1 M. lang und 75 Cm. breit.

Jackson begab sich wieder auf den Weg nach unserer Waldstation, während ich beschloss, die Nacht über in Robertsport zu bleiben und einmal meine Sammlungen nachzusehen. Kaum hatte ich mit dem Abhäuten des Affen begonnen, als ich wieder von Fieberfrost geschüttelt wurde die Arbeit aufgeben und mich niederlegen musste.

Am nächsten Tage fühlte ich mich zwar wieder wohl und kehrte nach der Waldstation zurück, doch kaum dort angekommen, bekam ich wieder Fieber, so dass wir beschlossen, die Station aufzuheben. Den 10. December kehrten wir, nachdem wir erst noch in Maïma einen Abschiedsbesuch gemacht, mit unserer ganzen Bagage nach Robertsport zurück.

Schon vor Errichtung der zeitweiligen Jagdstation Traveller's Rest hatte ich das Glück, meine stets zunehmenden Sammlungen mit einem ungemein interessanten und werthvollen Objekte zu bereichern. In der Nacht vom 24. November gab es in Robertsport grossen Allarm. Auf der den Strand entlang bis an die Mündung des Mahfa River reichenden Vorpostenlinie fielen gegen 10 Uhr kurz hinter einander sechs Gewehrschüsse — alles Schiessen zwischen sechs Uhr Abends und sechs Uhr Morgens war damals des Belagerungszustandes wegen streng verboten — und gleich darauf hörte man dergestalt durch einander rufen und schreien, dass wir in Robertsport glaubten, der Feind habe die Vorposten angefallen und sei in vollem Anmarsche begriffen. Bald aber löste sich das Räthsel. Einer der wachehaltenden Vorposten hatte auf einmal dicht vor sich eine gewaltige Seeschildkröte aus dem Wasser auftauchen und auf den Strand klettern sehen. Der Wehrmann, in der Freude, das Thier erbeuten zu

können, dachte nicht an die erlassene Verordnung und gab ihm aus unmittelbarer Nähe einen Schuss in den Rücken, der den Panzer durchbohrte. Durch diesen Schuss aufmerksam gemacht, erschienen die nächsten Posten ebenfalls und schossen auf das Thier, das trotz seiner Riesenkraft bald der Uebermacht erliegen musste. Es war eine alte Lederschildkröte, *Dermotochelys* (*Sphargis*) *coriacea*, jedenfalls gegen 400 Kilo schwer. Augenblicklich fuhr ich in einem Canoe den Fluss hinunter nach der Stätte, wo bereits zahlreiche Kruneger das Thier umstanden, welches nun hoch oben am Strande auf dem Rücken lag. Dasselbe war schon seines Kopfes und seiner vier Füsse beraubt, und ein Kruneger war beschäftigt, mit wuchtigen Axthieben den Brustpanzer in lange Streifen zu zerspalten. Ich war zu spät gekommen und konnte von dem ganzen Prachtexemplare nichts mehr gebrauchen, als das grosse Rückenschild, welches ich denn auch für meine Sammlung erwarb.

Schon drei Tage später gelang es mir indessen, ein prachtvolles, beinahe unbeschädigtes Exemplar derselben Art zu kaufen. Etwa um Mitternacht wurde ich aus dem Schlafe getrommelt durch ARCHEY DEMERY, den Sohn JACKSON's, der mir den Bericht brachte, dass die Wachtposten am Meere eine zweite Schildkröte erbeutet hätten. Sofort eilte ich mit ARCHEY an den Fluss hinunter und fuhr zum Strande — auf der Landzunge, die sich von Robertsport in nördlicher Richtung bis zur Mündung der Mahfa River erstreckt — wo zahlreiche Soldaten und auch bereits viele Neugierige das erlegte Thier umstanden. Wie das erste Mal, so hatte auch diesen Abend eine Schildwache das Thier aus dem Wasser kommen sehen, und da aufs Neue strenge Ordre gegeben war, keinen unnöthigen Allarm zu machen, so eilte der Mann auf den Koloss zu, der sich rasch wieder ins Meer zurückzuziehen suchte. Bevor jedoch das Thier das Wasser erreichte, spiesste der Soldat dasselbe mit seinem Bayonnet durch den Hals, gerade vor dem Rückenpanzer, an den Boden, worauf es durch die rasch herbeigeeilten Soldaten der nächsten Posten mit grosser Mühe auf den Rücken geworfen wurde. Die Schildkröte lebte noch, als ich ankam, und schlug ihre kolossalen, platten und sensenförmigen Vorderpranken wüthend über das Brustschild zusammen, so dass es weithin klatschte und es gefährlich war,

in deren Bereich zu kommen. Der Stich schien die Carotis getroffen zu haben, denn der sandige Boden war mit Blut getränkt, und nach einer halben Stunde hauchte das Ungethüm röchelnd den letzten Athem aus. Es war von derselben Grösse wie das erste Exemplar. Sein Rückenschild war etwas über 6′ lang, bei 4′ breit und mit fünf kammartig erhabenen Längsleisten versehen, die sich an dem in eine Spitze auslaufenden hintern Ende einander näherten. Die beiden Vorderpranken hatten eine Länge von 4′; sie waren sehr platt und ihre grösste Breite mochte wohl einen Fuss betragen. Ich kaufte die Schildkröte auf dem Platze an unter der Bedingung, dass sie mir unbeschädigt nach der Station geliefert werde, denn momentan hatte ich nicht die geringste Idee, auf welche Weise das Thier dorthin geschafft werden müsse. Das Fleisch bedangen sich die Leute für sich selbst aus. Am nächsten Morgen, es war Sonntag, wurde mir die Schildkröte in aller Frühe hergebracht. Man hatte sie auf einem Canoe über die Sandbank hinweg in den Fluss hineingeschleppt, dann das Canoe vorgespannt und sie im Schlepptau nach Mr. WATSON's Landungsplatz gebracht. Dort band man das Thier wieder auf das Canoe, etwa 30 Mann spannten sich an einer langen Leine vor und schleppten es, während es von links und rechts nebenhergehenden Männern aufrecht gehalten wurde, den steilen Abhang hinauf vor mein Haus.

Da der Sonntag im Lande streng gefeiert wird, so war kein einziger Liberianer zu finden, der mir bei der nun folgenden grossen Arbeit des Ausschlachtens und Präparirens helfen wollte, doch die Hülfe meiner *boys* und einiger Eingebornen förderte die mühsame Arbeit rascher als ich erwarten durfte, nachdem ich einmal mit vieler Mühe das Brustschild vom Rückenpanzer getrennt hatte. Das Fleisch sah unappetitlich dunkelroth aus, und das grünliche Fett sass, ganz anders als bei Säugethieren, in grössern und kleinern, kugeligen Klumpen zwischen dem Zellgewebe und in der Bauchhöhle. Es war nahezu flüssig und schmolz zum Theil unter den Häuden weg. Sobald die hauptsächlichsten Fleischpartieen und die Eingeweide mit hunderten von halb und ganz entwickelten Eiern herausgeschnitten und abgeliefert waren, entfernte sich die neugierige Menge, während

ich mit meinen Leuten unverdrossen den ganzen Tag hindurch arbeitete. Das ganze Thier wurde so behandelt, dass sowohl der Panzer und der Rest des Skelets als auch die Haut unversehrt blieben, was die Arbeit natürlich bedeutend verlängerte und erschwerte, und wohl eine Woche fortwährender Mühe und Sorge gieng hin, bevor ich so weit war, dass nichts mehr verderben konnte. Das Exemplar steht gegenwärtig in Museum in Brüssel. Das Fleisch, obschon etwas zähe und thranig, schmeckte besser, als es aussah und lieferte eine leidliche Suppe, die aber der von *Chelonia midas* an Güte bei Weitem nicht gleichkam. Bedeutend besser mundeten die grossen Eier, obwohl auch diese nicht frei von Thrangeschmack waren.

Die Niederlassung Robertsport wurde, da der Krieg noch stets fortdauerte, mehr und mehr mit Flüchtlingen aus der weitern Umgebung überfüllt, und selbst gewöhnliche Lebensmittel, wie Kassaven, Bataten, Fisch etc. waren sogar für Geld kaum mehr erhältlich. Das ganze Land war ausgehungert, und fortwährend liefen Berichte ein, dass da oder dort Eingeborne vor Hunger gestorben seien. Auf Anregung der amerikanischen Missionäre [1]) wurden durch Comités in England und Amerika mehrere hundert Säcke Reis, sowie Salzfleisch und Speck nach Robertsport gesandt, um unter die nothleidenden Eingebornen vertheilt zu werden. In den meisten Fällen aber nahmen die verschiedenen Negerfürsten den Reis in Empfang und vertheilten denselben unter diejenigen, die ihn bezahlen konnten, so dass gerade die Hülfsbedürftigsten leer ausgiengen.

Da ich sah, dass die Friedensunterhandlungen, welche man aufs Neue begonnen hatte, doch zu keinem günstigen Abschlusse führten und das Land zu sehr ausgehungert war, als dass man es, selbst im Falle eines baldigen Friedensschlusses, mit Erfolg hätte bereisen können, so entschloss ich mich gegen Ende 1881, mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Grand Bassa, einer Gegend etwa 60 *miles* südöstlich von Monrovia, überzusiedeln. Dort würde sich mir

---

[1]) Mr. und Mrs. GRUBB waren schon am 10. September nach Amerika zurückgekehrt, nachdem bereits früher, am 29. Juli, Bischof PENICK mit seiner Frau und einer Missionärin, Miss DABNEY, angekommen war.

von selbst Gelegenheit geboten haben, um an dem ziemlich weit landeinwärts fahrbaren St. Johns River oder einem seiner bedeutenden Nebenflüsse ein günstiges Jagdterrain zu finden.

Am Neujahrstage 1882 machte ich, zusammen mit Herrn VELDKAMP, eine Canoefahrt nach der befestigten Stadt Passaro am Japaca Creek. Wir hatten ein sehr grosses Canoe mit sieben Ruderern und waren reichlich mit Proviant versehen. Auch unsere *boys* waren nicht vergessen. Das Wasser im Fisherman Lake war infolge der eingetretenen Trockenzeit schon wieder stark gesunken und an seinem Abflusse zwischen den zahlreichen Inseln so untief, dass die *boys* oft aussteigen und das so erleichterte Canoe lange Strecken durch das Wasser ziehen mussten. An dem Congodorfe Tala vorbei gekommen, landeten wir, unterhalb der Einfahrt in den Morfi River, an dem Veydorfe Solymah. Ich hatte dasselbe schon einmal besucht, und zwar am 16. October, auf der Rückkehr von einer Fahrt mit Herrn AHRENS nach Japaca. Damals waren wir kurz nach dem Verlassen des Morfi River von einem Tornado überfallen und genöthigt worden, Solymah anzulaufen, da wir hinter der dort vorspringenden Landzunge Schutz zu finden hofften. Unser Canoe gerieth jedoch zwischen die in den See hinausragenden Klippen und schlug um, so dass wir genöthigt waren, die Gastfreundschaft der Leute von Solymah in Anspruch zu nehmen, um unsere Kleider zu trocknen und das Vorbeigehen des Gewittersturmes abzuwarten. Damals war es noch ein blühendes Dorf mit einer zahlreichen, friedlichen Bevölkerung, jetzt sollten wir an dessen Stelle nur eine kahle Brandstätte wiederfinden. Vor einigen Tagen nämlich war Solymah durch den Feind in einen Schutthaufen verwandelt und waren alle Bewohner bis auf einen Mann, der in den See sprang und entkam, und eine Frau, die ermordet wurde, gefangen weggeführt worden. Die kleinen Kassave- und Batatenpflanzungen in der Umgebung gediehen ruhig weiter, die Bananenbüsche waren stehen geblieben und die Orangen- und Limonenbäume liessen ihre goldgelben Früchte unbenutzt zur Erde fallen. Kein einziges Haus im ganzen Dorfe war verschont geblieben; nur einige Lehmmauern standen noch theilweise aufrecht, und neben einer derselben fanden wir den abgeschlagenen Kopf der armen Frau, die sich unglücklicherweise

gegen einen der Eindringer zur Wehre gesetzt hatte. Auf dem öffentlichen Platze stand zu meiner Verwunderung der Dorfgötze noch unversehrt, und über ihm hing noch der traditionelle Tuchfetzen als Flagge von einer hohen Stange herunter. Die Figur, welche schon bei dem ersten Besuche meine Aufmerksamkeit erregt hatte, bestand aus einem etwa 2′ tief in den Boden gerammten Pfahl, dessen oberes Ende einigermaassen zu einem Kopf geformt war, der ein roh gearbeitetes, menschliches Gesicht zeigte. Arme und Beine waren nicht vorhanden, wohl aber wurde der Nabel durch einen natürlichen, knotenartigen Auswuchs des rohen Stammes dargestellt. Da sich eine Gelegenheit zur Erwerbung derartiger Heiligthümer nur selten bietet, liess ich dasselbe aus dem Boden heben, was meine *boys* jedoch erst zu thun weigerten, bis sie sahen, dass mir nichts geschah, als ich selbst kräftig Hand anlegte. Der Fetisch wurde hierauf nach dem Canoe gebracht und in Bananenblätter verpackt, um den Götterraub vor den Leuten in Passaro geheim zu halten. Derselbe befindet sich gegenwärtig nebst zahlreichen andern Gegenständen aus meinen liberianischen Sammlungen im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden.

Die Fahrt den Morfi River und den Japaca Creek hinauf habe ich bereits bei einer frühern Gelegenheit beschrieben und über Passaro selbst, das halbwegs zwischen Japaca und Cambama am linken Ufer des Japaca Creeks liegt, lässt sich wenig sagen. Es war ein Ort wie so viele andere der bereits beschriebenen, hatte damals etwa 50—60 sehr dicht an einander gebaute Häuser und war mit einem doppelten Palissadengürtel umgeben. Schon früh am Nachmittag traten wir die Rückreise an, die ohne besonderes Ereigniss von statten gieng. Es war dies der letzte Ausflug, den ich von Robertsport aus machten konnte; denn kurz nachher traten die schon früher erwähnten Geschwüre an den Füssen so zahlreich auf, dass ich beinahe vollständig an meine Hängematte gebunden war.

Da das gegen Ende 1881 erwartete holländische Schiff auch im Januar 1882 noch nicht kam, stellte mir Herr Modderman seinen Küstenkutter zur Verfügung, denselben, der uns mehr als ein Jahr früher von Monrovia hergebracht hatte. Während

der Seereise befiel mich ein heftiges Fieber, und als ich zwei Tage später auf der Rhede von Monrovia vor Anker gieng, um einige dort deponirte Kisten nach Grand Bassa mitzunehmen, war ich so schwach, dass ich vom Canoe, welches mich an den Strand brachte, von einem *Krooboy* nach der holländischen Faktorei getragen werden musste.

Hier brach das Fieber von Neuem und zwar so heftig aus, dass an eine baldige Weiterreise nicht zu denken war. Der draussen auf der Rhede vor Anker liegende Kutter wurde hereingeholt und die Ladung für mich geborgen. Wohl gieng das Fieber wieder vorüber, doch sahen die viel zahlreicher und grösser gewordenen, karbunkelartigen Geschwüre an meinen Füssen so schlecht aus und schmerzten mich so sehr, dass ich von jener Zeit an zwei Monate lang weder stehen noch gehen konnte. Zudem hatte meine Gesundheit dermassen gelitten, dass von einer Wiederherstellung an der Küste keine Rede mehr sein konnte und alle Freunde mir dringend riethen, ohne Zögern nach Europa zurückzukehren. Vier volle Wochen wartete ich auf eine Gelegenheit zur Heimfahrt, bis endlich am 24. April 1882 der englische Postdampfer Ambriz einlief. An Bord dieses Bootes kam ich, meine ganze Ausrüstung in Monrovia zurücklassend, nach einer Seereise über Sierra Leone, die Loss Inseln, Gran Canaria, Teneriffa, Palma und Madeira in Liverpool und einige Tage später in Holland an.

XIII.

Zweite Reise nach Liberia und Besuch in Grand Cape Mount.



Kindergruppe in Gorée.

Abfahrt von Hamburg. — Porto Santo und Madeira. — Teneriffa. — Gran Canaria. — Aufenthalt in Gorée und Dakar. — Ankunft in Monrovia und kurzer Aufenthalt daselbst. — Nach Grand Cape Mount. — Ankunft in Robertsport. — Nach Bendoo Mission am Fisherman Lake. — Nach Tala Mission. — Ausflug nach Cambama und Japaca. — Besuch meiner frühern Stationen Bendoo und Hokhië. — Buluma. — Fahrt nach Sauwira, Caba und Carpenter's Settlement. — Rückreise nach Monrovia.

Nach einer angenehmen und erfrischenden Seereise an Bord des Amsterdamer Dampfbootes Elve war ich am 30. October

1886 in Hamburg angekommen. Einige Tage später traf auch mein Reisegefährte, Herr STAMPFLI (siehe Einleitung) ein, der sich während der Sommermonate in der Schweiz hinlänglich von den schädlichen Einflüssen seiner ersten Liberiareise erholt hatte. Nachdem wir unsere Ausrüstung allseitig vervollständigt, traten wir Sonnabend den 6. November an Bord der Anna Woermann, Capt. JARK, die Reise an.

Während der ersten Tage war die Witterung nasskalt und die See unruhig, so dass das ohnehin schon nicht festliegende Schiff viel Wasser auf Deck bekam. Aber schon eine Woche später hatten wir jede Spur von Winter weit hinter uns zurückgelassen, und rund um uns her war tiefblaue See, laue Luft und lachender Sonnenschein. Am 12. November mittags 12 Uhr tauchte vor uns die Gebirgsinsel Porto Santo aus dem Meere auf. Erst waren es nur einige niedrige Buckel, die sich fern am Horizonte über dem Meerespiegel zeigten. Aber nach und nach nahmen diese Buckel an Höhe und Umfang zu und wurden durch niedrigere Bergrücken vereinigt, während immer neue Spitzen, erst vereinzelt und dann ebenfalls an das Massiv sich anschliessend, erschienen. Je später am Nachmittage, desto schöner wurde das reizende Bild. Rechts daneben erhob sich mit steilen Wänden der isolirte Sail-Rock, und gegen Abend erblickten wir zu unserer Linken die unfruchtbare, ebenfalls felsige Isola Deserta, während vor uns am Hintergrunde die Höhenzüge Madeira's sich vom Horizonte abhoben. Inzwischen fuhren wir, bei untergehender Sonne, dicht unter der Ostküste von Porto Santo hin. Welch reizenden Anblick gewährte diese herrliche Perle im Schoosse Thalatta's! Wie herrlich die Insel dalag mit all ihren Bergrücken, ihren wein- und maisbedeckten, theils freilich auch kahlen Hängen, ihren steilen, von der nagenden Fluth unterwaschenen Klippen, ihren Thälern und einspringenden Buchten und der Hauptstadt gleichen Namen's mit grossen Kirchen und stattlichem Kloster, die sich um den tiefen und sichern Hafen schmiegt! Nur allzurasch lag dieses reizende Bild weit hinter uns und tauchte, als wie durch Zauberspruch, wieder unter in die blauen Fluthen des Oceans, während vor uns Isola Deserta links und Madeira rechts sich immer höher und massiger in die Luft erhoben, bis

sie, in Dämmerung und Nacht gehüllt, als dunkle Massen zum sternenbesäeten Firmament emporragten. Gegen acht Uhr bogen wir um die mit einem Leuchtthurme versehene Ostecke der Insel herum und giengen um 9 Uhr auf der Rhede von Funchal, inmitten von zahlreichen andern Fahrzeugen, worunter die drei deutschen Kriegsschiffe „Moltke," „Prinz Adalbert" und „von Stein," vor Anker. Würziger Duft wehte vom nahen Lande herüber, und gerade vor uns erkannten wir an einer Masse von Lichtern das von der Rhede bis weit an die Berglehne hinauf sich ausbreitende Funchal, die Hauptstadt der Insel.

Schon mit Sonnenaufgang waren wir am andern Morgen an Deck, um das herrliche Panorama zu geniessen, das sich vor unsern Blicken ausbreitete. Welch ein paradiesisches Stück Erde, diese Bucht von Funchal mit der in dem tiefblauen Ocean sich badenden und terrassenartig an die Berghalden sich anlehnende Stadt, den von Gebirgsvorsprüngen und Felsbuckeln herunterschauenden, weisschimmernden Villen und Landhäuschen, ihren Festungswerken, Klöstern und Kirchen! Unmittelbar zu ihrer Rechten (von der Rhede aus links) tritt eine schroff abfallende Felsterrasse dicht ans Meer heran, und etwas vom Strande entfernt erhebt sich, rundum von der Brandung bespült, ein hoher, mit einer Festung gekrönter Fels mit senkrechten Wänden, der malerische Lolo Rock. Ein vielfacher Contrast von Grün trifft unser Auge; denn mit einem einzigen Blick erfasst man das matte Grün der Reben und Edelkastanien, das glänzende Dunkelgrün des edlen Lorbeers und das mit einem gelblichen Ton überhauchte Saftgrün der Mais- und Zuckerrohrfelder und üppiger Bananenbüsche. Theilweise sind die mannigfach von Runsen und thalartigen Einschnitten durchfurchten Abhänge mit Wald bedeckt, theils zeigen sie auch kahle, rothe Flächen und Buckel, und die höchste Kuppe des im Hintergrunde 1845 M. über das Meer aufragenden Pico Ruivo ist mit frischem, während der letzten Nacht gefallenem Schnee bedeckt.

Um 10 Uhr fuhren wir in einer der zahlreichen, das Schiff umlagernden Jollen, gerudert von einem hell bronzefarbigen Portugiesen, an Land. Im Umsehen waren wir von zahlreichen schreienden und drängenden Führern, Lastträgern, Schlittenführern und Bettlern umringt. Da wir nur bis 2 Uhr fortbleiben

durften, miethete ich gleich einen Führer, welcher uns in kurzer Zeit möglichst viel sehen lassen und zugleich mit einem derben Knüppel die von allen Seiten auf uns eindringenden, ihre Dienste anbietenden und bettelnden Wegelagerer vom Leibe halten konnte. Dicht am Strande stand eine ganze Reihe von eigenthümlich gebauten Ochsenschlitten, mit je zwei magern, breithufigen, rothen Ochsen bespannt. Da die Fahrwege durch die Insel, ja selbst in der Stadt, zu steil sind, um mit Wagen befahren zu werden, so ist der Ochsenschlitten das einzige Transportmittel, bei welchem Zugthiere gebraucht werden.

Die Strassen der Stadt sind sehr steil und ziemlich eng, und das aus runden, durch die Schlittensohlen geglättenen Rollsteinen construirte Pflaster lässt den unvorsichtig Gehenden jeden Augenblick ausgleiten. Die Häuser sind meist aus Stein, ältere auch aus Holz gebaut und tragen ein eigenthümliches Gepräge. In zahlreichen Kaufläden, wo alle möglichen Artikel zugleich verkauft werden, wird man zur Besichtigung der Waaren eingeladen, und alte Weiber der allerhässlichsten Sorte, durch ihre Tracht und die eigenthümliche Weise, in der sie ihr schmutziges Kopftuch tragen, noch älter gemacht als sie wirklich sind, begegnen Einem auf Schritt und Tritt, stehen an Strassenecken und Kirchthüren; ja selbst am Schalter des Postbureaus wurden wir durch ein krüppelhaftes Geschöpf belästigt, das mit den schmutzigen, dürren Fingern die entzündeten, halb verklebten Augenlider auseinanderriss, um uns durch den ekelhaften Anblick mildthätiger zu stimmen. Wir besuchten unter Anderm den hübschen botanischen Garten, woselbst die verschiedensten tropischen und subtropischen Pflanzen aller Welttheile in freier Luft vortrefflich gedeihen. Besonders interessant war ein Gang über den grossen, wohleingerichteten und reich besetzten Fisch- und Gemüsemarkt. Auf dem Erstern waren die mannigfaltigsten *frutti di mare* vertreten, denn die Umgebung Madeira's ist ausserordentlich reich an verschiedenartigen Seefischen, Krebsen u. dgl., und überall standen kleine Gruppen von Männern, die sich an einer Art Muschel, mit Limonensaft befeuchtet, gütlich thaten. Auf dem Obst- und Gemüsemarkt fanden wir Massen von Aepfeln und Birnen, und gleich daneben Orangen, Citronen, Limonen, grosse Trauben

Bananen, ganze Körbe voll Kastanien, Feigen, Melonen, Gurken, Ananasse, Bataten, Mais, Bohnen, Kohl etc. Es war während der Mittagsstunden sehr warm, und dies mag der Grund gewesen sein, weshalb wir fast keinem der dort stets zahlreichen Kurgäste begegneten. In einer schattigen Rebenlaube, wohin wir uns zurückzogen, um bei einem Glase echten (?) Madeira's etwas auszuruhen, sahen wir einen wilden Kanarienvogel. Diese ausgezeichneten Sänger kommen bekanntlich hier und auf den kanarischen Inseln wild vor, werden aber auch gezüchtet und in schönen Käfigen aus Weidengeflecht überall zum Kaufe angeboten. An Bord zurückgekommen, sahen wir mit Vergnügen nach den zahlreichen halbnackten Jungen, welche um die Wette den von uns in die See geworfenen, kleinen Silberstücken nachsprangen und dieselben tauchend oft aus bedeutender Tiefe heraufholten.

Erst um fünf Uhr abends verliessen wir die Rhede, und bald war das herrliche Zauberbild von Madeira unter dem Horizonte verschwunden, langsam, wie es am Abend vorher vor unsern entzückten Blicken aufgetaucht.

Der folgende Morgen (16 November) brachte uns ein schwaches Gewitter, wobei der Wind aus S.W. nach N.O. umschlug und uns als Nordostpassat bis zu unserer Ankunft an der afrikanischen Küste treu blieb [1]). Dabei wurde die Luft dunstig und trübe, so dass, als wir etwas nach 12 Uhr endlich den Pic von Teneriffa erblickten, derselbe sammt dem ganzen Gebirgsmassiv dieser Insel schon hoch über den Horizont aufgetaucht war. Dieser Bergriese ist 3716 M. hoch und kann daher bei ganz klarem Wetter schon auf einen Abstand von 200 Kilometer (circa 120 englische Meilen) gesehen werden. Erst gegen Abend kamen wir der Insel endlich so nahe, dass wir allerlei Details unterscheiden konnten; doch als wir die Rhede von Santa Cruz de Teneriffa erreichten, war es bereits zu dunkel geworden, um noch vor Anker gehen zu können, so dass wir die Nacht hindurch angesichts der zahlreichen Lichter von Santa Cruz auf- und niederkreuzen mussten.

---

[1]) Auf meiner ersten Hinreise erreichten wir den Passat am 23. December auf 19° nördlicher Breite.

Tochter Mary und brachte mir einen Topf heissen Thee von Guaveblättern, ein Getränk, welches das Stadium des Schüttelfrostes sowie auch des heissen Fiebers verkürzen und dadurch dasjenige des Schweisses rascher herbeiführen soll. Dem Andringen von Frau Demery nachgebend, liess ich mich nun nach ihrem Hause hinuntertragen, woselbst man mir ein Bett zurechtmachte.

Am nächsten Morgen wurde ich schon beim ersten Hahnenruf wach, nnd da ich mich wieder wohl fühlte und überall durch die Ritzen in den dünnen Holzwänden Licht eindrang, so stand ich auf und trat aus dem Hause. Der abnehmende Mond beleuchtete die Landschaft fast tageshell, und ich beschloss deshalb, nach Traveller's Rest aufzubrechen. Leise weckte ich meine *boys*, die in der Küche schliefen, liess aufpacken und marschirte ab, ohne dass jemand im Hause auch nur eine Ahnung davon hatte. Erst giengen wir eine lange Strecke dem Strande entlang und schlugen dann, an den äussersten Vorsprung des Vorgebirges gekommen, den guten, breiten Weg nach der Congo Town ein, die sich auf einem Vorsprunge des Gebirges befand. Dort lag noch Alles in tiefer Ruhe, nur ein paar kleine, rothe Negerhunde folgten uns bellend, während wir das kleine Dorf durchschritten.

Dieser Platz wird, wie auch Tala am nördlichen Ufer des Fisherman Lake und einige Dörfer auf den Grassteppen am obern Ende des Messurado River, durch wirkliche Congoneger bewohnt, die durch nordamerikanische Kreuzer nahe der Küste von Florida auf zwei gekaperten Sklavenschiffen gefunden und nach Liberia gebracht wurden. Sie haben bis heutzutage noch ihre ursprüngliche Sprache und auch theilweise ihre Sitten beibehalten, sind aber zum grossen Theil Christen geworden und betrachten sich selbst als civilisirte Liberianer, während diese Letztern sie nicht als Ihresgleichen anerkennen.

Hinter Congo Town führt der Weg erst durch Kassavefelder und dann durch niedriges Gebüsch, und da er die vielen kurzen, von Wildbächen durchflossenen Thälchen, die sich vom Fusse des höchsten Bergkammes nach der See hinunter erstrecken, rechtwinklig schneidet, so ist er sehr uneben und oft schwer zu finden. Schliesslich traten wir in den Hochwald ein, gerade als der Mond sich hinter eine dichte Wolkenwand zurückzog. Eine

Weile tasteten wir uns, jeden Augenblick über Lianen und knorrige Wurzeln stolpernd, weiter, doch schliesslich mussten wir alles weitere Vorrücken aufgeben und legten uns nieder, um den Anbruch des Tages abzuwarten. Wir mochten eine gute Weile geschlafen haben, als ich durch eine schwere Baumfrucht aufgeschreckt wurde, die auf meinen Bauch herunterfiel. Als ich aufschaute, bemerkte ich, dass oben in den Kronen das erste Morgengrauen sich zeigte und sah zugleich eine bedeutende Anzahl Affen, die wahrscheinlich in dem Baum übernachtet hatten, auf den Aesten hin- und herlaufen. Die *boys* links und rechts schnarchten noch tüchtig drauf los, als ich nach der neben mir liegenden Flinte griff. Der Schuss krachte, und während meine Leute entsetzt aufsprangen, stürzte das getroffene Thier dicht neben uns zur Erde nieder. Es war ein junger Weissnasenaffe (*Cercopithecus büttikoferi*), eine neue Art, die wir früher bereits am St. Paul entdeckten und die auch in dieser Gegend ziemlich häufig war. Da die Morgen- wie auch die Abenddämmerung in den Tropen bekanntlich sehr kurz ist, so waren wir auch bald im Stande, unsern Weg wieder zu verfolgen, so dass wir kurz nach Tagesanbruch auf der Station ankamen, wo JACKSON uns mit Ungeduld erwartete.

Obgleich mir nun vorerst hinlänglich mit Lebensmitteln versehen waren, wurde doch der Affe, nachdem er abgehäutet war, für das Frühstück zubereitet. Ich liess das Fleisch erst etwas abkochen, wodurch es den widerlichen Affengeruch verlor, und dann die schönsten Stücke in Palmöl braten, während der Rest zu einer Art Hasenpfeffer, einem unserer Lieblingsgerichte, verwendet wurde.

Noch am nämlichen Tage erhielt ich Bericht, dass in der Nähe von Robertsport zwei grosse Schildkröten gefangen worden seien und ich kommen müsse, um dieselben zu kaufen. So machte ich mich denn auf den Weg durch das Gebirge, wobei JACKSON mich begleitete. Unterwegs schoss ich einen grossen, rothen Stummelaffen, zufällig gerade als er auf bedeutenden Abstand aus einem Baum in den andern hinübersprang. Dieser glückliche Schuss imponirte JACKSON ausserordentlich, so dass er, kaum in Robertsport angekommen, nichts Eiligeres zu thun wusste, als Jedem davon zu erzählen, der es nur hören wollte. Wir kamen

für den Ankauf der Schildkröten zu spät, sie waren bereits geschlachtet und zum grössten Theil aufgegessen. Nur den Brust- und Rückenpanzer der Einen konnte ich noch bekommen, und dies war auch hinreichend, um die Art festzustellen, der sie angehörten. Es war *Chelonia midas*, die sogenannte grüne Schildkröte, welche die berühmte Schildkrötensuppe liefert, und die um jene Jahreszeit aus der See an die Küste kommt, um ihre Eier in den Sand der Stranddüne einzuscharren. Das erhaltene Rückenschild war ungefähr 1 M. lang und 75 Cm. breit.

JACKSON begab sich wieder auf den Weg nach unserer Waldstation, während ich beschloss, die Nacht über in Robertsport zu bleiben und einmal meine Sammlungen nachzusehen. Kaum hatte ich mit dem Abhäuten des Affen begonnen, als ich wieder von Fieberfrost geschüttelt wurde die Arbeit aufgeben und mich niederlegen musste.

Am nächsten Tage fühlte ich mich zwar wieder wohl und kehrte nach der Waldstation zurück, doch kaum dort angekommen, bekam ich wieder Fieber, so dass wir beschlossen, die Station aufzuheben. Den 10. December kehrten wir, nachdem wir erst noch in Maïma einen Abschiedsbesuch gemacht, mit unserer ganzen Bagage nach Robertsport zurück.

Schon vor Errichtung der zeitweiligen Jagdstation Traveller's Rest hatte ich das Glück, meine stets zunehmenden Sammlungen mit einem ungemein interessanten und werthvollen Objekte zu bereichern. In der Nacht vom 24. November gab es in Robertsport grossen Allarm. Auf der den Strand entlang bis an die Mündung des Mahfa River reichenden Vorpostenlinie fielen gegen 10 Uhr kurz hinter einander sechs Gewehrschüsse — alles Schiessen zwischen sechs Uhr Abends und sechs Uhr Morgens war damals des Belagerungszustandes wegen streng verboten — und gleich darauf hörte man dergestalt durch einander rufen und schreien, dass wir in Robertsport glaubten, der Feind habe die Vorposten angefallen und sei in vollem Anmarsche begriffen. Bald aber löste sich das Räthsel. Einer der wachehaltenden Vorposten hatte auf einmal dicht vor sich eine gewaltige Seeschildkröte aus dem Wasser auftauchen und auf den Strand klettern sehen. Der Wehrmann, in der Freude, das Thier erbeuten zu

können, dachte nicht an die erlassene Verordnung und gab ihm aus unmittelbarer Nähe einen Schuss in den Rücken, der den Panzer durchbohrte. Durch diesen Schuss aufmerksam gemacht, erschienen die nächsten Posten ebenfalls und schossen auf das Thier, das trotz seiner Riesenkraft bald der Uebermacht erliegen musste. Es war eine alte Lederschildkröte, *Dermotochelys* (*Sphargis*) *coriacea*, jedenfalls gegen 400 Kilo schwer. Augenblicklich fuhr ich in einem Canoe den Fluss hinunter nach der Stätte, wo bereits zahlreiche Kruneger das Thier umstanden, welches nun hoch oben am Strande auf dem Rücken lag. Dasselbe war schon seines Kopfes und seiner vier Füsse beraubt, und ein Kruneger war beschäftigt, mit wuchtigen Axthieben den Brustpanzer in lange Streifen zu zerspalten. Ich war zu spät gekommen und konnte von dem ganzen Prachtexemplare nichts mehr gebrauchen, als das grosse Rückenschild, welches ich denn auch für meine Sammlung erwarb.

Schon drei Tage später gelang es mir indessen, ein prachtvolles, beinahe unbeschädigtes Exemplar derselben Art zu kaufen. Etwa um Mitternacht wurde ich aus dem Schlafe getrommelt durch Archey Demery, den Sohn Jackson's, der mir den Bericht brachte, dass die Wachtposten am Meere eine zweite Schildkröte erbeutet hätten. Sofort eilte ich mit Archey an den Fluss hinunter und fuhr zum Strande — auf der Landzunge, die sich von Robertsport in nördlicher Richtung bis zur Mündung der Mahfa River erstreckt — wo zahlreiche Soldaten und auch bereits viele Neugierige das erlegte Thier umstanden. Wie das erste Mal, so hatte auch diesen Abend eine Schildwache das Thier aus dem Wasser kommen sehen, und da aufs Neue strenge Ordre gegeben war, keinen unnöthigen Allarm zu machen, so eilte der Mann auf den Koloss zu, der sich rasch wieder ins Meer zurückzuziehen suchte. Bevor jedoch das Thier das Wasser erreichte, spiesste der Soldat dasselbe mit seinem Bayonnet durch den Hals, gerade vor dem Rückenpanzer, an den Boden, worauf es durch die rasch herbeigeeilten Soldaten der nächsten Posten mit grosser Mühe auf den Rücken geworfen wurde. Die Schildkröte lebte noch, als ich ankam, und schlug ihre kolossalen, platten und sensenförmigen Vorderpranken wüthend über das Brustschild zusammen, so dass es weithin klatschte und es gefährlich war,

in deren Bereich zu kommen. Der Stich schien die Carotis getroffen zu haben, denn der sandige Boden war mit Blut getränkt, und nach einer halben Stunde hauchte das Ungethüm röchelnd den letzten Athem aus. Es war von derselben Grösse wie das erste Exemplar. Sein Rückenschild war etwas über 6′ lang, bei 4′ breit und mit fünf kammartig erhabenen Längsleisten versehen, die sich an dem in eine Spitze auslaufenden hintern Ende einander näherten. Die beiden Vorderpranken hatten eine Länge von 4′; sie waren sehr platt und ihre grösste Breite mochte wohl einen Fuss betragen. Ich kaufte die Schildkröte auf dem Platze an unter der Bedingung, dass sie mir unbeschädigt nach der Station geliefert werde, denn momentan hatte ich nicht die geringste Idee, auf welche Weise das Thier dorthin geschafft werden müsse. Das Fleisch bedangen sich die Leute für sich selbst aus. Am nächsten Morgen, es war Sonntag, wurde mir die Schildkröte in aller Frühe hergebracht. Man hatte sie auf einem Canoe über die Sandbank hinweg in den Fluss hineingeschleppt, dann das Canoe vorgespannt und sie im Schlepptau nach Mr. Watson's Landungsplatz gebracht. Dort band man das Thier wieder auf das Canoe, etwa 30 Mann spannten sich an einer langen Leine vor und schleppten es, während es von links und rechts nebenhergehenden Männern aufrecht gehalten wurde, den steilen Abhang hinauf vor mein Haus.

Da der Sonntag im Lande streng gefeiert wird, so war kein einziger Liberianer zu finden, der mir bei der nun folgenden grossen Arbeit des Ausschlachtens und Präparirens helfen wollte, doch die Hülfe meiner *boys* und einiger Eingebornen förderte die mühsame Arbeit rascher als ich erwarten durfte, nachdem ich einmal mit vieler Mühe das Brustschild vom Rückenpanzer getrennt hatte. Das Fleisch sah unappetitlich dunkelroth aus, und das grünliche Fett sass, ganz anders als bei Säugethieren, in grössern und kleinern, kugeligen Klumpen zwischen dem Zellgewebe und in der Bauchhöhle. Es war nahezu flüssig und schmolz zum Theil unter den Häuden weg. Sobald die hauptsächlichsten Fleischpartieen und die Eingeweide mit hunderten von halb und ganz entwickelten Eiern herausgeschnitten und abgeliefert waren, entfernte sich die neugierige Menge, während

ich mit meinen Leuten unverdrossen den ganzen Tag hindurch arbeitete. Das ganze Thier wurde so behandelt, dass sowohl der Panzer und der Rest des Skelets als auch die Haut unversehrt blieben, was die Arbeit natürlich bedeutend verlängerte und erschwerte, und wohl eine Woche fortwährender Mühe und Sorge gieng hin, bevor ich so weit war, dass nichts mehr verderben konnte. Das Exemplar steht gegenwärtig in Museum in Brüssel. Das Fleisch, obschon etwas zähe und thranig, schmeckte besser, als es aussah und lieferte eine leidliche Suppe, die aber der von *Chelonia midas* an Güte bei Weitem nicht gleichkam. Bedeutend besser mundeten die grossen Eier, obwohl auch diese nicht frei von Thrangeschmack waren.

Die Niederlassung Robertsport wurde, da der Krieg noch stets fortdauerte, mehr und mehr mit Flüchtlingen aus der weitern Umgebung überfüllt, und selbst gewöhnliche Lebensmittel, wie Kassaven, Bataten, Fisch etc. waren sogar für Geld kaum mehr erhältlich. Das ganze Land war ausgehungert, und fortwährend liefen Berichte ein, dass da oder dort Eingeborne vor Hunger gestorben seien. Auf Anregung der amerikanischen Missionäre [1]) wurden durch Comités in England und Amerika mehrere hundert Säcke Reis, sowie Salzfleisch und Speck nach Robertsport gesandt, um unter die nothleidenden Eingebornen vertheilt zu werden. In den meisten Fällen aber nahmen die verschiedenen Negerfürsten den Reis in Empfang und vertheilten denselben unter diejenigen, die ihn bezahlen konnten, so dass gerade die Hülfsbedürftigsten leer ausgiengen.

Da ich sah, dass die Friedensunterhandlungen, welche man aufs Neue begonnen hatte, doch zu keinem günstigen Abschlusse führten und das Land zu sehr ausgehungert war, als dass man es, selbst im Falle eines baldigen Friedensschlusses, mit Erfolg hätte bereisen können, so entschloss ich mich gegen Ende 1881, mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Grand Bassa, einer Gegend etwa 60 *miles* südöstlich von Monrovia, überzusiedeln. Dort würde sich mir

---

[1]) Mr. und Mrs. Grubb waren schon am 10. September nach Amerika zurückgekehrt, nachdem bereits früher, am 29. Juli, Bischof Penick mit seiner Frau und einer Missionärin, Miss Dabney, angekommen war.

von selbst Gelegenheit geboten haben, um an dem ziemlich weit landeinwärts fahrbaren St. Johns River oder einem seiner bedeutenden Nebenflüsse ein günstiges Jagdterrain zu finden.

Am Neujahrstage 1882 machte ich, zusammen mit Herrn VELDKAMP, eine Canoefahrt nach der befestigten Stadt Passaro am Japaca Creek. Wir hatten ein sehr grosses Canoe mit sieben Ruderern und waren reichlich mit Proviant versehen. Auch unsere *boys* waren nicht vergessen. Das Wasser im Fisherman Lake war infolge der eingetretenen Trockenzeit schon wieder stark gesunken und an seinem Abflusse zwischen den zahlreichen Inseln so untief, dass die *boys* oft aussteigen und das so erleichterte Canoe lange Strecken durch das Wasser ziehen mussten. An dem Congodorfe Tala vorbei gekommen, landeten wir, unterhalb der Einfahrt in den Morfi River, an dem Veydorfe Solymah. Ich hatte dasselbe schon einmal besucht, und zwar am 16. October, auf der Rückkehr von einer Fahrt mit Herrn AHRENS nach Japaca. Damals waren wir kurz nach dem Verlassen des Morfi River von einem Tornado überfallen und genöthigt worden, Solymah anzulaufen, da wir hinter der dort vorspringenden Landzunge Schutz zu finden hofften. Unser Canoe gerieth jedoch zwischen die in den See hinausragenden Klippen und schlug um, so dass wir genöthigt waren, die Gastfreundschaft der Leute von Solymah in Anspruch zu nehmen, um unsere Kleider zu trocknen und das Vorbeigehen des Gewittersturmes abzuwarten. Damals war es noch ein blühendes Dorf mit einer zahlreichen, friedlichen Bevölkerung, jetzt sollten wir an dessen Stelle nur eine kahle Brandstätte wiederfinden. Vor einigen Tagen nämlich war Solymah durch den Feind in einen Schutthaufen verwandelt und waren alle Bewohner bis auf einen Mann, der in den See sprang und entkam, und eine Frau, die ermordet wurde, gefangen weggeführt worden. Die kleinen Kassave- und Batatenpflanzungen in der Umgebung gediehen ruhig weiter, die Bananenbüsche waren stehen geblieben und die Orangen- und Limonenbäume liessen ihre goldgelben Früchte unbenutzt zur Erde fallen. Kein einziges Haus im ganzen Dorfe war verschont geblieben; nur einige Lehmmauern standen noch theilweise aufrecht, und neben einer derselben fanden wir den abgeschlagenen Kopf der armen Frau, die sich unglücklicherweise

gegen einen der Eindringer zur Wehre gesetzt hatte. Auf dem öffentlichen Platze stand zu meiner Verwunderung der Dorfgötze noch unversehrt, und über ihm hing noch der traditionelle Tuchfetzen als Flagge von einer hohen Stange herunter. Die Figur, welche schon bei dem ersten Besuche meine Aufmerksamkeit erregt hatte, bestand aus einem etwa 2′ tief in den Boden gerammten Pfahl, dessen oberes Ende einigermaassen zu einem Kopf geformt war, der ein roh gearbeitetes, menschliches Gesicht zeigte. Arme und Beine waren nicht vorhanden, wohl aber wurde der Nabel durch einen natürlichen, knotenartigen Auswuchs des rohen Stammes dargestellt. Da sich eine Gelegenheit zur Erwerbung derartiger Heiligthümer nur selten bietet, liess ich dasselbe aus dem Boden heben, was meine *boys* jedoch erst zu thun weigerten, bis sie sahen, dass mir nichts geschah, als ich selbst kräftig Hand anlegte. Der Fetisch wurde hierauf nach dem Canoe gebracht und in Bananenblätter verpackt, um den Götterraub vor den Leuten in Passaro geheim zu halten. Derselbe befindet sich gegenwärtig nebst zahlreichen andern Gegenständen aus meinen liberianischen Sammlungen im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden.

Die Fahrt den Morfi River und den Japaca Creek hinauf habe ich bereits bei einer frühern Gelegenheit beschrieben und über Passaro selbst, das halbwegs zwischen Japaca und Cambama am linken Ufer des Japaca Creeks liegt, lässt sich wenig sagen. Es war ein Ort wie so viele andere der bereits beschriebenen, hatte damals etwa 50—60 sehr dicht an einander gebaute Häuser und war mit einem doppelten Palissadengürtel umgeben. Schon früh am Nachmittag traten wir die Rückreise an, die ohne besonderes Ereigniss von statten gieng. Es war dies der letzte Ausflug, den ich von Robertsport aus machten konnte; denn kurz nachher traten die schon früher erwähnten Geschwüre an den Füssen so zahlreich auf, dass ich beinahe vollständig an meine Hängematte gebunden war.

Da das gegen Ende 1881 erwartete holländische Schiff auch im Januar 1882 noch nicht kam, stellte mir Herr Modderman seinen Küstenkutter zur Verfügung, denselben, der uns mehr als ein Jahr früher von Monrovia hergebracht hatte. Während

der Seereise befiel mich ein heftiges Fieber, und als ich zwei Tage später auf der Rhede von Monrovia vor Anker gieng, um einige dort deponirte Kisten nach Grand Bassa mitzunehmen, war ich so schwach, dass ich vom Canoe, welches mich an den Strand brachte, von einem *Krooboy* nach der holländischen Faktorei getragen werden musste.

Hier brach das Fieber von Neuem und zwar so heftig aus, dass an eine baldige Weiterreise nicht zu denken war. Der draussen auf der Rhede vor Anker liegende Kutter wurde hereingeholt und die Ladung für mich geborgen. Wohl gieng das Fieber wieder vorüber, doch sahen die viel zahlreicher und grösser gewordenen, karbunkelartigen Geschwüre an meinen Füssen so schlecht aus und schmerzten mich so sehr, dass ich von jener Zeit an zwei Monate lang weder stehen noch gehen konnte. Zudem hatte meine Gesundheit dermassen gelitten, dass von einer Wiederherstellung an der Küste keine Rede mehr sein konnte und alle Freunde mir dringend riethen, ohne Zögern nach Europa zurückzukehren. Vier volle Wochen wartete ich auf eine Gelegenheit zur Heimfahrt, bis endlich am 24. April 1882 der englische Postdampfer Ambriz einlief. An Bord dieses Bootes kam ich, meine ganze Ausrüstung in Monrovia zurücklassend, nach einer Seereise über Sierra Leone, die Loss Inseln, Gran Canaria, Teneriffa, Palma und Madeira in Liverpool und einige Tage später in Holland an.

XIII.

Zweite Reise nach Liberia und Besuch in Grand Cape Mount.



Kindergruppe in Gorée.

Abfahrt von Hamburg. — Porto Santo und Madeira. — Teneriffa. — Gran Canaria. — Aufenthalt in Gorée und Dakar. — Ankunft in Monrovia und kurzer Aufenthalt daselbst. — Nach Grand Cape Mount. — Ankunft in Robertsport. — Nach Bendoo Mission am Fisherman Lake. — Nach Tala Mission. — Ausflug nach Cambama und Japaca. — Besuch meiner frühern Stationen Bendoo und Hokhië. — Buluma. — Fahrt nach Sauwira, Caba und Carpenter's Settlement. — Rückreise nach Monrovia.

Nach einer angenehmen und erfrischenden Seereise an Bord des Amsterdamer Dampfbootes Elve war ich am 30. October

1886 in Hamburg angekommen. Einige Tage später traf auch mein Reisegefährte, Herr STAMPFLI (siehe Einleitung) ein, der sich während der Sommermonate in der Schweiz hinlänglich von den schädlichen Einflüssen seiner ersten Liberiareise erholt hatte. Nachdem wir unsere Ausrüstung allseitig vervollständigt, traten wir Sonnabend den 6. November an Bord der Anna Woermann, Capt. JARK, die Reise an.

Während der ersten Tage war die Witterung nasskalt und die See unruhig, so dass das ohnehin schon nicht festliegende Schiff viel Wasser auf Deck bekam. Aber schon eine Woche später hatten wir jede Spur von Winter weit hinter uns zurückgelassen, und rund um uns her war tiefblaue See, laue Luft und lachender Sonnenschein. Am 12. November mittags 12 Uhr tauchte vor uns die Gebirgsinsel Porto Santo aus dem Meere auf. Erst waren es nur einige niedrige Buckel, die sich fern am Horizonte über dem Meerespiegel zeigten. Aber nach und nach nahmen diese Buckel an Höhe und Umfang zu und wurden durch niedrigere Bergrücken vereinigt, während immer neue Spitzen, erst vereinzelt und dann ebenfalls an das Massiv sich anschliessend, erschienen. Je später am Nachmittage, desto schöner wurde das reizende Bild. Rechts daneben erhob sich mit steilen Wänden der isolirte Sail-Rock, und gegen Abend erblickten wir zu unserer Linken die unfruchtbare, ebenfalls felsige Isola Deserta, während vor uns am Hintergrunde die Höhenzüge Madeira's sich vom Horizonte abhoben. Inzwischen fuhren wir, bei untergehender Sonne, dicht unter der Ostküste von Porto Santo hin. Welch reizenden Anblick gewährte diese herrliche Perle im Schoosse Thalatta's! Wie herrlich die Insel dalag mit all ihren Bergrücken, ihren wein- und maisbedeckten, theils freilich auch kahlen Hängen, ihren steilen, von der nagenden Fluth unterwaschenen Klippen, ihren Thälern und einspringenden Buchten und der Hauptstadt gleichen Namen's mit grossen Kirchen und stattlichem Kloster, die sich um den tiefen und sichern Hafen schmiegt! Nur allzurasch lag dieses reizende Bild weit hinter uns und tauchte, als wie durch Zauberspruch, wieder unter in die blauen Fluthen des Oceans, während vor uns Isola Deserta links und Madeira rechts sich immer höher und massiger in die Luft erhoben, bis

sie, in Dämmerung und Nacht gehüllt, als dunkle Massen zum sternenbesäeten Firmament emporragten. Gegen acht Uhr bogen wir um die mit einem Leuchtthurme versehene Ostecke der Insel herum und giengen um 9 Uhr auf der Rhede von Funchal, inmitten von zahlreichen andern Fahrzeugen, worunter die drei deutschen Kriegsschiffe „Moltke," „Prinz Adalbert" und „von Stein," vor Anker. Würziger Duft wehte vom nahen Lande herüber, und gerade vor uns erkannten wir an einer Masse von Lichtern das von der Rhede bis weit an die Berglehne hinauf sich ausbreitende Funchal, die Hauptstadt der Insel.

Schon mit Sonnenaufgang waren wir am andern Morgen an Deck, um das herrliche Panorama zu geniessen, das sich vor unsern Blicken ausbreitete. Welch ein paradiesisches Stück Erde, diese Bucht von Funchal mit der in dem tiefblauen Ocean sich badenden und terrassenartig an die Berghalden sich anlehnende Stadt, den von Gebirgsvorsprüngen und Felsbuckeln herunterschauenden, weisschimmernden Villen und Landhäuschen, ihren Festungswerken, Klöstern und Kirchen! Unmittelbar zu ihrer Rechten (von der Rhede aus links) tritt eine schroff abfallende Felsterrasse dicht ans Meer heran, und etwas vom Strande entfernt erhebt sich, rundum von der Brandung bespült, ein hoher, mit einer Festung gekrönter Fels mit senkrechten Wänden, der malerische Lolo Rock. Ein vielfacher Contrast von Grün trifft unser Auge; denn mit einem einzigen Blick erfasst man das matte Grün der Reben und Edelkastanien, das glänzende Dunkelgrün des edlen Lorbeers und das mit einem gelblichen Ton überhauchte Saftgrün der Mais- und Zuckerrohrfelder und üppiger Bananenbüsche. Theilweise sind die mannigfach von Runsen und thalartigen Einschnitten durchfurchten Abhänge mit Wald bedeckt, theils zeigen sie auch kahle, rothe Flächen und Buckel, und die höchste Kuppe des im Hintergrunde 1845 M. über das Meer aufragenden Pico Ruivo ist mit frischem, während der letzten Nacht gefallenem Schnee bedeckt.

Um 10 Uhr fuhren wir in einer der zahlreichen, das Schiff umlagernden Jollen, gerudert von einem hell bronzefarbigen Portugiesen, an Land. Im Umsehen waren wir von zahlreichen schreienden und drängenden Führern, Lastträgern, Schlittenführern und Bettlern umringt. Da wir nur bis 2 Uhr fortbleiben

1886 in Hamburg angekommen. Einige Tage später traf auch mein Reisegefährte, Herr STAMPFLI (siehe Einleitung) ein, der sich während der Sommermonate in der Schweiz hinlänglich von den schädlichen Einflüssen seiner ersten Liberiareise erholt hatte. Nachdem wir unsere Ausrüstung allseitig vervollständigt, traten wir Sonnabend den 6. November an Bord der Anna Woermann, Capt. JARK, die Reise an.

Während der ersten Tage war die Witterung nasskalt und die See unruhig, so dass das ohnehin schon nicht festliegende Schiff viel Wasser auf Deck bekam. Aber schon eine Woche später hatten wir jede Spur von Winter weit hinter uns zurückgelassen, und rund um uns her war tiefblaue See, laue Luft und lachender Sonnenschein. Am 12. November mittags 12 Uhr tauchte vor uns die Gebirgsinsel Porto Santo aus dem Meere auf. Erst waren es nur einige niedrige Buckel, die sich fern am Horizonte über dem Meerespiegel zeigten. Aber nach und nach nahmen diese Buckel an Höhe und Umfang zu und wurden durch niedrigere Bergrücken vereinigt, während immer neue Spitzen, erst vereinzelt und dann ebenfalls an das Massiv sich anschliessend, erschienen. Je später am Nachmittage, desto schöner wurde das reizende Bild. Rechts daneben erhob sich mit steilen Wänden der isolirte Sail-Rock, und gegen Abend erblickten wir zu unserer Linken die unfruchtbare, ebenfalls felsige Isola Deserta, während vor uns am Hintergrunde die Höhenzüge Madeira's sich vom Horizonte abhoben. Inzwischen fuhren wir, bei untergehender Sonne, dicht unter der Ostküste von Porto Santo hin. Welch reizenden Anblick gewährte diese herrliche Perle im Schoosse Thalatta's! Wie herrlich die Insel dalag mit all ihren Bergrücken, ihren wein- und maisbedeckten, theils freilich auch kahlen Hängen, ihren steilen, von der nagenden Fluth unterwaschenen Klippen, ihren Thälern und einspringenden Buchten und der Hauptstadt gleichen Namen's mit grossen Kirchen und stattlichem Kloster, die sich um den tiefen und sichern Hafen schmiegt! Nur allzurasch lag dieses reizende Bild weit hinter uns und tauchte, als wie durch Zauberspruch, wieder unter in die blauen Fluthen des Oceans, während vor uns Isola Deserta links und Madeira rechts sich immer höher und massiger in die Luft erhoben, bis

sie, in Dämmerung und Nacht gehüllt, als dunkle Massen zum sternenbesäeten Firmament emporragten. Gegen acht Uhr bogen wir um die mit einem Leuchtthurme versehene Ostecke der Insel herum und giengen um 9 Uhr auf der Rhede von Funchal, inmitten von zahlreichen andern Fahrzeugen, worunter die drei deutschen Kriegsschiffe „Moltke," „Prinz Adalbert" und „von Stein," vor Anker. Würziger Duft wehte vom nahen Lande herüber, und gerade vor uns erkannten wir an einer Masse von Lichtern das von der Rhede bis weit an die Berglehne hinauf sich ausbreitende Funchal, die Hauptstadt der Insel.

Schon mit Sonnenaufgang waren wir am andern Morgen an Deck, um das herrliche Panorama zu geniessen, das sich vor unsern Blicken ausbreitete. Welch ein paradiesisches Stück Erde, diese Bucht von Funchal mit der in dem tiefblauen Ocean sich badenden und terrassenartig an die Berghalden sich anlehnende Stadt, den von Gebirgsvorsprüngen und Felsbuckeln herunterschauenden, weisschimmernden Villen und Landhäuschen, ihren Festungswerken, Klöstern und Kirchen! Unmittelbar zu ihrer Rechten (von der Rhede aus links) tritt eine schroff abfallende Felsterrasse dicht ans Meer heran, und etwas vom Strande entfernt erhebt sich, rundum von der Brandung bespült, ein hoher, mit einer Festung gekrönter Fels mit senkrechten Wänden, der malerische Lolo Rock. Ein vielfacher Contrast von Grün trifft unser Auge; denn mit einem einzigen Blick erfasst man das matte Grün der Reben und Edelkastanien, das glänzende Dunkelgrün des edlen Lorbeers und das mit einem gelblichen Ton überhauchte Saftgrün der Mais- und Zuckerrohrfelder und üppiger Bananenbüsche. Theilweise sind die mannigfach von Runsen und thalartigen Einschnitten durchfurchten Abhänge mit Wald bedeckt, theils zeigen sie auch kahle, rothe Flächen und Buckel, und die höchste Kuppe des im Hintergrunde 1845 M. über das Meer aufragenden Pico Ruivo ist mit frischem, während der letzten Nacht gefallenem Schnee bedeckt.

Um 10 Uhr fuhren wir in einer der zahlreichen, das Schiff umlagernden Jollen, gerudert von einem hell bronzefarbigen Portugiesen, an Land. Im Umsehen waren wir von zahlreichen schreienden und drängenden Führern, Lastträgern, Schlittenführern und Bettlern umringt. Da wir nur bis 2 Uhr fortbleiben

durften, miethete ich gleich einen Führer, welcher uns in kurzer Zeit möglichst viel sehen lassen und zugleich mit einem derben Knüppel die von allen Seiten auf uns eindringenden, ihre Dienste anbietenden und bettelnden Wegelagerer vom Leibe halten konnte. Dicht am Strande stand eine ganze Reihe von eigenthümlich gebauten Ochsenschlitten, mit je zwei magern, breithufigen, rothen Ochsen bespannt. Da die Fahrwege durch die Insel, ja selbst in der Stadt, zu steil sind, um mit Wagen befahren zu werden, so ist der Ochsenschlitten das einzige Transportmittel, bei welchem Zugthiere gebraucht werden.

Die Strassen der Stadt sind sehr steil und ziemlich eng, und das aus runden, durch die Schlittensohlen geglätteten Rollsteinen construirte Pflaster lässt den unvorsichtig Gehenden jeden Augenblick ausgleiten. Die Häuser sind meist aus Stein, ältere auch aus Holz gebaut und tragen ein eigenthümliches Gepräge. In zahlreichen Kaufläden, wo alle möglichen Artikel zugleich verkauft werden, wird man zur Besichtigung der Waaren eingeladen, und alte Weiber der allerhässlichsten Sorte, durch ihre Tracht und die eigenthümliche Weise, in der sie ihr schmutziges Kopftuch tragen, noch älter gemacht als sie wirklich sind, begegnen Einem auf Schritt und Tritt, stehen an Strassenecken und Kirchthüren; ja selbst am Schalter des Postbureaus wurden wir durch ein krüppelhaftes Geschöpf belästigt, das mit den schmutzigen, dürren Fingern die entzündeten, halb verklebten Augenlider auseinanderriss, um uns durch den ekelhaften Anblick mildthätiger zu stimmen. Wir besuchten unter Anderm den hübschen botanischen Garten, woselbst die verschiedensten tropischen und subtropischen Pflanzen aller Welttheile in freier Luft vortrefflich gedeihen. Besonders interessant war ein Gang über den grossen, wohleingerichteten und reich besetzten Fisch- und Gemüsemarkt. Auf dem Erstern waren die mannigfaltigsten *frutti di mare* vertreten, denn die Umgebung Madeira's ist ausserordentlich reich an verschiedenartigen Seefischen, Krebsen u. dgl., und überall standen kleine Gruppen von Männern, die sich an einer Art Muschel, mit Limonensaft befeuchtet, gütlich thaten. Auf dem Obst- und Gemüsemarkt fanden wir Massen von Aepfeln und Birnen, und gleich daneben Orangen, Citronen, Limonen, grosse Trauben

Bananen, ganze Körbe voll Kastanien, Feigen, Melonen, Gurken, Ananasse, Bataten, Mais, Bohnen, Kohl etc. Es war während der Mittagsstunden sehr warm, und dies mag der Grund gewesen sein, weshalb wir fast keinem der dort stets zahlreichen Kurgäste begegneten. In einer schattigen Rebenlaube, wohin wir uns zurückzogen, um bei einem Glase echten (?) Madeira's etwas auszuruhen, sahen wir einen wilden Kanarienvogel. Diese ausgezeichneten Sänger kommen bekanntlich hier und auf den kanarischen Inseln wild vor, werden aber auch gezüchtet und in schönen Käfigen aus Weidengeflecht überall zum Kaufe angeboten. An Bord zurückgekommen, sahen wir mit Vergnügen nach den zahlreichen halbnackten Jungen, welche um die Wette den von uns in die See geworfenen, kleinen Silberstücken nachsprangen und dieselben tauchend oft aus bedeutender Tiefe heraufholten.

Erst um fünf Uhr abends verliessen wir die Rhede, und bald war das herrliche Zauberbild von Madeira unter dem Horizonte verschwunden, langsam, wie es am Abend vorher vor unsern entzückten Blicken aufgetaucht.

Der folgende Morgen (16 November) brachte uns ein schwaches Gewitter, wobei der Wind aus S.W. nach N.O. umschlug und uns als Nordostpassat bis zu unserer Ankunft an der afrikanischen Küste treu blieb [1]). Dabei wurde die Luft dunstig und trübe, so dass, als wir etwas nach 12 Uhr endlich den Pic von Teneriffa erblickten, derselbe sammt dem ganzen Gebirgsmassiv dieser Insel schon hoch über den Horizont aufgetaucht war. Dieser Bergriese ist 3716 M. hoch und kann daher bei ganz klarem Wetter schon auf einen Abstand von 200 Kilometer (circa 120 englische Meilen) gesehen werden. Erst gegen Abend kamen wir der Insel endlich so nahe, dass wir allerlei Details unterscheiden konnten; doch als wir die Rhede von Santa Cruz de Teneriffa erreichten, war es bereits zu dunkel geworden, um noch vor Anker gehen zu können, so dass wir die Nacht hindurch angesichts der zahlreichen Lichter von Santa Cruz auf- und niederkreuzen mussten.

---

[1]) Auf meiner ersten Hinreise erreichten wir den Passat am 23. December auf 19° nördlicher Breite.

Am andern Morgen hatten wir beim Einfahren auf die Rhede den Genuss, bei hellem Wetter das mit grotesken, vielzackigen Kämmen gekrönte Gebirgsmassiv der Insel und den im Hintergrunde am Südwestende der Letztern sich aufthürmenden Pic von Teneriffa (Pico de Teyde) in ihrer ganzen Herrlichkeit zu bewundern. Der Letztere bot einen besonders schönen, grossartigen Anblick dar. Seine höchste Kuppe, ein auf breiten, massigen Schultern ruhender Kegel, war mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, der sich in langen, nach unten schmäler werdenden Streifen bis tief in die Schluchten der Abhänge hinunterzog. Die Besteigung dieses Berges wird in der Regel von Orotawa aus, einem Kurort auf der andern Seite der Insel, unternommen und soll 48 Stunden in Anspruch nehmen. Alexander von Humboldt, der den Pic erstiegen, soll, auf dem Rande des Gipfelkraters angekommen, durch die Grossartigkeit des Riesenpanorama's zu Thränen gerührt gewesen sein.

Leider konnten wir den herrlichen Anblick nicht lange geniessen, denn kaum hatte die Sonne eine Stunde am Horizont gestanden, als sich erst die höchsten Gipfel, später sogar auch die niedrigen Bergrücken in einen dichten Wolkenschleier hüllten. Dafür genossen wir nun mit unvertheilter Aufmerksamkeit die Aussicht auf das liebliche Panorama, das sich in der Nähe vor unsern Blicken ausbreitete. Da lag gerade vor uns an einer tiefen, von hohen Bergen umrahmten Bucht das malerische, wie an den Abhang und Fuss des Berges hingegossene Santa Cruz, die Hauptstadt der Insel. Das reizende Landschaftsbild wurde von der goldigen Morgensonne und einem eigenthümlichen, durch die im Hochgebirge hangenden Nebel bewirkten Lichtreflex zauberhaft beleuchtet. Santa Cruz de Teneriffa zeigt schon von der Rhede aus gesehen einen eigenthümlichen, spanischen Charakter, der ihm besonders durch die weissgetünchten Häuser mit den flachen Dächern aufgeprägt wird.

Nach dem Frühstück fuhren wir an Land und legten hinter dem langen, mit einem Leuchtthurme versehenen Molo (Hafendamm) an. Dort fanden wir unter einem grossen Güterschuppen eine Menge Auswanderer, die, von den verschiedensten Inseln der kanarischen Gruppe zusammengekommen, auf das bereits

fällige, spanische Boot warteten, um nach Savannah überzusiedeln. Die Stadt selbst gefiel uns viel besser als Funchal, denn die Häuser sahen im Allgemeinen besser aus; auch wurden wir nicht durch Führer und bettelnde Weiber belästigt, wie in dem portugiesischen Madeira, denn dazu scheint der Spanier zu stolz sein. Zweirädrige Wagen, mit je zwei feurigen, kleinen Pferden bespannt, sprengten in voller Carrière durch die gut gepflasterten, etwas undulirten Strassen, und schöne Bäuerinnen ritten auf schwerbeladenen Packeseln und Maulthieren einher und trugen nicht wenig dazu bei, dem Strassenleben ein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken. Auch unter den Bauern trafen wir viele ritterliche Gestalten, denen die weisswollenen, spanischen Mäntel gar nicht übel standen und die mit einer gewissen Grandezza einherschritten. Wie in Funchal, so fanden wir auch hier Kaufläden für Allerlei, wobei nirgends geistige Getränke und Weine fehlten; auch wurden überall Kanarienvögel, einer gelben, dort gezüchteten Rasse angehörend, zum Kaufe angeboten. Wie bereits erwähnt, wird auch hier der Kanarienvogel in wildem Zustande angetroffen. Das Männchen ist gelblich grün, das Weibchen mehr graugrün. Die verschiedene Färbung der Geschlechter, sowie der schlankere Bau und die schwärzliche Farbe der Füsse lassen den Stammvater deutlich von allen unsern gezüchteten Kanarienvögeln unterscheiden.

Auch hier hatten wir nicht viel Zeit zur Verfügung und beschränkten unsern Besuch auf einen Gang durch die Stadt, wobei wir nicht vergassen, uns in ein kühles Trinklokal zurückzuziehen und uns durch eine schwarzäugige Spanierin einen edlen Malvasier (sogenannten Kanariensekt) vorsetzen zu lassen.

Was mir bei diesem Besuche in Santa Cruz besonders auffiel, war das mechanische Glockenspiel (Carillon) auf einem der Thürme der Stadt, ganz wie man dasselbe in beinahe allen holländischen Städten zu hören gewohnt ist. Ob dasselbe durch die spanische Invasion nach Holland gebracht wurde, oder ob die Spanier es von den Holländern entlehnt haben, ist mir jedoch unbekannt.

Schon um drei Uhr nachmittags fuhren wir weiter, um am Abend noch Las Palmas, die Hauptstadt der Insel Gran Canaria, zu erreichen. Obschon wir direkt nach dem Verlassen der Rhede

von Santa Cruz die Bergmassen von Gran Canaria im Osten vor uns sich erheben sahen, erreichten wir doch Las Palmas erst nach zehn Uhr abends, denn ein wüthender Gewittersturm liess uns längere Zeit kaum vorwärts kommen. Einige spanische Passagiere giengen noch in der Nacht an Land, wir aber blieben bis zum nächsten Morgen und fuhren dann nach dem Landungsplatze von Las Palmas, der sich etwa eine Stunde von der Stadt am Fusse der bergigen Halbinsel Isleta befindet. Diese Halbinsel ist ein mit einem Kloster und einem Leuchtthurme gekrönter, hoher Berg, jedenfalls wie die ganzen kanarischen Inseln vulkanischen Ursprungs; sie ist nur durch eine sehr schmale und niedrige Landzunge, eine Art Sandbank, mit der Insel Gran Canaria verbunden. Am Landungsplatze nahmen wir ein leichtes Cabriolet, mit zwei kleinen, magern Pferden bespannt, um rascher nach Las Palmas zu kommen, welche Stadt sich an derselben grossen Meeresbucht befindet. Wie eine Windsbraut flogen die feurigen Renner dahin, in einem grossen Bogen der gut unterhaltenen Fahrstrasse den Strand entlang und durch die breiten, gepflasterten Strassen von Las Palmas zum Hôtel de l'Europe, wo wir abstiegen. Die beiden Pferde waren mit Schaum bedeckt, den der Kutscher nun schweigend und ohne sich weiter um uns zu kümmern mit einem langen Messer von seinen Thieren herunterschabte. Von hier aus besuchten wir die Kathedrale und stiegen auf den hohen Thurm derselben, von dessen Plattform aus wir einen prachtvollen Ausblick auf die rundum zu unsern Füssen liegende, grosse Stadt mit ihren flachen Cementdächern, das hinter der Stadt allmälig ansteigende, baum- und vegetationsarme Gebirge, die Halbinsel Isleta und die grosse Bucht von Las Palmas hatten. Die Aussicht war so reizend, dass ich durch unsern Führer den im Hôtel zurückgelassenen photographischen Apparat heraufholen liess und zwei wohlgelungene Aufnahmen machte. Nach dem Frühstück besuchten wir das schöne Rathhaus mit seinen prachtvollen Säälen und dem antiquarischen, ethnographischen und zoologischen Museum im obersten Stockwerke. Die antiquarisch-archäologische Abtheilung ist besonders darum sehenswerth, weil sie grosse Mengen Ausgrabungsmaterial aus der Zeit der Ureinwohner der kanarischen Inseln, der vor

etwa 400 Jahren durch die Spanier ausgerotten Guanchen, enthält, unter Anderm an die 400 Steinbeile und 75 gut erhaltene, aus Holz geschnitzte Stempel, wie sie beim Färben von Stoffen gebraucht wurden, nebst zahlreichen Urnen. Auch sind zahlreiche Mumien und ganze Stapel von Schädeln und andern Scelettheilen der alten Guanchen vorhanden. Das zoologische Museum, in dem mich der freundliche Director Dr. GREGORIO CHIL Y NARANJO herumführte, ist insofern höchst interessant, als es die eigenthümliche Fauna der kanarischen Inseln so gut wie vollständig repräsentirt. Säugethiere waren ursprünglich nicht vorhanden; jetzt kommen nebst den verschiedenen Hausthieren Ratten und Mäuse vor. Dagegen sind zahlreiche Vögel einheimisch, worunter der schon erwähnte Kanarienvogel; auch werden verschiedene europäische Vogelarten gefunden, die entweder hier den Winter zubringen oder durch Stürme hieher verschlagen werden. Unter den Reptilien sind die Skinken am zahlreichsten vertreten. Einige derselben leben in unterirdischen Höhlen, an denen diese vulkanischen Inseln äusserst reich sein sollen. Schlangen hingegen werden nicht angetroffen, ebensowenig als Süsswasserfische. Viele Insekten sind für diese Inseln eigenthümlich.

Andere stattliche, öffentliche Gebäude sind der Bischofspalast, der, zusammen mit der Kathedrale und dem Rathhaus, die grosse Place de la Cathedrale von drei Seiten einschliesst, sowie das schöne und grosse, damals noch nicht ganz vollendete Theater, welches durch einen Architekten aus Madrid nach dem Muster des Pariser Opernhauses gebaut wurde. Auch die Wasserleitung ist erwähnenswerth. Im Allgemeinen macht die Stadt einen sehr günstigen Eindruck, obschon die schweren, weissgetünchten Mauern der meist einstöckigen Häuser nach der Strasse hin wenige und nur kleine Fenster haben. Von den die Stadt beherrschenden Anhöhen schauen einige Festungswerke herunter.

Die nächste Umgebung der Stadt ist ziemlich fruchtbar. Man findet hier zahlreiche Dattel- und Kokospalmen und schöne Drachenbäume (*Dracaena draco*), Olivenbäume, Cypressen und baumartige Euphorbien. Bananen, Zuckerrohr, Guaven und Anonen werden häufig angebaut, ebenso die stachlige Opuntia zum Zwecke der Cochenillekultur. Diese letztere, die früher mit grossem Erfolge

betrieben wurde, ist in den letzten Jahren stark zurückgegangen, da man das prachtvolle Roth viel billiger auf chemischem Wege darstellen kann. Den Wegen entlang findet man zahlreiche, wilde (verwilderte?) Agaven, und stellenweise sind beide Strassenränder ausserhalb der Stadt mit Cypressen bedeckt. Kaum hat man aber die Umgebung der Stadt verlassen, so hört beinahe jeglicher Pflanzenwuchs auf, und längs der Strasse nach der Halbinsel Isleta hin ist die ganze Gegend, selbst bis an die Abhänge der Berge hinauf, mit gelbweissem Flugsand bedeckt.

Um drei Uhr nachmittags waren wir wieder an Bord. Wir fuhren nun der Ostküste der Insel entlang südwärts, und erst spät in der Nacht blieb auch die Südspitze dieser grössten der kanarischen Inseln hinter uns zurück.

Im Laufe des folgenden Tages passirten wir den Wendekreis und sahen zahlreiche Haifische. Die Luft war trübe, doch konnten wir zeitweise die vegetationslose Stranddüne der afrikanischen Küste sehen, unter der wir auf geringen Abstand entlang fuhren. Einen Tag später passirten wir Cap Blanco, und zahlreiche Raubvögel (*Haliaëtus vocifer*) umschwärmten das Boot. Am frühen Morgen des 22. November fuhren wir dicht unter dem grünen Vorgebirge hin und kurz nachher die tafelförmigen, kahlen und steil aus der See aufsteigenden Magdaleneninseln entlang. Um sieben Uhr bogen wir um das nach S.W. vorspringende und die Bucht von Gorée einschliessende Cap Manoël und giengen gegenüber der in dieser Bucht liegenden Felsinsel Gorée, mit der Stadt und dem Freihafen gleichen Namens, vor Anker. Zahlreiche Fahrzeuge, worunter einige französische Kriegsschiffe, lagen in unserer Nähe, und direkt vor uns erhob sich die Insel Gorée, deren ganze Oberfläche, einen im Süden liegenden, mit einem Fort gekrönten Hügel ausgenommen, durch die Stadt mit ihren zahlreichen öffentlichen Gebäuden und dem grossen Marktplatze eingenommen wird. Auch auf dem nördlichen Ende der Insel steht ein Fort, von dessen Zinnen alte Feldschlangen wohl mehr drohend als wirklich gefährlich herunterschauen. Vorbei Gorée, am nahen Festlande im Westen der Bucht, liegt Dakar, ebenfalls ein französischer Hafenplatz, und im Osten, an derselben riesigen Bucht, der Hafenplatz Rufisque. Nachdem die Gesundheits- und Douane-

polizei ihre Pflicht erfüllt hatte, kamen zahlreiche, grosse Kutter langsseit des Schiffes, um Ladung für die drei verschiedenen Hafenplätze in Empfang zu nehmen.

Nach dem Frühstück fuhren wir nach Gorée hinüber und mietheten dort ein Segelboot, das uns nach Dakar beförderte. Auch hier ist, wie in Gorée, ein Gouverneurspalast und ein riesiger Marktplatz, auf dem zahlreiche zum Stamme der Fullah gehörige Neger in langen, talarartigen, weissen Mänteln und beinahe ganz in Tücher gehüllte Frauen allerlei Landesprodukte zum Kaufe anboten. Die Eingebornen des Platzes selbst gehören zum Stamme der Wolof und sind weniger gut gekleidet. Im Allgemeinen sehen diese Neger intelligent aus, sind sehr dienstfertig und sprechen meist etwas Französisch, das hier die officielle Sprache ist. Die erste Begegnung, die wir mit Weissen hatten, war ein Leichenzug! Ein weisser Kaufmann wurde durch seine Freunde zu Grabe geleitet. Dakar ist ein bedeutender Handelsplatz und der Ausgangspunkt einer schmalspurigen Eisenbahn, die nach St. Louis am Senegal führt [1]). Der Platz ist sehr weitläufig gebaut. Die Umgebung ist nicht sehr fruchtbar und besteht in der Nähe des Strandes aus Dünengebiet, dessen Thalsohlen allein einige Vegetation besitzen. Hier weideten zahlreiche Heerden von Buckelochsen und glatthaarigen Schafen, zwischen denen Hunderte von gelben Bachstelzen (*Motacilla flava*) herumtrippelten. Die grössern Dünenthäler sind sumpfig, und zahlreiche Krabben glotzten uns mit ihren beweglichen, gestielten Augen von allen Seiten entgegen. Dieses Gebiet ist das Land der Dornen, und es dauerte nicht lange, bis uns auf dem kleinen Jagdausfluge — wir hatten unsere Gewehre mitgenommen — das Blut in das Schuhzeug hinunterfloss. Leider war es viel zu heiss, um mit Erfolg jagen zu können, doch lernten wir auf diesem Ausfluge, der uns der Bahnlinie entlang bis in die Nähe von Rufisque hinüberführte, den Charakter der Gegend wenigstens einigermaassen kennen. Nach Dakar zurückgekehrt, machte ich mit

[1]) Diese Bahnlinie ist an die 165 englischen Meilen lang. Sie ist die erste, die in Afrika angelegt wurde. Eine andere Linie von ungefähr 335 englischen Meilen soll später St. Louis, die Hauptstadt des französischen Senegalgebietes, mit Bamaku am obern Niger verbinden.

grosser Mühe auf dem genannten Marktplatze eine photographische Aufnahme; doch war es mir nicht möglich, eine Gruppe von Eingebornen aus dem fernen Innern, die ich gerne gehabt hätte, zusammenzubringen. Bei Einbruch der Nacht kehrten wir an Bord zurück.

Den folgenden Morgen machten wir einen Ausflug nach Gorée, woselbst es mir durch List gelang, auf dem Marktplatze eine grosse Gruppe von Wolofs, Männer und viele Knaben von allen Grössen, leider aber keine Frauen und Mädchen, zusammenzubringen und zu photographiren. In Hamburg hatte ich nämlich



Der grosse Markt in Dakar.

nebst vielem Andern auch eine kleine Drehorgel (Clariophon) gekauft und mit nach Gorée gebracht. Mein Freund STAMPFLI setzte sich nun hin und lockte durch sein Spiel eine Menge Leute herbei, während ich meinen Apparat in Bereitschaft hielt und, einen günstigen Augenblick benutzend, rasch eine Aufnahme machte. Eine andere Gruppe, in der einige Mädchen vorkamen, wurde mir verdorben, indem gerade im Momente des Exponirens die Mutter eines der Kinder erschien, mir einen vernichtenden Blick zuwarf, auf die Kinder zustürzte und dieselben mit einem gewaltigen Rucke aus der Gruppe fortriss.

Gegen Mittag dampften wir weiter und erreichten, ohne fernerhin irgendwo Land anzulaufen, drei Tage später, Freitag den 26. November, die Rhede von Monrovia, von wo wir sofort durch einige alte Freunde, die von unserer Ankunft unterrichtet waren, in einem grossen Boote an Land geholt wurden.

In der Müller'schen Faktorei, wohin wir zuerst unsere Schritte lenkten, fand ich meinen alten Freund A. VELDKAMP [1]) und nebenan in der Woermann'schen Faktorei Herrn JÄGER, gegenwärtig Hauptagent dieser Firma und deutscher Consul.

Nachdem die grösste Tageshitze vorbei war, begleitete uns Herr VELDKAMP [1]) in die obere Stadt hinauf zu Frau MODDERMAN, die uns freundlichst aufnahm und bewirthete. Obschon sie bereits einige Jahre in Monrovia zugebracht hatte, schien sie nicht unter dem Einflusse des Klimas zu leiden und sah sehr gesund aus.

Die Stadt Monrovia fand ich seit 1882 nicht wesentlich, doch immerhin zu ihrem Vortheil, verändert. Wohl sah man längs der schnurgeraden Strassen noch zahlreiche ruinenhafte Gebäude und verwilderte Gärten, doch hatte sich das allgemeine Aussehen merklich gebessert. Zahlreiche, früher ärmliche Gebäude hatten inzwischen ein stattliches Aussehen bekommen. Das früher halb verfallene, dem Einsturz nahe Seminar war restaurirt und beherbergte eine Missionsschule unter der Leitung von Miss SHARP, einer weissen, amerikanischen Dame; das grosse Postgebäude war Mansion des Präsidenten der Republik geworden, und an der *waterside*, nahe bei Krootown, hatte man ein neues Postgebäude errichtet. Viele Strassen waren bedeutend verbessert, und die vornehmsten derselben sogar mit Laternen versehen. Auch das Liberia College, abseits von der Stadt am Südwestabhange des Vorgebirges, war mit Hülfe von amerikanischen Geldmitteln renovirt und sah nun sehr stattlich aus. Ueberhaupt machte alles, was ich am Tage unserer Ankunft sah, den Eindruck, als ob sich während meiner mehr als vierjährigen Abwesenheit Manches verbessert habe und im Allgemeinen mehr Wohlstand in Monrovia herrsche als früher.

---

[1]) Seit der Rückkehr von Herrn MODDERMAN nach Holland Hauptagent für die Firma H. MÜLLER & Co. und holländischer Consul geworden.

Auch unter den Liberianern traf ich an diesem ersten Tage schon zahlreiche alte Bekannte und wurde von allen Seiten herzlich bewillkommt.

Da die Trockenzeit bereits angebrochen war, so hatten wir keine Zeit zu verlieren und trafen schon am ersten Tage die nöthigen Maassregeln, um unverweilt unsere Thätigkeit beginnen zu können. Als erstes Jagd- und Untersuchungsterrain hatten wir das Gebiet des Junk River und seiner Nebenflüsse, wo Freund Stampfli schon während seiner ersten Reise eine Zeit lang thätig gewesen war, ausersehen. Derselbe sollte nun so rasch wie möglich über Land nach dem Junk River reisen und dort an einer geeigneten Stelle ein Haus zu miethen suchen oder anderweitige Maassregeln treffen, um uns in möglichst kurzer Zeit eine passende Wohnung zu beschaffen. Inzwischen wollte ich selbst noch einmal meine alten Jagdgebiete und Freunde in Grand Cape Mount wiedersehen und persönlich meinen alten Jäger Jackson, der mir schon brieflich seine Dienste zugesagt hatte, sowie einige durch Mr. Watson für mich gemiethete, junge Vey-Leute nach unsern neuen Jagdgründen herüberholen.

Schon am folgenden Tage bot sich mir die Gelegenheit, mit einem nach Robertsport gehenden Boote der deutschen Faktorei mitzufahren. Frau Modderman war so liebenswürdig, mich für die kurze Seereise reichlich mit Proviant zu versehen, und Herr Ulrichs, Angestellter der Woermann'schen Faktorei, richtete mir das Hintertheil des Bootes so bequem wie möglich ein und liess es mit einem aus Matten construirten Schutzdache gegen Sonne und etwaigen Regen versehen.

Am 27. November, mittags gegen 12 Uhr, fuhren wir ab. Die lange Sandbank, die, bei Monrovia beginnend und in nördlicher Richtung verlaufend, früher sich dem Messurado River vorgelagert und denselben gezwungen hatte, in einem weiten, nördlichen Bogen seinen Ausgang in die See zu suchen, war nun verschwunden, und wir konnten beinahe ohne Umweg ins Meer gelangen. Vor einigen Jahren nämlich hatte der Fluss die während der Regenzeit seinen Ablauf hindernde Sandbank durchbrochen, und der plötzliche Abfluss seiner aufgestauten Wassermassen war so gross, dass die starke Strömung eine

bedeutende Strecke seines rechten Ufers mitriss, die dort liegende deutsche Krootown — so genannt, weil die Kruleute im Dienste der deutschen Faktorei dort wohnten — vernichtete und deren Bewohner zwang, sich weiter nordwärts an der Bucht anzusiedeln.

Mit einer angenehmen Seebrise segelnd, kamen wir während der ersten Stunden rasch vorwärts und hofften bereits, noch am Abend des nämlichen Tages Robertsport zu erreichen, als angesichts des nahen Cape Mount Gebirges gegen Abend der Wind sich legte und eine drückende Schwüle einen Tornado befürchten liess. Dieser blieb nicht lange aus. Mit Einbruch der Nacht erhob sich auf der Landseite mit wunderbarar Schnelle eine schwarze Wand, und kaum fünf Minuten später war der Himmel auf dieser Seite mit einer schwarzen Wolkenmasse bedeckt. Durch einige schwere Ruckwinde angekündigt, brach ein wüthender Sturm los, der das leichte Schutzdach vom Boot herunterriss und uns vor dem Anker, den wir inzwischen ausgeworfen hatten, furchtbar hin- und herwarf, so dass wir das Aergste fürchten mussten. Dabei prasselte ein gewaltiger Platzregen auf uns nieder, füllte das Boot halb mit Wasser und durchnässte uns bis auf die Haut. Hierauf hatten wir absolute Windstille, und nass wie wir waren, fühlten wir uns so kalt, dass die sieben Krooboys, welche die Bemannung des Bootes bildeten, genöthigt waren, die Ruder zu ergreifen, um sich ein wenig erwärmen zu können, denn selbstverständlich war durch den Regen auch das Feuer in der grossen Sandkiste, das auf einer solchen Reise nie fehlt, ausgegangen.

Erst um 10 Uhr am andern Morgen, einem Sonntag, kamen wir in Robertsport an, wo merkwürdiger Weise die früher sehr lange Sandbank vor der Mündung des Cape Mount River ebenfalls infolge eines Durchbruchs gänzlich verschwunden war. Hier landeten wir vor dem Hause des Superintendenten, meines alten Bekannten Mr. Watson, der mich aufs freundlichste empfing. Darauf begab ich mich nach der holländischen Faktorei und wurde dort von deren Chef, Herrn Hemminga, herzlich willkommen geheissen.

Durch Archey Demery, Jackson's Sohn, welcher bei der Landung zugegen war, erfuhr ich, dass sein Vater nicht mehr

in Robertsport wohne, sondern in einer amerikanischen, baptistischen Missionsstation bei Bendoo am Fisherman Lake. Mein Erstes war nun, so rasch wie möglich dorthin zu fahren, und Herr HEMMINGA erklärte sich bereit, mich zu begleiten. Während nun ARCHEY die durch Mr. WATSON für mich in Dienst genommenen *boys* zusammenrief und das Canoe ausrüstete, wechselte ich meine Kleider und machte mich zur Weiterreise bereit. Um ein Uhr, in der grössten Sonnenhitze, fuhren wir ab. Wie kam mir Alles wieder so bekannt und heimisch vor! Jeden Busch kannte ich noch, als wir den schönen Cape Mount River hinauffuhren. Auf demselben Platze wie früher nistete noch jetzt eine Colonie von schwarzköpfigen Reihern; das Ufer war nach wie vor von monsterartigen Krabben durchlöchert. Und als wir in das untere Ende des schönen Fisherman Lake einfuhren, zwischen den zahlreichen, mir so wohlbekannten Mangrove-Inseln dahinglitten und an dem langen, quer im untern Ende des Sees liegenden Eilande Massatin, der Insel Massagh des alten Dapper (siehe Literaturverzeichniss) vorbeikamen, da war es, als hätte ich erst gestern dieselbe Reise zum letzten Male gemacht. Ohne irgendwo anzulegen, fuhren wir bis Solymah, welchen Platz ich am Neujahrstage 1882 als öde Brandstätte angetroffen und der nun wieder, freilich durch andere Leute, neu aufgebaut und bewohnt war. Nach einem Aufenthalte von einigen Minuten fuhren wir weiter und kamen schon vor vier Uhr auf Bendoo Mission an, wo ich durch meinen alten Jäger und seine Frau mit offenen Armen aufgenommen wurde.

Um JACKSON Zeit zu gönnen, Alles für seine Abreise bereit zu machen, beschloss ich zu bleiben, und Herr HEMMINGA fuhr mit den *boys* allein nach Robertsport zurück. JACKSON hatte sich recht gut eingerichtet. Wie schon gesagt, wohnte er hier mit seiner Frau und einigen angenommenen Kindern — ein paar Kinder mehr oder weniger am Tische bringt keine Veränderung in das Budget eines liberianischen Haushaltes — auf einer hübschen, seit meiner Abreise errichteten Missionsstation als Hüter des Hauses. Die gute Frau DEMERY gab sich ausserordentlich viel Mühe, um meine culinarischen Bedürfnisse zu befriedigen, die freilich viel geringer waren, als sie vorausgesetzt haben mochte. Bendoo

Mission, ein einfaches Wohnhaus für die damals anwesenden Missionäre und ein paar Negerhütten für deren eingeborne Dienerschaft, liegt entschieden auf dem reizendsten Fleck am ganzen See, dem westlichen, weit vorspringenden Ende des Hügelzuges von Bendoo, etwa 50' über dem Wasserspiegel. Dieser Punkt gewährt eine prachtvolle Aussicht über den herrlich blauen, weiten See, im Süden auf das dicht bewaldete Cape Mount-Gebirge, im Westen auf das untere Ende des Sees mit den zahlreichen Inseln und darüber hinaus bis nach Robertsport hinunter. Sieben Jahre früher, als ich mich mit Sala in der Stadt Bendoo einquartirt hatte, führten mich meine Jagdausflüge oft auf diesen Punkt, der damals mit dichtem Buschwald bewachsen war, und manchmal wünschte ich, an einer so schönen Stelle wohnen zu können. Und nun sass ich da auf der schattigen Piazza (Laube) vor der Thüre im rosigen Scheine der untergehenden Sonne, und neben mir mein guter Barbarossa und seine wackere Hausfrau, und wir erzählten uns, eine Cigarre schmauchend, von unsern Erlebnissen und den mannigfaltigen Veränderungen, die seit meiner Abreise stattgefunden. Beinahe rührend war es, als Beide mich nach dem Befinden meiner Eltern und Geschwister fragten und nicht müde werden konnten, mir immer aufs Neue wieder ins Gesicht zu sehen und ihre Freude auszudrücken, dass ich nach so langer Trennung wieder zurückgekommen sei. Wie ein leichter Schatten zog es über mich, als sie meiner guten, alten Haushälterin Mary Kennedy gedachten, die seit meiner Abreise bei ihnen gewohnt hatte und vor ein paar Jahren gestorben war.

Gar Vieles hatte sich übrigens seither geändert. Neben meinem Freunde Sala lagen vier Weisse in die Erde gebettet, nämlich van Es, der Agent der Müller'schen Faktorei, zwei Matrosen und der amerikanische Missionär Rev. Meek, von Geburt ebenfalls Holländer. König Barlah, *the King of the Lake*, mit dem ich vor sechs Jahren für einige Dollars Freundschaft geschlossen, war kurze Zeit vor meiner Ankunft gestorben; auch der Häuptling von Maima, der mich damals so gerne zu seinem Schwiegersohne gemacht hätte, weilte seit geraumer Zeit nicht mehr unter den Lebenden. Wie war die Zeit hingeflogen! Als wie in ein Nichts weggesunken kam sie mir vor, als eine unmessbar

kleine Spanne, nun ich mich wieder hier befand, in dem Lande meiner Träume, unter lieben, alten Bekannten. Es war inzwischen dunkel geworden; die zahlreich durcheinander schwärmenden, in der kurzen Dämmerung mit geschickten Schwenkungen nach Fliegen und Mücken jagenden, breitschnäbeligen Mandelkrähen (*Eurystomus afer*, in Liberia *day-bats* genannt) hatten sich zurückgezogen, ein Flug Graupapageien kam kreischend, schwatzend, flötend und singend über den See geflogen, um im nahen Walde seine Schlafquartiere zu beziehen; eine einsame Fledermaus huschte ab und zu in lautlosem Zickzackfluge unter dem Dache der Piazza dahin, und wie Irrlichter schwankten Hunderte von Leuchtkäferchen auf und ab, während noch zahlreichere gleich leuchtenden Thautropfen an den Grasspitzen hingen. Nacht war es nun und stille ringsum. Nur aus den nahen Dependenzgebäuden schallte ab und zu helles, fröhliches Lachen herüber; denn dort sass ARCHEY und scherzte mit den um das Herdfeuer niedergekauerten Eingebornen, worunter ein hübsches Mädchen, das ihm, wie mir schien, den Kopf etwas warm gemacht hatte. Ich aber schwelgte im Hochgenusse dieser tropischen Abendstunde, alle Sorgen um Vergangenheit und Zukunft weit hinter mich werfend. Jetzt durfte ich sie noch geniessen, voll und ganz, diese schönen Augenblicke, die mir vielleicht nur gar zu bald durch Krankheit und Widerwärtigkeiten vergällt werden konnten; denn wo Sorge uns Abends zum Lager begleitet und am Morgen beim Erwachen fragend am Bette steht oder sogar stundenlang den Schlaf verscheucht, da findet die Poesie keinen Platz, um unsere Erlebnisse mit rosigem Dufte zu umweben.

Indessen hatte JACKSON den Schatz seiner Neuigkeiten noch nicht erschöpft. Er erzählte mir vom Friedensschlusse mit den Gallinas und der dabei festgestellten und streng nachgekommenen Bedingung, dass, nun der Friede für alle Zeiten geschlossen sei, alle Palissaden- und andere Befestigungswerke um die verschiedenen Vey-Städte abgetragen werden mussten. Ich bedauerte diese Maassregel sehr, sowohl im Interesse der guten Vey-Leute, da ich doch nicht an eine Beständigkeit des Friedens glaubte, als auch um meinetwillen, da ich mir bestimmt vorgenommen hatte, einige musterhaft angelegte Werke photogra-

phisch aufzunehmen. Und wie leicht hätte ich dazu Gelegenheit gehabt! Ganz in der Nähe lag das Negerdorf Bendoo, früher durch einen Gürtel von lebenden Akazien umspannt, neben an die Städte Toöcoro und Passaro, beide ehemals stark befestigte Plätze, und noch etwas weiter oben das Modell eines frühern, vielfachen und soliden Festungsgürtels, die grosse Stadt Gonnama am Morfi River. Auch in politischer Beziehung hatte sich Manches geändert. König MORANA SANDO hatte den Friedensschluss nicht lange überlebt; mit seiner Macht nach Aussen schien auch seine innere Kraft gebrochen zu sein. Er fühlte keine Lust mehr, um länger in Cobolia zu wohnen, baute das verfallene Sugary, die Stadt seiner Väter am Flusse gleichen Namens wieder auf und zog sich mit seinem ganzen, grossen Haushalt dorthin zurück, wo er auch bald darauf starb. Seine Leiche wurde mit all den beim Vey-Stamme üblichen Festlichkeiten und Ceremonien, die einem grossen Könige zukommen, bestattet. Ein grosses, mehrtägiges Fest (*big play*) wurde veranstaltet, wobei ausserordentlich viel geschossen wurde, wo man Trauergesänge sang, wo zahlreiche Frauen, sogenannte Thränenweiber, klagen und weinen mussten und das in einem grossartiger Schmause nebst Trinkgelage seinen Abschluss fand.

Eigenthümlicher Weise wurde nicht MORANA's ältester Sohn DAVINDA zum Nachfolger ernannt, sondern sein grösster Nebenbuhler, König FREEMAN [1]) von Madina am Glima Creek, ein schlauer Intrigant, der schon zu Lebzeiten MORANA's Macht zu untergraben suchte, bei den verschiedenen Häuptlingen der Vey sich einzuschmeicheln wusste, das Vertrauen und die Unterstützung der liberianischen Regierung zu gewinnen verstand und nach meiner festen Ueberzeugung bei den Einfällen der Kosso nicht ganz unbetheiligt war. Madina war damit Reichshauptstadt des Vey.Gebietes geworden, und Cobolia, die einst so blühende Metropole am Mahfa River, geht jetzt rasch ihrem Verfall entgegen, umsomehr, da der Palmöl- und Palmkernhandel sich weiter fluss-

---

[1]) Auch FREEMAN ist seither nach sehr kurzer Regierung zu seinen Vätern versammalt worden, und an seiner Statt wurde ein jüngerer Bruder MORANA's zum Könige gewählt.

aufwärts nach Weahjah gezogen hat. Das ist eben das Loos der meisten dieser Negerresidenzen: sie vergehen eben so rasch, wie sie entstehen, und schliesslich, wenn der unaufhaltsam vordringende Buschwald die letzte Spur, die letzte Ruine eines solchen, einst berühmten Platzes verschlungen hat, ist es nur noch der Name, der an die einstigen Wohnstätten von Tausenden erinnert.

Da ich, bevor mir eine Gelegenheit geboten wurde, nach Monrovia zurückzukehren, noch einige Tage zur Verfügung hatte, so verabredete ich noch am gleichen Abend mit JACKSON einen Ausflug nach Cambama und Japaca, sowie nach Bendoo und Buluma; denn ich verlangte sehr danach, zu sehen, was seit meiner langen Abwesenheit aus den frühern Stätten meines Aufenthalts geworden sei. Erst wollte ich jedoch die baptistische Missionsstation in Tala, *Baptist Missisippi Vey Station* genannt, besuchen, um JACKSON's Tochter MARY, meine frühere Insekten- und Conchyliensammlerin, zu begrüssen, die nun auf dieser Station Haushälterin geworden war. Meine kleine MARY war inzwischen eine stattliche, junge Dame geworden, die sich über meine Ankunft ungemein freute und uns vortrefflich bewirthete. Der Missionär B. K. Mc. KINNEY, ein sehr intelligenter, amerikanischer Neger von so zu sagen unverwüstlicher Gesundheit und herkulischer Gestalt, glaubte allen Gefahren des Klima's ungestraft trotzen zu können und erklärte, seit seiner Ankunft in Liberia 1879 kein Fieber gehabt zu haben. Zwei Monate nach dieser Begegnung war er todt. Der erste Fieberanfall hatte den Unverwüstlichen hingerafft.

Am folgenden Tage fuhren wir schon früh den nahen Morfi River hinauf nach Cambama. Der Morfi River mit seiner herrlichen Scenerie von über das Wasser hereinhängenden Pandanusbüschen, Mangroven, Wein- und Rotangpalmen und umgefallenen Bäumen verfehlte auch diesmal nicht, seinen bezaubernden Einfluss geltend zu machen. Wie gerne hätte ich einige der reizendsten Punkte photographirt! Doch nirgends war ein offenes Fleckchen zu finden, von dem aus mir eine Aufnahme möglich gewesen wäre, und das Canoe war viel zu klein und lag nicht fest genug, um von diesem aus einen Versuch zu wagen. Schliesslich erklet-

terten wir mit vieler Mühe einen überhängenden Baumstamm, und unter steter Gefahr, den Apparat zu verlieren, wurde mein Versuch mit Erfolg gekrönt. Leider ist, nebst vielen andern, diese Platte während der Reise nach Europa zerbrochen, und nur ein kleines Stück davon konnte noch gerettet werden. Auch der Japaca Creek mit seinem hellen, rasch dahinströmenden Wasser und seinen prachtvollen, schattigen Laubtunneln entzückte mich aufs Neue. Leider war es mir aus dem schon genannten Grunde auch hier nicht möglich, eine Aufnahme zu machen.

In Cambama wurden wir auch diesmal, wie im Juni 1884, von *old mammy* NONO mit grosser Herzlichkeit empfangen. Die gute Frau war inzwischen recht alt und kränklich geworden und lebte augenblicklich in ärmlichen Verhältnissen. Das Dorf war jetzt etwas grösser und zählte etwa 25 Häuser.

Während unserer Rast kam ein Neger von Passaro an, der nach Canga oberhalb Fali reiste. Ich übergab ihm Grüsse an König PETER und beauftragte ihn, dem Häuptling DAUWANA von Canga zu sagen, derselbe möchte mir die drei Hühner senden, die er mir von meinem frühern Besuche vor 5½ Jahren her noch schulde, widrigenfalls ich ihm einen Constabel auf den Hals schicken werde. Die Drohung hat natürlich nichts gefruchtet, wohl aber kam König PETER einige Tage später selbst nach Robertsport, um mich wiederzusehen und brachte mir ein schön montirtes Kriegshorn als Geschenk mit.

Nachdem ich eine Aufnahme von einer Häuser- und Menschengruppe gemacht, fuhren wir weiter und kamen, ohne unterwegs in Passaro anzulegen, gegen Mittag nach Japaca, wo mich Königin SANDIMANY durch ihren Sohn VARNEY freundlich empfangen liess.

Japaca fand ich seit meinem letzten Besuche wenig verändert. Noch immer zeugten die saubern, solide gebauten Negerhütten von einem gewissen Wohlstande, denn SANDIMANY lässt ihre Leute nicht müssig gehen und führt nach wie vor ein strenges Regiment. In einer sogenannten *kitchen* sahen wir drei Sklaven in Halseisen, alle drei an einer schweren Kette vereinigt, und obendrein jeden einzeln mit einem Holzklotze am linken Bein, um sie am Weglaufen zu verhindern.

Sandimany, die nun 40 bis 45 Jahre zählen mochte, war seit unserer letzten Begegnung etwas korpulent geworden, aber trotz ihrer Körperfülle, die bis an die Lenden hinunter unverhüllt zu Tage trat, war sie noch immer eine stattliche Frau zu nennen, was man von Negerinnen ihres Alters nur selten sagen kann. Vor meiner Abreise wusste ich sie zu überreden, sich, mit zahlreichen silbernen und andern Kleinodien geschmückt, zusammen mit ihrem Sohne Varney und Siati, einem Söhnchen ihrer Tochter, photographiren zu lassen. Leider ist mir auch diese Platte zerbrochen, sowie eine andere, mit der Aufnahme der langen, früher so baufälligen, jetzt aber neu hergestellten Affenbrücke über den nahen Sumpf.

Schon früh am Nachmittage traten wir unsern Rückweg an und fuhren ungemein rasch den schnellströmenden Japaca Creek hinunter in den Morfi River. Hier schoss ich vom Canoe aus einen sehr seltenen Stummelaffen (*Colobus verus*), den ich während meiner ganzen ersten Reise in Liberia vergeblich gesucht hatte. Erst auf den vierten Schuss war das arme Thier so verletzt, dass es, wiewohl noch lebend, aus dem Baum herunter geholt werden konnte. Die ganze Scene, die über eine halbe Stunde dauerte, berührte mich selbst so peinlich, dass ich sie hier lieber nicht beschreiben will und mir damals gelobte, ohne triftigen Grund nie mehr auf einen Affen zu schiessen. Diesem Vorsatz bin ich denn auch während meiner ganzen zweiten Reise stets treu geblieben.

Am folgenden Tage (1. December) machten wir, ebenfalls im Canoe, einen Ausflug nach Bendoo und Buluma. Der Häuptling von Bendoo, Dadu Gray, empfing uns sehr wohlwollend, und seine *head-woman*, die mich gleich wieder erkannte, schlug die Hände zusammen, als sie mich sah, stürzte auf mich zu und schloss mich in Gegenwart ihres Herrn und Gebieters in die Arme. Von allen Seiten kamen die Leute herbei, um mich zu sehen. Nach alter Gewohnheit schritt ich auf mir bekanntem Wege nach dem Hause, das ich einst bewohnt hatte. Dasselbe stand noch da und war sogar merkbar besser geworden, wie denn überhaupt die Häuser nicht nur in Bendoo, sondern beinahe in allen Plätzen, die ich im Vey-Lande zu besuchen Gelegenheit

hatte, seit dem Friedensschlusse weit besser aussahen und einen gewissen Wohlstand verriethen, den sie früher in den meisten Fällen nicht kannten. Ueberall wurde jetzt Reis gebaut, und die letzte Ernte hatte so viel eingebracht, dass manche Leute nicht Raum genug hatten, um jenen zu bergen und ihn darum zu allen möglichen Preisen loszuschlagen suchten. Dadu Gray hatte eine reizende Tochter, auf die er besonders viel zu halten schien. Ich fragte ihn scherzweise, wie viel ihm dieselbe wohl einbringen müsse, worauf er mir allen Ernstes erwiederte, für 20 Dollars in baarem Gelde würde er sie mir überlassen, weil er mich gerne habe — *for me like you plenty* — aber nur unter der Bedingung, dass ich bei ihm wohnen bleibe, denn seine Frau lasse die Tochter nicht wegziehen.

Nach einer Stunde Aufenthalts fuhren wir weiter nach Hokhië, dessen Landungsplatz man schon aus weiter Ferne an einem kolossalen, durch den Blitz der obern Hälfte seiner Krone beraubten Wollbaum erkennen konnte. Früher, als ich in Hokhië stationirt war, stand dort nebst unserm grossen Hause nur noch eine runde Lehmhütte, die durch einen Sohn des Häuptlings Vey John in Monrovia bewohnt wurde. Jetzt aber schien die einstige, vom Erdboden verschwundene Königsstadt verjüngt wieder auferstanden zu sein. Am Platze des grossen, nun abgetragenen Hauses, das ich früher bewohnte, standen jetzt acht stattliche Lehmhütten, und rund herum hatten die Leute grosse Maniok- und Reispflanzungen angelegt. Ohne uns lange aufzuhalten, giengen wir weiter nach Buluma, wo der Häuptling Kay Gray mich, alle Etikette vergessend, umarmte, und einige seiner Weiber in der ersten Freude mir weinend an den Hals sprangen. Ehe ich mich dessen versah, stand ich mitten in einem dichten Knäuel von Menschen, die sich von allen Seiten herandrängten, um mir die Hand zu drücken. Auch ich war angesichts dieser ungekünstelten Freude des Wiedersehens so bewegt, dass es mich einige Mühe kostete, meine eigenen Thränen zurückzuhalten. Was hatte ich denn eigentlich früher gethan, dass mir alle diese Leute eine solche Anhänglichkeit bewahrt hatten? Eigentlich weiss ich es selbst nicht zu sagen. Ich war freundlich mit ihnen, weil ich die meisten davon gerne leiden mochte; ich

lachte und scherzte mit ihnen, wenn sie fröhlich waren, besuchte ihre Feste und Tänze, doch blieb ich auch im Unglück nicht fern und suchte zu trösten und zu helfen, soweit es mir möglich war. Sehr selten gab ich Geschenke, aber für einige Käfer, einen Frosch oder eine Schlange konnten sie jederzeit allerlei Kleinigkeiten, wie Taschenmesser, Perlen u. s. w. erhalten, und nur mit einigen alten, hülflosen Leuten nahm ich es weniger genau und gab ihnen gelegentlich ein Blatt Tabak, wenn sie an mein Feuer kamen, um ihren leeren, schwarzgeräucherten Pfeifenstummel mit einer glühenden Holzkohle zu füllenn. Den guten Kay Gray aber, der sich mir gegenüber stets wohlwollend und dienstfertig erwies, suchte ich ab und zu durch eine kleine, unschuldige Herzstärkung mir gewogen zu erhalten.

Alle diese Leute waren fest überzeugt, dass ich nun für längere Zeit dort bleiben werde, und ich hatte grosse Mühe, ihnen begreiflich zu machen, dass ich nur hergekommen sei, um sie alle und meine früheren Wohnstätten noch einmal zu sehen und nach kurzer Begrüssung für immer Abschied zu nehmen.

Derweil wir während der heissen Mittagsstunden Rast hielten, liess Kay uns eine Mahlzeit bereiten, bestehend aus einem mir erst lebend überreichten und dann geschlachteten Huhn, einer Schüssel voll selbstgepflanztem Reis mit Palaversauce, einer Kalebasse Palmwein und einigen Orangen als Nachtisch; auch sah er selbst zu, dass ich gut bedient wurde.

Ich hatte ihm als Geschenk eine Flasche *gin*, einige Büschel Tabaksblätter und eine Büchse Schiesspulver mitgebracht, und da er in der kurzen Zeit kein besseres Gegengeschenk zu geben wusste, so holte er vom Dachboden seines Hauses ein grosses und schönes, inländisches Tuch, das er mir mit einigen freundlichen Worten überreichte. Zur steten Erinnerung an das liebe Völkchen in Buluma machte ich eine Photographie des öffentlichen Platzes mitten in der Stadt, auf dem sich ein grosser Theil der Bevölkerung zu einer malerischen Gruppe vereinigt hatte. Leider ist mir auch diese Platte, eine der interessantesten und für mich werthvollsten, auf dem Transport nach Europa, wohin ich sie vorausgesandt hatte, gänzlich verunglückt.

Nur zu bald war die Stunde der Trennung gekommen. Kay Gray [1]) und sein Bruder Henry nebst vielen Anderen begleiteten mich bis zum Ufer des Sees, wo ich herzlichen Abschied nahm. Zahlreiche Leute aber, und darunter selbst Frauen, wateten, das Canoe, in dem ich sass, durch das seichte Uferwasser schiebend, mit, bis die zunehmende Tiefe sie nöthigte, nach einem letzten Händedruck zurückzukehren. Der herzliche Empfang bei diesen einfachen Naturmenschen, sowie die kurze Dauer des Wiedersehens hatte mich weich gestimmt. „Doch fort muss er wieder, muss weiter noch zieh'n", klang es in mir, und ohne nochmals umzusehen trieb ich meine *boys* zur Eile an, so dass wir schon vor Einbruch der Nacht, das Canoe vollgeladen mit Orangen und Ananassen, die man uns in Buluma von allen Seiten geschenkt hatte, wieder auf Bendoo Mission anlangten.

Frau Demery hatte während dieser Tage alles Nöthige für ihren Mann bereit gemacht, und nach rührendem Abschied fuhren wir am andern Morgen nach Tala Mission, um Mary Lebewohl zu sagen und den Schädel eines alten Chimpansen mitzunehmen, welchen letztern Jackson einige Monate vorher geschossen hatte. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten in Robertsport an.

Hier hörte ich von dem belgischen Agenten, Herrn Hartert, dass das belgische Ruderboot aus Monrovia, mit dem ich dorthin zurückzukehren hoffte, angekommen sei, aber zugleich die Weisung habe, auf den bereits fälligen Woermann'schen Dampfer zu warten, um beim Landen der Waaren und dem Verschiffen von Landesprodukten behülflich zu sein. Diese Nachricht freute mich, denn nun hatte ich Aussicht, mit dem Dampfer nach Monrovia zu kommen, was weit angenehmer war, als in offenem Boote allen Unbilden eines allfälligen Tornado's preisgegeben zu sein.

Nachdem ich einige Tage vergeblich auf den Dampfer gewartet hatte und demzufolge nur kleine Ausflüge in die Umgegend machen konnte, kam die Elise Susanna, ein Segelschiff der holländischen Firma, an, und mit demselben Herr Veldkamp. Es war ein eigenthümlicher Zufall, dass wir beide hier in Robertsport wieder zusam-

---

[1]) Dieser ist seither an der Stelle des verstorbenen Barlah König des Gebietes am See (*king of the lake*) geworden.

mentreffen mussten, wo wir früher so lange Lieb und Leid redlich getheilt hatten. Herr VELDKAMP brachte den unangenehmen Bericht, dass der deutsche Dampfer sich verspätet habe und daher Cape Mount nicht habe anlaufen können; Kapitän VAN GIJZELEN ertheilte mir indessen bereitwilligst die Erlaubniss, die Reise nach Monrovia mit ihm zu machen. Da nun das Schiff zum Löschen und Laden einige Tage bleiben musste, so fuhr ich mit JACKSON und meinen neuen *boys* in einem von Mr. WATSON's Canoes den Mahfa River hinauf, erst nach Sauwira, das, nach der Zerstörung durch die Kosso, von seinen ursprünglichen Bewohnern grösser und schöner wieder aufgebaut war, und dann gleich weiter, an dem nun unbefestigten, von hohem Uferwalle herunterschauenden Caba vorbei nach Maquengbwe oder Carpenter's Settlement, wo einige liberianische Farmer sich niedergelassen hatten und, Jeder mit einer eingebornen Frau in ihrer Nationaltracht, d. h. mit dem obligaten Taschentuch um die Lenden, ein echtes Hinterwäldlerleben führten.

In Sauwira hörten wir von dessen Häuptling WALKER, einem guten alten Bekannten, dass Kissicoro, der Platz meiner frühern, zeitweiligen Station, wieder aufgebaut und ein stattliches Dorf geworden sei. Während der Reise flussaufwärts suchte ich durch Compassablesungen meine frühere Aufnahme des Mahfa Rivers zu controliren, da ich den letztern eine lange Strecke nur zur Nachtzeit befahren hatte. Die daraus resultirenden Verbesserungen sind in der beigefügten Karte verwerthet worden. Leider wurden wir während der Fahrt durch ein Gewitter überfallen, konnten demzufolge nur langsam vorwärts kommen und erreichten Mr. DIGGS' Place, wie die erwähnte Niederlassung nach ihrem Gründer, dem frühern Superintendenten von Cape Mount, genannt wird, erst zwei Stunden nach Anbruch der Nacht. Die Lücke in den Flussaufnahmen hatte ich auf der Rückreise auszufüllen Gelegenheit. Durch die beiden Farmer, die Brüder GEORGE und HENRY CRUMP, wurden wir, obwohl wir uns nun beim Fackellicht zum erstenmale sahen, gastfreundlich aufgenommen. GEORGE wies mir sofort seine Hütte als Wohnung an, und ich beeilte mich, bei einem grossen Feuer den Körper zu wärmen und in trockene Kleider zu stecken, während GEORGE, ein vortreflicher Koch,

aufwärts nach Weahjah gezogen hat. Das ist eben das Loos der meisten dieser Negerresidenzen: sie vergehen eben so rasch, wie sie entstehen, und schliesslich, wenn der unaufhaltsam vordringende Buschwald die letzte Spur, die letzte Ruine eines solchen, einst berühmten Platzes verschlungen hat, ist es nur noch der Name, der an die einstigen Wohnstätten von Tausenden erinnert.

Da ich, bevor mir eine Gelegenheit geboten wurde, nach Monrovia zurückzukehren, noch einige Tage zur Verfügung hatte, so verabredete ich noch am gleichen Abend mit Jackson einen Ausflug nach Cambama und Japaca, sowie nach Bendoo und Buluma; denn ich verlangte sehr danach, zu sehen, was seit meiner langen Abwesenheit aus den frühern Stätten meines Aufenthalts geworden sei. Erst wollte ich jedoch die baptistische Missionsstation in Tala, *Baptist Missisippi Vey Station* genannt, besuchen, um Jackson's Tochter Mary, meine frühere Insekten- und Conchyliensammlerin, zu begrüssen, die nun auf dieser Station Haushälterin geworden war. Meine kleine Mary war inzwischen eine stattliche, junge Dame geworden, die sich über meine Ankunft ungemein freute und uns vortrefflich bewirthete. Der Missionär B. K. Mc. Kinney, ein sehr intelligenter, amerikanischer Neger von so zu sagen unverwüstlicher Gesundheit und herkulischer Gestalt, glaubte allen Gefahren des Klima's ungestraft trotzen zu können und erklärte, seit seiner Ankunft in Liberia 1879 kein Fieber gehabt zu haben. Zwei Monate nach dieser Begegnung war er todt. Der erste Fieberanfall hatte den Unverwüstlichen hingerafft.

Am folgenden Tage fuhren wir schon früh den nahen Morfi River hinauf nach Cambama. Der Morfi River mit seiner herrlichen Scenerie von über das Wasser hereinhängenden Pandanusbüschen, Mangroven, Wein- und Rotangpalmen und umgefallenen Bäumen verfehlte auch diesmal nicht, seinen bezaubernden Einfluss geltend zu machen. Wie gerne hätte ich einige der reizendsten Punkte photographirt! Doch nirgends war ein offenes Fleckchen zu finden, von dem aus mir eine Aufnahme möglich gewesen wäre, und das Canoe war viel zu klein und lag nicht fest genug, um von diesem aus einen Versuch zu wagen. Schliesslich erklet-

terten wir mit vieler Mühe einen überhängenden Baumstamm, und unter steter Gefahr, den Apparat zu verlieren, wurde mein Versuch mit Erfolg gekrönt. Leider ist, nebst vielen andern, diese Platte während der Reise nach Europa zerbrochen, und nur ein kleines Stück davon konnte noch gerettet werden. Auch der Japaca Creek mit seinem hellen, rasch dahinströmenden Wasser und seinen prachtvollen, schattigen Laubtunneln entzückte mich aufs Neue. Leider war es mir aus dem schon genannten Grunde auch hier nicht möglich, eine Aufnahme zu machen.

In Cambama wurden wir auch diesmal, wie im Juni 1884, von *old mammy* Nono mit grosser Herzlichkeit empfangen. Die gute Frau war inzwischen recht alt und kränklich geworden und lebte augenblicklich in ärmlichen Verhältnissen. Das Dorf war jetzt etwas grösser und zählte etwa 25 Häuser.

Während unserer Rast kam ein Neger von Passaro an, der nach Canga oberhalb Fali reiste. Ich übergab ihm Grüsse an König Peter und beauftragte ihn, dem Häuptling Dauwana von Canga zu sagen, derselbe möchte mir die drei Hühner senden, die er mir von meinem frühern Besuche vor 5½ Jahren her noch schulde, widrigenfalls ich ihm einen Constabel auf den Hals schicken werde. Die Drohung hat natürlich nichts gefruchtet, wohl aber kam König Peter einige Tage später selbst nach Robertsport, um mich wiederzusehen und brachte mir ein schön montirtes Kriegshorn als Geschenk mit.

Nachdem ich eine Aufnahme von einer Häuser- und Menschengruppe gemacht, fuhren wir weiter und kamen, ohne unterwegs in Passaro anzulegen, gegen Mittag nach Japaca, wo mich Königin Sandimany durch ihren Sohn Varney freundlich empfangen liess.

Japaca fand ich seit meinem letzten Besuche wenig verändert. Noch immer zeugten die saubern, solide gebauten Negerhütten von einem gewissen Wohlstande, denn Sandimany lässt ihre Leute nicht müssig gehen und führt nach wie vor ein strenges Regiment. In einer sogenannten *kitchen* sahen wir drei Sklaven in Halseisen, alle drei an einer schweren Kette vereinigt, und obendrein jeden einzeln mit einem Holzklotze am linken Bein, um sie am Weglaufen zu verhindern.

Sandimany, die nun 40 bis 45 Jahre zählen mochte, war seit unserer letzten Begegnung etwas korpulent geworden, aber trotz ihrer Körperfülle, die bis an die Lenden hinunter unverhüllt zu Tage trat, war sie noch immer eine stattliche Frau zu nennen, was man von Negerinnen ihres Alters nur selten sagen kann. Vor meiner Abreise wusste ich sie zu überreden, sich, mit zahlreichen silbernen und andern Kleinodien geschmückt, zusammen mit ihrem Sohne Varney und Siati, einem Söhnchen ihrer Tochter, photographiren zu lassen. Leider ist mir auch diese Platte zerbrochen, sowie eine andere, mit der Aufnahme der langen, früher so baufälligen, jetzt aber neu hergestellten Affenbrücke über den nahen Sumpf.

Schon früh am Nachmittage traten wir unsern Rückweg an und fuhren ungemein rasch den schnellströmenden Japaca Creek hinunter in den Morfi River. Hier schoss ich vom Canoe aus einen sehr seltenen Stummelaffen (*Colobus verus*), den ich während meiner ganzen ersten Reise in Liberia vergeblich gesucht hatte. Erst auf den vierten Schuss war das arme Thier so verletzt, dass es, wiewohl noch lebend, aus dem Baum herunter geholt werden konnte. Die ganze Scene, die über eine halbe Stunde dauerte, berührte mich selbst so peinlich, dass ich sie hier lieber nicht beschreiben will und mir damals gelobte, ohne triftigen Grund nie mehr auf einen Affen zu schiessen. Diesem Vorsatz bin ich denn auch während meiner ganzen zweiten Reise stets treu geblieben.

Am folgenden Tage (1. December) machten wir, ebenfalls im Canoe, einen Ausflug nach Bendoo und Buluma. Der Häuptling von Bendoo, Dadu Gray, empfing uns sehr wohlwollend, und seine *head-woman*, die mich gleich wieder erkannte, schlug die Hände zusammen, als sie mich sah, stürzte auf mich zu und schloss mich in Gegenwart ihres Herrn und Gebieters in die Arme. Von allen Seiten kamen die Leute herbei, um mich zu sehen. Nach alter Gewohnheit schritt ich auf mir bekanntem Wege nach dem Hause, das ich einst bewohnt hatte. Dasselbe stand noch da und war sogar merkbar besser geworden, wie denn überhaupt die Häuser nicht nur in Bendoo, sondern beinahe in allen Plätzen, die ich im Vey-Lande zu besuchen Gelegenheit

hatte, seit dem Friedensschlusse weit besser aussahen und einen gewissen Wohlstand verriethen, den sie früher in den meisten Fällen nicht kannten. Ueberall wurde jetzt Reis gebaut, und die letzte Ernte hatte so viel eingebracht, dass manche Leute nicht Raum genug hatten, um jenen zu bergen und ihn darum zu allen möglichen Preisen loszuschlagen suchten. Dadu Gray hatte eine reizende Tochter, auf die er besonders viel zu halten schien. Ich fragte ihn scherzweise, wie viel ihm dieselbe wohl einbringen müsse, worauf er mir allen Ernstes erwiederte, für 20 Dollars in baarem Gelde würde er sie mir überlassen, weil er mich gerne habe — *for me like you plenty* — aber nur unter der Bedingung, dass ich bei ihm wohnen bleibe, denn seine Frau lasse die Tochter nicht wegziehen.

Nach einer Stunde Aufenthalts fuhren wir weiter nach Hokhië, dessen Landungsplatz man schon aus weiter Ferne an einem kolossalen, durch den Blitz der obern Hälfte seiner Krone beraubten Wollbaum erkennen konnte. Früher, als ich in Hokhië stationirt war, stand dort nebst unserm grossen Hause nur noch eine runde Lehmhütte, die durch einen Sohn des Häuptlings Vey John in Monrovia bewohnt wurde. Jetzt aber schien die einstige, vom Erdboden verschwundene Königsstadt verjüngt wieder auferstanden zu sein. Am Platze des grossen, nun abgetragenen Hauses, das ich früher bewohnte, standen jetzt acht stattliche Lehmhütten, und rund herum hatten die Leute grosse Maniok- und Reispflanzungen angelegt. Ohne uns lange aufzuhalten, giengen wir weiter nach Buluma, wo der Häuptling Kay Gray mich, alle Etikette vergessend, umarmte, und einige seiner Weiber in der ersten Freude mir weinend an den Hals sprangen. Ehe ich mich dessen versah, stand ich mitten in einem dichten Knäuel von Menschen, die sich von allen Seiten herandrängten, um mir die Hand zu drücken. Auch ich war angesichts dieser ungekünstelten Freude des Wiedersehens so bewegt, dass es mich einige Mühe kostete, meine eigenen Thränen zurückzuhalten. Was hatte ich denn eigentlich früher gethan, dass mir alle diese Leute eine solche Anhänglichkeit bewahrt hatten? Eigentlich weiss ich es selbst nicht zu sagen. Ich war freundlich mit ihnen, weil ich die meisten davon gerne leiden mochte; ich

lachte und scherzte mit ihnen, wenn sie fröhlich waren, besuchte ihre Feste und Tänze, doch blieb ich auch im Unglück nicht fern und suchte zu trösten und zu helfen, soweit es mir möglich war. Sehr selten gab ich Geschenke, aber für einige Käfer, einen Frosch oder eine Schlange konnten sie jederzeit allerlei Kleinigkeiten, wie Taschenmesser, Perlen u. s. w. erhalten, und nur mit einigen alten, hülflosen Leuten nahm ich es weniger genau und gab ihnen gelegentlich ein Blatt Tabak, wenn sie an mein Feuer kamen, um ihren leeren, schwarzgeräucherten Pfeifenstummel mit einer glühenden Holzkohle zu füllenn. Den guten KAY GRAY aber, der sich mir gegenüber stets wohlwollend und dienstfertig erwies, suchte ich ab und zu durch eine kleine, unschuldige Herzstärkung mir gewogen zu erhalten.

Alle diese Leute waren fest überzeugt, dass ich nun für längere Zeit dort bleiben werde, und ich hatte grosse Mühe, ihnen begreiflich zu machen, dass ich nur hergekommen sei, um sie alle und meine früheren Wohnstätten noch einmal zu sehen und nach kurzer Begrüssung für immer Abschied zu nehmen.

Derweil wir während der heissen Mittagsstunden Rast hielten, liess KAY uns eine Mahlzeit bereiten, bestehend aus einem mir erst lebend überreichten und dann geschlachteten Huhn, einer Schüssel voll selbstgepflanztem Reis mit Palaversauce, einer Kalebasse Palmwein und einigen Orangen als Nachtisch; auch sah er selbst zu, dass ich gut bedient wurde.

Ich hatte ihm als Geschenk eine Flasche *gin*, einige Büschel Tabaksblätter und eine Büchse Schiesspulver mitgebracht, und da er in der kurzen Zeit kein besseres Gegengeschenk zu geben wusste, so holte er vom Dachboden seines Hauses ein grosses und schönes, inländisches Tuch, das er mir mit einigen freundlichen Worten überreichte. Zur steten Erinnerung an das liebe Völkchen in Buluma machte ich eine Photographie des öffentlichen Platzes mitten in der Stadt, auf dem sich ein grosser Theil der Bevölkerung zu einer malerischen Gruppe vereinigt hatte. Leider ist mir auch diese Platte, eine der interessantesten und für mich werthvollsten, auf dem Transport nach Europa, wohin ich sie vorausgesandt hatte, gänzlich verunglückt.

Nur zu bald war die Stunde der Trennung gekommen. KAY GRAY [1]) und sein Bruder HENRY nebst vielen Anderen begleiteten mich bis zum Ufer des Sees, wo ich herzlichen Abschied nahm. Zahlreiche Leute aber, und darunter selbst Frauen, wateten, das Canoe, in dem ich sass, durch das seichte Uferwasser schiebend, mit, bis die zunehmende Tiefe sie nöthigte, nach einem letzten Händedruck zurückzukehren. Der herzliche Empfang bei diesen einfachen Naturmenschen, sowie die kurze Dauer des Wiedersehens hatte mich weich gestimmt. „Doch fort muss er wieder, muss weiter noch zieh'n", klang es in mir, und ohne nochmals umzusehen trieb ich meine *boys* zur Eile an, so dass wir schon vor Einbruch der Nacht, das Canoe vollgeladen mit Orangen und Ananassen, die man uns in Buluma von allen Seiten geschenkt hatte, wieder auf Bendoo Mission anlangten.

Frau DEMERY hatte während dieser Tage alles Nöthige für ihren Mann bereit gemacht, und nach rührendem Abschied fuhren wir am andern Morgen nach Tala Mission, um MARY Lebewohl zu sagen und den Schädel eines alten Chimpansen mitzunehmen, welchen letztern JACKSON einige Monate vorher geschossen hatte. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten in Robertsport an.

Hier hörte ich von dem belgischen Agenten, Herrn HARTERT, dass das belgische Ruderboot aus Monrovia, mit dem ich dorthin zurückzukehren hoffte, angekommen sei, aber zugleich die Weisung habe, auf den bereits fälligen Woermann'schen Dampfer zu warten, um beim Landen der Waaren und dem Verschiffen von Landesprodukten behülflich zu sein. Diese Nachricht freute mich, denn nun hatte ich Aussicht, mit dem Dampfer nach Monrovia zu kommen, was weit angenehmer war, als in offenem Boote allen Unbilden eines allfälligen Tornado's preisgegeben zu sein.

Nachdem ich einige Tage vergeblich auf den Dampfer gewartet hatte und demzufolge nur kleine Ausflüge in die Umgegend machen konnte, kam die Elise Susanna, ein Segelschiff der holländischen Firma, an, und mit demselben Herr VELDKAMP. Es war ein eigenthümlicher Zufall, dass wir beide hier in Robertsport wieder zusam-

[1]) Dieser ist seither an der Stelle des verstorbenen BARLAH König des Gebietes am See (*king of the lake*) geworden.

mentreffen mussten, wo wir früher so lange Lieb und Leid redlich getheilt hatten. Herr VELDKAMP brachte den unangenehmen Bericht, dass der deutsche Dampfer sich verspätet habe und daher Cape Mount nicht habe anlaufen können; Kapitän VAN GIJZELEN ertheilte mir indessen bereitwilligst die Erlaubniss, die Reise nach Monrovia mit ihm zu machen. Da nun das Schiff zum Löschen und Laden einige Tage bleiben musste, so fuhr ich mit JACKSON und meinen neuen *boys* in einem von Mr. WATSON's Canoes den Mahfa River hinauf, erst nach Sauwira, das, nach der Zerstörung durch die Kosso, von seinen ursprünglichen Bewohnern grösser und schöner wieder aufgebaut war, und dann gleich weiter, an dem nun unbefestigten, von hohem Uferwalle herunterschauenden Caba vorbei nach Maquengbwe oder Carpenter's Settlement, wo einige liberianische Farmer sich niedergelassen hatten und, Jeder mit einer eingebornen Frau in ihrer Nationaltracht, d. h. mit dem obligaten Taschentuch um die Lenden, ein echtes Hinterwäldlerleben führten.

In Sauwira hörten wir von dessen Häuptling WALKER, einem guten alten Bekannten, dass Kissicoro, der Platz meiner frühern, zeitweiligen Station, wieder aufgebaut und ein stattliches Dorf geworden sei. Während der Reise flussaufwärts suchte ich durch Compassablesungen meine frühere Aufnahme des Mahfa Rivers zu controliren, da ich den letztern eine lange Strecke nur zur Nachtzeit befahren hatte. Die daraus resultirenden Verbesserungen sind in der beigefügten Karte verwerthet worden. Leider wurden wir während der Fahrt durch ein Gewitter überfallen, konnten demzufolge nur langsam vorwärts kommen und erreichten Mr. DIGGS' Place, wie die erwähnte Niederlassung nach ihrem Gründer, dem frühern Superintendenten von Cape Mount, genannt wird, erst zwei Stunden nach Anbruch der Nacht. Die Lücke in den Flussaufnahmen hatte ich auf der Rückreise auszufüllen Gelegenheit. Durch die beiden Farmer, die Brüder GEORGE und HENRY CRUMP, wurden wir, obwohl wir uns nun beim Fackellicht zum erstenmale sahen, gastfreundlich aufgenommen. GEORGE wies mir sofort seine Hütte als Wohnung an, und ich beeilte mich, bei einem grossen Feuer den Körper zu wärmen und in trockene Kleider zu stecken, während GEORGE, ein vortreflicher Koch,

VI.



Grand Cape Mount.

GRUPPE VON VEYNEGERN IN CARPENTER'S SETTLEMENT AM MAHFA RIVER.

ein Stück von einer grossen Flusschildkröte (*Trionyx niloticus*), die ein paar Stunden früher gefangen worden war, für uns zubereitete und vorsetzte.

Am folgenden Morgen machte ich mich mit JACKSON schon früh auf, um unter Führung von BALA oder NATHANAEL DIGGS, einem Eingebornen, der durch Mr. DIGGS erzogen worden war und nach gewöhnlichem Gebrauche dessen Vor- und Familiennamen angenommen hatte, auf die Jagd zu gehen. Kaum hatten wir aber im Walde unsere Posten bezogen, als es zu regnen anfing und wir schliesslich, ohne auch nur das geringste Stück Wild gesehen zu haben, zur Rückkehr gezwungen wurden. Im Laufe des Nachmittags hellte zwar das Wetter wieder auf, doch wagten wir nicht, unsere Rückreise noch länger aufzuschieben, aus Furcht, das Schiff zu verfehlen. Ich machte vor meinem Abschiede noch ein wohlgelungenes und gut erhaltenes Gruppenbild von unsern Gastherren, ihren Frauen und Kindern und BALA mit den Seinigen, und dann fuhren wir wieder flussabwärts, wobei wir bei dem starken Gefälle und unter den kräftigen Ruderschlägen der *boys* so rasch vorwärts kamen, dass es mir fast nicht möglich war, mit Hülfe von Kompassablesungen und Abstandsschätzungen das gestern zur Nachtzeit passirte Gebiet in Karte zu bringen. An einigen mir wohlbekannten Plätzen legten wir an, unter anderm in Toŏcoro am linken Ufer, einer Stadt von Krunegern aus Robertsport, die sich hier angesiedelt und dem Seemannsleben Valet gesagt haben. Ich kannte den Häuptling NABBY noch von frühern Zeiten her, doch war er etwas mürrisch, weil ich für ihn kein Geschenk mitgebracht hatte .und selbst unser Branntwein alle war. Als Curiosum zeigte man mir ein etwa halbjähriges Albino-Mädchen mit gelbweisser Haut und röthlichem Haar. Die Mutter des Kindes war eine gewöhnliche Negerin, und man versicherte mich, dass der Vater ebenfalls ein echter Neger sei. Auf meine Frage, wie es komme, dass das Mädchen so weiss sei, erwiderte man mir, Gott habe es so gemacht (*God make him so*).

In Robertsport zurückgekommen, hörten wir zu meinem Bedauern, dass das Schiff noch nicht segelfertig sei. Wieder brachte ich einige Tage mit kleinern Excursionen, theils auch mit photo-

graphischen Aufnahmen zu. Auf der Mission in Robertsport, jetzt unter Direktion von Rev. GIBSON, früherem Staatsminister in Monrovia, lernte ich eine weisse, amerikanische Dame, Mrs. BRIERLEY kennen, die sich dort der Kindererziehung widmet. Auch sah ich einen jungen Mann, dessen eines Bein von einem umfallenden Baumstamme zerschmettert und lange nachher durch den Missionsarzt Dr. PERRY mit gutem Erfolg amputirt worden war. Der Mann ist jedenfalls bis jetzt der einzige Liberianer, der mit einem hölzernen Bein herumläuft.

Erst in der Nacht des 14. December fuhren wir an Bord der Elise Susanna von Robertsport ab, doch kam der Landwind nicht recht auf und lagen wir am folgenden Morgen noch gegenüber dem hohen Cape Mount-Gebirge. JACKSON mit meinen *boys* war in einem holländischen Segelboot schon etwas früher abgefahren. Auch am Sonntag und Montag kamen wir schlecht vorwärts und hatten dabei infolge der Windstille eine drückende Hitze. Das Thermometer zeigte an Deck 30—31, in der Kajüte sogar 33° C.

Erst am 14. December kamen wir in Monrovia an, wo JACKSON mit den *boys* mich bereits erwartete. Diesen und den folgenden Tag hatte ich die ersten Anfälle von Wechselfieber, die ich aber gleich mit starken Dosen Chinin zu unterdrücken vermochte. Am folgenden Tage sandte ich JACKSON in einem belgischen Segelboot, das mir Herr KLOUTH, der stellvertretende belgische Handelsagent, freundlichst zur Benutzung angeboten, mit einem bedeutenden Theile unserer Bagage nach Marshall, an der Mündung des Junk River, voraus, während ich alles bereit machte, um an andern Morgen mit dem Rest meiner Habseligkeiten in einem deutschen Boote nachzukommen. Von STAMPFLI war inzwischen Bericht eingetroffen, dass er in Schieffelinsville am untern Junk River ein Haus gemiethet habe und meiner Ankunft mit Verlangen entgegensehe.

XIV.

Reise nach Schieffelinsville, unserer Station am Junk River, und erster Aufenthalt daselbst.



Jagdstation in Schieffelinsville.

Reise nach dem Junk River. — Die Küstenboote und deren Bemannung. — Marshall. — Eigenthümliche hydrographische Erscheinungen. — Mündungscentren und Erosionsbuchten. — Flussfahrt nach Schieffelinsville. — POWELL's Place. — Eine Nacht auf dem Junk River. — Unsere Jagdstation und Umgebung. — Schieffelinsville und seine Bewohner. — Ausflug nach dem Blow Creek. — Erste Bekanntschaft mit dem Häuptling CLARK. — Vorbereitungen zur Uebersiedlung nach Hill Town.

Am 16. December gegen Mittag fuhr ich mit dem Woermann'schen Segelboot, das in Marshall am Junk River Landesprodukte abzuholen

hatte, von Monrovia ab. Nebst der aus sieben kräftigen Krunegern bestehenden Bemannung des Bootes fuhren zwei meiner von Robertsport mitgebrachten Diener mit, und ausserdem war das Boot mit Kisten und Fässern schwer beladen. Beim Ausfahren kaufte ich von Fischerleuten für drei Dollars eine grosse, grüne Schildkröte (*Chelonia viridis*), die man gerade gefangen hatte, und nahm dieselbe mit, um der Mannschaft die Kost etwas zu verbessern. Nur langsam kamen wir um das Cap Messurado herum, und da ich früher zur See nie östlicher als bis Monrovia gelangt war, so machte es mir besonderes Vergnügen, das Vorgebirge mit seinen sanft nach Südwesten abfallenden, von der Abendsonne beschienenen Abhängen und vorspringenden Felsköpfen mit Musse betrachten zu können. Gegen Dunkelwerden hielten wir etwas mehr von der Küste ab, doch nirgends so weit, dass wir das Tosen der Brandung nicht mehr hätten hören können. In der Nacht überfiel uns ein Tornado mit furchtbarem Sturzregen, so dass wir vor Anker gehen mussten, um nicht entweder an die Küste geworfen oder auf die hohe See hinausgetrieben zu werden. Nachher aber stellte sich der in der Regel von abends elf bis morgens 10 Uhr wehende Landwind ein, der uns ziemlich rasch dem Ziele näher brachte. Von erquickendem Schlafe konnte natürlich keine Rede sein, denn die neben und über einander gesetzten Kisten, auf die ich mich auszustrecken versuchte, waren nass und ebenso die mitgenommenen Tücher.

Den Befehl über das Boot führt stets ein Kruneger, der es durch seine nautischen Kenntnisse, soweit sie auf dergleichen Fahrten erforderlich sind, sowie durch seine genaue Vertrautheit mit Küste, Vorgebirgen, Flussmündungen, Untiefen und unter Wasser verborgenen Klippen so weit gebracht hat, dass ihm die Führung eines Küstenbootes anvertraut wird. Solch ein Befehlshaber hat den Titel „*headman*" (Hauptmann), doch an Bord selbst thut man ihm den Gefallen, ihn mit *captain* anzureden. In kritischen Fällen, besonders beim Passiren der zeitweise sehr gefährlichen Brandung, sitzt der *headman* stets selbst am Steuer und vertraut dasselbe seinen Untergebenen nur an, wenn durchaus keine Gefahr zu befürchten ist. Solch ein *headman* trägt eine sehr grosse Verantwortlichkeit nicht nur für das ihm anvertraute Boot,

welches, wenn in gutem Zustande, einen Werth von 400—500 Dollars repräsentirt, sowie für die Fracht, sondern auch für das Leben seiner Mannschaft. Die grössten Gefahren bei solchen Bootreisen bieten die besonders im Früh- und Spätjahr häufigen Tornados (Drehstürme), welche, wenn sie ein unter Segel stehendes Boot überraschen, dasselbe in den meisten Fällen umwerfen, sowie die Brandung, die an gewissen Küstenplätzen geradezu berüchtigt geworden ist, und die oft dermaassen wüthet, dass selbst der gewiegteste *headman* oft tagelang es nicht wagt, mit seinem Boote hindurchzugehen. Ein richtiger *headman* ist stolz auf die glücklichen Fahrten, die er gemacht, und es ist schon vorgekommen, dass ein solcher, der nach jahrelangen glücklichen Fahrten einmal in der Brandung ein Boot verlor, aus Gram sofort sein Amt niederlegte und wieder als gewöhnlicher Krumann fahren wollte. Fast jeder Dampfer, jedes Segelschiff bringt neue Boote aus Europa mit, und dessenungeachtet ist die Nachfrage fast immer grösser als das Angebot, weil dieselben, so stark sie auch sein mögen, unglaublich viel zu leiden haben und gar oft gänzlich zu Grunde gehen. Unter einem zufälligen Zusammentreffen von ungünstigen Umständen kann die Brandung vor jedem Küstenplatze gefährlich werden, besonders in der Regenzeit; doch sind die Barren von Robertsport und Monrovia als die unschuldigsten, diejenigen von Little Cape Mount, Junk, St. John und der meisten Küstenplätze unterhalb Grand Bassa als mehr oder weniger gefährlich bekannt.

Bleibt es längere Zeit windstill, so wird wohl auch gerudert, und zwar mit langen, schweren Riemen, doch ist dies bei den grossen Abständen, die solch ein Boot meist zurückzulegen hat, eine recht mühsame, langweilige und zudem wenig fördernde Arbeit, der sich die Bemannung (*boats-crew*) nur mit Widerwillen unterzieht. In einem offenen Segelboote lange still zu liegen, ist höchst unangenehm; aber eine wahre Marter wird es, wenn die heisse Mittagssonne am Himmel steht, kein Wölkchen einigen Schatten spendet, auch nicht der leiseste Windhauch Erquickung bringt und nur eine schwache Dünung das Boot langsam auf- und niederschaukeln lässt. Doppelt angenehm ist daher die Reise, wenn ein günstiger Wind das grosse Segel bläht, so dass das

hatte, von Monrovia ab. Nebst der aus sieben kräftigen Krunegern bestehenden Bemannung des Bootes fuhren zwei meiner von Robertsport mitgebrachten Diener mit, und ausserdem war das Boot mit Kisten und Fässern schwer beladen. Beim Ausfahren kaufte ich von Fischerleuten für drei Dollars eine grosse, grüne Schildkröte (*Chelonia viridis*), die man gerade gefangen hatte, und nahm dieselbe mit, um der Mannschaft die Kost etwas zu verbessern. Nur langsam kamen wir um das Cap Messurado herum, und da ich früher zur See nie östlicher als bis Monrovia gelangt war, so machte es mir besonderes Vergnügen, das Vorgebirge mit seinen sanft nach Südwesten abfallenden, von der Abendsonne beschienenen Abhängen und vorspringenden Felsköpfen mit Musse betrachten zu können. Gegen Dunkelwerden hielten wir etwas mehr von der Küste ab, doch nirgends so weit, dass wir das Tosen der Brandung nicht mehr hätten hören können. In der Nacht überfiel uns ein Tornado mit furchtbarem Sturzregen, so dass wir vor Anker gehen mussten, um nicht entweder an die Küste geworfen oder auf die hohe See hinausgetrieben zu werden. Nachher aber stellte sich der in der Regel von abends elf bis morgens 10 Uhr wehende Landwind ein, der uns ziemlich rasch dem Ziele näher brachte. Von erquickendem Schlafe konnte natürlich keine Rede sein, denn die neben und über einander gesetzten Kisten, auf die ich mich auszustrecken versuchte, waren nass und ebenso die mitgenommenen Tücher.

Den Befehl über das Boot führt stets ein Kruneger, der es durch seine nautischen Kenntnisse, soweit sie auf dergleichen Fahrten erforderlich sind, sowie durch seine genaue Vertrautheit mit Küste, Vorgebirgen, Flussmündungen, Untiefen und unter Wasser verborgenen Klippen so weit gebracht hat, dass ihm die Führung eines Küstenbootes anvertraut wird. Solch ein Befehlshaber hat den Titel „*headman*" (Hauptmann), doch an Bord selbst thut man ihm den Gefallen, ihn mit *captain* anzureden. In kritischen Fällen, besonders beim Passiren der zeitweise sehr gefährlichen Brandung, sitzt der *headman* stets selbst am Steuer und vertraut dasselbe seinen Untergebenen nur an, wenn durchaus keine Gefahr zu befürchten ist. Solch ein *headman* trägt eine sehr grosse Verantwortlichkeit nicht nur für das ihm anvertraute Boot,

welches, wenn in gutem Zustande, einen Werth von 400—500 Dollars repräsentirt, sowie für die Fracht, sondern auch für das Leben seiner Mannschaft. Die grössten Gefahren bei solchen Bootreisen bieten die besonders im Früh- und Spätjahr häufigen Tornados (Drehstürme), welche, wenn sie ein unter Segel stehendes Boot überraschen, dasselbe in den meisten Fällen umwerfen, sowie die Brandung, die an gewissen Küstenplätzen geradezu berüchtigt geworden ist, und die oft dermaassen wüthet, dass selbst der gewiegteste *headman* oft tagelang es nicht wagt, mit seinem Boote hindurchzugehen. Ein richtiger *headman* ist stolz auf die glücklichen Fahrten, die er gemacht, und es ist schon vorgekommen, dass ein solcher, der nach jahrelangen glücklichen Fahrten einmal in der Brandung ein Boot verlor, aus Gram sofort sein Amt niederlegte und wieder als gewöhnlicher Krumann fahren wollte. Fast jeder Dampfer, jedes Segelschiff bringt neue Boote aus Europa mit, und dessenungeachtet ist die Nachfrage fast immer grösser als das Angebot, weil dieselben, so stark sie auch sein mögen, unglaublich viel zu leiden haben und gar oft gänzlich zu Grunde gehen. Unter einem zufälligen Zusammentreffen von ungünstigen Umständen kann die Brandung vor jedem Küstenplatze gefährlich werden, besonders in der Regenzeit; doch sind die Barren von Robertsport und Monrovia als die unschuldigsten, diejenigen von Little Cape Mount, Junk, St. John und der meisten Küstenplätze unterhalb Grand Bassa als mehr oder weniger gefährlich bekannt.

Bleibt es längere Zeit windstill, so wird wohl auch gerudert, und zwar mit langen, schweren Riemen, doch ist dies bei den grossen Abständen, die solch ein Boot meist zurückzulegen hat, eine recht mühsame, langweilige und zudem wenig fördernde Arbeit, der sich die Bemannung (*boats-crew*) nur mit Widerwillen unterzieht. In einem offenen Segelboote lange still zu liegen, ist höchst unangenehm; aber eine wahre Marter wird es, wenn die heisse Mittagssonne am Himmel steht, kein Wölkchen einigen Schatten spendet, auch nicht der leiseste Windhauch Erquickung bringt und nur eine schwache Dünung das Boot langsam auf- und niederschaukeln lässt. Doppelt angenehm ist daher die Reise, wenn ein günstiger Wind das grosse Segel bläht, so dass das

Wasser anhaltend am Bug aufplätschert und das Kielwasser wie ein langgezogenes Band noch auf grossen Abstand hinter dem Boote sichtbar ist.

Auf einer Kiste voll Sand am Boden des Bootes brennt Tag und Nacht ein Holzfeuer, über welchem der Reis, der nebst gesalzenen Makrelen gewöhnlich die ausschliessliche Kost der Bemannung bildet, gekocht wird. Ein eiserner Kochtopf, aus dem in den meisten Fällen auch gegessen wird, und, wenn es gut geht, ein eiserner oder hölzerner Löffel für den Chef sind die einzigen Küchen- und Tischgeräthe, die man in einem solchen Boote antrifft. Die Mannschaft, die sich beim Essen rund um den Topf hinsetzt, greift mit den Händen zu, und dabei cirkulirt eine alte Conservebüchse als Trinkgefäss, das an dem mitgenommenen Wasserfasse stets wieder gefüllt wird. Als Passagier hat man natürlich seinen eigenen Proviant bei sich, bestehend in Conserven, sowie auch eine besondere Korbflasche oder einen Steinkrug mit gutem Trinkwasser. Eine Flasche Branntwein darf man nicht mitzunehmen vergessen, denn dieses Getränk ist das einzige wirksame Mittel, womit man den Widerwillen der Neger gegen etwaiges Rudern einigermassen überwinden kann.

Nachdem wir in der zweiten Hälfte der Nacht gut vorwärts gekommen, befanden wir uns bei Tagesanbruch vor der Mündung des Junk River. Die Brandung war aber zufällig sehr schlecht, so dass wir bis 10 Uhr vor dem Eingange in den Fluss lagen und einen günstigen Augenblick abwarteten, bis es uns gelang, mit dem schwerbeladenen Boote unter verzweifelter Kraftanstrengung von Seiten der Ruderer durch die hohen, über einander hinstürzenden Wogenwände in den Fluss hinein zu gelangen. Hoch athmete ich auf, als wir den letzten Brecher hinter uns hatten und wieder in ruhigem Fahrwasser lagen; denn wenn das Boot gekentert wäre, wäre zugleich unsere ganze Unternehmung ins Wasser gefallen, da wir uns so rasch nicht aufs Neue hätten ausrüsten können. Einige Augenblicke später legten wir in Marshall, einer kleinen liberianischen Niederlassung auf dem wohl fünf Meter hohen, rechten Ufer des Junk River, an. Hier fanden wir das belgische Boot, das einen Tag früher unter dem Geleite von Jackson von Monrovia abgegangen und am vorigen

Abend hier eingelaufen war. Durch Mr. Cooper, einen farbigen Liberianer, welcher der hier errichteten deutschen Faktorei vorstand, wurden wir, dank eines Empfehlungsschreibens von Herrn Ulrichs in Monrovia, gastfreundlich aufgenommen. Wie bereits erwähnt, ist diese Faktorei nur eine Filiale derjenigen in Monrovia. Marshall gehört zwar zu den für den Handel mit der Aussenwelt geöffneten Küstenplätzen, doch trotzdem es sehr günstig an der Mündung des vereinigten Junk- und Farmington River gelegen ist, hat es nie vermocht, sich zu einem Handelsplatze von einiger Bedeutung aufzuschwingen. Die aus dem Innern kommenden Landesprodukte gehen alle mit Segelböten nach Monrovia, so dass niemals ein Seeschiff dort vor Anker kommt. Die Ursache dieses Zurückbleibens ist zumeist in der grossen Nähe von Monrovia zu suchen, das durch seine zahlreichen, grossen Faktoreien und allerlei andere Vorzüge vor dem ärmlichen Marshall die Eingebornen anzieht und letztere die Unannehmlichkeiten einer etwas längern Reise leicht überwinden lässt, zumal der bedeutendere Zeitaufwand selten oder nie in Rechnung gezogen wird. Wir fanden hier auch eine belgische Faktorei, ebenfalls unter der Aufsicht eines farbigen Liberianers, doch schien mir auch diese keine glänzenden Geschäfte zu machen. Beide genannten Faktoreien sind denn seither auch wieder aufgehoben worden.

Marshall ist allgemein unter dem Namen Junk bekannt. Dieser letztere und jedenfalls ältere Name rührt sehr wahrscheinlich von seiner Lage direkt unterhalb der Vereinigung zweier bedeutender Flüsse, des Junk River und Farmington River, her. Der Erstere kommt von Westen, fliesst ziemlich parallel mit der Küste und biegt dann etwa fünf Minuten oberhalb Marshall nach Süden ab, nimmt direkt unterhalb dieser Biegung den weit aus dem Innern von Nordosten herkommenden, ebenso breiten Farmington River und vor dem Ausfluss in die See, gegenüber Marshall, den von Südosten einfallenden Barguay River auf.

Da der Junk River im Verein mit dem Farmington River ein Gebiet von wenigstens 50 geographischen Quadratmeilen entwässert, das fast gänzlich mit Wald und Sumpf bedeckt ist, so

führt er dem Meere bedeutende Wassermassen zu; beide Flüsse sind oberhalb ihrer Vereinigung gegen 800′ breit. Der Barguay River ist ein wenn auch breiter, doch unbedeutender Küstenfluss und wird nur durch einen schmalen, sandigen und mit Strauchwerk bewachsenen Landstreifen vom Meere getrennt.

Dieses System der Küstenflüsse findet man übrigens beinahe in ganz Liberia, welches Land zahlreiche Mündungscentren aufweist, in denen sowohl von Westen als von Osten herkommende, direkt mit der Küste parallel verlaufende Flüsse sich vereinigen und meist bei ihrer Vereinigung noch einen dritten, gewöhnlich den grössten, Fluss aufnehmen, der fast regelmässig weit aus dem Innern kommt und dessen Rolle hier der Farmington River übernommen hat. Ein sehr deutlich ausgesprochenes Beispiel für ein solches Mündungscentrum haben wir in Grand Bassa, wo der weit aus dem Innern kommende St. John kurz vor seiner Mündung den von Westen einfliessenden Mechlin- und von Osten her den Benson River aufnimmt. Auch der Cestos River zeigt etwas Aehnliches, ebenso der Sinoe River. Bei diesem Letztern sind es der Lexington- und Bloobarra Creek, welche die Rollen der beidseitigen Küstenflüsse erfüllen.

Dasselbe ist unzweifelhaft früher auch mit dem St. Paul's River und dem Mahfa River sammt ihren beiden respectiven Nebenflüssen der Fall gewesen, welche nun je in einer grossen Bucht, die eine durch das Vorgebirge Messurado, die andere durch das Cape Mount Gebirge bedingt, ausfliessen. Diese Buchten sind jedoch wahrscheinlich erst im Laufe der Zeiten entstanden, und ausgewaschen durch die starke, von Westen kommende Meeresströmung, welche beinahe jahraus und -ein an der liberianischen Küste nagt und diese überall zurückdrängt, wo sie nicht durch Vorgebirge oder vorgelagerte Felsmassen geschützt ist. In frühern Zeiten hat sich wahrscheinlich der von Osten kommende Messurado River, der sich jetzt einzeln in die grosse Bucht von Monrovia ergiesst, innerhalb der Küstenlinie mit dem St. Paul, vielleicht durch den jetzigen Stockton Creek, vereinigt, bevor ihm durch das Entstehen der Bucht ein direkter Ausweg ins Meer eröffnet wurde. Der Digby- oder Pobah River ist der westliche Küstenfluss, der sich früher wahrscheinlich direkt hinter der

Mündung in den St. Paul ergoss, jetzt aber ebenfalls seinen eigenen Abfluss hat. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei Grand Cape Mount, wo die tiefe Bucht von Robertsport durch anhaltendes Vordringen landeinwärts den Cape Mount- und Sugary River zu selbständig in die See abfliessenden Wasserläufen gemacht hat, während sie früher zweifellos nur der östliche und westliche Nebenfluss des Mahfa River gewesen sind. Die von den Vorgebirgen aus in nördlicher Richtung verlaufende und sich oft bis an die Mündung des grössten der drei zusammengehörigen Flüsse erstreckende Sandbank, die zeitweise für alle drei Flüsse nur eine gemeinschaftliche Öffnung, den sogenannten *barmouth*, enthält, scheint die Wahrheit dieser Hypothese zu bestätigen.

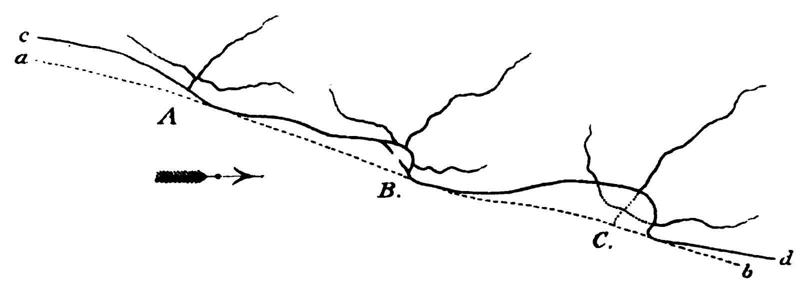
Die Buchten bilden sich überall, wo die Küste durch westlich vorspringende Berge oder Felsmassen geschützt wird. Sie sind im Kleinen, was die Bucht von Guinea im Grossen ist, und auch die zahlreichen, an der Küste des östlichen Liberia in einiger Entfernung vom Strande aus der See aufragenden Felsen, wie der Devil Rock bei Tobaccannee und die Russwurm-Insel am Cap Palmas stimmen in Hinsicht auf ihre Entstehung und jetzige Isolirung mit der Insel Fernando Po und ihren Schwestern überein.

Ob sich das Land im Laufe der Zeiten gehoben oder gesenkt hat und ob eine Niveauveränderung gegenwärtig stattfindet, ist nicht leicht zu ermitteln. Nach den grossen Sandflächen mit Muschelresten, die man am obern Fisherman Lake über dem Meeresspiegel findet, und den ausgedehnten Sümpfen in den Flussgebieten zu urtheilen, kann jedoch an einer Hebung wohl kaum gezweifelt werden, einer Hebung, die vielleicht gegenwärtig noch vor sich geht.

Die Meereserosion in Verband mit der starken Strömung erklärt die Buchtenbildung vollkommen, ebenso die Isolirung von Felsmassen, ohne die Hypothese einer Senkung erforderlich zu machen. Die Hebung würde in diesem Falle zu schwach sein, um die erodirende Wirkung der Meeresströmung an der Küste wirkungslos zu machen, aber doch stark genug, um das Abfliessen der Lagunen zu befördern, d. h. diese nach und nach in Sümpfe zu verwandeln an Stellen, wo vom Innern her genug Schlamm

deponirt wird, in Grassteppen oder Savanen aber da, wo dies nicht der Fall ist und das frühere Wasserbecken reinen Sandboden hatte. So würde mit der Zeit der Fisherman Lake, der eigentlich nur eine sehr grosse Lagune ist, zur Savane werden, das weite Becken des Messurado River hingegen, das früher sehr wahrscheinlich noch viel grösser gewesen ist, zum Mangrovesumpf. Auch die grosse Lagune östlich von Cape Palmas, die früher jedenfalls mit dem in die dortige Bucht ausmündenden Hoffmann River in Verbindung gestanden hat, jetzt aber gänzlich isolirt ist, weiss ich mir nicht anders als durch Hebung zu erklären. Dass aber eine solche Hebung, falls dieselbe wirklich stattfindet, nur sehr geringe Fortschritte macht, beweist wohl am besten der Umstand, dass schon Dapper in seinem 1668 erschienenen Buche der Insel Massagh, des heutigen Massatin im untern Ende des Fisherman Lake, erwähnt, einer Insel, die auch heute noch kaum einige Fuss über den Wasserspiegel erhaben ist.

Diese Eigenthümlichkeiten würden sich schematisch ungefähr wie folgt darstellen lassen:



Erosionsbuchten und Flussmündungen.

Der Pfeil deutet die Richtung der herrschenden Meeresströmung an, die punktirte Linie *a b* die vermuthliche ursprüngliche Küstenlinie, *c d* das gegenwärtige, durch Buchten charakterisirte Ufer. Bei *A* haben wir eine gemeinschaftliche Mündung dreier Flüsse, die sich noch innerhalb der landeinwärts vordringenden Strandlinie vereinigen, weil sie durch einen felsigen Küstensaum geschützt sind, wie dies bei der Mündung des Junk- und auch

des St. John's River der Fall ist. Bei *B* ist die Bucht bereits bis zum Vereinigungspunkte der drei Flussläufe vorgedrungen, wie die Bucht von Robertsport zeigt, und bei *C* endlich ist durch das Vordringen der Bucht eine vollständige Trennung der früher vereinigten Flüsse entstanden. Als Beispiel für diesen letztern Fall kann die grosse Bucht von Monrovia dienen.

Selbstverständlich ist dieses Drillingssystem auch früher nicht überall vorhanden gewesen; doch sein häufiges Vorkommen lässt sich leicht dadurch erklären, dass das Wasser von Innen an dem vielfach felsigen Küstensaum Widerstand gefunden und sich naturgemäss von allen Seiten dahin zusammengezogen hat, wo das Fehlen dieses Hindernisses einen leichtern Durchbruch gestattete. Aber auch die diagonal zur Küstenlinie stehende Meeresströmung ist gerade hier im Stande gewesen, ihre erodirende Kraft zur vollen Geltung zu bringen, daher das gemeinschaftliche Auftreten von Buchten und Flussmündungen.



Erosionsbucht bei Bloobarra (Sinoe).

Mit Ausnahme des niedrigen, felsigen Landrückens, der als Verlängerung des Vorgebirges Messurado betrachtet werden kann, ist das ganze Mündungsgebiet der drei sich bei Marshall vereinigenden Flussläufe mit Mangrove bedeckt und bietet einen monotonen Anblick dar, der nur durch die breiten Wasserstrassen etwas Leben gewinnt. In nordnordöstlicher Richtung erblickt man von hier aus in bedeutender Ferne zwei blaue, abgerundete

Bergkuppen, die durch einen tiefen Sattel mit einander verbunden erscheinen. Es ist dies vermuthlich der Saddle Hill der Seefahrer, doch wurde mir derselbe auf meine Frage nach dem Namen als Gallilee Mountain bezeichnet.

Mr. Cooper erlaubte mir nicht nur aufs Bereitwilligste, von dem Boote sammt der Mannschaft zu unserer Weiterreise den Junk River hinauf Gebrauch zu machen, sondern erbot sich sogar, mich selbst nach Schieffelinsville zu begleiten. Da wir nun in geschütztem Wasser fahren konnten, so liess ich die ganze Fracht aus dem belgischen Boote in das unsrige überladen, demzufolge dieses Letztere sehr tief gieng und nur langsam vorwärts kam. Um ein Uhr mittags fuhren wir ab und kamen, so lange die hereindringende Fluth uns günstig war, ziemlich rasch vorwärts. Der Fluss hatte durchweg eine ansehnliche Breite und erweiterte sich stellenweise zu seeartigen Becken voller Bänke und Untiefen, die uns nach dem Eintritt der Ebbe viel zu schaffen machten. Diese Erweiterungen des Flussbettes, die oft zahlreiche, mit Mangrove bedeckte Inseln enthalten, werden hier *stretches* genannt. Erst wird der Fluss durch breite Mangrovesümpfe flankirt, in denen zur Ebbezeit ein ausgiebiger Baumausternfang betrieben wird, und erst weiter oben treten die Hügel nahe, oft sogar hart an die Flussufer heran. Zahlreiche Negerdörfchen schauen lauschig aus Palmen und Waldesgrün auf den breiten Fluss herunter oder liegen auch wohl so verborgen, dass nur ein sogenannter *wharf* oder Anlegeplatz und ein von diesem den Abhang hinaufführender Fusspfad das Vorhandensein menschlicher Wohnungen verräth. Das linke Ufer wird von Leuten aus dem Bassa-Stamme bewohnt, das rechte von sogenannten Congonegern und einigen liberianischen Pflanzern. Der bedeutendste unter diesen Letztern ist ein Mr. Powell, dessen Niederlassung auf dem hohen, rechten Ufer für sich allein einem kleinen Dörfchen gleicht. Mr. Powell ist ein intelligenter, wohlhabender Mann, der hier wie ein Patriarch schaltet und waltet, bedeutende Kaffee- und Zuckerpflanzungen besitzt und über ein beträchtliches Arbeiterpersonal verfügt. Er ist ein echter Vollblutneger aus dem Bassa-Stamme und wurde in einem der Negerdörfer gegenüber seiner jetzigen Niederlassung geboren,

woselbst sein Vater jetzt noch nach altem Brauche und von der Civilisation noch beinahe gänzlich unbeeinflusst lebt. Als Kind kam er in die Familie eines Liberianers, dessen Namen er nach dortiger Landessitte erhielt. Dort lernte er lesen, schreiben und rechnen und nahm das Christenthum an. Später widmete er sich dem Zimmermanns- und Schreinerberuf, den er auch mit Hülfe von einigen eingebornen Gesellen jetzt noch ausübt, liess sich nachher gegenüber seinem Geburtsorte nieder und wurde Farmer. Durch Fleiss und Ausdauer hat er sich, was übrigens wohl jedem Liberianer möglich wäre, ein hübsches Vermögen erworben, ist gegenwärtig Mitglied des liberianischen Senats und Kapitän der liberianischen Schützen von Junk und Little Bassa. Auf seiner Niederlassung, die ungemein hübsch und sauber aussieht, hat er eine Kirche erbaut, die zugleich als Schullokal dient und wo er selbst als freiwilliger Prediger und Lehrer auftritt, insofern er nicht vorgerücktern Schülern das Lehramt überlässt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man in seinem Hause, wo alle Bewohner anständig gekleidet sind, auf einmal eine seiner am andern Flussufer wohnenden Schwestern erscheinen sieht, deren einziges Kleidungsstück ein blaues, den ganzen Oberkörper freilassendes und kaum an die Kniee reichendes Lendentuch bildet.

Nach kurzem Aufenthalt auf Mr. POWELL's Farm, wo wir mit in Feuer zum Klaffen gebrachten Austern und Palmwein bewirthet wurden, fuhren wir weiter. Die Fahrt wurde jedoch infolge der eintretenden Ebbe stets langsamer, so dass ich mit Hülfe von Distanzenschätzungen und Compasspeilungen den Flusslauf bequem feststellen konnte, bis die Nacht auch diese Beschäftigung unmöglich machte. Da wir nun in der Finsterniss die Mitte des Wassers halten mussten, wo natürlich das Gefälle am stärksten war, kamen wir trotz angestrengten Ruderns nur mühsam vorwärts und konnten nicht verhindern, dass wir mehrmals auf einer Schlammbank längere Zeit festsassen. Der Platz in Schieffelinsville, wo STAMPFLI für unsere Station ein Haus gemiethet, sollte auf dem rechten Ufer gegenüber der Einmündung des Du Queah River sein, und STAMPFLI hatte mir versprochen, den Landungsplatz auch des Nachts auf irgend eine Weise kenntlich zu machen. Uebrigens sollte dort ein grosser,

durch seine Form ins Auge fallender Bombax stehen. Nun sahen wir gegen neun Uhr wohl einen solchen Baum, konnten aber in der Finsterniss auch nicht die Spur eines Landungsplatzes entdecken, und keine Stimme wurde laut, so sehr wir uns auch bemühten, durch Schiessen, Trommeln und Blasen auf dem grossen Kriegshorn, das mir König PETER von Fali geschenkt hatte, Lärm zu machen.

So fuhren wir denn weiter in der Voraussetzung, den Platz noch nicht erreicht zu haben. Bald darauf sah ich zu unserer Rechten einen, wie mir schien, schmalen, unbedeutenden Creek, und da ich wusste, dass der Du Queah ebensobreit sein musste, als der Junk, fuhren wir auch hier vorbei. Bis gegen 12 Uhr nachts setzten wir nun die Reise flussaufwärts fort, doch sahen zu beiden Seiten nur noch niedrigen Wald, der, nach der compakten Masse zu urtheilen, aus Mangrove zu bestehen schien. Ich war nun zu der festen Ueberzeugung gekommen, dass wir unbewusst Schieffelinsville vorbeigefahren sein mussten und liess mitten im Flusse den Anker auswerfen. Hierauf hüllten wir uns, so gut es in der Dunkelheit möglich war, in einige Tücher und legten uns auf den aufgestapelten Kisten zur Ruhe nieder, die wir jedoch der vielen Mosquitos wegen lange nicht finden konnten. Ein intensiver Wohlgeruch, wie ihn nur die Blüthen lilienartiger Gewächse verbreiten können, hatte schon während der Fahrt meine Aufmerksamkeit erregt, und nun wir stille lagen, kam derselbe noch mehr zur Geltung.

Auf die harten Kisten gebettet, konnte ich nur wenig schlafen und horchte nach dem lauten Quaken der riesigen Flughunde, die sich in der nahen Mangrove herumtummelten. Schon beim ersten Morgengrauen rief ich meine Leute wach und gönnte uns allen einen erwärmenden Schluck Branntwein, worauf wir uns ein wenig zu orientiren suchten. Wie ich mir schon in der Nacht gedacht, sassen wir mitten zwischen ausgedehnten Mangrove-, Pandanus- und Weinpalmenwäldern, die den Fluss wie mit einer lebenden Mauer einschlossen, und rund um uns her war das Wasser mit den rein weissen, grossen Blüten einer lilienartigen, schmalblättrigen Wasserpflanze bedeckt, die den bereits erwähnten Wohlgeruch verbreiteten.

Da wir nun Zeit genug vor uns hatten, wollte ich, um sicher



Landung bei Mr. WARMER's Place.

zu gehen, noch eine Strecke weiter flussaufwärts fahren und dann, falls der gesuchte Platz nicht zu finden war, wieder

zurückkehren. Nun entstand aber die wichtige Frage, in welcher Richtung wir fahren sollten. In der Nacht hatte sich nämlich mit wiedereintretender Fluth das Boot vor dem Anker gedreht und der *Captain* behauptete nun, dadurch getäuscht, steif und fest, dass das, was ich für flussaufwärts hielt, flussabwärts sei, und es dauerte, trotzdem man die Brandung der See deutlich hörte und trotzdem ich ihm erklärte, dass mein Compass nicht lügen könne, eine geraume Weile, bis ich ihn von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugen konnte. Nachdem wir noch etwa eine halbe Stunde weiter flussaufwärts gerudert hatten, ohne aus der Mangrove herauszukommen, kehrten wir endlich um, und ich war nicht wenig erstaunt, als wir etwas nach acht Uhr in dem während der letzten Nacht passirten, vermeintlich schmalen Creek den breiten Du Queah erkannten! Die überhängenden, hohen Bäume hatten den Fluss bis auf einen schmalen Streifen in der Mitte in Dunkel gehüllt und uns dadurch in eine verzeihliche Täuschung versetzt. Nun erkannten wir auch etwas weiter unten den grossen Wollbaum und legten unter seinem weit über den Fluss sich ausspannenden Blätterdache an.

Mr. WARNER, Sohn des früheren Präsidenten der Republik und hier wohnhaft, erzählte mir nun, man habe uns letzte Nacht wohl gehört, aber uns für Mr. POWELL und seine Leute gehalten, der die Gewohnheit hätte, auf seiner Reise nach Monrovia während der Nacht den Junk River hinaufzufahren, und dessen Ruderer stets ein grosses Kriegshorn mitnähmen und viel Lärm machten. Auch hörte ich hier, dass mein Freund STAMPFLI, der mich schon seit einigen Tagen erwartet hatte, am Fieber darnieder liege. So rasch wie möglich sorgte ich nun dafür, dass der Inhalt des Bootes nach unserem ziemlich weit entfernten Hause geschafft wurde und eilte voraus, um zu meinem kranken Freunde zu kommen. Dieser war durch heftige Fieberanfälle sehr geschwächt, doch erholte er sich bei guter Kost ziemlich rasch.

Nachdem die gesammte Bagage angekommen war und wir uns alle an einem guten Frühstück regalirt hatten, das der Hauptsache nach aus dem Fleische meiner in Monrovia gekauften Schildkröte und Reis bestand, beschenkte ich die Mannschaft des Bootes, worauf sie mit dem freundlichen Mr. COOPER die Rückreise antrat.

Die beiden folgenden Tage, 19. und 20. December, verwandten wir auf die Einrichtung unserer Station. Diese bestand aus einem hölzernen Aufbau, der auf einem etwa sieben Fuss hohen, zu ebener Erde liegenden, gemauerten Keller ruhte. Eine baufällige Treppe führte vorn zu der schattigen Piazza, eine andere in den Hinterraum des Hauses, den *back-shed*, hinauf. Der Oberraum war in einen sogenannten *parlor*, ein kleineres Seitenzimmer und den *back-shed* eingetheilt.

Auch der Dachboden war durch eine Bretterwand in zwei verschiedene Räume getrennt und musste uns als Magazin und Schlafzimmer dienen. Hinter dem Hause, auf einem grossen, freien Platze, befand sich ein von sechs Pfählen getragenes Palmblattdach, unter dem unser Koch sein Regiment zu führen hatte. Das Ganze war eine liberianische Farmerswohnung, wie man sie in dieser Gegend überall antrifft, und von meinem Reisegefährten für ein halbes Jahr zum Preise von 25 Dollars gemiethet worden. Während der beiden ersten Tage hatten wir das Haus voll Besucher, nicht nur Liberianer aus Schieffelinsville, sondern auch Eingeborne aus den benachbarten Negerdörfern.

Die Umgebung unserer Station war sehr hügelig, und besonders Einer dieser Hügel, dessen Kuppe abgeholzt war und zwei liberianische Farmerswohnungen trug, war mir von besonderem Interesse, da er bei einer Erhebung von etwa 200′ über dem Flusspiegel eine ziemlich unbeschränkte Aussicht auf die Höhenpunkte des Innern und nach Nordwesten bis auf die Hügel von Clay Ashland am St. Paul's River darbot. Da die meisten dieser Hügel dicht bewaldet waren und keine Aussicht gestatteten, musste mir dieser Eine als Orientirungspunkt doppelt werthvoll erscheinen.

Die Niederlassung Schieffelinsville ist über ein grosses Areal ausgebreitet und liegt auf dem Rücken und am Nordabhang des Höhenzuges, der sich vom Vorgebirge Messurado die Küste entlang bis Marshall erstreckt. Der Abstand vom Junk River bis zum Meere beträgt hier in der Luftlinie etwa zwei englische Meilen, doch hat man auf den vielfache Windungen beschreibenden Pfaden wohl anderthalb Stunden zu gehen, um die Küste zu erreichen. Die Brandung ist sogar während der Nacht, beim

Wehen des Landwindes, deutlich hörbar und klingt wie ferne Donnerschläge und Kanonenschüsse herüber.

Jeder liberianische Ansiedler hat ein grosses Grundstück, das mit einem Zaun von Holzpflöcken und dornigem, galvanisirtem Drahtgeflecht (*fence-wire*) umzogen ist, und auf diesem Grundstück steht seine Wohnung, meist ein Holzhaus mit Plankenwänden und Schindeldach. Dies ist der Grund, warum die Niederlassung sehr weitläufig angelegt ist. Das ganze Gebiet der Gemeinde ist geometrisch eingetheilt, und die, wo es möglich ist, geradlinigen und breiten Wege sind ziemlich gut unterhalten. Es befinden sich daselbst zwei Kirchen, die eine für die Baptisten, die andere für die Methodisten, und einfache Farmer treten dort an Sonn- und Festtagen als Geistliche auf. Auch eine Schule hat diese Gemeinde, mit einem gut geschulten Eingebornen als Lehrer.

Kaffeebau ist, neben dem Anbau von Lebensmitteln, vorzüglich Kassaven und Bataten, der einzige Kulturzweig, dem die Ansiedler obliegen. Das hügelige Terrain ist dazu ganz besonders geeignet, doch dürften im Allgemeinen die Pflanzungen mit etwas mehr Sorgfalt unterhalten werden.

Der Junk River ist die einzige Verkehrsstrasse, die Schieffelinsville mit der Aussenwelt, d. h. mit Marshall einer- und Monrovia andererseits, verbindet. Letzteres kann bequem in einem Tage erreicht werden, indem man den Junk River bis an eine breite Grassteppe oder Savane hinauffährt, die diesen Fluss vom Messurado River trennt. Die etwa anderthalb Stunden breite Fläche, das sogenannte Oldfield, überschreitend, gelangt man an das obere Ende des Messurado River, woselbst man für ein oder zwei Shilling den Tag ein Canoe miethen kann, um diesen letztern Fluss hinunter nach Monrovia zu fahren.

Wenn man gute Ruderer hat und die Fahrt so einrichtet, dass man mit voller Fluth, die sich bis Oldfield hinauf merkbar macht, den Junk hinauf- und bei eintretender Ebbe den Messurado River hinunterfährt, kann man den ganzen Weg in 6—7 Stunden zurücklegen.

Das ganze, weite Ufergebiet des Junk- und auch des etwa 200 Schritte oberhalb unserer Station mit ihm sich vereinigenden untern Du Queah River ist sumpfig und von zahlreichen Creeks

durchzogen, von denen jedoch nur wenige fahrbar sind. Aus diesem ausgedehnten Sumpfgebiet erheben sich aber einzelne, zum Theil bis 300′ hohe Hügelrücken, z. B. der sogenannte Sharp's Hill, etwas unterhalb Schieffelinsville am rechten Flussufer. Diese Hügel sind dicht bewaldet und beherbergen zahlreiche Antilopen, Büffel und Wildschweine.

Unser Haus war durch einen schmalen Streifen von Mangrovesumpf vom Flusse getrennt, der uns jede Aussicht auf den letztern benahm. Ein kleiner, durch diesen Gürtel führender Creek, der sich beinahe bis an unser Haus erstreckte, bildete zur Fluthzeit einen geeigneten Zugang zum Flusse, war aber zur Ebbezeit eine schwarze Schlammasse, auf der zahlreiche Krabben (*Gelasimus perlatus* und *Sesarma büttikoferi*) herumspazierten. Dass unter solchen Umständen unsere Station eine ungesunde Lage hatte, ist selbstverständlich. Glücklicherweise hatten wir jedoch in einer Schlucht des Höhenzuges vorzügliches Quellwasser.

Die Niederlassung wurde durch den frühern, sehr verdienstlichen Präsidenten der Republik, Mr. Warner, gegründet und hiess erst Warnersville. Noch jetzt wohnen zwei Söhne des Gründers hier.

Vor etwa 10 Jahren bot ein amerikanischer Liberianerfreund, Mr. Henry M. H. Mounsell Schieffelin in New York, der schon früher bedeutende Opfer zur Hebung liberianischer Zustände gebracht und unter anderm auch die Mittel zu Anderson's erster Reise nach Mussardu hergegeben hatte, einer beliebigen liberianischen Gemeinde, die sich nach ihm nennen wolle, seine Unterstützung an. Dazu meldete sich Warnersville, und der Ort hat es seither nie zu bereuen gehabt. Mr. Schieffelin verschaffte dieser Gemeinde erst die Mittel, um brauchbare Wege anzulegen, liess eine Kirche bauen, sandte eine Kirchenglocke und vor ein paar Jahren sogar eine Orgel, die, weil Niemand dort die Kunst des Orgelspiels versteht, noch immer in Monrovia auf den Transport nach ihrem Bestimmungsorte wartet. Jeder Farmer erhielt genügende Mengen von galvanisirtem Eisendraht (*fence-wire*) um sein Gehöft einzufriedigen, sowie Aexte und Landbaugeräthe, um die Pflanzungen unterhalten und erweitern zu können. Sogar

ein riesiges Fischnetz im Werthe von 90 Dollars sandte derselbe seiner Gevattergemeinde, um auch die Schätze des Junk River ausbeuten zu können, so dass diese Gemeinde Vergünstigungen geniesst, deren keine andere im ganzen Lande sich rühmen kann. Leider sind alle diese Vortheile keineswegs geeignet, die Energie der dortigen Ansiedler zu heben; denn wahrer Wohlstand wird nur von innen heraus, durch eigenes Schaffen erworben, und Unterstützungen von aussen können in den meisten Fällen, wenigstens in Liberia, höchstens als eine Prämie auf die Trägheit der Menschen betrachtet werden.

Der Bürgermeister der Gemeinde ist einer der bereits genannten Brüder WARNER. Er hat eine gute Erziehung genossen, ist sehr intelligent und steht als Friedensrichter auch unter den Eingebornen der Umgebung in einigem Ansehen. Seit dem Tode seiner liberianischen Frau hat er sich aber den Sitten der Eingebornen zugewandt, auf dem Erbe seines als Präsident ungemein populär gewesenen Vaters eine sogenannte *country-town* errichtet und hält sich dort einen Harem von mehreren eingebornen Frauen, mit welchen er in den einfachen Lehm- und Palmblatthütten ganz nach Art der Eingebornen lebt. Schade, dass Mr. D. B. WARNER mehr als ihm gut thut, Liebhaber von starken Getränken ist. Durch einen unglücklichen Schuss hat er in seiner Jugend den linken Arm verloren. Sein jüngerer Bruder, J.B.WARNER, war bei uns als Koch und Waschmann in Dienst, eine Beschäftigung, die ihm besser als das Farmerleben zuzusagen schien.

Unser Hausherr, Mr. LETT, den wir im Ganzen sehr wenig zu sehen bekamen, war ein früherer Diener des Stettiner Naturaliensammlers SCHWEIZER, welcher sich einige Zeit auf diesem Platze zu Sammelzwecken aufgehalten und hier ein eigenes Haus besessen hatte. Er konnte ganz gut präpariren, doch machte er so hohe Ansprüche an meine Kasse, dass ich von seinen Diensten als Jäger und Präparator absehen musste. Es stellten sich jedoch bald einige junge Leute ein, die mit von uns geliehenen Gewehren auf die Jagd giengen und uns zu festgestellten Preisen ihre Beute verkauften.

Auch einer Insektensammlerin darf ich nicht zu erwähnen vergessen, da sie einen bedeutenden Theil unserer Insektensammlung

geliefert hat. Mrs. LUCINDA war die junge Frau des Polizeidieners von Schieffelinsville, welcher Letztere so arm war, dass sie sich selbst ihren Lebensunterhalt verdienen musste.

Im Allgemeinen war unser Jagdschloss als solches nicht sehr günstig gelegen, denn beinahe die ganze Umgebung war von Hochwald entblösst, und die Wälder, soweit sie vorhanden waren, der vielen Sümpfe wegen so gut als unzugänglich. Rundum fanden wir nichts als Farm und Buschwald, welche beide freilich interessante Beute an Vögeln, Reptilien und Insekten, nicht aber an Antilopen, Flusspferden, Pinselschweinen und ähnlichem Hochwild liefern, auf das wir in allererster Linie Jagd zu machen beabsichtigten.

Um die solche Thiere beherbergenden, grossen Waldgebiete zu erreichen, mussten wir stets bedeutende Strecken im Canoe den Du Queah River hinauffahren, wobei viel Zeit verloren gieng. Wir kauften denn auch gleich in den ersten Tagen zwei von Eingebornen verfertigte Canoes: ein grösseres, für weitere Jagdausflüge und zum Transportiren von Waaren, und ein kleineres, für höchstens einen Weissen und zwei Ruderer, zu kürzern Ausflügen in die Umgegend.

Den 23. December fühlte sich Freund STAMPFLI soweit hergestellt, dass er mit JACKSON und einigen unserer Diener den Du Queah hinauf auf die Jagd gehen konnte. Sie fanden wohl zahlreiche Spuren von Antilopen, doch wurde nichts geschossen. Am Abend desselben Tages kam STAMPFLI mit den *boys* zurück, während JACKSON in Upper Blow Town, einem kleinen Negerdorfe an einem Nebenflusse des Du Queah, etwa acht *miles* oberhalb unserer Station, übernacht blieb, um in der Frühe des andern Morgens auch mich mit den dortigen ausgedehnten Wäldern bekannt zu machen.

Schon früh um 3 Uhr am andern Morgen fuhr ich mit zwei *boys* von unserem Landungsplatze ab, nachdem mir STAMPFLI genaue Instruktionen betreffs des einzuschlagenden Weges gegeben hatte, welchen übrigens auch meine *boys* von gestern her kannten. Es war finstere Nacht, und so sehr ich auch begierig war, den Du Queah mit seiner Uferlandschaft kennen zu lernen, vermochte ich doch in der Finsterniss höchstens die Contouren des

Ufergehölzes einigermassen zu erkennen, jedoch ohne Pandanus, Mangrove und Weinpalmendickicht von einander unterscheiden zu können. Da wir die Fahrt mit eintretender Fluth begannen und die beiden kräftigen Diener Bob und Peter in der Morgenfrische energisch ruderten, so kamen wir rasch vorwärts, was übrigens nöthig war, weil Jackson mich vor Tagesanbruch in Upper Blow Town erwartete.

An einigen Stellen sah ich während der Fahrt riesige Flughunde (*Epomophorus monstrosus*) herumschwärmen, welche weithin hörbare, quackende Töne erschallen liessen. Da sie sich jedoch stets über dem Dickicht hielten und sich nicht auf das Wasser hinauswagten, uns aber zum Stilleliegen die Zeit fehlte, liess ich sie in Ruhe, denn man hätte sie, wenn geschossen, bei Nacht in dem unzugänglichen Ufergebüsch doch nicht finden können. Ohne Schwierigkeiten erreichten wir beim ersten Morgengrauen den sogenannten Blow Creek und gelangten, in diesen einbiegend und zwischen waldbewachsenen, hohen Uferbänken durchfahrend, eine halbe Stunde später an unser Reiseziel, wo Jackson schon am Landungsplatze bereit stand.

In dem kleinen Dorfe lag noch Alles in tiefer Ruhe. Nur die Hühner, die sich zum Schutze vor Raubthieren auf die Dächer der Wohnungen zurückgezogen hatten, reckten die Flügel, und die Hähne krähten, als wir stillschweigend zwischen den ärmlichen Lehmhütten dahingiengen und durch die thautriefenden, hohen Kassavepflanzungen unsere Schritte dem nahen Hochwalde zulenkten. Inzwischen war es Tag geworden, und wir konnten ohne viel Mühe den durch eingeknickte Zweige bezeichneten Weg finden, den Jackson am vorigen Tage mit Stampfli gegangen war. Das Terrain war ziemlich hügelig, die tiefergelegenen Stellen noch voll Wasser oder eine beinahe unzugängliche Schlammasse, und die Wälder nebst allerlei lästigem Unterholze reich an Rotangpalmen, an deren mit scharfen Widerhaken versehenen Blättern man jeden Augenblick hängen blieb. Nach langem Suchen bezogen wir unsere Posten, doch wollte sich kein Wild zeigen, obwohl wir zahlreiche Spuren von Büffeln, grossen Antilopen und Pinselschweinen fanden. Ohne einen Schuss gethan zu haben, kehrten wir gegen Mittag nach Blow Town

zurück, wo man uns mit *tomboy*, einem Brei von gestampften Kassaven, und einer Suppe von schmackhaften, während der letzten Nacht bei Fackelschein gefangenen Fischen (*Notopterus afer*) bewirthete. Nachdem wir etwas ausgeruht, fuhr ich mit meinen *boys* den Blow Creek weiter hinauf. Derselbe behält ein paar *miles* weit, mancherlei Krümmungen beschreibend, dieselbe Breite (durchschnittlich etwa 10 — 20 Schritt) und verliert sich schliesslich in ein weites Sumpfgebiet, das zur Regenzeit höchst wahrscheinlich ein grosses Wasserbecken bildet. Da ich nun gerne mir den Du Queah bei Tage genauer ansehen wollte, so traten wir schon früh am Nachmittage bei abfliessendem Wasser die Rückreise an, welche ich hier mit Stillschweigen übergehe, weil ich den Unterlauf des Flusses bei einer andern Gelegenheit zu beschreiben gedenke.

Am folgenden Tage war Weihnachten, und schon früh kamen Kinder und grosse Leute, uns zu beglückwünschen und nach liberianischem Landesbrauche um eine Weihnachtsgabe (*Christmas-gift*) zu bitten. Auch der zweite Weihnachtstag wird in Liberia als Feiertag betrachtet, so dass wir auch an diesem Tage nichts ausrichten konnten. Jede Arbeit, also auch die Jagd, wird von den Gemeindebehörden mit Busse belegt, von welcher auch wir nicht ausgeschlossen worden wären.

Während dieser Tage lernte ich einen eingebornen Häuptling kennen, dessen Bekanntschaft mir später von höchster Bedeutung werden sollte. Er war ein verschmitzt aber intelligent aussehender Mann aus dem Queah-Stamme, weit oben am Du Queah, der nach Schieffelinsville gekommen war, um als guter Christ hier Weihnachten zu feiern, d. h. während dieser Tage dem Gottesdienste beizuwohnen. Sein inländischer Name war UELLE, sein christlicher Name HENRY CALVIN CLARK, und unter diesem letztern war er allgemein bekannt. Er sprach ein vorzügliches Englisch und war auf europäische Weise gekleidet, mit weissem Hemd ohne Kragen, aber vorn mit einer grossen Damenbrustnadel versehen, die ihm Mrs. DAY geschenkt hatte, ferner mit einer karrirten Tuchhose, schwarzer Tuchjacke, einem schwarzen Filzhut und guten Lederschuhen. Er hatte kurzgeschnittenes, graues Haupthaar und ebensolchen Bart und mochte

etwa 65 Jahre alt sein. Von ihm kaufte ich mein grösseres Canoe zum billigen Preise von fünf Dollars; doch als ich ihm den Betrag bezahlen wollte, erwiederte er, dass er augenblicklich nur eine Kleinigkeit nöthig habe und den Rest bis auf Weiteres stehen lassen wolle. Ein solches Benehmen, in Verband mit einer Art gentleman-artigem Auftreten, hatte ich bisher bei Eingebornen nur selten angetroffen und suchte daher den Mann näher kennen zu lernen. Es stellte sich bald heraus, dass er längere Zeit als Koch auf einem englischen Boote gedient und schon viele Gegenden der Westküste, besonders Sierra Leone und die Gegend vom Gambia bis zum Senegal hinauf, besucht hatte. Die genaue Kenntniss jener Gegenden verdankte er seiner Betheiligung an dem bis vor dreissig Jahren lebhaft betriebenen Sklavenhandel, aus dem er mir manche interessante Episode zu erzählen wusste. Mit der Gegend von Sherbro bis Cape Mount hinunter war er besonders gut vertraut und sprach Vey ebensogut wie Bassa und Queah, seine Muttersprache [1]). Später scheint er sich auch in der Gegend am St. Paul herumgetrieben zu haben und wurde in den sechsziger Jahren auf der Mühlenburg Mission zum Anlegen der dortigen Plantagen engagirt. Er war sichtlich hoch erfreut, als er hörte, dass Mr. Day ein guter Freund von mir sei, und bald stellte sich heraus, dass ich auch zwei seiner Kinder, einen Sohn und eine Tochter, kannte, die er während meines Aufenthalts auf Mühlenburg Mission dort auf der Schule hatte. Clark hielt ausserordentlich viel von Mr.. und Mrs. Day, die er oft besuchte, und der Umstand, dass auch ich mit grosser Hochachtung von Beiden sprach, war mehr als alles Andere geeignet, mir seine besondere Zuneigung zu erwerben.

Mr. Clark war einer von der Leuten, die es sich zur Ehre rechnen, mit Weissen auf freundschaftlichem Fusse zu stehen und darüber gerne auch den höchstgestellten Liberianer vernachlässigen. Er blieb auch nach den Feiertagen noch in Schieffelinsville, und da Freund Stampfli mit Jackson und einigen *boys* einen mehrtägigen Jagdausflug machten, hatte ich in meinem

[1]) Er schien übrigens ein ausserordentliches Talent im Erlernen von Sprachen zu besitzen, denn ausser den genannten Negersprachen sprach er noch die Kru-, Kosso-, Mandingo-, Golah- und Pessy-Sprache.

Hause Platz genug, um ihm auch Nachtquartier zu gewähren. Er wollte dies erst nicht annehmen und stimmte erst zu, als ich ihm sagte, dass er als der Freund meines Freundes auch mein Freund sei und es bei mir nicht schlechter haben müsse, als bei Mr. Day. Dieses Argument imponirte ihm offenbar, und er lud mich nun dringend ein, von hier, wo die Jagd doch unergiebig sei, zu ihm an den Du Queah River hinaufzukommen und dort sein Fremdling (Gast) zu sein. Als ich ihm die aus Europa mitgebrachten, colorirten Abbildungen der seltenen, von uns gesuchten Thiere zeigte, erkannte er sofort eine Anzahl derselben und erklärte zu meiner grossen Freude, dass u. A. die vielgesuchte Doria-Antilope, das kleine Flusspferd, sowie der Chimpanse dort nicht selten seien und dass er alle Jäger seiner Gegend aufrufen werde, um für mich zu jagen. Obschon ich ihm noch keineswegs vertraute und stets, wenn er auf mein Haus zukam, alle Kisten verschloss und Sachen von Werth ausserhalb seines Bereiches hielt, liess ich ihn dies nicht merken und behandelte ihn ganz als Gentleman, zum grossen Aerger der Liberianer, die sich dadurch zurückgesetzt glaubten. Selbstverständlich brannte ich vor Begierde, um möglichst bald jene Waldgebiete besuchen und wieder ganz unter Naturmenschen leben zu können, denn unter den liberianischen Hinterwäldlern zu wohnen, die doch stets einigermaassen Karrikaturen von Kulturmenschen bleiben, konnte mir nie auf längere Zeit behagen. Um mich zu bewegen, zu ihm überzusiedeln, bot mir Clark das beste Haus in seiner Stadt an und versprach auch, mich durch seine eigenen Leute abholen zu lassen. Etwas zögernd scheinbar, aber innerlich mit grossem Vergnügen, gab ich endlich seinem Drängen nach und versprach, am dritten Januar für einige Wochen zu ihm zu kommen. Darauf reiste er ab, um zu Hause alles zu meinem Empfange bereit zu machen. Den restirenden Betrag für das mir verkaufte Canoe nahm er in Tabak, Schiesspulver und Kattunstoffen mit, um an die verschiedenen Häuptlinge der Umgegend Geschenke zu senden und sie aufzufordern, sofort nach meiner Ankunft mit mir in Verbindung zu treten. Ich suchte nun alles Nöthige zu einem längern Aufenthalte in Clark's Town oder Hill Town, wie Clark sie

nannte, zusammen um am festgesetzten Tage die Uebersiedlung bewerkstelligen zu können.

Am Sylvesterabend kamen Stampfli und Jackson von ihrem Jagdausfluge zurück, ohne etwas Nennenswerthes erbeutet zu haben. Die Jagd in den liberianischen Wäldern ist für den Europäer äusserst schwierig, selbst für den Jäger von Beruf, und das einzige Mittel, um bedeutende Sammlungen von grossen Thieren zu machen, ist, eingeborne Jäger auszusenden. Diese sind in den Wäldern gross geworden und kennen, jeder in seinem verhältnissmässig kleinen Gebiete, Weg und Steg, wissen genau, wo sich jede Thierart mit Vorliebe aufhält, verstehen es, aus allen möglichen Umständen Vortheil zu ziehen und vermögen, da sie meist nackt auf die Jagd gehen, leise aufzutreten, bleiben nirgends hängen und können sich dank ihrer dunkeln Hautfarbe nahe an das Wild heranschleichen, ohne von diesem bemerkt zu werden. Fast gleichzeitig mit Stampfli und Jackson kam auch Mr. Lett mit zwei jungen Liberianern von einem mehrtägigen Ausfluge zurück, ebenfalls ohne erhebliche Beute, und auch ich hatte auf einigen Excursionen in die nahe Umgebung nichts als kleine Vögel schiessen können.

Das Neujahr feierte ich zusammen mit meinem Freunde Stampfli, und am folgenden Tage kam ein grosses Canoe von Mr. Clark, um mich sammt Jackson, den *boys* und unserer Bagage abzuholen. So war denn am Abend des zweiten Januar alles bereit, um in der Frühe des nächsten Morgens die Reise den Du Queah River hinauf antreten zu können.

XV.

Aufenthalt am Du Queah River.



Geschossenes Flusspferd im Waldsumpf.

Nach Hill Town. — Schwierigkeiten bei Flussaufnahmen. — Jably. — Schlingenbildungen des Flusslaufes. — Do Gwong. — Ankunft und Empfang in Hill Town. — Mein Wohnhaus. — Die Stadt und ihre Umgebung. — Stadtfetische. — CLARK als Richter. — Nächtliches Fest. — JASSA, meine Haushälterin. — Streifzüge. — Verbindung mit inländischen Jägern. — Eingangszoll auf Jagdwild. — Fahrt nach Schieffelinsville. — Fischfang bei Upper Blow Town. — Meine Jagdflinte verloren. — Rückkehr nach Hill Town. — In Go Town übernachtet. — Das erste Flusspferd. — Reise nach Bo Wong. — Das zweite Flusspferd.

Am dritten Januar morgens um 10 Uhr trat ich mit CLARK's Canoe und einem der unsrigen die Reise nach Hill Town an.

Der Häuptling Clark war so vorsorglich gewesen, mir einen intelligenten jungen Vey-Mann, Jim genannt, als Führer zu senden. Dieser konnte sich nicht nur mit meinen Vey-Leuten, die weder der Bassa- noch der Queahsprache[1]) mächtig waren, sondern auch mit mir unterhalten, da er ausser seiner Muttersprache auch ziemlich gut Englisch verstand. Ich begann sofort, mit Hülfe meiner Bussole und Distanzenschätzung während der Fahrt den Flusslauf in Karte zu bringen, eine Beschäftigung, die bei den zahlreichen Krümmungen und Schlingen, welche derselbe macht, meine ganze Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch nahm. Man dürfte sich vielleicht verwundern, dass ich zur Berechnung des zurückgelegten Abstandes nicht die Zeit der Fahrt in Rechnung zog. Dies ist aber auf dergleichen Wasserfahrten, die man nicht speciell zum Zwecke einer kartographischen Aufnahme unternimmt, so gut wie unausführbar, da die Schnelligkeit der Fahrt, selbst bei gleichmässigem Rudern, durch verschiedene Umstände in wechselnder Weise beeinflusst wird. Die ersten und eingreifendsten dieser Faktoren sind Ebbe und Fluth, die, wie schon früher gesagt, sich sehr weit hinauf fühlbar machen. Tritt man nun die Fahrt zur Fluthzeit an, so wird man, so lange die Fluth ihre volle Kraft besitzt, sehr rasch vorwärts kommen. Nach und nach nimmt sie aber ab, bis schliesslich, nach einem Stillstande von vielleicht einer halben Stunde Zeit, die Ebbe sich geltend macht und die soeben noch günstigen Strömungsverhältnisse sich in ungünstige verwandeln, während die Kräfte der Ruderer sich gleich bleiben. Ein anderer Faktor ist der, dass auch da, wo die Fluth nicht mehr eindringt, das Gefälle nicht überall dasselbe ist und man übrigens da und dort langsamer fahren, sogar halten oder zurückfahren lässt, wenn irgend etwas ein besonderes Interesse erregt. Uebrigens rudern die Neger selten lange gleichmässig durch, sondern strengen oft ihre Kräfte übermässig an, um im folgenden Augenblicke sich einem gewissen Schlendrian hinzugeben. Nach zahlreichen Berechnungen darf ich annehmen, dass unter normalen Verhältnissen ein Canoe bequem eine Wegstunde, also 3 *miles*, in der Zeitstunde zurücklegen

---

[1]) Diese letztere ist ein nur wenig abweichender Dialekt der ersteren.

kann. Der Abstand kann aber unter sehr günstigen Verhältnissen und bei besonderer Kraftanstrengung der Ruderer, die, wenn guter Laune, Wunderbares zu leisten vermögen, auch das Doppelte, also 6 *miles* und sogar noch mehr, per Stunde betragen.

Bei seiner Vereinigung mit dem Junk ist der Du Queah etwa 100 Meter breit und behält diese Breite so weit aufwärts, als er sich durch Mangrovesumpf hinwindet. Längere Zeit trifft man nichts an als trostlosen Mangrovewald, und erst etwas weiter oben finden sich, ebenfalls noch im Sumpfgebiet, ausgedehnte, undurchdringliche Weinpalmenbestände, deren riesige Blattwedel weit über das Wasser hineinragen und den Ufersaum völlig verhüllen. Nur selten findet man einen einzelnen Pandanus, während der Junk River bei der Einmündung des Du Queah durch ganze, dichte Bestände dieses eigenartigen Baumes wie durch eine geschlossene Wand flankirt wird. Hie und da trifft man am Ufer eine Gruppe der schon früher erwähnten, eigenthümlichen Aroideen mit den grossen, grasgrünen und braun getigerten Blumentrichtern an. Zahlreiche, halb mit Gebüsch verwachsene Creeks münden links und rechts in den Fluss, ohne ihm jedoch, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, viel Wasser zuzuführen. Weiter oben werden die Ufer höher und sind dann mit Hochwald, zum Theil aber auch mit ausgedehnten Maniokfarmen bedeckt.

Nach etwas mehr als anderthalb Stunden Fahrens erreichten wir das Negerdorf J a b l y, allgemeiner unter dem Namen Blow Town bekannt und so genannt nach dem hier residirenden Häuptling Blow. Dieser Ort liegt auf dem engsten Theile einer bedeutenden Schlinge, die der Fluss hier in südöstlicher Richtung von jenem macht, und hat demnach zwei verschiedene Landungsplätze, d. i. einen untern und einen obern. Die innerhalb der hufeisenförmigen Schlinge gelegene Halbinsel ist an ihrer Basis etwa 150 Schritte breit, und bei spätern Flussfahrten benutzte ich meist diese Landenge, um am ersten Landungsplatze auszusteigen und zu Fusse durch das Dörfchen Jably nach dem zweiten zu gehen, wo ich dann das inzwischen um die Halbinsel herumfahrende Canoe erwartete. Diesmal aber fuhr ich selbst mit, um in meine Eintragungen keine Unterbrechung zu bringen, worauf wir am obern Landungsplatze anlegten und eine Viertelstunde auf den

Besuch von Jably verwendeten. Dieses Dörfchen bestand aus etwa 20 einfachen Hütten, deren Wände grösstentheils, wie bei den Häusern der Kruneger, aus solidem Mattengeflecht construirt waren. Manche dieser Hütten waren äusserst klein und enthielten nichts anderes als eine Schlafstätte für höchstens zwei Personen.

Die Umgebung des Dorfes war zum grössten Theil abgeholzt und in Maniokpflanzungen umgewandelt, woselbst sich bei unserer Ankunft die meisten Leute befanden, so dass wir nur ein paar alte Weiber und einige Kinder antrafen, welche Letztere bei meinem Anblicke entsetzt die Flucht ergriffen. Die Bewohner dieses Ortes gehören dem Queah-Stamme an, welcher die ganze Bevölkerung des Du Queah-Gebietes umfasst. Obschon die heisse Mittagssonne uns glühend auf die Köpfe brannte, fuhren wir doch bald weiter und erreichten, zwischen zwei bis drei Meter hohen, senkrechten Uferwänden von hartem Thon durchfahrend, nach einer halben Stunde, um 12¼ Uhr, den bereits erwähnten Blow Creek, einen südlichen Zufluss des Du Queah. Die beiden Wasserläufe sind hier etwa 40 Meter breit, strömen geradlinig von Süden und Norden her auf einander ein und wenden sich dann gemeinschaftlich nach Westen um.

Weiter flussaufwärts wird die Landschaft immer reizender. Farmen und Hochwald wechseln mit einander ab, und grotesk geformte, oft halb unterwaschene Baumriesen hängen weit über das enger gewordene Flussbett hinaus.

Die waldigen Ufergegenden haben ein ganz besonders malerisches Gepräge. Die Weinpalmen sind hier fast gänzlich verschwunden, und auch die Oelpalme trifft man nur noch vereinzelt an. Wohl aber sind die Ufergebüsche und selbst grosse Bäume stellenweise durch Schlingpflanzen wie mit einer undurchdringlichen, grünen Wand bedeckt und zahlreiche natürliche Guirlanden hangen selbst aus den Kronen hoher Bäume in den Fluss herunter, während die zierlichen Fiederbüschel der Rotangpalme aus dem auf die verschiedenste Weise nüancirten Grün hervorstreben und zahlreiche Orchideen, Platycerien, Farne und andere Epiphyten die schweren, über das Wasser herausragenden Stämme und Aeste bedecken. Prachtvolle Eisvögel oder Königsfischer sitzen auf überhängenden Zweigen, um auf ein Fischchen zu

lauern und erheben sich erst, wenn man sie beinahe mit dem Ruder erreichen kann, und auf einigen aus dem Wasser emporragenden, kahlen Baumstümpfen sitzen paarweise die niedlichen, stahlblauen Flusschwalben (*Waldenia nigrita*) und graue, ebenfalls stets an die Flussläufe sich haltende Fliegenschnäpper (*Muscicapa lugens*). Sonst hat sich alles thierische Leben zur Siesta zurückgezogen, mit Ausnahme eines Krokodils, das sich auf einen aus dem Wasser emporragenden Baumstumpf in die Sonne hingelegt hat, und zahlreicher grosser, länglicher Fliegen, die täuschend unsern Pferdefliegen gleichen und jedem Canoefahrer den Tag über zur wahren Marter werden.

Eine gute Stunde, nachdem der Blow Creek passirt war, erreichten wir, immerfort zwischen hohen Steilufern hinfahrend, das Queah-Dorf Go Town, etwas abseits vom rechten Ufer gelegen, doch fuhren wir daran vorbei, ohne anzulegen.

Schon unterhalb Go Town hatten wir zahlreiche, quer in und über das Wasser gestürzte Bäume angetroffen, doch an einer Stelle dicht oberhalb dieses Platzes befand sich ein solches Wirrwar von durcheinandergefallenen Stämmen, dass es eine Unmöglichkeit gewesen wäre, dieselben des Nachts mit heiler Haut zu passiren. Immer näher rückten nun die Flussufer zusammen und erweiterten sich nur gelegentlich in einer der zahlreichen, scharfen Biegungen, um einen kleinen Seitenarm, einen sackartigen sogenannten *inlet*, aufzunehmen. Diese *inlets* sind in vielen Fällen, wie auch MARTIN in seinem Buche über Surinam (II p. 176)[1]) nachweist, als alte Reste des buchten- und schlingenreichen Flusslaufes aufzufassen, der immerfort bestrebt ist, das Ufer auf der äussern Seite einer Bucht abzuwaschen und das Material an der Innenseite einer andern anzuspülen. Auf diese Weise wird eine Bucht zuletzt zur Schlinge, die, wenn übermässig stark geworden, zur Regenzeit in einem gegebenen Moment dem gewaltigen Andrange des Wassers nicht mehr genügt, so dass dieses sich über die zuletzt sehr schmal gewordene Landenge hinwälzt und so ein neues Bett gräbt, das die

[1]) K. MARTIN, Bericht über eine Reise nach Niederländisch Westindien und darauf gegründete Studien. Leiden, E. J. BRILL, 1888.

etwa 65 Jahre alt sein. Von ihm kaufte ich mein grösseres Canoe zum billigen Preise von fünf Dollars; doch als ich ihm den Betrag bezahlen wollte, erwiederte er, dass er augenblicklich nur eine Kleinigkeit nöthig habe und den Rest bis auf Weiteres stehen lassen wolle. Ein solches Benehmen, in Verband mit einer Art gentleman-artigem Auftreten, hatte ich bisher bei Eingebornen nur selten angetroffen und suchte daher den Mann näher kennen zu lernen. Es stellte sich bald heraus, dass er längere Zeit als Koch auf einem englischen Boote gedient und schon viele Gegenden der Westküste, besonders Sierra Leone und die Gegend vom Gambia bis zum Senegal hinauf, besucht hatte. Die genaue Kenntniss jener Gegenden verdankte er seiner Betheiligung an dem bis vor dreissig Jahren lebhaft betriebenen Sklavenhandel, aus dem er mir manche interessante Episode zu erzählen wusste. Mit der Gegend von Sherbro bis Cape Mount hinunter war er besonders gut vertraut und sprach Vey ebensogut wie Bassa und Queah, seine Muttersprache[1]). Später scheint er sich auch in der Gegend am St. Paul herumgetrieben zu haben und wurde in den sechsziger Jahren auf der Mühlenburg Mission zum Anlegen der dortigen Plantagen engagirt. Er war sichtlich hoch erfreut, als er hörte, dass Mr. Day ein guter Freund von mir sei, und bald stellte sich heraus, dass ich auch zwei seiner Kinder, einen Sohn und eine Tochter, kannte, die er während meines Aufenthalts auf Mühlenburg Mission dort auf der Schule hatte. Clark hielt ausserordentlich viel von Mr.. und Mrs. Day, die er oft besuchte, und der Umstand, dass auch ich mit grosser Hochachtung von Beiden sprach, war mehr als alles Andere geeignet, mir seine besondere Zuneigung zu erwerben.

Mr. Clark war einer von der Leuten, die es sich zur Ehre rechnen, mit Weissen auf freundschaftlichem Fusse zu stehen und darüber gerne auch den höchstgestellten Liberianer vernachlässigen. Er blieb auch nach den Feiertagen noch in Schieffelinsville, und da Freund Stampfli mit Jackson und einigen *boys* einen mehrtägigen Jagdausflug machten, hatte ich in meinem

---

[1]) Er schien übrigens ein ausserordentliches Talent im Erlernen von Sprachen zu besitzen, denn ausser den genannten Negersprachen sprach er noch die Kru-, Kosso-, Mandingo-, Golah- und Pessy-Sprache.

Hause Platz genug, um ihm auch Nachtquartier zu gewähren. Er wollte dies erst nicht annehmen und stimmte erst zu, als ich ihm sagte, dass er als der Freund meines Freundes auch mein Freund sei und es bei mir nicht schlechter haben müsse, als bei Mr. DAY. Dieses Argument imponirte ihm offenbar, und er lud mich nun dringend ein, von hier, wo die Jagd doch unergiebig sei, zu ihm an den Du Queah River hinaufzukommen und dort sein Fremdling (Gast) zu sein. Als ich ihm die aus Europa mitgebrachten, colorirten Abbildungen der seltenen, von uns gesuchten Thiere zeigte, erkannte er sofort eine Anzahl derselben und erklärte zu meiner grossen Freude, dass u. A. die vielgesuchte Doria-Antilope, das kleine Flusspferd, sowie der Chimpanse dort nicht selten seien und dass er alle Jäger seiner Gegend aufrufen werde, um für mich zu jagen. Obschon ich ihm noch keineswegs vertraute und stets, wenn er auf mein Haus zukam, alle Kisten verschloss und Sachen von Werth ausserhalb seines Bereiches hielt, liess ich ihn dies nicht merken und behandelte ihn ganz als Gentleman, zum grossen Aerger der Liberianer, die sich dadurch zurückgesetzt glaubten. Selbstverständlich brannte ich vor Begierde, um möglichst bald jene Waldgebiete besuchen und wieder ganz unter Naturmenschen leben zu können, denn unter den liberianischen Hinterwäldlern zu wohnen, die doch stets einigermaassen Karrikaturen von Kulturmenschen bleiben, konnte mir nie auf längere Zeit behagen. Um mich zu bewegen, zu ihm überzusiedeln, bot mir CLARK das beste Haus in seiner Stadt an und versprach auch, mich durch seine eigenen Leute abholen zu lassen. Etwas zögernd scheinbar, aber innerlich mit grossem Vergnügen, gab ich endlich seinem Drängen nach und versprach, am dritten Januar für einige Wochen zu ihm zu kommen. Darauf reiste er ab, um zu Hause alles zu meinem Empfange bereit zu machen. Den restirenden Betrag für das mir verkaufte Canoe nahm er in Tabak, Schiesspulver und Kattunstoffen mit, um an die verschiedenen Häuptlinge der Umgegend Geschenke zu senden und sie aufzufordern, sofort nach meiner Ankunft mit mir in Verbindung zu treten. Ich suchte nun alles Nöthige zu einem längern Aufenthalte in Clark's Town oder Hill Town, wie CLARK sie

gefährliche, unter der Oberfläche des Wassers liegende Baumstämme passiren zu können. Inzwischen war die Fluth eingetreten, und es erforderte bedeutende Kraftanstrengung von Seiten meiner Leute, um das schwerbeladene Canoe vorwärts zu bringen. Kurz nach Einbruch der Nacht hörte ich, wie auf der ersten Fahrt nach Blow Town, das laute Quacken der grossen Flughunde und war diesmal so glücklich, einen derselben, der sich zufällig auf das Wasser heraus in meinen Bereich wagte, herunterzuschiessen und in Besitz zu bekommen. Dies war der letzte Schuss aus meiner schönen Doppelflinte. Kaum eine Viertelstunde später — finstere Gewitterwolken hatten sich indessen zusammengezogen und uns in rabenschwarze Nacht gehüllt — stiess unser Canoe auf einen schräg aus dem Wasser emporragenden Baumast und drohte umzuschlagen. Durch rasches Lehnen auf die andere Seite konnte ich zwar das Kentern verhindern, doch liess unglücklicherweise das Gewehr los, welches quer über meinen Knieen lag, und dieses schlug bei der plötzlichen schaukelnden Bewegung über Bord und verschwand in der Tiefe. Sofort schaute ich nach dem nahen Ufer und glaubte die Stelle, ohne sie mit einem Zeichen zu versehen, an einigen sonderbar geformten Baumkronen später leicht erkennen und das Gewehr bei Tage wieder auffischen zu können. An das beinahe unzugängliche Ufer zu fahren, wäre Thorheit gewesen, da die Gefahr des Kenterns dann noch grösser gewesen wäre. Zudem fing es stark zu regnen an, so dass wir so rasch wie möglich die Fahrt fortsetzten. Ich war durch diesen plötzlichen Verlust meiner besten Waffe ganz niedergeschlagen und die Sorge, ob ich den Platz auch wiederfinden könne, wollte keinen Augenblick von mir weichen, als ich später noch mehrere Stellen am Ufer sah, die derjenigen, welche ich mir gemerkt hatte, sehr ähnlich waren. Die Fahrt, welche übrigens bei der wachsenden Fluth auch sehr langsam förderte, schien kein Ende nehmen zu wollen, und erst um 10 Uhr abends kamen wir, bis auf die Haut durchnässt, an unsere Station in Schieffelinsville, wo Alles bereits in tiefer Ruhe lag.

Freund Stampfli hatte wieder heftige Anfälle von Malaria gehabt und war ganz entkräftet, doch gieng es ihm bereits wieder etwas

besser. Da ich vor meiner Abreise nach Hill Town hohe Preise auf das Einbringen von allerlei Fledermäusen ausgesetzt hatte, war er während meiner Abwesenheit in den Besitz verschiedener sehr werthvoller Exemplare gelangt; unter diesen befand sich auch der schon genannte *Epomophorus monstrosus*.

Am folgenden Morgen waren wir schon früh beschäftigt, unsere Sammlungen nachzusehen und neue Vorräthe einzupacken, da ich so rasch wie möglich nach Hill Town zurückreisen und unterwegs nach dem verlorenen Gewehre fischen wollte. Um 12 Uhr mittags fuhr ich ab, begleitet von Mr. Smith, einem Liberianer aus Schieffelinsville, der schon mehrmals gesunkene Gewehre aufgefischt hatte. Bei rasch zunehmender Ebbe fuhren wir langsam flussaufwärts; doch wie sah jetzt die Uferlandschaft anders aus als während der Nacht! So sehr ich mich auch anstrengte, um die geringfügigsten Einzelheiten ins Gedächtniss zurückzurufen, war es mir doch geradezu unmöglich, mit Sicherheit die gewünschte Stelle anzugeben, da ich keine einzige fand, die mit der mir eingeprägten völlig übereinstimmte. Schliesslich glaubte ich dieselbe gefunden zu haben, und Mr. Smith begann sofort mit einem grossen, mit Blei beschwerten Haken nach dem Gewehr zu fischen, jedoch vergeblich, so dass ich die Hoffnung aufgeben und die Fahrt ohne dasselbe fortsetzen musste. Bei unserer Ankunft in Jably gieng bereits die Sonne unter, und als wir den Blow Creek passirten, war die Nacht hereingebrochen. Man hatte mich zwar in Jably vor einer nächtlichen Flussfahrt gewarnt, doch hatte ich gehofft, noch vor Einbruch gänzlicher Finsterniss wenigstens Go Town zu erreichen, um am nächsten Morgen unserm Ziele etwas näher zu sein. Da ich den Flusslauf während der ersten Fahrt in mein Taschenbuch eingetragen hatte, so konnte ich jedesmal, wenn wir an eine grosse Biegung kamen, beim Lichte von Streichhölzern ablesen, wo wir uns befanden, sowie auch die ebenfalls eingetragenen Stellen finden, wo die Fahrt durch im Wasser liegende Baumstämme unsicher war. Die Fluth, welche bis ziemlich weit oberhalb Hill Town noch bemerkbar ist, war uns jedoch günstig und kamen wir gut vorwärts; zudem trugen meine braven Ruderer, die mir sehr ergeben waren, ihr Möglichstes zu einem raschen Vorwärtskommen bei. Das grösste Hin-

derniss war ein Baum, der, wahrscheinlich während des Gewitters in der letzten Nacht, mit seiner gewaltigen Krone quer in den Fluss gefallen war und in welche wir mitten hineinfuhren. Erst glaubte ich, dass ich nicht gut Ausschau gehalten hätte und wir im Ufergebüsch festsässen, doch hatte ich mich durch Licht bald vom wahren Sachverhalt überzeugt. Wohl eine halbe Stunde dauerte es, bis wir uns aus dem Labyrinth von Aesten wieder herausgearbeitet und eine enge Passage am andern Ufer entdeckt hatten, wo es endlich gelang, uns hindurchzuzwängen. Noch eine Biegung, und dann mussten wir in der Nähe von Go Town sein, deren Lage ich mir früher genau gemerkt hatte. Ich suchte darum meinen todmüden Ruderern Muth einzuflössen, indem ich ihnen eine reichliche Abendmahlzeit in Go Town versprach. Endlich hatten wir die Biegung erreicht, und bald darauf zeigten sich auch am linken Ufer die gigantischen Gestalten der Wollbäume, hinter welchen das gesuchte Dorf liegen musste. Da wir in der Finsterniss unter den überhängenden Bäumen den Landungsplatz nicht finden konnten — der Fluss war infolge des gestrigen Gewitters wenigstens um zwei Fuss gestiegen — schoss ich mein Gewehr ab, und die beiden *boys* riefen aus Leibeskräften, während sie sich mit den Händen an den überhängenden Zweigen festhielten. Es dauerte nicht lange, bis wir Antwort erhielten, und bald darauf kamen einige Männer aus dem Dorfe mit Feuerbränden an und halfen uns die Landung bewerkstelligen, worauf das Canoe festgebunden und wir selbst mit unserer Habe nach Go Town gebracht wurden. Hier wies mir der Häuptling Go seine Hütte als Schlafplatz an. Das Feuer in derselben wurde aufgeschürt, und meine wackern Leute erhielten einige rohe Kassaven, die wir uns, nachdem dieselben im Feuer geröstet waren, trefflich schmecken liessen. Obwohl Mitternacht nicht mehr fern war, kam doch die ganze Bevölkerung des kleinen Dorfes in und vor der Hütte zusammen, um den späten, weissen Gast anzustaunen. Der Häuptling sprach ziemlich gewandt Englisch und konnte sich mit meinen *boys* auch in der Vey-Sprache unterhalten, da er früher längere Zeit in der Nähe von Robertsport gelebt hatte. Als schliesslich die Leute keine Miene machen wollten, sich zurückzuziehen, erklärte ich dem Häuptling, dass

ich müde sei und schlafen wolle, worauf er sie sofort Alle wegschickte und sich selbst in eine benachbarte Hütte zurückzog. Der Eine meiner *boys* legte sich nun auf die aneinandergereihten Kisten, der Andere hinter der Thüre auf die Erde zur Ruhe nieder, und ich selbst streckte mich auf das harte Bett des Häuptlings aus und fiel, müde wie ich war, bald in tiefen Schlaf, aus dem ich leider wiederholt durch ein weithinschallendes *ka-ka-karrr*, den Paarungsruf von *Francolinus lathami*, einem rebhuhnartigen Vogel, geweckt wurde.

Schon ziemlich früh am nächsten Morgen setzten wir nüchtern unsere Reise fort und kamen ohne weitere Abenteuer gegen acht Uhr in Hill Town an.

Hier hörte man mit grosser Theilnahme von dem Verlust des schönen, vielbewunderten Gewehres, dessen sämmtliche Eisentheile, mit Ausnahme der Läufe, vernickelt waren und die man daher stets für Silber gehalten hatte. Sofort erklärte Mr. CLARK, gleich am nächsten Tage mit zwei Canoes und einigen guten Tauchern den Fluss hinunterfahren zu wollen, um unter meiner Leitung das Gewehr aufzusuchen. Da ich dessen Verlust noch immer nicht verschmerzen konnte, so willigte ich gerne ein, und so fuhren wir denn am Sonntag (16. Januar) mit zahlreichen Leuten in zwei Canoes ab. In dem einen derselben sass CLARK mit acht, im andern ich selbst mit fünf Ruderern. Es entspann sich sofort ein heisser Wettkampf, in welchem CLARK's etwas schadhaftes Canoe, obschon besser bemannt, bald weit zurückblieb. Ich liess an drei verschiedenen Stellen, wo das Gewehr nach meiner Vermuthung liegen konnte, tauchen und half selbst getreulich mit, indem ich mit einem schweren, an einer langen Leine befestigten Stein den Boden des Flusses sondirte. Aber alles war vergeblich. An der einen Stelle war das Wasser 17, an der zweiten 20 und an der dritten sogar 23—24 Fuss tief, und obwohl die Taucher ihr Möglichstes thaten und aus dieser Tiefe noch Baumäste und Hände voll Schlamm mit heraufbrachten — das Gewehr fanden sie nicht. Inzwischen war es Abend geworden, und die Leute, die bekanntlich das Sprichwort *time is money* noch nicht kennen, waren nicht zu bewegen, weiter als bis Jably zu fahren. Dort blieben wir während der

Nacht und kehrten am Montag wieder nach Hill Town zurück.

Am Abend des 18. Januar wurde mir ein halb erwachsenes liberianisches Flusspferd gebracht, das ein eingeborner Jäger in der Nähe der Stadt geschossen hatte, und von einem andern Jäger kaufte ich gleichzeitig ein schönes, altes Moschusthier. Diese beiden interessanten Thiere freuten mich sehr, und nachdem ich den Kauf abgeschlossen und die Leute bezahlt hatte, machte ich mich eifrig an die Arbeit des Präparirens. Sämmtliche Bewohner von Hill Town und der benachbarten Dörfer erhielten Fleisch in Ueberfluss. Mr. CLARK hatte sich, wie gewohnt, die Eingeweide ausgebeten, die bei diesen Leuten als grosser Leckerbissen gelten. Das Filet des Flusspferdes wurde, während ich an der Arbeit sass, am Spiess gebraten, eine Art der Zubereitung, die mir stets sehr gut gefiel. Das Fleisch des freilich noch jungen Thieres erinnerte etwas an Wildschweinefleisch und schmeckte köstlich. Zu Ehren der reichen Beute veranstalteten die Leute für den Abend ein grosses Fest. Ich wurde stets von einer grossen Menschengruppe umstanden, die meinen Arbeiten zusah, jedoch ohne mich zu stören. JACKSON und die *boys* halfen emsig mit, bis ich endlich ungefähr um 5 Uhr morgens Häute und Skelette beider Thiere fertig hatte.

Kaum hatte ich ein paar Stunden geschlafen, als ich Bericht erhielt, dass in der Nähe von Bo Wong, einer weiter landeinwärts gelegenen Stadt, ein grosses Flusspferd geschossen worden sei und ich sofort herkommen möchte, um dasselbe an Ort und Stelle zu zerlegen, da es viel zu schwer sei, um es unzerlegt hieherzubringen. Da man uns erzählte, dass der genannte Ort nicht weit entfernt sei, so brach ich, begleitet von JACKSON, zweien meiner Diener, Mr. CLARK und dem Manne, der den Bericht brachte, auf, ohne erst zu frühstücken. In schnellem Marsch folgten wir unserm Führer auf schmalen Waldpfaden über Berg und Thal, erst durch mir bekannte Gegenden, dann aber durch unbekanntes Gebiet, nach einem in einer Lichtung gelegenen Negerdorfe, einer sogenannten *halftown* von Bo Wong, woselbst ich hörte, dass das Ziel unseres Marsches nur noch etwa 10 Minuten Gehens entfernt sei. Ohne uns lange aufzuhalten, zogen wir weiter und traten bald in offenes Land hinaus, das im Hinter-

grunde von einem bewaldeten, in nordwest-südöstlicher Richtung streichenden Bergrücken begrenzt wurde. In dem hinter diesem Bergrücken liegenden Thale sollte die Stadt Weflah liegen, deren Häuptling mit CLARK verwandt war.

Unmittelbar vor uns lag Bo Wong, die grösste Queah-Stadt, die ich bis jetzt betreten hatte. Sie war ganz nach Art der alten, soliden Golah-Städte gebaut und erinnerte mich in mancher Hinsicht an Bojeh und Bommo. Die meisten Gebäude standen auf einer hohen Basis von hartem Thon, so dass ich z. B. vier hohe Stufen hinaufsteigen musste, um in das grosse, kreisrunde Haus des Häuptlings zu gelangen. Auch das Palaverhaus und das Fetischhäuschen waren auf dieselbe Art gebaut, und das gute Aussehen auch der gewöhnlichen Wohnhäuser liess auf einen gewissen Wohlstand der Bewohner schliessen.

Hier hörten wir nun, dass das Flusspferd schon am vorigen Abend geschossen worden sei und noch auf dem Platze, an dem es gefallen, in einem kleinen Waldsumpfe „ganz in der Nähe" liege. Wieder zogen wir weiter, diesmal begleitet vom Häuptling des Ortes selbst, dem glücklichen Schützen und etwa zwanzig andern Männern. Ganz nahe hinter dem Dorfe passirten wir auf einem gefällten Baumstamme, etwa 20′ über dem Wasser, den Bo Creek. Dieser war jetzt beinahe trocken, doch soll er in der Regenzeit als Verkehrsstrasse von der mehrerwähnten Stadt Careysburg nach dem Du Queah dienen, weshalb er auch unter dem Namen Careysburg Creek bekannt ist. Nachdem wir wohl eine Stunde lang auf Umwegen durch dichten Wald marschirt waren, erreichten wir endlich die Stelle, an der das Thier lag. Es war ein ganz ausgewachsenes, weibliches Exemplar, das, tödlich getroffen, in eine grosse Wasserlache hineingerannt und dort verendet war. Durch die starke Gasentwicklung wie eine Trommel aufgeblasen, hatte es sich aus dem Schlamme, in dem es erst stack, herausgehoben und schwamm nun, den grünlich grauen Bauch, in welchem die vier kurzen, dicken Beine wie eingesteckt erschienen, nach oben gerichtet, auf der Wasserlache [1]. Es bestand keine Möglichkeit, das Thier, so wie es war,

---

[1]) Siehe das Titelbild dieses Capitels.

herauszuheben, ja nicht einmal, sich ihm zu nähern, ohne in eine bodenlose Schlammasse zu versinken. Ich liess daher durch die Leute Faschinen aus Baumästen machen, die neben dem Thier in den Schlamm getreten wurden und auf welchen dasselbe endlich erreicht werden konnte. Mit vieler Mühe wurde es nun herausgeschleppt, worauf ich die nöthigen Maasse nahm und dann, mit Hülfe von JACKSON und einem Diener, mit dem Abhäuten begann. Nach etwa zwei Stunden war die Arbeit so weit gediehen, dass der ausgeweidete Rumpf entfernt werden konnte. Den Kopf und die vier Extremitäten liess ich vorläufig in der Haut und rollte diese Letztere zu einem grossen Ballen zusammen, worauf sie an einen langen Pfahl gebunden und nur mit Mühe von zwei starken Männern weggetragen wurde. Mit dem Kadaver geschah ein Gleiches. Selbst die Eingeweide waren so schwer, dass ein einziger Mann sie nicht zu tragen vermochte; sie wurden deshalb ihres Inhaltes entledigt und dann ebenfalls weggebracht. Ich schätzte das Gewicht des ganzen Thieres, von dem die dicke Haut sowohl als das auffällig dickknochige Skelet ausserordentlich schwer waren, auf wenigstens 800 Pfund. Auf einem andern, etwas kürzern Wege kehrten wir nun nach Bo Wong zurück, von wo aus wir, da noch kein Frühstück für uns bereit war und ich bange sein musste, dass bei längerm Aufenthalt die Haut des Thieres verderben würde, sofort die Rückreise antraten. Vor dem Abmarsche kamen indessen der Häuptling von Weflah und einige seiner Leute mit einer schönen Doria-Antilope an, die sie am Morgen geschossen hatten. Der Häuptling war auf dem Wege nach Hill Town, um mir die Antilope zu bringen und mich zugleich nach Weflah mitzunehmen, da ich ihm früher bereits einen Besuch versprochen hatte. Ich erklärte ihm jedoch, dass vorläufig nichts daraus werden könne, da ich nun viel zu viel Arbeit habe und auch erst nach Monrovia gehen müsse, um neue Tauschwaaren zu holen. Er gab mir nun, etwas enttäuscht, seine Leute sammt der schönen Antilope mit, und so reisten wir ab. Es waren zahlreiche Leute aus Bo Wong mitgekommen, um die Lasten tragen zu helfen, hauptsächlich aber wohl, um so viel Fleisch wie nur immer erhältlich nach Hause zurückzubringen, da ich, um das

VII.



Du Queah River.

ANKUNFT DES FLUSSPFERDES IN HILL TOWN.

Thier zu bekommen, von vorne herein erklären musste, das Fleisch nicht behalten zu wollen. Für Haut und Skelet, frei nach Hill Town geliefert, versprach ich 20 Dollars zu bezahlen. In der genannten *halftown* wurde nur ein kurzer Augenblick gerastet, und ich ass, als ob es aus Scherz wäre, mit einer Negerin einen hölzernen Napf voll gekochter Maniokknollen leer, denn in Wirklichkeit hatte ich grossen Hunger. Der Häuptling dieses Ortes hatte viele schöne Mähnenschafe und prachtvolle, starke Ziegen, die er mir jedoch nicht verkaufen wollte. Zum Andenken an unsere kurze Bekanntschaft schenkte er mir ein aus einer Kalebasse verfertigtes, hübsches Pulverhorn.

In raschem Schritte giengs nun, unter fürchterlichem Halloh und Hornblasen, waldeinwärts. Grössere Kraftleistungen als auf diesem Marsche habe ich kaum jemals gesehen. Es war, als ob die wilde Jagd durch den finstern Urwald raste. Die Träger, je zwei an jedem der beiden Pfähle, rannten auf den oft steilen, krummen Pfaden so rasch bergauf und -ab, dass ich, JACKSON und der alte CLARK, obwohl wir nichts zu tragen hatten, kaum mit ihnen Schritt zu halten vermochten und keinen Augenblick stillstehen durften aus Furcht, die unaufhaltsam vorwärtseilende Karawane nicht mehr einholen zu können.

Etwas nach 5 Uhr nachmittags kamen wir in Hill Town an. Hier bewirthete ich den glücklichen Jäger, der das Flusspferd geschossen, ebenso die Träger, die es gebracht. Es waren ihrer viele, da in kurzen Zwischenräumen gewechselt wurde, ohne dass der Zug nur einen Augenblick stillstand, indem die neuen Träger während des Gehens ihre Schultern unter den Pfahl schoben, worauf die Andern zur Seite traten. Dann bezahlte ich den bedungenen Preis für das Thier aus und gab sowohl dem Jäger als den Trägern die ihnen zukommenden Geschenke. Da es manchen meiner Leser interessiren dürfte, zu erfahren, welche Waaren man bei diesen Leuten an Geldesstatt anbringen kann, möge hier das Verzeichniss der ausbezahlten Gegenstände folgen: 20 Yards Calico (weisser Baumwollenstoff), 12 grosse Taschentücher, 1 Paar schwer vergoldete Ohrringe, 1 Taschenmesser, 3 Fässchen Schiesspulver, 4 Feuersteingewehre, 6 Pfund Tabak, 1 seidenes Foulard, 1 Kiste Gin (Branntwein). Für einen ge-

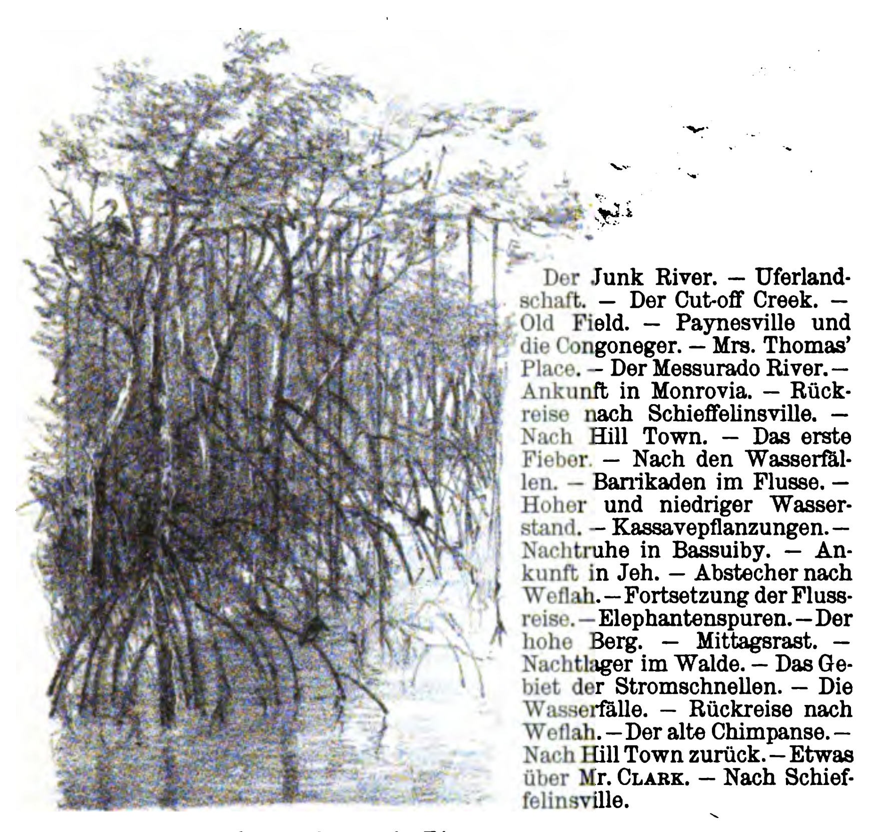
ringern Betrag hätte ich einen Sklaven oder eine Frau kaufen können! Ausserdem erhielt der Jäger noch als Geschenk zwei Pfund Tabak und eine Flasche Branntwein, so dass mich die Haut und das Skelet dieses Thieres, die Abgabe an CLARK mitgerechnet, auf ungefähr 25 Dollars zu stehen kam.

Da die Träger auf das Fleisch des Thieres warten mussten, konnten sie am selben Tage nicht mehr abreisen und blieben in Hill Town über Nacht. Hier führten sie wilde Kriegstänze auf, und die ganze Stadt, die nun reichlich mit Fleisch versehen war, da ich es mit dem Verabreichen an die Träger nicht allzu genau nahm, feierte mit. Ich selbst aber war mit JACKSON und meinen Dienern vollauf beschäftigt, Kopf und Füsse des Thieres aus der Haut zu präpariren, letztere zu conserviren und das Skelet abzufleischen. Nachher kam die Antilope an die Reihe, und wieder brach beinahe der Tag an, als ich mich auf einige Augenblicke zur Ruhe niederlegte.

Inzwischen war von STAMPFLI Bericht gekommen, dass er ernstlich erkrankt sei. Ich beeilte mich daher, nach Schieffelinsville hinunter zu fahren, um nach ihm zu sehen und zugleich meine Jagdbeute unterzubringen. Schon um acht Uhr morgens (20. Januar) reiste ich ab und kam um ein Uhr bei STAMPFLI an, der zwar elend aussah, aber bereits wieder das Bett verlassen konnte. Sofort wurden nun unsere Sammlungen nachgesehen und geborgen, was auch den ganzen folgenden Tag noch in Anspruch nahm. Allerlei kleinere Gegenstände derselben wurden verpackt, um sie nach Monrovia mitzunehmen und mit einem gerade dort anwesenden Schiffe nach Holland zu senden; auch wurde alles für die am folgenden Tage anzutretende Reise bereit gemacht. Ich freute mich sehr auf dieselbe, weil ich hoffte, bei dieser Gelegenheit den ganzen Lauf des obern Junk River, sowie die Grasfläche, welche diesen vom Messurado River trennen sollte, kennen zu lernen und wo möglich in Karte zu bringen.

XVI.

Reise nach Monrovia und den Fällen des Du Queah.



Der Junk River. — Uferlandschaft. — Der Cut-off Creek. — Old Field. — Paynesville und die Congoneger. — Mrs. Thomas' Place. — Der Messurado River. — Ankunft in Monrovia. — Rückreise nach Schieffelinsville. — Nach Hill Town. — Das erste Fieber. — Nach den Wasserfällen. — Barrikaden im Flusse. — Hoher und niedriger Wasserstand. — Kassavepflanzungen. — Nachtruhe in Bassuiby. — Ankunft in Jeh. — Abstecher nach Weflah. — Fortsetzung der Flussreise. — Elephantenspuren. — Der hohe Berg. — Mittagsrast. — Nachtlager im Walde. — Das Gebiet der Stromschnellen. — Die Wasserfälle. — Rückreise nach Weflah. — Der alte Chimpanse. — Nach Hill Town zurück. — Etwas über Mr. Clark. — Nach Schieffelinsville.

Mangrovelandschaft am Messurado River.

Am Sonnabend 22. Januar um 7 Uhr früh sass ich wieder im Canoe, um die Reise nach Monrovia über Oldfield anzutreten. Im Gegensatz zum Du Queah fand ich den Junk River, den wir nun hinauffuhren, mit wenigen Ausnahmen sehr gerade, ungefähr parallel mit der Küste verlaufend, oft sogar sich derselben noch

mehr nähernd, als dies bei Schieffelinsville der Fall war, so dass wir während unserer Fahrt stellenweise die Brandung deutlich hören konnten. Die mit geringen Ausnahmen sumpfigen Flussufer waren erst mit dichtem Pandanuswald bewachsen. Röthliche, geradlinige und überall gleich dicke, mit warzenartigen Stacheln besetzte Stützwurzeln trugen den auf einer Höhe von 3—8′ über dem Wasser beginnenden Stamm, und dieser wieder die sparrig abstehenden, mit je einem Blätterbüschel versehenen Aeste, von welchen letztern schwere, melonenartige und mit dornigen Höckern besetzte, grasgrüne Früchte herunterhingen. Der Pandanus ist ein Charakterbaum der sumpfigen Flussufer Liberia's, welcher nicht nur dem Neuling, sondern auch demjenigen, der sich allmälig an eine derartige Landschaft gewöhnt hat, stets neues Interesse einflösst. Uebrigens kommt der Pandanus, wie wir noch in diesem Capitel und auch später sehen werden, nicht nur am Unterlaufe der Flüsse vor, sondern selbst oberhalb der Stromschnellen, wo das Wasser niemals brackig wird. Weiter flussaufwärts wird der Pandanus durch Mangrovewald ersetzt, der jedoch häufig mit Weinpalmenbeständen abwechselt, deren grün und röthlich geschäftete, lange Fieder über das stellenweise ganz mit den mehrgenannten weissen Blumen bedeckte Uferwasser hereinhängen. Obschon wir in der angenehmen Morgenfrische rasch vorwärts kamen, hatten wir doch über eine Stunde, stets in ungefähr westlicher Richtung fahrend, im Canoe gesessen, als wir endlich den ersten Landungsplatz am Ufer antrafen. Ein schmaler Fusspfad führt von diesem einen kleinen Abhang hinauf zu der Niederlassung eines Liberianers, Mr. RUNDALL, der hier ein etwas einsiedlerisches Dasein fristet. Dieser Platz liegt am Abhang eines niedrigen Höhenzuges, welcher, wahrscheinlich aus dem Innern kommend, hier am Flusse sein Ende erreicht.

Oberhalb Mr. Rundall's Place beschreibt der Fluss eine gewaltige Schlinge, und die dadurch gebildete Halbinsel ist mit mächtigen Bäumen bedeckt. Ein schmaler Waldcreek, der nur zur Fluthzeit und auch dann nur mit Canoes passirt werden kann, schneidet die grosse Schlinge an der Basis ab und gewährt demjenigen, welcher zur günstigen Zeit ankommt, wohl eine halbe

Stunde Zeitersparniss. Auch wir machten von diesem Creek, der seiner Eigenschaft wegen der *cut-off* genannt wird, Gebrauch. Zahlreiche Felstrümmer — die einzigen am ganzen Junk River — die am Eingange des Creeks liegen und auch den Boden des Wassers bedecken, lassen auf eine felsige Unterlage des hier auslaufenden Hügels schliessen. Ich kann mir nichts anderes denken, als dass dieser Creek ein Ueberrest des einstigen Flussbettes ist und wahrscheinlich auch bald wieder zu seinem vollen Rechte kommen wird. Bald hatten wir den breiten Fluss wieder erreicht, und weiter gieng es in gerader, nun etwas nordwestlicher Richtung, ohne dass die einförmige Landschaft sich merklich änderte. Nur die Bäume wurden etwas höher und stämmiger, und ab und zu zeigte sich ein kleiner Inlet. Wieder hatten wir etwa eine Stunde gefahren, als sich bei einer starken nördlichen Biegung des etwa 60 M. breiten Flusses ein bedeutender, nördlicher Nebenfluss zeigte, der sogenannte Careysburg Creek, der in der Regenzeit bis beinahe nach Careysburg hinauf fahrbar sein soll. Wie mir vorkommt, ist dieser Creek als der eigentliche Hauptarm des Junk aufzufassen, denn bald darauf wird der andere, dem wir nun folgten, sehr schmal und unbedeutend und ist eigentlich mehr ein Quellbach als ein Fluss zu nennen. Von hier ab ist die Uferlandschaft gänzlich verändert und geradezu ein Idyll geworden. Ein ganzer Wald von hochstämmigen, grossen Mangrovebäumen und eben solchen Pandanus, die ihre Kronen über das fast plötzlich schmal gewordene Fahrwasser zusammenwölben, verbreiten angenehme Kühle. Das Wasser ist hier oben, obschon es zur Fluthzeit bedeutend aufgestaut wird, stets trinkbar und hell wie Krystall; es beherbergt zahlreiche, brunnenkressenartige Pflanzen, die oft unter dem Wasser grosse Teppiche bilden und ihrerseits wieder zahlreichen Fischen Nahrung und Zuflucht bieten. Der letzte schmale Wasserarm verzweigt sich am waldbedeckten Rande der grossen Grassteppe, die den Junk- vom Messurado River trennt, in zahlreiche Quellbäche, und einem derselben folgend, wobei man oft das Canoe zwischen überhängendem Gebüsch durchschieben musste, erreichten wir etwas nach 10 Uhr die Grassteppe. Dort zogen wir unsere beiden Canoes auf das Ufer, verbargen Ruder und Sitzbänke im Gebüsch und

dann den Weg über Land nach dem Messurado River an. Die ganze Grasfläche, Old Field (altes Feld)[1]) genannt, ist eine nur schwach undulirte Ebene, die als echte Savane häufig durch kleine Gehölze unterbrochen wird, aus denen zahlreiche Oelpalmen emporragen und der Gegend einen malerischen Anstrich geben. Der Boden besteht aus weissgelbem Sand und ist mit etwa 1—3′ hohem, halbverdorrtem Gras bedeckt, welches bei vorgerückterer Trockenzeit abgebrannt wird, so dass nachher der Boden ganz schwarz aussieht, bis die wiederkehrenden Regen demselben frisches Grün entlocken. Auch hier findet man über die Grasfläche zerstreut *Anona senegalensis*, jenen verkrüppelten, strauchartigen Baum, den ich in den Savanen um den Fisherman Lake so häufig antraf und der dieser Landschaft einen eigenthümlichen Charakter verleiht. Dem breiten, sandigen Fusspfade folgend, schritten wir bei glühender Sonnenhitze in westnordwestlicher Richtung weiter, bis wir endlich nach etwa fünf Viertelstunden Gehens bei dem weitläufigen Dorfe Paynesville den östlichsten Arm des Messurado River erreichten.

Paynesville, so genannt nach Mr. Payne, dem früheren Präsidenten der Republik, ist eine bedeutende Niederlassung von Congonegern, die sich selbst als Liberianer betrachten, aber bis dahin sich nur wenig mit Letztern vermischt, auch noch immer viele Nationaleigenthümlichkeiten bewahrt haben. Sie sind alle Christen geworden und haben in Paynesville, auch wohl schlechtweg Oldfield genannt, zwei Kirchen, eine für Baptisten, die andere für Methodisten.

Früher hatte ich immer geglaubt, dass Oldfield ziemlich weit von der Küste entfernt liege und der Junk River einen mehr nördlichen Ursprung hätte. Ich war daher nicht wenig erstaunt, dort sehr deutlich das Tosen der Brandung zu hören und vernahm denn auch auf meine Frage, dass die Küste in gerader Linie nicht mehr als zwei bis drei *miles* weit entfernt sei. Die Grassteppe soll sich in südlicher Richtung bis beinahe zur Meeresküste, nördlich aber ziemlich weit landeinwärts ausdehnen; sie ist jedenfalls die grösste Savane, die ich in Liberia kennen gelernt habe.

[1]) Nicht wörtlich, in der Bedeutung von früherm Ackerland, aufzufassen.

Einen eigenthümlichen Anblick bietet der Messurado River, der hier seinen Ursprung hat. Derselbe erhält nämlich seine Wasserzufuhr durch verschiedene, wie die gespreizten Finger einer Hand zusammenlaufende Creeks, welche durch sandige Bodenerhebungen von einander getrennt sind und von zahlreichen Quellen genährt werden. Den Paynesville Creek, einen dieser Arme, auf einem Kunstdamme überschreitend und die westlich davon gelegene niedrige Bodenerhebung kreuzend, kamen wir gegen 12 Uhr an einen andern Flussarm, den sogenannten Head River, und kehrten dort im Hause einer Mrs. THOMAS, wo STAMPFLI während seiner ersten Reise eine Zeit lang stationirt war, ein. Mrs. THOMAS, eine herzensgute alte Frau, und Mrs. WARE, ihre Tochter, empfingen mich sehr zuvorkommend. Da Erstere an die vom Junk River kommenden Leute Fahrzeuge vermiethet, um nach Monrovia zu fahren, so bestellte ich ihr grösstes Canoe und ruhte, während meine Leute dasselbe bereit machten, in der Veranda ihres Hauses etwas aus, denn der Marsch über das Grasfeld in der glühenden, durch den weissen Sand kräftig zurückgestrahlten Sonne hatte mich etwas ermüdet. Nach den Angaben von Mrs. THOMAS construirte ich ein Schema des Messurado River mit dessen Zuflüssen und ihren Namen, um auf der Fahrt nach Monrovia einige Anhaltspunkte für die Anlage meiner Flusskarte zu haben.

Es war gerade Ebbe und daher der niedrigste Wasserstand, als ich an den Fluss hinunterkam, um in das inzwischen bereitgemachte Canoe zu steigen. Der ganze breite, Head River genannte Flussarm, der etwas weiter oben sackartig beginnt, ohne einen eigentlichen Zufluss aufzunehmen, war jetzt nichts als eine schwarze Schlammasse, in deren Mitte ein schmaler, unbedeutender Wasserstreif das kaum brauchbare Fahrwasser andeutete. Dieses gänzliche Fehlen bedeutender Wasserzufuhr aus dem Innern — die übrigen Arme des Flusses endigen auf dieselbe Weise — bestärkte mich in der bereits früher begründeten Ansicht, dass der Messurado River mit seinen Ufergebieten als eine Lagune aufzufassen sei, welche infolge leichter Hebung des Bodens theilweise abgelaufen ist. Eine specifische Mangrove-Atmosphäre umgab uns, sobald wir das Flussufer erreicht hatten, und das Vorgefühl von

nahendem Fieber kam über mich, als ich zum Canoe hingetragen wurde, welches draussen im Fahrwasser lag.

Das Canoe .war nun mit acht Ruderern bemannt, worunter drei Leute von CLARK und die zwei Personen von Weflah, welche mir die Antilope gebracht hatten und die gerne einmal Monrovia und das Meer sehen wollten. Das Fahrwasser durchschnitt in zahlreichen Windungen die riesige Schlammfläche, so dass es uns fast nicht möglich war, den richtigen Weg zu finden. Ueberall starrten uns trostlose, nun im halb abgetrockneten Schlamm noch trauriger aussehende Mangrovebüsche entgegen. Der Unterschied zwischen diesem niedrigsten Wasserstande und dem höchsten zur Fluthzeit, dessen Grenzlinie man deutlich an den hohen Wurzelbögen der Mangrove ablesen konnte, beträgt etwas über zwei Meter.

Sehr bald sahen wir zu unserer Linken den bereits erwähnten Paynesville Creek einmünden, der seinerseits schon früher den sogenannten Flat Creek aufgenommen hatte, und kurz darauf vereinigte sich mit dem breiter gewordenen Fahrwasser der ebenfalls links einmündende Cooper's Creek. Von hier ab verfolgt der Fluss in zahlreichen, zum Theil sehr scharfen Krümmungen längere Zeit eine nordwestliche Richtung, wobei er erst zur Rechten den George Carey's Creek und unmittelbar darauf den Congo Town Creek aufnimmt. Obschon wir gegen die mit Macht einströmende Fluth anzukämpfen hatten, kamen wir doch, dank der Anstrengungen meiner Ruderer, rasch vorwärts und erreichten innerhalb einer Stunde eine seeartige Wasserfläche, in welche von rechts her der Witherspoon Creek einmündet. Dieser ist beinahe ebenso breit als der Hauptarm des Flusses und wird schon oberhalb seiner Einmündung durch einen Quer-Creek mit diesem verbunden. Hier sahen wir zum ersten Male, gerade vor uns im Westen, den Leuchtthurm von Monrovia. Der Fluss wurde nun merkbar breiter. Um eine scharfe Ecke herum nach Süden abbiegend, wurden wir von einem reizenden Landschaftsbilde überrascht. Ein Ausläufer des Höhenzuges, der das Vorgebirge Messurado bildet, drängte sich mit steiler Uferwand dicht an den Fluss heran, und unter schönen Mangobäumen und Kokospalmen zeigte sich das weissgetünchte

Landhaus von Mrs. ROBERTS, der Wittwe des ersten Präsidenten von Liberia. Etwas später zweigt sich links ein breiter Creek ab, welcher mitten durch ausgedehnte Mangrovesümpfe hin nach New Georgia am Stockton Creek führt und so die kürzeste Wasserstrasse von Oldfield nach dem St. Paul's River bildet.

Von hier nimmt der Messurado River eine westliche Richtung an und erreicht stellenweise eine seeartige Breite, so dass bei den oft plötzlich entstehenden Tornados die Fahrt per Canoe sehr gefährlich werden kann. Der Mangrovewald, der von Cooper's Creek bis zum Witherspoon Creek sehr hoch ist und mit den aus seinen Aesten ins Wasser herunterhängenden, tauartigen Luftwurzeln [1]) einen interessanten Anblick gewährt, wird nun sehr niedrig und monoton, begleitet aber den Fluss beiderseitig bis nach Monrovia hinunter, woselbst wir um halb drei Uhr unter furchtbaren Kraftanstrengungen und lautem Gesange der Ruderer unsern Einzug hielten. Die Compassaufnahme des Messurado River datirt erst von verschiedenen spätern Fahrten, denn kaum hatten wir Mrs. THOMAS' Place verlassen, als mich in der dumpfen Mangroveluft, in der auch nicht der leiseste Windhauch Kühlung brachte, der Schlaf dergestalt übermannte, dass ich nicht einmal im Stande war, den Compass abzulesen und, wenn mir dies gelang, ich die Richtung schon wieder vergessen hatte, bevor sie noch zu Papier gebracht war.

Da am Sonntag alle Waarenhäuser (*stores*) geschlossen sind, erledigte ich sofort nach der Ankunft meine Geschäfte und besorgte die nöthigen Einkäufe, worauf ich den Abend zusammen mit den holländischen und deutschen Handelsagenten zubrachte. Fast jedesmal, wenn man nach längerm Aufenthalt im Innern wieder an die Küste zurückkommt, findet man Veränderungen im Personal der weissen Kaufleute. So auch diesmal. Mein alter Freund VAN DER MEULEN war etwa acht Tage vor meiner Ankunft mit zerrütteter Gesundheit nach Holland abgereist, woselbst er seither auch gestorben ist, und HARTERT, der frühere Vertreter der belgischen Firma in Robertsport, lag gefährlich krank in Monrovia und wartete auf die erste Gelegenheit, um nach Deutschland

---

[1]) Siehe das Titelbild dieses Capitels.

zurückzukehren. Am folgenden Morgen hatte ich so starkes Nasenbluten, dass ich davon ganz schwach und schwindlig wurde und infolgedessen erst gegen Abend die Rückfahrt nach Paynesville anzutreten wagte. Ohne Unfall kamen wir, bei hohem Wasserstande, erst lange nach Dunkelwerden in Mrs. THOMAS' Place an, wo ich die Nacht über zu bleiben beschloss.

Am Montag früh reisten wir weiter. Die Ruderer waren schwer mit Lasten beladen. Am Junk River angekommen, fanden wir unsere zwei Canoes unversehrt vor und fuhren mit fallendem Wasser nach Schieffelinsville hinunter, wo wir um 12 Uhr mittags anlangten. Schon um 2 Uhr, sobald das Wasser wieder zu steigen begann, setzte ich mit den beiden Canoes die Reise nach Hill Town fort, kam denselben Abend noch bis Go Town und erreichte erst am andern Tage um 9 Uhr morgens die Station, wo mich sofort ein heftiges Fieber aufs Bett warf.

Glücklicherweise gelang es mir, durch starke Dosen Chinin weitern Fieberanfällen vorzubeugen, doch war ich die ganze Woche unwohl, so dass ich mich mit dem Sammeln von Insekten in der nächsten Umgebung der Station begnügen musste.

Da in kürzester Frist ein Schiff nach Holland abgehen sollte, so fuhr ich am Sonnabend wieder nach Schieffelinsville hinunter, um einen weitern Theil der Sammlungen zur Versendung bereit zu machen. Meinen Jäger JACKSON liess ich zur Bewachung der Station in Hill Town zurück. Ich selbst blieb in Schieffelinsville, um die Rückkehr STÄMPFLI's abzuwarten, der am Sonntag abreiste, um die zur Versendung bereit liegenden Naturalien nach Monrovia zu schaffen.

Schon früher hatte ich die Absicht, einmal nach den Wasserfällen des Du Queah, von welchen man mir in Hill Town oft erzählte, zu reisen und bei dieser Gelegenheit den Fluss, von dessen Oberlauf mit Ausnahme der Eingebornen Niemand etwas Genaues wusste, kennen zu lernen und in Karte zu bringen. In Hill Town kannten die Eingebornen den Fluss nur bis zu dem mehrgenannten Orte Weflah hinauf, indessen machen sie die Reise dorthin stets zu Fusse, da diese nur einige Stunden dauert, während die Flussreise mindestens einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Ich musste daraus schliessen, dass der Fluss

zwischen beiden genannten Orten entweder zahlreiche Schlingen machen oder einen grossen Bogen beschreibe, was mein Verlangen, denselben kennen zu lernen, noch vergrösserte. Ich wurde freilich von allen Seiten vor dieser Unternehmung gewarnt, da der Fluss an vielen Stellen durch hineingestürzte Bäume versperrt und zu dieser Jahreszeit, beim niedrigsten Wasserstande, eine Reise im Canoe mit den grössten Hindernissen verbunden, wenn nicht geradezu unmöglich sei. Auch konnte man nicht begreifen, ja man fand es geradezu lächerlich, dass ich darauf bestand, die mühevolle Reise zu Wasser zu machen, während man doch die Wasserfälle in viel kürzerer Zeit und bequemer zu Fusse erreichen könne. Der Fluss hat bei diesen Leuten eben nur die Bedeutung einer Wasserstrasse; dass es mich aber interessirte, seinen Lauf kennen zu lernen, nur um ihn „aufschreiben" zu können, lag ihnen zu fern.

Am Dienstag 1. Februar kam STAMPFLI aus Monrovia zurück, worauf ich sofort die Reise nach Hill Town antrat. Noch am nämlichen Abend kam ich dort an. CLARK, der mir versprochen hatte, mich auf der Fahrt nach den Fällen zu begleiten, war für einige Tage verreist, sehr wahrscheinlich um nicht mitgehen zu müssen, doch war er vor der Abreise so vorsorglich gewesen, einen jungen Mann, der etwas Englisch sprach und den Flusslauf zu kennen vorgab, zu meiner Verfügung zu stellen.

Am folgenden Morgen, 2. Februar, waren wir schon früh reisefertig. Die Gesellschaft bestand ausser mir aus JACKSON, meinen Dienern BOB und JOHN und dem Führer und Dolmetscher PETER, welcher das Canoe zu steuern hatte. Da wir voraussichtlich das Fahrzeug oft über Baumstämme hinzuschleppen, vielleicht stellenweise sogar zu tragen hatten, fand ich es rathsam, das kleine Canoe zu wählen, das, weil neu, etwaige derbe Stösse leichter ertragen konnte. Meine Bagage war auf das Allernöthigste beschränkt. In einen kleinen Koffer hatte ich Kleider und Wäsche, Geschenke für Häuptlinge, Tauschwaaren zur Bezahlung von Dienstleistungen, Lebensmitteln und etwaigen Naturalien, die nöthigen Instrumente und Chemikalien zum Präpariren und Conserviren von Thieren, sowie allerlei Reiseutensilien verpackt. Eine andere kleine Kiste enthielt die Sammelbüchse mit einem Quantum

Spiritus zur Aufnahme von Naturalien, eine dritte meinen photographischen Apparat. Auch eine Kugelbüchse und ein paar Jagdgewehre nebst der nöthigen Munition führten wir mit.

Die erste Fahrt auf einem Flusse, den man weder aus eigener Anschauung, noch aus Karten und Beschreibungen kennt, über den selbst die Eingebornen nur dunkle oder oberflächliche Mittheilungen zu machen vermögen, ist stets ein Stück Entdeckungsreise und daher sehr interessant und spannend. Jeden Augenblick ertappt man sich selbst bei falschen Vorstellungen, die man sich zum Voraus gemacht hat; stets bieten sich wieder andere Uferpartieen, überraschende Biegungen, durch hereingestürzte Bäume verursachte, malerische Barrikaden, die für denjenigen, der sie im Canoe passiren muss, ebensoviele Fragezeichen sind! Auf dem leeren Millimeterpapier des Notizbuches projiciren sich nach und nach zahlreiche, oft nahezu geschlossene Schlingen, die man ohne eine genaue Combination von Compassablesungen und Abstandsgissungen kaum ahnen würde, denn nur diese beiden liefern den Beweis, dass man, beinahe im Kreise herumfahrend, wieder an ungefähr derselben Stelle ankommt, die man vor vielleicht einer halben Stunde schon passirt hat.

Mit freudig gehobener Stimmung setzte ich mich daher, als alles in Ordnung gebracht war, in das schwanke Fahrzeug, während hinter mir Jackson, meine Ruderer und Peter der Steuermann Platz nahmen. Im Anfang zeigte der Fluss dasselbe Bild wie unterhalb Hill Town; er war 30—50′ breit und hatte, da gerade Ebbe war, bedeutendes Gefälle. Unsere Hauptrichtung blieb ein paar Stunden lang die südöstliche, wurde später beinahe rein östlich und nachher sogar nordöstlich. Hohe, senkrechte Ufer engten den Fluss zu beiden Seiten ein, und gar bald kamen wir an ein Labyrinth von durcheinander gestürzten Bäumen, zwischen welchen wir nur mit einiger Mühe das Canoe hindurchzwängen konnten. Nach kaum einer halben Stunde erreichten wir den am linken Ufer liegenden Landungsplatz des Queahdorfes Blutuby, bis wohin noch die Flut der See hineindringt, worauf wir links abbogen und durch zwei grosse Schlingen eine halbe Stunde später am obern Landungsplatze desselben Dorfes ankamen. Ohne uns aufzuhalten, passirten wir nach und nach die Dörfer Sommai,



Du Queah River.

FLUSSPARTIE ZWISCHEN GOKWOKONG UND SCHEKWO.

(Figur rechts mein Jäger Jackson).

Boiwaiu, beide am linken Ufer, und darauf Blanwy und Bapua's Town auf dem rechten Ufer. Bald darauf bogen wir nach Nordosten ab und behielten, zahlreiche Krümmungen abgerechnet, diese Richtung bis zum Abend bei. Um halb zwölf passirten wir Cawan's Town am rechten Ufer und kamen gegen 12 Uhr, nachdem wir eine sehr enge Schlinge befahren, an den felsigen Landungsplatz von Gokwokong, einem Negerdorfe, das etwa fünf Minuten vom rechten Ufer landeinwärts inmitten grosser Kassavepflanzungen lag. Hier dachte ich irgend. einen gefälligen Häuptling zu finden, der uns für Geld und gute Worte eine Mahlzeit vorsetzen würde, doch war in dem kleinen, armseligen Neste fast niemand zu Hauze, und da auch der Häuptling sowohl als seine *head-woman* abwesend waren, mussten wir uns mit einigen gerösteten Kassaven begnügen, die eine gutmüthige alte Frau mir schenkte und welche letztere ich dafür zu ihrer grossen Freude mit einigen Blättern Tabak und eine Thonpfeife belohnte. Auch hier wurden wir vor einem weitern Vordringen zu Wasser gewarnt, ja man erklärte dies sogar als eine Unmöglichkeit und sagte, dass alle Hindernisse, denen wir bisher begegnet, nicht der Rede werth seien gegenüber dem, was uns noch bevorstehe. Selbst mein Führer und Dolmetscher rieth mir, zurückzukehren oder den weitern und viel kürzern Weg nach Weflah über Land zurückzulegen. Doch vergeblich. Wie ich nach Weflah kam, war mir Nebensache, den Flusslauf aber wollte ich, soweit es gieng, um jeden Preis kennen lernen. So fuhren wir denn gegen ein Uhr weiter und kamen nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse eine halbe Stunde später an die Stelle, wo sich der Bo- oder Careysburg Creek, den ich schon bei Bo Wong kennen gelernt hatte, durch eine Felsschlucht in den Fluss ergiesst. Derselbe hatte aber, obschon ziemlich breit, so wenig Wasser, dass man unmöglich mit einem Canoe hätte hineinfahren können. Bei hohem Wasserstande, also in der Regenzeit, soll er freilich eine brauchbare Wasserstrasse nach Careysburg bilden.

Nach allerlei Schwemmaterial zu urtheilen, das in den Aesten der überhängenden Bäume angetroffen wurde, musste der damalige niedrigste Wasserstand wenigstens 15′ niedriger sein als der höchste

in der Regenzeit. Das Flussbett war nun sehr eng, höchstens 20—30′ breit, das Gefälle, welches hier durch keine eindringende Fluth mehr beeinflusst wird, also sehr stark. Das benachbarte Land schien ziemlich flach zu sein und war mit Hochwald und Kassavepflanzungen bedeckt. Reis wird in diesen Gegenden nicht gebaut. Ueberhaupt habe ich im ganzen Lande keine Gegend angetroffen, in welcher die Eingebornen sich so ausschliesslich



Du Queah River. Versperrte Passage.

von Kassaven nährten, als dies beim Queahstamme der Fall ist. Die fast überall senkrechten Uferwände hatten hier eine Höhe von 15′ und bestanden nicht mehr ausschliesslich aus Thon, sondern sehr häufig aus einem nagelfluh-artigen, harten Conglomerat von durch eine eisenharte Cementmasse verbundenen, abgerundeten Kieseln, wahrscheinlich altem Geröllе, das von einer zähen Bindemasse verkittet worden ist. Eine derartige,

etwa 10' hohe Felsmasse befand sich etwas weiter oben mitten im Flusse und verlängerte sich unten in eine flussabwärts gekehrte Bank von Schwemmsand und Thon. Darauf folgte wieder ein wüstes Chaos von durcheinander gestürzten Bäumen, das uns, wie schon früher mehrmals, nöthigte auszusteigen, das Canoe auszuladen und es mit unsäglicher Mühe theils durch, theils über das Labyrinth hinzuschleppen (siehe nebenstehende Abbildung).

Etwas weiter oben kamen wir an das Negerdorf Schekwo (rechtes Ufer) und dann in scharfem Bogen nach einem Dörfchen hoch auf dem linken Ufer, dessen Bewohner sämmtlich abwesend waren und wo ich so viele zahme Hühner antraf, wie sonst noch nirgends. Bei einem noch weiter flussaufwärts gelegenen Orte, ebenfalls auf dem linken Ufer, dessen Namen ich zu notiren vergessen habe, giengen wir wieder an Land, und die dort wohnenden Leute versicherten uns, dass wir die Stadt Jeh, den Anlegeplatz für das weiter landeinwärts gelegene Weflah, der vielen Hindernisse wegen vor Einbruch der Nacht nicht mehr erreichen könnten. Obschon es noch nicht sehr spät war, begab ich mich unter Geleite von einigen Eingebornen und Jackson zu Fusse nach der mehr flussaufwärts auf einem 250' hohen Hügel gelegenen Stadt Bassuiby und liess das Canoe bis an den dortigen Landungsplatz durchfahren, was der vielen Hindernisse wegen sehr viel Zeit kostete. Die Abhänge dieses hohen Hügelrückens waren mit Kassavepflanzungen bedeckt. In Bassuiby angekommen, wurde ich vom Häuptling Zoru, einem guten Freunde Clark's, empfangen, der mir sofort sein eigenes Haus zur Verfügung stellte, in dessen Vorraum ich die Diener unterbringen konnte, während ich mit Jackson den innern, mit zwei harten Betten versehenen Raum in Beschlag nahm. Von Zoru erhielt ich ein Huhn zum Geschenk, das Bob für mein Mittagsmahl zubereitete. Die Stadt zählte etwa 20 meist ärmlich aussehende Hütten, und da sie ganz oben auf dem Rücken des abgeholzten Hügels lag, bot sie eine freie Aussicht auf die hügelige und fast gänzlich mit Wald bedeckte Umgebung. Infolge der bereits eingebrochenen Dunkelheit war die Aussicht jedoch sehr beschränkt, und am nächsten Morgen bedeckte ein dichter Nebel Berg und Thal, so dass man kaum fünfzig Schritte weit sehen konnte. Im Nord-

nordosten vom Hügel von Bassuiby liegt, parallel mit diesem und von ihm durch ein tiefes Thal getrennt, ein ganz bewaldeter Bergrücken, dessen Höhe ich auf 400′ schätzte.

Die Bewohner von Bassuiby, besonders die Frauen, interessirten sich sehr für ihren weissen Gast, und der Häuptling, ein sehr bescheidener, anständiger Mann, suchte mich zu überreden, für längere Zeit bei ihm zu bleiben, eine Vorschlag, auf den ich natürlich nicht eingehen konnte. Am Abend war grosses Fest, bei dem ich mich jedoch nur einen Augenblick zeigte, da ich sehr müde war und mich nach dem Niederschreiben der nothwendigsten Notizen zur Ruhe legte.

Schon in aller Frühe am nächsten Morgen machten wir uns reisefertig. Einige am vorigen Abend vom Häuptling erbetene Kassaven wurden im Feuer geröstet und bildeten ein willkommenes, warmes Frühstück; denn es war empfindlich kalt, und der dichte, feuchte Morgennebel drang mir durch die dünnen Kleider bis auf die Haut. Nachdem ich den Häuptling mit etwas Tabak, und seine *head-woman* mit einem Taschentuche beschenkt, marschirten wir den Hügel hinunter, wobei die hohen, thautriefenden Kassavepflanzen uns bis auf die Haut durchnässten. Die Hauptrichtung des Flusses war nun Nordnordost-Südsüdwest, und das Gefälle sehr bedeutend. Wieder hatten wir zahlreiche Hindernisse, verursacht durch versperrte Passage, zu überwinden, so dass ich, wie übrigens schon am vorigen Tage, manchmal selbst mit Hand anlegen musste, um das Canoe über Baumstämme hinbugsiren zu helfen.

Um 7³/₄ Uhr kamen wir an den Landungsplatz von Jeh am rechten Ufer und stiegen aus, um zu Fusse nach dem etwas abseits gelegenen Weflah zu gelangen. Jeh ist ein jedenfalls sehr alter Ort von etwa 10 ärmlichen Hütten, ebenfalls durch Queahleute bewohnt, und liegt auf einem steil zum Flusse abfallenden, 250′ hohen Hügel. Es kostete mich, obwohl des Kletterns sonst gewohnt, bedeutende Mühe, den steilen, durch Regen ausgewaschenen Pfad hinanzuklimmen. Oben angekommen, vernahm ich, dass Weflah noch eine gute Stunde Gehens weiter landeinwärts liege.

Der Hügel, auf welchem Jeh liegt, ist der äusserste Vorsprung

eines langen Bergrückens, der sich aus dem Innern in nordwest-südöstlicher Richtung bis an den Fluss hinzieht, und als dessen Fortsetzung höchst wahrscheinlich der Bergrücken zu betrachten ist, den ich von Bassuiby aus gesehen hatte. Wahrscheinlich verläuft er parallel mit dem Bergzuge, den ich in Bo Wong sah und an dessen südwestlichem Fusse sich der Bo- oder Careysburg Creek entlang zieht. Diese beiden parallelen Bergzüge schliessen das schmale, waldbedeckte Thal ein, in welchem die Stadt Weflah liegt, die ich nun zu besuchen beabsichtigte. Im Nordnordwesten von Jeh erhob sich ein noch viel höherer, zweikuppiger Bergrücken, von welchem später noch die Rede sein wird.

Der Häuptling von Jeh war nicht zu Hause, ebenso wenig als seine *head-woman*, doch erhielt ich von einer andern Frau für mich und meine Leute ein Frühstück, bestehend aus gestampften und stark mit spanischem Pfeffer gewürzten Kassaven. In der kleinen Dorfschmiede war ein Mann eifrig beschäftigt, einige Buschmesser, sogenannte *billhooks*, zu repariren, wobei er sich eines Steins als Ambos, eines eisernen Hammers und einer sehr primitiven hölzernen Klammer als Zange bediente.

Auch hier wurde uns sofort erklärt, dass die Fahrt weiter flussaufwärts unmöglich sei, doch dass man zu Lande die Wasserfälle in einem halben Tage erreichen könne. Dieselben seien aber um diese Jahreszeit infolge der geringen Wassermenge nicht bedeutend, in der Regenzeit jedoch so stark, dass man deren Rauschen auf grossen Abstand hören könne. Alle diese Versicherungen konnten jedoch meinen Entschluss, den Fluss soweit möglich zu befahren, nicht erschüttern. Nach kurzer Rast setzten wir zu Lande die Reise nach Weflah fort; denn ich hatte dessen Häuptling versprochen, seine Stadt auf jeden Fall besuchen zu wollen.

Der Weg führte uns wieder hügelabwärts in eine waldbedeckte Thalsohle und dann in der Ebene erst in westlicher, dann aber nördlicher Richtung nach Weflah, wo wir um 9 Uhr ankamen. Hier hörte ich, dass der Häuptling in einer benachbarten Stadt einem Palaver beiwohne. Einer der wenigen Männer, die zu Hause waren, nahm nun die grosse Kriegstrommel, setzte diese auf einen freien Platz mitten in der Stadt und schlug darauf allerlei verschieden combinirte Zeichen, um dem Häuptling in der Nach-

barstadt zu melden, dass sein weisser Gast angekommen sei und auf ihn warte. Bald kam eine auf die nämliche Weise gegebene Mittheilung, wir möchten ein wenig Geduld haben, der Häuptling würde bald selbst erscheinen. Es war dies das erste Mal, dass ich die Trommel als Fernsprecher verwenden sah. In südlichern Gegenden der Westküste Afrika's, und ganz besonders am Kamerun, ist das Fernsprechen mit Hülfe der Trommel allgemein gebräuchlich.

In Erwartung des Häuptlings sah ich mir Weflah, nach dessen Gründer auch Sick Town genannt, etwas näher an. Wie mir schien, war der Ort noch ziemlich neu. Er zählte nicht mehr als zwölf Häuser und einige kleine, nur als Schlafstätten benutzte Hütten. Ausser einigen Frauen und Kindern war beinahe niemand zu Hause, und ich entschloss mich daher, selbst nach der benachbarten Stadt zu gehen, wo das grosse Palaver abgehalten wurde, da ich sicher war, dort zahlreiche Leute und darunter vielleicht ausser dem Häuptling auch noch andere Bekannte zu finden. Jackson und ein Mann aus Weflah begleiteten mich. Nach einem Marsche von ungefähr einer halben Stunde erreichten wir die Stadt, woselbst das Palaver noch stets in vollem Gange war. Indessen machte ich Bekanntschaft mit einigen Leuten aus der Umgegend und kaufte sechs prachtvolle, lebende Latham-Frankoline und zwei junge, sogenannte *bush-cats* (*Nandinia binotata*). Nach Schluss des Palavers kehrten wir, vom Häuptling begleitet, nach Weflah zurück.

Unser Gastherr war, wie Jackson sich ausdrückte, ein echter Buschnigger und daher nicht gewohnt, Fremde zu empfangen und denselben das Leben bei sich angenehm zu machen. Wohl aber nahm er schmunzelnd den schönen, unzerbrechlichen Spiegel und die Flasche Branntwein an, die ich ihm als Geschenk mitbrachte; doch damit noch nicht zufrieden, suchte er mir alle möglichen, selbst die unentbehrlichsten Sachen abzubetteln, während er selbst uns am Nothwendigsten Mangel leiden liess. In der Nacht wurde bei Mondschein ein grosser Kriegstanz aufgeführt, an dem sich alle jungen Leute aus der ganzen Umgegend betheiligten. Auch hier wurde mir von einer Reise zu Wasser weiter flussaufwärts ernsthaft abgerathen; doch da meine Leute sich bereit erklärten,

mitzugehen, so wurde die Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt.

Am Freitag 4. Februar marschirten wir in aller Frühe ab und kamen eine Stunde später nach Jeh, woselbst wir von der freundlichen, stark beleibten Frau des dortigen Häuptlings ein kleines Frühstück, sowie zehn Kassaven und ebenso viele Bananen mit auf den Weg bekamen, wofür ich ihr einige Blätter Tabak schenkte. Hierauf stiegen wir den steilen, stellenweise beinahe senkrechten Pfad zum Flusse hinunter und traten um 7³/₄ Uhr die Reise nach den Fällen an.

Die Gegend war anfangs nicht verschieden von derjenigen unterhalb Jeh, und die Richtung der Fahrt erst N. N. O., dann aber N. W.; auch waren die Krümmungen des Flusses bei weitem nicht mehr so zahlreich und stark wie weiter unten. Wohl aber wurde der Fluss stellenweise noch enger, die beiderseitigen Steilufer höher, das Gefälle stärker. Hie und da war noch etwas gelichteter Wald anzutreffen, doch während die Gegend unterhalb Jeh noch bevölkert ist, fanden wir oberhalb des Ortes keine lebende Seele mehr, was für uns um so unangenehmer war, als ich in der Hoffnung, ab und zu einen bewohnten Platz anzutreffen, ausser den in Jeh zufällig erhaltenen Kassaven und Bananen keinen Proviant mitgenommen hatte.

Weiter oben fanden wir ganz frische Elephantenspuren und stiegen aus, um uns dieselben näher anzusehen. Sie gehörten einem alten und einem jungen Elephanten, wahrscheinlich einer Mutter mit ihrem Jungen, an und waren wohl drei Fuss tief in den Uferschlamm eingedrückt. Weiter waldeinwärts waren sie weniger tief, und die grösste derselben führte durch dichtes, etwa mannshohes Gestrüpp, dem man keineswegs ansah, dass ein Elephant hindurchgegangen, in den Wald hinein. Um der Spur folgen zu können, musste ich unter dem Gebüsch am Boden entlang kriechen. Wie aber kam der Elephant hindurch? Ich stand unwillkürlich still, um darüber nachzudenken und kam zu dem Schlusse, dass der Koloss über die niedrigeren Partieen hinschreite, während er sich, den Rüssel als Keil gebrauchend, durch das höhere, mit Lianen verwachsene Gebüsch hinzwänge, wozu eben zwei Dinge nöthig sind: die Riesenkraft und

der dicke Hautpanzer eines Elephanten. Weiter drinnen im eigentlichen Walde fand ich abgedrehte, starke Baumäste mit noch ganz frischen Blättern. Leider wollte sich keiner der Gesellen zeigen; überdies fehlte es auch an Zeit, um uns auf eine Begegnung mit diesen Thieren einzulassen.

Kurz nach der Weiterfahrt schoss ich einen europäischen Uferläufer (*Actitis hypoleucos*) und sah die ersten Wittwen-Bachstelzen (*Motacilla vidua*). Etwas weiter oben trafen wir wiederum einen hohen Felsen mitten im Flusse an, worauf der letztere eine fast ausschliesslich norwest-südöstliche Richtung annahm.

Eine grosse und ziemlich scharfe Biegung nach W. S. W. machend, sahen wir ganz unerwartet auf geringen Abstand vor uns einen hohen Berg, dessen Abhang ungeheuer steil, stellenweise fast senkrecht, in den Fluss abfiel. Ich schätzte seine Höhe auf wenigstens 1000′. Seine Hänge sowohl als der Gipfel waren dicht mit Hochwald bedeckt, dessen über einander sich aufthürmende Kronen mit den sonderbarsten Farbennüancen vom dunkelsten Loorbeergrün bis in Roth und Gelb einen wundervollen Eindruck machten, so selbst, dass meine Ruderer, welchen schon früher die herrliche, an den überraschendsten Effekten überreiche Uferlandschaft sichtlich imponirt hatte, in laute Bewunderung ausbrachen, ein gewiss starker Beweis für die treffende Schönheit der Scenerie, wenn man bedenkt, dass gewöhnliche Naturschönheiten diese Leute meist gänzlich kalt lassen. Es war wirklich, als ob uns der Weg plötzlich durch eine ungeheure, grüne Mauer versperrt würde, ja als ob der Fluss mitten aus dem Berge auf einmal ans Tageslicht träte. Näher herangekommen, sahen wir ihn plötzlich den Fuss des Berges entlang nach N. W. abbiegen. Haushoch hingen, gleich riesigen Tauen, die Ranken aus den Baumkronen ins Wasser herunter, und ausgedehnte Partieen waren laubenartig mit dichtem Grün bedeckt. Unwillkürlich schaute ich nach rechts, wo ich einen ebenfalls steil abfallenden Höhenzug vermuthete, denn ich konnte mir im Augenblicke nichts anderes denken, als dass wir ein enges, durch Erosion gebildetes Thor passirten, und dass sich hinter dem durchbrochenen Bergrücken ein grosses Querthal befinden müsse. Doch sah ich nichts als das gewöhnliche hohe Steilufer,

von dem riesige Bäume ihre Aeste hoch über das Wasser ausbreiteten. Hätte nicht der Fluss selbst uns vergönnt, den Berg auf einigen Abstand direkt vor uns zu sehen, dann wären wir wahrscheinlich ganz ahnungslos an demselben vorbeigefahren. Dies war zweifelsohne derselbe Berg, den ich schon von Jeh aus gesehen hatte, und die nachherige Zusammenstellung der Karte scheint mir zur Genüge zu beweisen, dass es derselbe Berg ist, den ich von dem hohen Hügel bei Schieffelinsville im Ostnordosten, von Marshall aus im Nordosten (Gallilee Mountain) wahrgenommen hatte und der in den Seekarten als Saddle-Hill verzeichnet ist.

Bald nachher hielten wir auf einer breiten Geröllbank am Fusse des Berges Mittagsrast, denn bei dem starken Gefälle war das Rudern sehr mühsam geworden, und überdies waren nur gar zu oft unsere vereinten Kraftanstrengungen erforderlich gewesen, um das Canoe bald durch, bald unter oder über die immer häufiger werdenden Hindernisse wegzuschleppen oder hinzuschieben. Gar oft lagen dicke Stämme ganz horizontal und zwar so dicht über dem Wasserspiegel, dass das Fahrzeug nicht unter ihnen durchpassiren konnte, während wir bei der grossen Tiefe des Wassers und den senkrecht abfallenden Ufern keinen Stützpunkt hatten, um demselben über den Stamm hinzuhelfen. Wir setzten in einem solchen Falle die ganze Ladung auf den dicken Baumstamm, liessen dann, um den Tiefgang zu erhöhen, so viel Wasser in das Canoe laufen, als es fassen konnte, ohne zu sinken, und schoben es unter dem Stamme durch, worauf es wieder leergeschöpft und beladen wurde, um, oft nach kurzer Frist, eine andere lästige Procedur zu untergehen. So mussten wir z. B. einmal mit Rudern und Händen eine Sandbank durchgraben um dem Wasser eine andere Richtung zu geben und das Canoe durch diesen künstlichen Kanal hinaufzuziehen.

Aus Weflah hatten wir einen etwa kindskopfgrossen, eisernen Kochtopf mitgenommen, und in diesem wurde nun die Hälfte der in Jeh erhaltenen Kassaven gekocht. Inzwischen nahm ich ein erfrischendes Bad in dem krystallhell über Sand und Kiesel hinströmenden Flusse und sammelte einige Gesteinsproben (Quarzit)

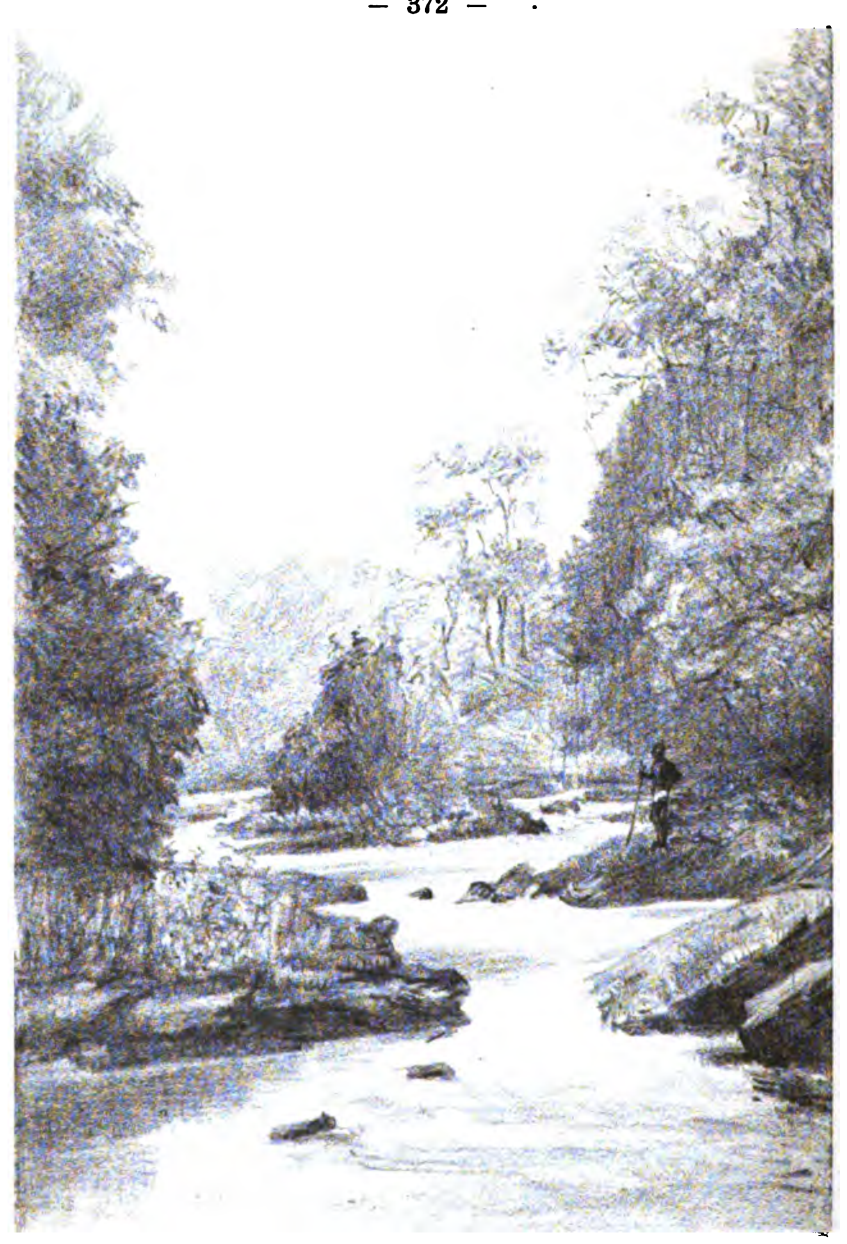
von im Thonboden des Abhanges steckenden Felsblöcken. Auf der ausgedehnten Kieselbank fand ich ein niedliches, zwerghaftes Liliengewächs, welches das Geröll stellenweise rasenartig bedeckte. Es hatte ein zierliches, gelbes Blümchen und eine kleine Zwiebel, und ich vermuthe, dass dasselbe nicht ursprünglich dort zu Hause, sondern durch den Fluss dorthin verschleppt worden ist. Leider ist mir dasselbe auf der Rückreise verloren gegangen, zugleich mit einer wunderschönen, epiphytischen Orchidee, die ich von den Fällen mitgebracht.

Um zwei Uhr setzten wir die Reise fort und fanden bald wieder viele Elephantenspuren, doch gönnten wir uns auch jetzt nicht die Zeit, denselben zu folgen, umsoweniger, als ich mir fest vorgenommen hatte, hier oben irgendwo auf einem günstigen, auch zu Fusse erreichbaren Platze eine Jagdstation anzulegen. Wieder etwas weiter, fortwährend mit neuen Hindernissen kämpfend, erreichten wir eine kleine Stromschnelle mit felsigem Untergrund, durch die wir das Canoe mit vereinten Kräften an der Leine hinaufzogen. Hierauf wurde der Fluss wieder etwas breiter, doch überstieg er kaum die Breite von 50 Fuss. Dann kamen wir an ein nahezu unentwirrbares Labyrinth von haufenweise über einander hingestürzten Baumstämmen, in dem wir lange herumkletterten, bevor wir endlich ein Mittel fanden, um, freilich mit ungeheurer Mühe und viel Zeitverlust, auch dieses Hinderniss zu überwinden. Nachher wurde das Fahrwasser wieder freier, bis wir schliesslich um halb sechs Uhr Abends die zweite Stromschnelle erreichten, durch welche das Canoe nicht mehr hinaufbefördert werden konnte. Das Rauschen des Wassers war so stark, dass man einander schon auf geringen Abstand nicht mehr hören konnte, und doch war die Schnelle keineswegs von nennenswerther Höhe.

Unter den Bäumen einer etwas über dem Ufer erhabenen Terrasse beschlossen wir unser Nachtlager aufzuschlagen; denn die ganze Gegend schien unbewohnt zu sein, wie wir denn überhaupt seit unserer Abreise von Jeh auch nicht die geringsten Spuren von Menschen angetroffen hatten. Während unsere *boys* unter dem Laubdache überhängender Bäume einen geeigneten Lagerplatz zurechtmachten, Brennholz herbeischleppten und ein

Feuer anlegten, umgieng ich mit Jackson die Schnelle und erblickte nun oberhalb derselben ein ziemlich weites Thalgelände, das ganz durch den Fluss eingenommen war, welcher mit zahllosen Armen kleinere und grössere Inseln umspannte. Viele der Inselchen waren dicht mit einer Art üppig wuchernder, stark riechender Mentha, andere mit Gebüsch bewachsen, wieder andere gänzlich kahl. An nackten Felsen, grossen Trümmerhaufen und langen, den Fluss schräg durchsetzenden Bänken war überhaupt kein Mangel. Die Bänke streichen W. N. W.—O. S. O. und fallen S. S. W. unter einem Winkel von ungefähr 50 Grad. Die ganze Landschaft zeigte im Kleinen, was diejenige von Alin am St. Paul im Grossen war. Hier wie dort überall Rauschen, Schäumen, Tosen. Nirgends war ein Flussarm, breit und gerade genug, um das Canoe hindurch zu schleppen, gesetzt auch, dass es möglich gewesen wäre, dasselbe so weit hinaufzuschaffen.

Jackson hatte sich indessen vergeblich bemüht, irgend ein Wildpret zu erbeuten. Bald brach die Nacht herein, und wir zogen uns an das hell lodernde Feuer zurück, assen jeder zwei rohe Bananen, den Rest unserer Kassaven für ein erwärmendes Frühstück sparend, und zündeten dann eine Pfeife an. Mein Lager war aus frischen, auf dem gesäuberten Boden aufgehäuften Baumzweigen und Blättern hergerichtet und darüber ein grosses Negershawl, das Geschenk des Häuptlings von Buluma, ausgebreitet. Rund um das Feuer sitzend und liegend, verbrachten wir den Abend in der angenehmsten Weise, denn der Gedanke, trotz aller Warnungen die Reise gewagt, trotz aller Hindernisse unser Ziel so gut wie erreicht zu haben, verlieh selbst meinen schwarzen Dienern ein gewisses Selbstbewusstsein, eine innerliche Befriedigung, welche durch die überraschend schönen, stets wechselnden Landschaftsscenerien noch erhöht wurde. Es war denn auch Keiner unter uns, der über Müdigkeit klagte, und Keiner murrte über die Unzulänglichkeit unserer einfachen, kargen [illegible] denn die [illegible], dass ich den gerin-gen [illegible] und [illegible] zu [illegible] Tabak, von [illegible] Herzen [illegible] Jackson [illegible]



Du Queah River. An den Stromschnellen.

gab aus seinem reichen Repertorium allerlei haarsträubende, amerikanische Räuber- und Mördergeschichten zum besten, bis endlich die Müdigkeit Einem nach dem Andern die Augen schloss und auch ich mich, die beiden Gewehre schussbereit neben mir, zur Ruhe legte.

Die Nacht war bedenklich kühl, so dass bald dieser, bald jener von uns an das verglimmende Feuer herankroch und dasselbe wieder zur lodernden Flamme anschürte. Schon lange vor Tagesanbruch kauerten wir wieder alle um das Feuer, um die halb erstarrten Glieder zu erwärmen. Ein dichter, kalter Nebel hatte sich über den Fluss gelagert und füllte, alles durchnässend, das ganze Thal. Um uns etwas zu erwärmen, trank ich mit JACKSON den kleinen Rest Brandy, welcher noch übrig geblieben war, worauf der Führer PETER die letzten Tropfen, mit Wasser verdünnt, leerte, BOB den Kork ableckte und JOHN wehmüthig an der ausgespülten Flasche roch und dann bedächtig mit der Hand über den Bauch strich, als ob er sagen wollte: „Wohl bekomm's, JOHNY."

Zum Frühstück kochte JOHN die übriggebliebenen fünf Kassaven, welche uns wieder etwas erwärmten. Dann wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen, um die Reise zu Fusse fortzusetzen. Da wir nun die Bagage auf das Allernöthigste beschränken mussten, so liess ich die Kiste, in welcher der photographische Apparat mit Zubehör verpackt war, zurück und nahm nur den Apparat selbst, in ein inländisches Tuch gebunden, mit. Alles, was wir nicht nöthig hatten, wurde unter einem überhängenden Felsen im Walde verborgen, das Canoe höher ans Ufer gezogen und dann der Marsch flussaufwärts durch den Wald angetreten. Nur hie und da kam ich an den Fluss hinunter, um mit Hülfe des Compasses dessen Richtung festzustellen. Endlich wurde es möglich, in dem halb ausgetrockneten Bette selbst vorwärts zu kommen. Wir sahen hier zahlreiche Exemplare von *Glareola megapoda* und *Motacilla vidua*, beides Vögel, die ich in Liberia nirgends anders als in der Region der Wasserfälle angetroffen habe. Von Felsbank zu Felsbank weiterschreitend, erreichten wir endlich zu meinem grossen Erstaunen einen hochstämmigen Pandanuswald, der eine ziemlich grosse, flache Schwemminsel derart bedeckte, dass wir

stellenweise hoch über dem Boden, durch die mit Dornen besetzten Stützwurzeln hin, uns den Weg bahnen mussten. Schliesslich kamen wir an einen tiefen Flussarm und mussten zurückkehren, um weiter unten, bis an die Brust heran durch das krystallhelle Wasser watend, das rechte Flussufer zu erreichen und den Abhang eines dicht bewaldeten Höhenzuges entlang weiter vorzurücken. Schon längst hörten wir das Tosen des Falles und eilten daher mit fieberhafter Eile vorwärts, bis wir denselben schliesslich um 8 Uhr erreichten. Von einer etwas freien Stelle am Ufer aus machte ich eine photographische Aufnahme, worauf wir auf Umwegen an den obern Rand des Falles zu gelangen suchten. Hier presst sich der Fluss nahe am rechten Ufer durch die tiefe Spalte einer grossen, kahlgewaschenen Felsbarre, welche das Thal quer durchsetzt, und stürzt sich tosend in die Tiefe. Ein anderer Arm zieht sich am linken Ufer hin und bahnt sich durch eine Waldschlucht hinunter den Weg. Der grösste, mittlere Theil der Barre bildete einen kahlgewaschenen, runden Buckel und war bei dem damaligen niedrigsten Wasserstande des ganzen Jahres vollständig trocken. Die Höhe der Felsbank über dem an ihrem Fusse seeartig sich erweiternden Flussbett schätzte ich auf 30′. Ein ähnliches seeartiges Becken befindet sich auch oberhalb der Falles, und nachdem wir, weit oben den Bergeshang entlang kletternd, dasselbe umgangen hatten, kamen wir an einen zweiten Fall, der noch schöner war, als der erste, so dass ich bereute, den Apparat unterhalb des ersten Falles zurückgelassen zu haben. Oberhalb des zweiten Falles ist das Flussbett ebenfalls beckenartig erweitert und das Wasser so glatt und ruhig wie in einem Landsee. Wir verfolgten nun den Flusslauf nur noch eine kurze Strecke weiter, und ich bin überzeugt, dass derselbe von hier ab längere Zeit keine erheblichen Hindernisse für eine Canoefahrt bieten würde; doch ist es, auch bei der grössten Anstrengung und bedeutendem Zeitverlust, nicht möglich, von unten ein Canoe hier heraufzubringen. Da wir auch jetzt keine Spur von Menschen antrafen, durften wir nicht hoffen, uns Lebensmittel verschaffen zu können und waren also zu rascher Rückkehr gezwungen, um vor Einbruch der Nacht wieder nach Jeh hinunter zu kommen. Um elf Uhr erreichten

IX.



Du Queah River.

DER ERSTE WASSERFALL.

nordosten vom Hügel von Bassuiby liegt, parallel mit diesem und von ihm durch ein tiefes Thal getrennt, ein ganz bewaldeter Bergrücken, dessen Höhe ich auf 400′ schätzte.

Die Bewohner von Bassuiby, besonders die Frauen, interessirten sich sehr für ihren weissen Gast, und der Häuptling, ein sehr bescheidener, anständiger Mann, suchte mich zu überreden, für längere Zeit bei ihm zu bleiben, eine Vorschlag, auf den ich natürlich nicht eingehen konnte. Am Abend war grosses Fest, bei dem ich mich jedoch nur einen Augenblick zeigte, da ich sehr müde war und mich nach dem Niederschreiben der nothwendigsten Notizen zur Ruhe legte.

Schon in aller Frühe am nächsten Morgen machten wir uns reisefertig. Einige am vorigen Abend vom Häuptling erbetene Kassaven wurden im Feuer geröstet und bildeten ein willkommenes, warmes Frühstück; denn es war empfindlich kalt, und der dichte, feuchte Morgennebel drang mir durch die dünnen Kleider bis auf die Haut. Nachdem ich den Häuptling mit etwas Tabak, und seine *head-woman* mit einem Taschentuche beschenkt, marschirten wir den Hügel hinunter, wobei die hohen, thautriefenden Kassavepflanzen uns bis auf die Haut durchnässten. Die Hauptrichtung des Flusses war nun Nordnordost-Südsüdwest, und das Gefälle sehr bedeutend. Wieder hatten wir zahlreiche Hindernisse, verursacht durch versperrte Passage, zu überwinden, so dass ich, wie übrigens schon am vorigen Tage, manchmal selbst mit Hand anlegen musste, um das Canoe über Baumstämme hinbugsiren zu helfen.

Um 7¾ Uhr kamen wir an den Landungsplatz von Jeh am rechten Ufer und stiegen aus, um zu Fusse nach dem etwas abseits gelegenen Weflah zu gelangen. Jeh ist ein jedenfalls sehr alter Ort von etwa 10 ärmlichen Hütten, ebenfalls durch Queahleute bewohnt, und liegt auf einem steil zum Flusse abfallenden, 250′ hohen Hügel. Es kostete mich, obwohl des Kletterns sonst gewohnt, bedeutende Mühe, den steilen, durch Regen ausgewaschenen Pfad hinanzuklimmen. Oben angekommen, vernahm ich, dass Weflah noch eine gute Stunde Gehens weiter landeinwärts liege.

Der Hügel, auf welchem Jeh liegt, ist der äusserste Vorsprung

eines langen Bergrückens, der sich aus dem Innern in nordwest-südöstlicher Richtung bis an den Fluss hinzieht, und als dessen Fortsetzung höchst wahrscheinlich der Bergrücken zu betrachten ist, den ich von Bassuiby aus gesehen hatte. Wahrscheinlich verläuft er parallel mit dem Bergzuge, den ich in Bo Wong sah und an dessen südwestlichem Fusse sich der Bo- oder Careysburg Creek entlang zieht. Diese beiden parallelen Bergzüge schliessen das schmale, waldbedeckte Thal ein, in welchem die Stadt Weflah liegt, die ich nun zu besuchen beabsichtigte. Im Nordnordwesten von Jeh erhob sich ein noch viel höherer, zweikuppiger Bergrücken, von welchem später noch die Rede sein wird.

Der Häuptling von Jeh war nicht zu Hause, ebenso wenig als seine *head-woman*, doch erhielt ich von einer andern Frau für mich und meine Leute ein Frühstück, bestehend aus gestampften und stark mit spanischem Pfeffer gewürzten Kassaven. In der kleinen Dorfschmiede war ein Mann eifrig beschäftigt, einige Buschmesser, sogenannte *billhooks*, zu repariren, wobei er sich eines Steins als Ambos, eines eisernen Hammers und einer sehr primitiven hölzernen Klammer als Zange bediente.

Auch hier wurde uns sofort erklärt, dass die Fahrt weiter flussaufwärts unmöglich sei, doch dass man zu Lande die Wasserfälle in einem halben Tage erreichen könne. Dieselben seien aber um diese Jahreszeit infolge der geringen Wassermenge nicht bedeutend, in der Regenzeit jedoch so stark, dass man deren Rauschen auf grossen Abstand hören könne. Alle diese Versicherungen konnten jedoch meinen Entschluss, den Fluss soweit möglich zu befahren, nicht erschüttern. Nach kurzer Rast setzten wir zu Lande die Reise nach Weflah fort; denn ich hatte dessen Häuptling versprochen, seine Stadt auf jeden Fall besuchen zu wollen.

Der Weg führte uns wieder hügelabwärts in eine waldbedeckte Thalsohle und dann in der Ebene erst in westlicher, dann aber nördlicher Richtung nach Weflah, wo wir um 9 Uhr ankamen. Hier hörte ich, dass der Häuptling in einer benachbarten Stadt einem Palaver beiwohne. Einer der wenigen Männer, die zu Hause waren, nahm nun die grosse Kriegstrommel, setzte diese auf einen freien Platz mitten in der Stadt und schlug darauf allerlei verschieden combinirte Zeichen, um dem Häuptling in der Nach-

nordosten vom Hügel von Bassuiby liegt, parallel mit diesem und von ihm durch ein tiefes Thal getrennt, ein ganz bewaldeter Bergrücken, dessen Höhe ich auf 400′ schätzte.

Die Bewohner von Bassuiby, besonders die Frauen, interessirten sich sehr für ihren weissen Gast, und der Häuptling, ein sehr bescheidener, anständiger Mann, suchte mich zu überreden, für längere Zeit bei ihm zu bleiben, eine Vorschlag, auf den ich natürlich nicht eingehen konnte. Am Abend war grosses Fest, bei dem ich mich jedoch nur einen Augenblick zeigte, da ich sehr müde war und mich nach dem Niederschreiben der nothwendigsten Notizen zur Ruhe legte.

Schon in aller Frühe am nächsten Morgen machten wir uns reisefertig. Einige am vorigen Abend vom Häuptling erbetene Kassaven wurden im Feuer geröstet und bildeten ein willkommenes, warmes Frühstück; denn es war empfindlich kalt, und der dichte, feuchte Morgennebel drang mir durch die dünnen Kleider bis auf die Haut. Nachdem ich den Häuptling mit etwas Tabak, und seine *head-woman* mit einem Taschentuche beschenkt, marschirten wir den Hügel hinunter, wobei die hohen, thautriefenden Kassavepflanzen uns bis auf die Haut durchnässten. Die Hauptrichtung des Flusses war nun Nordnordost-Südsüdwest, und das Gefälle sehr bedeutend. Wieder hatten wir zahlreiche Hindernisse, verursacht durch versperrte Passage, zu überwinden, so dass ich, wie übrigens schon am vorigen Tage, manchmal selbst mit Hand anlegen musste, um das Canoe über Baumstämme hinbugsiren zu helfen.

Um 7¾ Uhr kamen wir an den Landungsplatz von Jeh am rechten Ufer und stiegen aus, um zu Fusse nach dem etwas abseits gelegenen Weflah zu gelangen. Jeh ist ein jedenfalls sehr alter Ort von etwa 10 ärmlichen Hütten, ebenfalls durch Queahleute bewohnt, und liegt auf einem steil zum Flusse abfallenden, 250′ hohen Hügel. Es kostete mich, obwohl des Kletterns sonst gewohnt, bedeutende Mühe, den steilen, durch Regen ausgewaschenen Pfad hinanzuklimmen. Oben angekommen, vernahm ich, dass Weflah noch eine gute Stunde Gehens weiter landeinwärts liege.

Der Hügel, auf welchem Jeh liegt, ist der äusserste Vorsprung

eines langen Bergrückens, der sich aus dem Innern in nordwest-südöstlicher Richtung bis an den Fluss hinzieht, und als dessen Fortsetzung höchst wahrscheinlich der Bergrücken zu betrachten ist, den ich von Bassuiby aus gesehen hatte. Wahrscheinlich verläuft er parallel mit dem Bergzuge, den ich in Bo Wong sah und an dessen südwestlichem Fusse sich der Bo- oder Careysburg Creek entlang zieht. Diese beiden parallelen Bergzüge schliessen das schmale, waldbedeckte Thal ein, in welchem die Stadt Weflah liegt, die ich nun zu besuchen beabsichtigte. Im Nordnordwesten von Jeh erhob sich ein noch viel höherer, zweikuppiger Bergrücken, von welchem später noch die Rede sein wird.

Der Häuptling von Jeh war nicht zu Hause, ebenso wenig als seine *head-woman*, doch erhielt ich von einer andern Frau für mich und meine Leute ein Frühstück, bestehend aus gestampften und stark mit spanischem Pfeffer gewürzten Kassaven. In der kleinen Dorfschmiede war ein Mann eifrig beschäftigt, einige Buschmesser, sogenannte *billhooks*, zu repariren, wobei er sich eines Steins als Ambos, eines eisernen Hammers und einer sehr primitiven hölzernen Klammer als Zange bediente.

Auch hier wurde uns sofort erklärt, dass die Fahrt weiter flussaufwärts unmöglich sei, doch dass man zu Lande die Wasserfälle in einem halben Tage erreichen könne. Dieselben seien aber um diese Jahreszeit infolge der geringen Wassermenge nicht bedeutend, in der Regenzeit jedoch so stark, dass man deren Rauschen auf grossen Abstand hören könne. Alle diese Versicherungen konnten jedoch meinen Entschluss, den Fluss soweit möglich zu befahren, nicht erschüttern. Nach kurzer Rast setzten wir zu Lande die Reise nach Weflah fort; denn ich hatte dessen Häuptling versprochen, seine Stadt auf jeden Fall besuchen zu wollen.

Der Weg führte uns wieder hügelabwärts in eine waldbedeckte Thalsohle und dann in der Ebene erst in westlicher, dann aber nördlicher Richtung nach Weflah, wo wir um 9 Uhr ankamen. Hier hörte ich, dass der Häuptling in einer benachbarten Stadt einem Palaver beiwohne. Einer der wenigen Männer, die zu Hause waren, nahm nun die grosse Kriegstrommel, setzte diese auf einen freien Platz mitten in der Stadt und schlug darauf allerlei verschieden combinirte Zeichen, um dem Häuptling in der Nach-

barstadt zu melden, dass sein weisser Gast angekommen sei und auf ihn warte. Bald kam eine auf die nämliche Weise gegebene Mittheilung, wir möchten ein wenig Geduld haben, der Häuptling würde bald selbst erscheinen. Es war dies das erste Mal, dass ich die Trommel als Fernsprecher verwenden sah. In südlichern Gegenden der Westküste Afrika's, und ganz besonders am Kamerun, ist das Fernsprechen mit Hülfe der Trommel allgemein gebräuchlich.

In Erwartung des Häuptlings sah ich mir Weflah, nach dessen Gründer auch Sick Town genannt, etwas näher an. Wie mir schien, war der Ort noch ziemlich neu. Er zählte nicht mehr als zwölf Häuser und einige kleine, nur als Schlafstätten benutzte Hütten. Ausser einigen Frauen und Kindern war beinahe niemand zu Hause, und ich entschloss mich daher, selbst nach der benachbarten Stadt zu gehen, wo das grosse Palaver abgehalten wurde, da ich sicher war, dort zahlreiche Leute und darunter vielleicht ausser dem Häuptling auch noch andere Bekannte zu finden. JACKSON und ein Mann aus Weflah begleiteten mich. Nach einem Marsche von ungefähr einer halben Stunde erreichten wir die Stadt, woselbst das Palaver noch stets in vollem Gange war. Indessen machte ich Bekanntschaft mit einigen Leuten aus der Umgegend und kaufte sechs prachtvolle, lebende Latham-Frankoline und zwei junge, sogenannte *bush-cats* (*Nandinia binotata*). Nach Schluss des Palavers kehrten wir, vom Häuptling begleitet, nach Weflah zurück.

Unser Gastherr war, wie JACKSON sich ausdrückte, ein echter Buschnigger und daher nicht gewohnt, Fremde zu empfangen und denselben das Leben bei sich angenehm zu machen. Wohl aber nahm er schmunzelnd den schönen, unzerbrechlichen Spiegel und die Flasche Branntwein an, die ich ihm als Geschenk mitbrachte; doch damit noch nicht zufrieden, suchte er mir alle möglichen, selbst die unentbehrlichsten Sachen abzubetteln, während er selbst uns am Nothwendigsten Mangel leiden liess. In der Nacht wurde bei Mondschein ein grosser Kriegstanz aufgeführt, an dem sich alle jungen Leute aus der ganzen Umgegend betheiligten. Auch hier wurde mir von einer Reise zu Wasser weiter flussaufwärts ernsthaft abgerathen; doch da meine Leute sich bereit erklärten,

mitzugehen, so wurde die Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt.

Am Freitag 4. Februar marschirten wir in aller Frühe ab und kamen eine Stunde später nach Jeh, woselbst wir von der freundlichen, stark beleibten Frau des dortigen Häuptlings ein kleines Frühstück, sowie zehn Kassaven und ebenso viele Bananen mit auf den Weg bekamen, wofür ich ihr einige Blätter Tabak schenkte. Hierauf stiegen wir den steilen, stellenweise beinahe senkrechten Pfad zum Flusse hinunter und traten um $7^3/_4$ Uhr die Reise nach den Fällen an.

Die Gegend war anfangs nicht verschieden von derjenigen unterhalb Jeh, und die Richtung der Fahrt erst N. N. O., dann aber N. W.; auch waren die Krümmungen des Flusses bei weitem nicht mehr so zahlreich und stark wie weiter unten. Wohl aber wurde der Fluss stellenweise noch enger, die beiderseitigen Steilufer höher, das Gefälle stärker. Hie und da war noch etwas gelichteter Wald anzutreffen, doch während die Gegend unterhalb Jeh noch bevölkert ist, fanden wir oberhalb des Ortes keine lebende Seele mehr, was für uns um so unangenehmer war, als ich in der Hoffnung, ab und zu einen bewohnten Platz anzutreffen, ausser den in Jeh zufällig erhaltenen Kassaven und Bananen keinen Proviant mitgenommen hatte.

Weiter oben fanden wir ganz frische Elephantenspuren und stiegen aus, um uns dieselben näher anzusehen. Sie gehörten einem alten und einem jungen Elephanten, wahrscheinlich einer Mutter mit ihrem Jungen, an und waren wohl drei Fuss tief in den Uferschlamm eingedrückt. Weiter waldeinwärts waren sie weniger tief, und die grösste derselben führte durch dichtes, etwa mannshohes Gestrüpp, dem man keineswegs ansah, dass ein Elephant hindurchgegangen, in den Wald hinein. Um der Spur folgen zu können, musste ich unter dem Gebüsch am Boden entlang kriechen. Wie aber kam der Elephant hindurch? Ich stand unwillkürlich still, um darüber nachzudenken und kam zu dem Schlusse, dass der Koloss über die niedrigeren Partieen hinschreite, während er sich, den Rüssel als Keil gebrauchend, durch das höhere, mit Lianen verwachsene Gebüsch hinzwänge, wozu eben zwei Dinge nöthig sind: die Riesenkraft und

der dicke Hautpanzer eines Elephanten. Weiter drinnen im eigentlichen Walde fand ich abgedrehte, starke Baumäste mit noch ganz frischen Blättern. Leider wollte sich keiner der Gesellen zeigen; überdies fehlte es auch an Zeit, um uns auf eine Begegnung mit diesen Thieren einzulassen.

Kurz nach der Weiterfahrt schoss ich einen europäischen Uferläufer (*Actitis hypoleucos*) und sah die ersten Wittwen-Bachstelzen (*Motacilla vidua*). Etwas weiter oben trafen wir wiederum einen hohen Felsen mitten im Flusse an, worauf der letztere eine fast ausschliesslich norwest-südöstliche Richtung annahm.

Eine grosse und ziemlich scharfe Biegung nach W. S. W. machend, sahen wir ganz unerwartet auf geringen Abstand vor uns einen hohen Berg, dessen Abhang ungeheuer steil, stellenweise fast senkrecht, in den Fluss abfiel. Ich schätzte seine Höhe auf wenigstens 1000′. Seine Hänge sowohl als der Gipfel waren dicht mit Hochwald bedeckt, dessen über einander sich aufthürmende Kronen mit den sonderbarsten Farbennüancen vom dunkelsten Loorbeergrün bis in Roth und Gelb einen wundervollen Eindruck machten, so selbst, dass meine Ruderer, welchen schon früher die herrliche, an den überraschendsten Effekten überreiche Uferlandschaft sichtlich imponirt hatte, in laute Bewunderung ausbrachen, ein gewiss starker Beweis für die treffende Schönheit der Scenerie, wenn man bedenkt, dass gewöhnliche Naturschönheiten diese Leute meist gänzlich kalt lassen. Es war wirklich, als ob uns der Weg plötzlich durch eine ungeheure, grüne Mauer versperrt würde, ja als ob der Fluss mitten aus dem Berge auf einmal ans Tageslicht träte. Näher herangekommen, sahen wir ihn plötzlich den Fuss des Berges entlang nach N. W. abbiegen. Haushoch hingen, gleich riesigen Tauen, die Ranken aus den Baumkronen ins Wasser herunter, und ausgedehnte Partieen waren laubenartig mit dichtem Grün bedeckt. Unwillkürlich schaute ich nach rechts, wo ich einen ebenfalls steil abfallenden Höhenzug vermuthete, denn ich konnte mir im Augenblicke nichts anderes denken, als dass wir ein enges, durch Erosion gebildetes Thor passirten, und dass sich hinter dem durchbrochenen Bergrücken ein grosses Querthal befinden müsse. Doch sah ich nichts als das gewöhnliche hohe Steilufer,

von dem riesige Bäume ihre Aeste hoch über das Wasser ausbreiteten. Hätte nicht der Fluss selbst uns vergönnt, den Berg auf einigen Abstand direkt vor uns zu sehen, dann wären wir wahrscheinlich ganz ahnungslos an demselben vorbeigefahren. Dies war zweifelsohne derselbe Berg, den ich schon von Jeh aus gesehen hatte, und die nachherige Zusammenstellung der Karte scheint mir zur Genüge zu beweisen, dass es derselbe Berg ist, den ich von dem hohen Hügel bei Schieffelinsville im Ostnordosten, von Marshall aus im Nordosten (Gallilee Mountain) wahrgenommen hatte und der in den Seekarten als Saddle-Hill verzeichnet ist.

Bald nachher hielten wir auf einer breiten Geröllbank am Fusse des Berges Mittagsrast, denn bei dem starken Gefälle war das Rudern sehr mühsam geworden, und überdies waren nur gar zu oft unsere vereinten Kraftanstrengungen erforderlich gewesen, um das Canoe bald durch, bald unter oder über die immer häufiger werdenden Hindernisse wegzuschleppen oder hinzuschieben. Gar oft lagen dicke Stämme ganz horizontal und zwar so dicht über dem Wasserspiegel, dass das Fahrzeug nicht unter ihnen durchpassiren konnte, während wir bei der grossen Tiefe des Wassers und den senkrecht abfallenden Ufern keinen Stützpunkt hatten, um demselben über den Stamm hinzuhelfen. Wir setzten in einem solchen Falle die ganze Ladung auf den dicken Baumstamm, liessen dann, um den Tiefgang zu erhöhen, so viel Wasser in das Canoe laufen, als es fassen konnte, ohne zu sinken, und schoben es unter dem Stamme durch, worauf es wieder leergeschöpft und beladen wurde, um, oft nach kurzer Frist, eine andere lästige Procedur zu untergehen. So mussten wir z. B. einmal mit Rudern und Händen eine Sandbank durchgraben um dem Wasser eine andere Richtung zu geben und das Canoe durch diesen künstlichen Kanal hinaufzuziehen.

Aus Weflah hatten wir einen etwa kindskopfgrossen, eisernen Kochtopf mitgenommen, und in diesem wurde nun die Hälfte der in Jeh erhaltenen Kassaven gekocht. Inzwischen nahm ich ein erfrischendes Bad in dem krystallhell über Sand und Kiesel hinströmenden Flusse und sammelte einige Gesteinsproben (Quarzit)

unbekannten Vogel ebenfalls fertig, als ich für einen Augenblick das Zimmer verlassen musste. Als ich später wiederkam, war dieser Vogel aus dem Zimmer, wo ich ihn vorsichtshalber auf den Tisch niedergelegt hatte, verschwunden. Nach einigem Suchen fanden wir den Affen mit dem Hund zusammen hinter dem Schuppen sitzend, den wir als Küche eingerichtet hatten. Der Hund würgte einen sichtlich für ihn sehr unbequemen Bissen hinunter, und neben ihm lagen die leicht kenntlichen grünen Federn meines vermissten Vogels. Der Affe war offenbar durch das Fenster geschlichen, hatte den Vogel vom Arbeitstische weggeholt und denselben seinem geliebten Schützling Bello gebracht, der nichts besseres damit anzufangen wusste, als ihn aufzufressen, während der Missethäter Jack vergnügt zusah. Glücklicherweise konnte der Hund, bei dem sich sehr bald die Wirkungen des Arseniks, mit dem der Vogel behandelt war, geltend machten, denselben nach fürchterlichen Schmerzen wieder ausbrechen und kam schliesslich zu meiner grossen Verwunderung mit dem Leben davon.

Dies sind nur ein paar Beispiele von all dem Unfug, den der Affe anrichtete, von den schlimmen Streichen, die er verübte. Trotz alledem wusste er durch seine Possen und Grimassen, sowie durch unzweideutige Zeichen der treuesten Anhänglichkeit stets wieder unsere Gunst zu erwerben, und musste man in einem Augenblicke des höchsten Zornes an sich halten, um nicht nach dem Gewehr zu greifen und ihn niederzuschiessen, im andern überhäufte man ihn seines drolligen Wesens und seiner unglaublichen Anhänglichkeit wegen mit Zärtlichkeiten. Schlangen und andere Reptilien ausgenommen, war er mit allen unsern Thieren gut Freund, und den kleinen Bello hatte er in seinen besondern Schutz genommen. Jedem, der demselben etwas zu Leide zu thun drohte, wies er mit wüthenden Grimassen die Zähne, während er seinen Schützling mit einem Arme zärtlich umschlungen hielt. Jeden Augenblick wurde der Pelz des Hundes aufs sorgfältigste nach Parasiten untersucht, was jedoch nicht ausschloss, dass er letztern in Augenblicken tollen Uebermuths beim Schwanz packte und überall herumschleppte. Lag ich in der Hängematte, dann sass mir Jack zur Seite oder auf dem Leibe, um mein

Haar einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Oft erlaubte ich mir den Spass, den Athem eine Zeitlang einzuhalten und mich todt zu stellen, worauf er mich dann ängstlich von allen Seiten beschnupperte, mit seinen kalten Händen meine Augenlider zu öffnen suchte und in klägliches Gewimmer ausbrach. Diesen Lauten tiefster Betrübniss folgten die zärtlichsten Liebkosungen, sobald ich wieder Athem holte und die Augen öffnete. Frauen und namentlich kleine Mädchen waren vor Jack geradezu bange geworden, denn sobald sie sich unserem Hause näherten, stürzte er auf dieselben zu und biss sie wüthend in die Waden. Er war übrigens so zahm, dass er, wenn er nicht zur Strafe an der Kette lag, frei herumlief, die Nacht stets im nahen Walde zubrachte und am Morgen schon früh wieder auf der Station anwesend war. Gieng ich aus, so begleitete er mich, meist zusammen mit dem Hunde und nach dessen Tode auch allein, ein Ende Weges oder bis zum Landungsplatze, wo er dann sitzen blieb, bis nichts mehr von uns zu sehen war. Während meines Aufenthalts in Liberia habe ich zahlreiche lebende Affen gehalten, und wenigstens Einer war fast stets in meinem Besitze. Wenn ich aber einerseits all die Freuden schildern wollte, welche mir diese beinahe mit Menschenverstand begabten Thiere mit ihren komischen Sprüngen, ihren Schrullen und Possen, aber nicht weniger mit ihrer zärtlichen Anhänglichkeit verschafften, und andererseits die noch zahlreichern Unannehmlichkeiten, die sie mir durch ihre Schelmenstreiche, ihre Diebereien, Ungezogenheiten und Boshaftigkeiten zuzogen, dann wäre ich im Stande, allein damit ein Buch zu füllen.

Während der ersten Hälfte Februars hatten wir bereits zahlreiche, zum Theil heftige Gewitter mit starkem Regen, und bei mir meldete sich wiederholt das Fieber, welches ich jedoch mit Chinin stets rechtzeitig unterdrücken konnte. Auch meine Leber liess in diesen Tagen viel zu wünschen übrig, so dass ich mich manchmal ganz elend fühlte.

Sonnabend 19. Februar reiste ich mit Herrn Klouth, einem belgischen Handelsagenten, der von Marshall kam, nach Monrovia. Die Aufsicht über die Station hatte ich für die Zeit meiner Abwesenheit dem Chef-Boy Bob anvertraut. Um 12 Uhr verliessen

wir Schieffelinsville und kamen, der bereits beschriebenen Wasserstrasse und dem bekannten Wege über Oldfield folgend, abends um 7 Uhr in Monrovia an. Am folgenden Tage, den ich in Monrovia zuzubringen gedachte, hatte ich heftiges Fieber, welches mich nöthigte, das Bett zu hüten. In der Nacht befiel mich eine starke Diarrhoe, die sehr bald in Dysenterie ausartete und mich in unglaublich kurzer Zeit aller Kräfte beraubte. Am Freitag 25. Februar fühlte ich mich etwas besser, so dass ich die Rückreise nach Schieffelinsville anzutreten beschloss. Man miethete drei *Krooboys* mit einem Canoe, um mich nach Oldfield hinaufzubringen, wohin ich durch einen Ueberlandboten meine *boys* aus Schieffelinsville bestellt hatte. Um die grosse Hitze des Tages zu vermeiden, fuhren wir erst gegen Abend ab, und da ich zum Aufrechtsitzen im Canoe zu schwach war, die Ruderer aber erklärten, den Weg genau zu kennen, so legte ich mich auf eine vorn im Canoe ausgebreitete Matte zum Schlafen hin. Nun verfehlten aber die mit dem Flusslaufe schlecht bekannten *boys* den Weg und fuhren, ohne dass Jemand von uns eine Ahnung davon hatte, den früher genannten Witherspoon Creek, den grössten Nebenfluss des Messurado River, hinauf. Erst gegen Sonnenuntergang, als ich ausschaute, um mich zu orientiren, kam mir die Uferlandschaft fremd vor, doch liess ich weiterfahren, in der Hoffnung, doch noch zurechtzukommen. Mit Einbruch der Nacht hatten wir aber das Fahrwasser gänzlich verloren und waren in ein Labyrinth von zwischen niedriger Mangrove sich durchschlängelnden Sumpf-Creeks hineingelangt, so dass ich es gerathen fand, schleunigst denselben Weg, den wir gekommen waren, zurückzukehren. Glücklicherweise gelang uns dies über Erwarten gut, und beim Funkeln der Sterne fuhren wir nun wieder flussabwärts, bis wir endlich von einer Anhöhe herunter Licht schimmern sahen. In die Nähe gekommen, fanden wir einen bequemen Landungsplatz und befanden uns bald darauf — wie eigenthümlich! — in dem bescheidenen Farmerhause einer Schwester der beiden Brüder WARNER in Schieffelinsville. Selbstverständlich stellte mir die gute Frau sofort ihr Haus zur Verfügung, und durch die Angst, vielleicht im Canoe mitten in der Mangrove übernachten zu müssen, aber mehr noch durch das lange Sitzen

ganz erschöpft, nahm ich das freundliche Anerbieten doppelt dankbar an. In der Nacht kehrten die Anfälle von Dysenterie zurück, und was mir noch an Ruhe übrig blieb, wurde mir durch zahllose Mosquitos vergällt, die meinen ohnehin schon nervös gereizten Zustand noch verschlimmerten. Erst von der treuherzigen Wirthin erfuhr ich nun, dass wir uns am Witherspoon Creek befanden und eine Stunde weit zurückzufahren hatten, um den Messurado River wieder zu erreichen.

Obschon ich mich am andern Morgen ganz entkräftet fühlte und meine Wirthin mich bat, lieber bei ihr zu bleiben, als mich der heissen Sonne und den Miasmen des ausgedehnten Mangrovegebietes auszusetzen, hatte ich doch keine Ruhe mehr und fuhr nach herzlichem Abschied wieder den Fluss hinunter. Sein rechtes (westliches) Ufer wurde von einem etwa 50—70' hohen Höhenzuge flankirt, der zugleich den West- oder Nordwestrand des grossen Sumpfbeckens des Messurado River bildet. Das linke Ufer war ganz mit Mangrove bedeckt, und zahlreiche schmale, unpassirbare Creeks zweigten sich nach Süden ab und verbanden diesen Flussarm mit dem Head River. An den Hauptfluss hinunter gelangt, wo wir wieder den Leuchtthurm von Monrovia zu sehen bekamen, fuhren wir in der Richtung von Oldfield flussaufwärts und kamen um 10 Uhr bei Mrs. THOMAS an, woselbst die *boys* uns bereits erwarteten. Ein heftiges Fieber warf mich sofort darnieder und schwächte mich derart, dass ich in einem inländischen Tuche über die Savane von Old Field getragen werden musste. Mrs. JULIANE WARE, die Tochter der guten alten Mrs. THOMAS, begleitete mich bis an den Junk River, von wo ich im Canoe die Reise nach Schieffelinsville fortsetzen konnte. Um 6½ Uhr Abends kamen wir dort an, und da der Fieberfrost mich schon im Canoe aufs Neue zu schütteln begann, musste ich mich sofort ins Bett legen.

Am folgenden Morgen zeigte sich, dass ich nicht vergeblich für meine lebenden Thiere gefürchtet hatte. Mein schönes, junges Moschusthier war todt, ebenso der schwarze Storch, der seltene Raubvogel und die beiden letzten noch übrig gebliebenen Frankoline; ein Schuppenthier, das ich den Tag vor meiner Reise nach Monrovia erhalten, war davongelaufen.

Einen Tag später langte STAMPFLI mit einem alten Flusspferd an, das in der Nähe von Hill Town geschossen und ihm zum Kaufe angeboten worden war. JACKSON, der in der letzten Zeit viel kränklich gewesen und mit STAMPFLI den Fluss heruntergekommen war, blieb nun bei mir, um mit nächster Gelegenheit nach Cape Mount zurückzukehren.

Da mein Gesundheitszustand nicht besser wurde und das Einnehmen von Laudanum nichts fruchten wollte, machte ich eine Kur mit Calomel, ein Mittel freilich, das ich bei der grossen Schwäche nur ungern anwandte. Ich hatte jedoch die Genugthuung, dass mein Zustand sich einige Tage darauf bedeutend verbesserte und bei einer beinahe ausschliesslichen Ernährung mit Reisschleim wieder erträglich wurde.

Am 5. März kam STAMPFLI wieder aus Hill Town herunter, diesmal, um für allerlei Einkäufe nach Monrovia zu fahren. JACKSON, der mich um seine Entlassung gebeten hatte, sowie einer der Veyleute, der ebenfalls nicht gesund war, giengen mit. Am 7. März kehrte STAMPFLI aus Monrovia zurück, und da ich noch zu schwach war, um wieder nach Hill Town überzusiedeln, fuhr Ersterer am folgenden Morgen selbst wieder hin.

An einem der nächstfolgenden Tage machte ich eine Fahrt nach Marshall hinunter, wobei ich die frühere Aufnahme des Junk von Schieffelinsville bis zur Mündung controlirte und ergänzte. In der Zeit, die mir noch übrig blieb, fuhr ich eine lange Strecke in den Barguay River hinein, welcher unmittelbar hinter der Küste in den Junk ausmündet. Dieser Fluss ist eine Art Lagune, die nur durch eine sehr schmale Landzunge vom Meere getrennt wird, ähnlich wie dies beim Sugary River der Fall ist. Leider ermüdete mich diese Fahrt mehr als ich erwartet hatte, und kaum nach Schieffelinsville zurückgekehrt, stellte sich die Dysenterie von Neuem ein. Zudem hatte ich zum ersten Male geschwollene Beine, die ersten Kundgebungen von sich einstellender Wassersucht, welche mich desto mehr mit Besorgniss erfüllten, als ich von früher her noch recht gut wusste, dass nun bald genug die flachen Hautgeschwüre auftreten würden, die mir während der ersten Reise das Leben verbittert und mich schliesslich zur Rückkehr gezwungen hatten.

Am 14. März miethete ich einen Bassaneger, einen sehr starken Eingebornen von etwa 18 Jahren, PETER genannt, der ziemlich gut Englisch sprach und sich so wohl aufführte, dass er uns bald unentbehrlich wurde und auch nach meiner Rückkehr noch beinahe ein Jahr bei Freund STAMPFLI geblieben ist. Den nämlichen Tag kam der alte CLARK an, dessen Leute Kaffee nach Monrovia brachten, während er selbst bis zu ihrer Rückkehr bei mir blieb. Er war nämlich von Mr. WARNER eingeladen worden, als Friedensrichter in einem sogenannten *woman-palaver* aufzutreten, das derselbe mit einer seiner inländischen Frauen hatte. Auch hier zeigte CLARK wieder sein Talent, den Nagel auf den Kopf zu treffen und doch beiden Parteien einigermaassen gerecht zu werden. Es war nämlich Mr. WARNER, während er krank und hülflos zu Bette lag, die genannte Frau, welche er früher nicht allzu wohlwollend zu behandeln pflegte, weggelaufen und weigerte nun, wieder zu ihm zurückzukehren. Mr. CLARK, der in Fragen über Eheverhältnisse sehr liberal zu sein scheint, fällte, nachdem er beide Parteien sammt ihren Zeugen gehört, folgendes Urtheil: „Dass die Frau ihrem Manne wegläuft, wenn er sie schlecht behandelt, finde ich vollkommen gerechtfertigt, und da nach den Aussagen der Zeugen diese schlechte Behandlung nicht zu läugnen ist, so würde ich der Erste sein, das Benehmen der Frau zu billigen und sie freizusprechen. Dass sie aber von ihm wegläuft und ihn im Stiche lässt in einem Augenblicke, in dem er sich unmöglich selbst helfen kann, das beweist ein schwarzes Herz und verdient bestraft zu werden. Die Frau hat also ohne Umstände wieder zu ihrem Manne zurückzukehren!"

Während dieser Tage, die sich durch eine sehr hohe Temperatur auszeichneten, fühlte ich mich äusserst elend. Ich vermochte mich, auf einen Stock gelehnt, kaum einige hundert Schritte vom Hause fortzuschleppen, um ein paar kleine Vögel zu schiessen, und musste mich dabei jeden Augenblick auf einen mitgenommenen Feldstuhl niedersetzen. Zudem hatte ich eine Reihe von heftigen Fieberanfällen zu bestehen, die ich mit Chinin nicht sogleich zu bezwingen im Stande war. Bis dahin war es, da ich eine gewisse Gebrauchsmethode beim Einnehmen von Chinin befolgte, meist bei einem einzigen Anfalle geblieben. Diese

Methode war auf die tägliche Wiederkehr der Anfälle, nur jeweilen eine Stunde früher als am vorigen Tage, berechnet. Ich liess dann gewöhnlich den ersten Anfall vorübergehen und sorgte dafür, dass ich fünf Stunden vor dem zu erwartenden zweiten Anfalle, und zwar innerhalb einer Stunde, zwei Gramm Chinin eingenommen hatte. Jetzt aber wollte es mir einige Male nicht gelingen, das Chinin frühzeitig genug einzunehmen, indem das Fieber sich 4—5 Stunden früher einstellte, als ich erwartet hatte. Der erste Anfall, 14. Februar 11 Uhr morgens, war ziemlich leicht, ohne vorhergehenden Schüttelfrost, mit einer Körpertemperatur von 39,9° C., der zweite am folgenden Morgen um 6 Uhr, mit den drei sehr deutlich ausgesprochenen Stadien Frost, Hitze und Schweiss und einer Temperatur von 41,2°, der dritte am Abend des nämlichen Tages, mit 41,6°. Um einem weitern Anfalle, von dem ich meiner grossen Schwäche wegen das Schlimmste fürchtete, vorzubeugen, nahm ich nach je zwei Stunden ein Gramm, das jedoch bald durch Erbrechen wieder entfernt wurde. Bessern Erfolg hatte ich mit einigen Dosen *Liquor Fowleri*, die das Fieber nicht mehr zum Ausbruch kommen liessen. Die Körpertemperatur war am folgenden Tage auf 38° gesunken und hatte bald wieder ihren normalen Stand erreicht. Die wieder ausgebrochene Diarrhoe reducirte meine Kräfte aber noch mehr, und die drückende Hitze war auch nicht geeignet, den Zustand zu verbessern. Zur Charakteristik der Temperaturverhältnisse jener Tage lasse ich einige der im Tagebuche verzeichneten Thermometerablesungen hier folgen [1]):

	6 Uhr Morgens.	1 Uhr Mittags.	6. Uhr Abends.
10 März	25,5° C.	32,2° C.	29,4° C.
11 „	—	32,2	29,2
12 „	25,3	32	29,5
13 „	25,5	32,8	29,8
14 „	25,7	32,6	29,3
15 „	—	33	29,8
16 „	—	33,2	25,3
17 „	24,8	32,2	—

[1]) Das Thermometer hatte ich in der schattigen Veranda an der Nordseite des Hauses aufgehängt.

Am 16. März erhob sich, nachdem die Temperatur bis 2 Uhr auf 33° geblieben und um drei Uhr noch kaum merklich gesunken war, um halb vier ein heftiger, kalter Wind aus Norden, der das Quecksilber sehr rasch auf 26° herunterbrachte. Der Wechsel war so rasch, dass ich mich — es wird bei unsern europäischen Temperaturverhältnissen Manchem sonderbar genug, ja selbst unglaublich vorkommen — in einen schweren Mantel hüllte, um die sich fühlbar machende „Kälte" besser ertragen zu können. Darauf folgte ein furchtbares Gewitter, das bis in die Nacht hinein dauerte und von einer Heftigkeit war, von der man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann. Obschon fast jeder der folgenden Abende ein Gewitter brachte, stieg die Temperatur beinahe täglich auf 32° und sogar darüber, und erst gegen Ende März schwankte sie wieder zwischen 30 und 31°.

Da mein Zustand trotz des gewichenen Fiebers dem alten CLARK noch immer bedenklich vorkam, gab ich endlich seinem Drängen nach und nahm einen Absud von Kräutern ein, die er zu diesem Zwecke gesammelt hatte. Beim Einnehmen befahl er mir, die Augen zu schliessen, da ich den Trank nicht sehen dürfe. Das sei, sagte er, eine Vorschrift, die zu dieser Medizin gehöre (*a law upon that medecine*). Mr. CLARK gab sich überhaupt viel Mühe, um mir als Arzt zu imponiren. Er sei *leaf-doctor* (Blätter-oder Kräuterdoktor), sagte er, und auf meine Frage, was dieser Name bedeute, erhielt ich zur Antwort, dass dies ein Ausdruck zum Unterschiede von *American doctor* sei. Schade, dass auch dieses Mittel nicht die gewünschte Wirkung hatte. Es lässt sich übrigens nicht läugnen, dass die Eingebornen, und besonders deren Aerzte und Zauberer, eine Menge vegetabilischer Heilmittel kennen und als Specifica gegen die eine oder andere Krankheit mit Erfolg in Anwendung bringen. Ich kenne sogar Beispiele, dass Weisse, die für gewisse Krankheiten, z. B. den sogenannten *crow-crow*, selbst bei europäischen Aerzten keine Heilung fanden, zu inländischen Aerzten ihre Zuflucht nahmen und von diesen kurirt wurden. Selbstverständlich sind die Heilmittel dieser Leute auf empirischem Wege gefunden. Aber ist dasselbe ursprünglich nicht auch mit dem Chinin und noch so vielen andern eminenten Heilmitteln der Fall gewesen? Es wird wohl Niemanden befremden,

dass bei den Kuren dieser Leute allerlei Hokus Pokus mit unterläuft, ja dass häufig einer gewissen Zauberformel geradezu die Hauptwirkung zugeschrieben wird.

Mein Zustand blieb bis gegen Ende März ungefähr derselbe wie zuvor. Bei strenger Diät und absoluter Ruhe wurde derselbe etwas besser, verschlimmerte sich jedoch, sobald ich mich etwas ermüdete, der heissen Sonne aussetzte oder von einem Gewitterregen überfallen wurde. Je länger je mehr kam ich dabei zu der Ueberzeugung, dass in Schieffelinsville keine Genesung zu erwarten sei, und da ich mich früher in Hill Town fast ausnahmslos sehr wohl befunden hatte, so verlangte ich wieder dorthin zurückzukehren.

Auf meinen Wunsch kam am Sonnabend 26. März Stampfli den Fluss herunter um mich abzulösen, und am Montag darauf kehrte ich nach Hill Town zurück. Der Fluss war infolge der letzten Regengüsse wohl um 4′ gestiegen, so dass wir nun bequem über Baumstämme wegfuhren, unter welchen wir uns früher mit grosser Mühe durchdrängen mussten. Das Wasser war trübe und gelb und das Gefälle so stark, dass es die Ruderer ausserordentlich viel Mühe kostete, um bei der starken Strömung überhaupt noch vorwärts zu kommen.

Der Empfang in Hill Town war überaus herzlich. Die Leute, welche durch Clark von meinem traurigen Zustande unterrichtet worden waren, eilten mir bei der Ankunft entgegen; die Männer reichten mir die Hand; die *head-woman* Clark's schloss mich sogar in die Arme, und Jassa, die etwas hysterischer Natur war, wurde durch mein elendes Aussehen einerseits und andererseits durch die Freude des Wiedersehens so gerührt, dass sie in einen Strom von Thränen ausbrach und in ihre Hütte eilte, um sich nach Herzenslust auszuweinen.

Von allen Seiten trachtete man nun, mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Meine Bedienten hielten sich musterhaft, und durch die Frauen der Stadt wurde ich halb zu Tode gefüttert. Die guten Leute wussten mir freilich wenig anderes anzubieten als *tomboy*, ihr Leibgericht, mit etwas Fleisch- oder Fischsuppe übergossen und mit einem Büschel spanischer Pfefferschoten verziert. Jassa aber hatte während meiner Abwesenheit einen

kleinen Vorrath von inländischem Reis, geräuchertem Fleisch von Gott weiss welchen Thieren, die man STAMPFLI von allen Seiten hergebracht hatte, und getrockneten Fischen angelegt und war jedesmal sehr erzürnt, wenn sie bei ihrer Heimkehr vom Felde sah, dass ihr eine Andere mit dem Bereiten einer Mahlzeit zuvorgekommen war. Dass diese inländische Kost für mich sehr zuträglich gewesen sei, wäre freilich eine sehr gewagte Behauptung.

Einige Tage nach Ankunft in Hill Town war ich, wahrscheinlich infolge der Flussfahrt, wieder sehr schwach, doch verbesserte sich mein Appetit, und kräftige Suppen von frischem Antilopenfleisch mit Reis hoben meine Kräfte zusehends, so dass ich zu Anfang April wieder einige Schritte gehen konnte. Doch kaum regte sich wieder einige Hoffnung, dass nun alles gut gehen werde, kaum war mit CLARK verabredet, nach vierzehn Tagen unsere lang geplante Fussreise durch das Land der Pessy, Barline und Golah zu machen und auf dem Rückwege Mr. DAY am St. Paul zu besuchen, als eine Reihe von schweren Fieberanfällen mich wieder gänzlich entkräftete.

Am 8. April war ich schon nicht mehr im Stande, meine Hütte zu verlassen. Zudem litt ich seit einigen Tagen an einem Zahngeschwür, welches mir die Aufnahme von festen Speisen unmöglich und das Trinken äusserst beschwerlich machte. Wohl dachte ich nun ernstlich daran, baldmöglichst nach Monrovia überzusiedeln und mich unter Behandlung des französischen Missionärs, Pater STOLL, zu stellen oder eventuell nach Europa zurückzukehren; doch war ich viel zu schwach, um die beschwerliche Reise wagen zu dürfen. Ueberdies that es mir in der Seele leid, schon von Hill Town und seinen einfachen Bewohnern Abschied zu nehmen. Je mehr ich mich an die Denkweise, das Thun und Treiben dieser Eingebornen gewöhnte, je mehr ich dieselben begreifen lernte, desto besser verstand ich ihre guten Seiten zu würdigen. Es gab in Hill Town ausser dem Häuptling CLARK noch verschiedene eigenthümliche, ja einzelne recht sonderbare Individuen, und ich bedaure sehr, kein besserer Charakterzeichner zu sein, um wenigstens einige derselben mit scharfen Strichen skizziren zu können. Dessenungeachtet kann ich nicht umhin, einzelne dieser Leutchen meinen Lesern vorzustellen,

selbst auf die Gefahr hin, dabei Dinge zu erzählen, die eigentlich mehr in den später folgenden, ethnographischen Theil hineingehörten.

In erster Linie nenne ich Toffo, die Hauptfrau Clark's, die mit wahrhaft mütterlicher Sorge sich befliss, alle meine Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Sie war, wie Jassa, aus dem Veystamme gebürtig, bei welchem Clark früher längere Zeit zugebracht, doch hatte sie sich in die neuen Verhältnisse und die neue Umgebung gut eingewöhnt und auch die Queahsprache gründlich sprechen gelernt, etwas, das der geistig weniger entwickelten Jassa nie gelingen wollte. Als *head-woman* hatte sie dem ganzen Haushalt Clark's vorzustehen und auch in allen häuslichen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort in die Wagschale zu legen. Mr. Clark hielt äusserst viel von ihr und that nie etwas von einiger Bedeutung, ohne sie erst um ihre Meinung gefragt zu haben. Obschon dieser weibliche Majordomus für meinen Haushalt den Proviant lieferte, hat mich derselbe, so lange ich in Hill Town wohnte, niemals auch nicht um ein Blatt Tabak gebeten, und doch war ihm, wie den meisten Negerinnen, das Tabakrauchen ein wahrer Hochgenuss. Stets war die Frau bescheiden, dienstfertig und in hohem Grade dankbar für jede, auch die geringste Gabe, die sie gelegentlich von mir erhielt. Noch jetzt, nachdem ich weiss, dass ich sie nie wiedersehen werde, mache ich mir manchmal Vorwürfe, dass ich mich für alle mir bewiesenen Dienste nicht erkenntlicher gezeigt. Dabei war sie ehrlich und treu wie Gold, so dass ich ihr ruhig alle meine Habseligkeiten hätte anvertrauen dürfen, selbst manches, das ich in den Händen Clark's für nicht ganz sicher gehalten hätte. Obschon sie als die Gebieterin über den ganzen Haushalt angesehen werden musste und selbst in Verhältnissen Clark's mit seinen übrigen Weibern und deren Kindern ein entscheidendes Wort mitzusprechen hatte, war sie, wie überhaupt alle Negerinnen, sehr arbeitsam und half selbst bei den Feldarbeiten, die dort zum grossen Theil den Frauen überlassen sind, eifrig mit. Sie war kaum viel besser gekleidet als die übrigen Frauen, vor welchen sie sich in dieser Hinsicht nur durch einigen Silberschmuck in der Form von Fingerringen, Armspangen und einigen Beinringen unterschied. Besser aber als an diesem äussern Schmuck erkannte

Haar einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Oft erlaubte ich mir den Spass, den Athem eine Zeitlang einzuhalten und mich todt zu stellen, worauf er mich dann ängstlich von allen Seiten beschnupperte, mit seinen kalten Händen meine Augenlider zu öffnen suchte und in klägliches Gewimmer ausbrach. Diesen Lauten tiefster Betrübniss folgten die zärtlichsten Liebkosungen, sobald ich wieder Athem holte und die Augen öffnete. Frauen und namentlich kleine Mädchen waren vor Jack geradezu bange geworden, denn sobald sie sich unserem Hause näherten, stürzte er auf dieselben zu und biss sie wüthend in die Waden. Er war übrigens so zahm, dass er, wenn er nicht zur Strafe an der Kette lag, frei herumlief, die Nacht stets im nahen Walde zubrachte und am Morgen schon früh wieder auf der Station anwesend war. Gieng ich aus, so begleitete er mich, meist zusammen mit dem Hunde und nach dessen Tode auch allein, ein Ende Weges oder bis zum Landungsplatze, wo er dann sitzen blieb, bis nichts mehr von uns zu sehen war. Während meines Aufenthalts in Liberia habe ich zahlreiche lebende Affen gehalten, und wenigstens Einer war fast stets in meinem Besitze. Wenn ich aber einerseits all die Freuden schildern wollte, welche mir diese beinahe mit Menschenverstand begabten Thiere mit ihren komischen Sprüngen, ihren Schrullen und Possen, aber nicht weniger mit ihrer zärtlichen Anhänglichkeit verschafften, und andererseits die noch zahlreichern Unannehmlichkeiten, die sie mir durch ihre Schelmenstreiche, ihre Diebereien, Ungezogenheiten und Boshaftigkeiten zuzogen, dann wäre ich im Stande, allein damit ein Buch zu füllen.

Während der ersten Hälfte Februars hatten wir bereits zahlreiche, zum Theil heftige Gewitter mit starkem Regen, und bei mir meldete sich wiederholt das Fieber, welches ich jedoch mit Chinin stets rechtzeitig unterdrücken konnte. Auch meine Leber liess in diesen Tagen viel zu wünschen übrig, so dass ich mich manchmal ganz elend fühlte.

Sonnabend 19. Februar reiste ich mit Herrn Klouth, einem belgischen Handelsagenten, der von Marshall kam, nach Monrovia. Die Aufsicht über die Station hatte ich für die Zeit meiner Abwesenheit dem Chef-Boy Bob anvertraut. Um 12 Uhr verliessen

aber wie sein Neffe Clark viel mit Christen in Berührung gekommen, ja er hatte sogar bei den Liberianern lesen gelernt. Das Christenthum schien ihm imponirt und dessen Lehren ihn viel beschäftigt zu haben, denn in seinen alten Tagen noch bekam er, nach der Weise der Methodisten, religiöse Erweckungen, d. h. er fühlte auf einmal die ganze Schwere seines bisherigen sündigen Lebens und zugleich den Ruf, in die Gemeinde der Christen aufgenommen zu werden. Er entliess nun seine sämmtlichen Frauen bis auf seine *head-woman*, und die jüngste davon, Mary, wurde bald darauf von Clark annectirt. Der gute, alte Onkel, der selbst wenig mehr arbeitete, las fast den ganzen Tag in seinem englischen Neuen Testamente, betete viel und trachtete auch die Leute von Hill Town zum Christenthum zu bekehren. Er war ein herzensguter, alter Mann, dem es mit seinem Christenthum wirklich Ernst war und der dessen Lehren von Ehrlichkeit und Nächstenliebe bei sich selbst streng in Anwendung brachte.

Clark hatte in dieser Hinsicht ein viel weiteres Gewissen und wusste Vielweiberei und Fetischglauben trefflich mit dem Christenthum in Uebereinstimmung zu bringen. Auch er hielt an gewissen Abenden und manchmal am Sonntag eine Art Gottesdienst, wobei er die Bewohner von Hill Town um sich versammelte, vor ihnen in der Queahsprache irgend einen Bibeltext erklärte und dann die Bibelstunde mit einem kurzen Gebete schloss.

Trotz der christlichen Bestrebungen Clark's und seines Onkels beherbergte Hill Town zwei Männer, die in ganz anderer Richtung thätig waren. Der Eine war ein Zauberdoktor (*greegree-man*, *medecine-man*), der sich einbildete, Krankheiten mit der einen oder andern Zauberformel heilen, gestohlenes Eigenthum zurückerlangen, überhaupt die wunderbarsten Sachen verrichten zu können. Dieser Mann, der übrigens mehr Zauberer als *leaf-doctor* war, hielt grosse Stücke auf sich selbst, trug stets eine schwarze, wollene Zipfelmütze, die er bis über die Ohren und in den Nacken herunterzog, und darüber einen grauen Cylinderhut, den er auf irgend welche Weise in seinen Besitz zu bekommen gewusst hatte. Diese Kopfbedeckung, zusammen mit der übrigen,

sehr spärlichen Kleidung, die aus einer alten Weste und einem um die Lenden gewickelten Taschentuche bestand, sowie seine etwas affektirt würdige Haltung gaben dem Manne ein besonders komisches Aussehen. (Siehe vorstehende Abbildung).

Das zweite Original war ein alter Mandingomann mit silberweissem Haar und Bart, von dem ich nie erfahren konnte, wie er dazu gekommen war, sich in dem armen Neste niederzulassen. Er war, wie die meisten Mandingo, Mohammedaner und hielt mit grosser Strenge an all den Formeln fest, die sein Glaube ihm vorschrieb. Schon früh vor Tagesanbruch konnte man ihn in seiner ärmlichen Hütte singen und seine ellenlangen Gebete hersagen hören, und kein Abend gieng vorbei, ohne dass er sich vor das bereits früher erwähnte kleine Häuschen auf dem öffentlichen Platze hinstellte, mit einer fabelhaften Zungengeläufigkeit seine Gebete herunterplapperte und zum Schlusse, nachdem die Sonne unter den Horizont gesunken war, mit feierlicher Stimme sein *Allah il Allah* in die dunkle Nacht hinaussang. Obschon der gute Alte kein eigentlicher Derwisch war und sich auch keine Mühe gab, unter diesen Kafirs Anhänger für den Islam zu werben, wurde er doch scherzweise „der alte Murry," eine Abkürzung des Wortes *murry-man* (Derwisch) genannt. Niemand in der ganzen Stadt dachte daran, dem Manne seine etwas lauten Glaubensäusserungen übel zu nehmen, am allerwenigsten der Häuptling Clark selbst, welcher, obschon dem Christenthum zugethan, denselben doch gerne leiden mochte. Ueberhaupt ist Liberia das Land der unbeschränktesten Glaubens- und Gewissensfreiheit, und zur Ehre der Missionäre wie auch der christlichen Americo-Liberianer muss gesagt werden, dass ihnen religiöser Fanatismus und Hass gegen Andersgläubige stets fern geblieben ist und, wie ich hoffe, auch in Zukunft stets ferne bleiben wird.

Am 11. April kam unser Diener Peter an, den Stampfli sandte, um nach meinem Befinden zu fragen, da in Schieffelinsville ungünstige Berichte über meinen Zustand eingelaufen waren, und zugleich ein neues Jagdgewehr zu überbringen, das aus Holland angekommen war. Da ich mich wieder etwas stärker fühlte, so beschloss ich, unverweilt die Rückreise nach Schieffelinsville anzutreten. Ich rechnete mit Mr. Clark, der mir nun

Einen Tag später langte STAMPFLI mit einem alten Flusspferd an, das in der Nähe von Hill Town geschossen und ihm zum Kaufe angeboten worden war. JACKSON, der in der letzten Zeit viel kränklich gewesen und mit STAMPFLI den Fluss heruntergekommen war, blieb nun bei mir, um mit nächster Gelegenheit nach Cape Mount zurückzukehren.

Da mein Gesundheitszustand nicht besser wurde und das Einnehmen von Laudanum nichts fruchten wollte, machte ich eine Kur mit Calomel, ein Mittel freilich, das ich bei der grossen Schwäche nur ungern anwandte. Ich hatte jedoch die Genugthuung, dass mein Zustand sich einige Tage darauf bedeutend verbesserte und bei einer beinahe ausschliesslichen Ernährung mit Reisschleim wieder erträglich wurde.

Am 5. März kam STAMPFLI wieder aus Hill Town herunter, diesmal, um für allerlei Einkäufe nach Monrovia zu fahren. JACKSON, der mich um seine Entlassung gebeten hatte, sowie einer der Veyleute, der ebenfalls nicht gesund war, giengen mit. Am 7. März kehrte STAMPFLI aus Monrovia zurück, und da ich noch zu schwach war, um wieder nach Hill Town überzusiedeln, fuhr Ersterer am folgenden Morgen selbst wieder hin.

An einem der nächstfolgenden Tage machte ich eine Fahrt nach Marshall hinunter, wobei ich die frühere Aufnahme des Junk von Schieffelinsville bis zur Mündung controlirte und ergänzte. In der Zeit, die mir noch übrig blieb, fuhr ich eine lange Strecke in den Barguay River hinein, welcher unmittelbar hinter der Küste in den Junk ausmündet. Dieser Fluss ist eine Art Lagune, die nur durch eine sehr schmale Landzunge vom Meere getrennt wird, ähnlich wie dies beim Sugary River der Fall ist. Leider ermüdete mich diese Fahrt mehr als ich erwartet hatte, und kaum nach Schieffelinsville zurückgekehrt, stellte sich die Dysenterie von Neuem ein. Zudem hatte ich zum ersten Male geschwollene Beine, die ersten Kundgebungen von sich einstellender Wassersucht, welche mich desto mehr mit Besorgniss erfüllten, als ich von früher her noch recht gut wusste, dass nun bald genug die flachen Hautgeschwüre auftreten würden, die mir während der ersten Reise das Leben verbittert und mich schliesslich zur Rückkehr gezwungen hatten.

Am 14. März miethete ich einen Bassaneger, einen sehr starken Eingebornen von etwa 18 Jahren, PETER genannt, der ziemlich gut Englisch sprach und sich so wohl aufführte, dass er uns bald unentbehrlich wurde und auch nach meiner Rückkehr noch beinahe ein Jahr bei Freund STAMPFLI geblieben ist. Den nämlichen Tag kam der alte CLARK an, dessen Leute Kaffee nach Monrovia brachten, während er selbst bis zu ihrer Rückkehr bei mir blieb. Er war nämlich von Mr. WARNER eingeladen worden, als Friedensrichter in einem sogenannten *woman-palaver* aufzutreten, das derselbe mit einer seiner inländischen Frauen hatte. Auch hier zeigte CLARK wieder sein Talent, den Nagel auf den Kopf zu treffen und doch beiden Parteien einigermaassen gerecht zu werden. Es war nämlich Mr. WARNER, während er krank und hülflos zu Bette lag, die genannte Frau, welche er früher nicht allzu wohlwollend zu behandeln pflegte, weggelaufen und weigerte nun, wieder zu ihm zurückzukehren. Mr. CLARK, der in Fragen über Eheverhältnisse sehr liberal zu sein scheint, fällte, nachdem er beide Parteien sammt ihren Zeugen gehört, folgendes Urtheil: „Dass die Frau ihrem Manne wegläuft, wenn er sie schlecht behandelt, finde ich vollkommen gerechtfertigt, und da nach den Aussagen der Zeugen diese schlechte Behandlung nicht zu läugnen ist, so würde ich der Erste sein, das Benehmen der Frau zu billigen und sie freizusprechen. Dass sie aber von ihm wegläuft und ihn im Stiche lässt in einem Augenblicke, in dem er sich unmöglich selbst helfen kann, das beweist ein schwarzes Herz und verdient bestraft zu werden. Die Frau hat also ohne Umstände wieder zu ihrem Manne zurückzukehren!"

Während dieser Tage, die sich durch eine sehr hohe Temperatur auszeichneten, fühlte ich mich äusserst elend. Ich vermochte mich, auf einen Stock gelehnt, kaum einige hundert Schritte vom Hause fortzuschleppen, um ein paar kleine Vögel zu schiessen, und musste mich dabei jeden Augenblick auf einen mitgenommenen Feldstuhl niedersetzen. Zudem hatte ich eine Reihe von heftigen Fieberanfällen zu bestehen, die ich mit Chinin nicht sogleich zu bezwingen im Stande war. Bis dahin war es, da ich eine gewisse Gebrauchsmethode beim Einnehmen von Chinin befolgte, meist bei einem einzigen Anfalle geblieben. Diese

Methode war auf die tägliche Wiederkehr der Anfälle, nur jeweilen eine Stunde früher als am vorigen Tage, berechnet. Ich liess dann gewöhnlich den ersten Anfall vorübergehen und sorgte dafür, dass ich fünf Stunden vor dem zu erwartenden zweiten Anfalle, und zwar innerhalb einer Stunde, zwei Gramm Chinin eingenommen hatte. Jetzt aber wollte es mir einige Male nicht gelingen, das Chinin frühzeitig genug einzunehmen, indem das Fieber sich 4—5 Stunden früher einstellte, als ich erwartet hatte. Der erste Anfall, 14. Februar 11 Uhr morgens, war ziemlich leicht, ohne vorhergehenden Schüttelfrost, mit einer Körpertemperatur von 39,9° C., der zweite am folgenden Morgen um 6 Uhr, mit den drei sehr deutlich ausgesprochenen Stadien Frost, Hitze und Schweiss und einer Temperatur von 41,2°, der dritte am Abend des nämlichen Tages, mit 41,6°. Um einem weitern Anfalle, von dem ich meiner grossen Schwäche wegen das Schlimmste fürchtete, vorzubeugen, nahm ich nach je zwei Stunden ein Gramm, das jedoch bald durch Erbrechen wieder entfernt wurde. Bessern Erfolg hatte ich mit einigen Dosen *Liquor Fowleri*, die das Fieber nicht mehr zum Ausbruch kommen liessen. Die Körpertemperatur war am folgenden Tage auf 38° gesunken und hatte bald wieder ihren normalen Stand erreicht. Die wieder ausgebrochene Diarrhoe reducirte meine Kräfte aber noch mehr, und die drückende Hitze war auch nicht geeignet, den Zustand zu verbessern. Zur Charakteristik der Temperaturverhältnisse jener Tage lasse ich einige der im Tagebuche verzeichneten Thermometerablesungen hier folgen[1]:

	6 Uhr Morgens.	1 Uhr Mittags.	6. Uhr Abends.
10 März	25,5° C.	32,2° C.	29,4° C.
11 „	—	32,2	29,2
12 „	25,3	32	29,5
13 „	25,5	32,8	29,8
14 „	25,7	32,6	29,3
15 „	—	33	29,8
16 „	—	33,2	25,3
17 „	24,8	32,2	—

[1]) Das Thermometer hatte ich in der schattigen Veranda an der Nordseite des Hauses aufgehängt.

Am 16. März erhob sich, nachdem die Temperatur bis 2 Uhr auf 33° geblieben und um drei Uhr noch kaum merklich gesunken war, um halb vier ein heftiger, kalter Wind aus Norden, der das Quecksilber sehr rasch auf 26° herunterbrachte. Der Wechsel war so rasch, dass ich mich — es wird bei unsern europäischen Temperaturverhältnissen Manchem sonderbar genug, ja selbst unglaublich vorkommen — in einen schweren Mantel hüllte, um die sich fühlbar machende „Kälte" besser ertragen zu können. Darauf folgte ein furchtbares Gewitter, das bis in die Nacht hinein dauerte und von einer Heftigkeit war, von der man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann. Obschon fast jeder der folgenden Abende ein Gewitter brachte, stieg die Temperatur beinahe täglich auf 32° und sogar darüber, und erst gegen Ende März schwankte sie wieder zwischen 30 und 31°.

Da mein Zustand trotz des gewichenen Fiebers dem alten CLARK noch immer bedenklich vorkam, gab ich endlich seinem Drängen nach und nahm einen Absud von Kräutern ein, die er zu diesem Zwecke gesammelt hatte. Beim Einnehmen befahl er mir, die Augen zu schliessen, da ich den Trank nicht sehen dürfe. Das sei, sagte er, eine Vorschrift, die zu dieser Medizin gehöre (*a law upon that medecine*). Mr. CLARK gab sich überhaupt viel Mühe, um mir als Arzt zu imponiren. Er sei *leaf-doctor* (Blätter-oder Kräuterdoktor), sagte er, und auf meine Frage, was dieser Name bedeute, erhielt ich zur Antwort, dass dies ein Ausdruck zum Unterschiede von *American doctor* sei. Schade, dass auch dieses Mittel nicht die gewünschte Wirkung hatte. Es lässt sich übrigens nicht läugnen, dass die Eingebornen, und besonders deren Aerzte und Zauberer, eine Menge vegetabilischer Heilmittel kennen und als Specifica gegen die eine oder andere Krankheit mit Erfolg in Anwendung bringen. Ich kenne sogar Beispiele, dass Weisse, die für gewisse Krankheiten, z. B. den sogenannten *crow-crow*, selbst bei europäischen Aerzten keine Heilung fanden, zu inländischen Aerzten ihre Zuflucht nahmen und von diesen kurirt wurden. Selbstverständlich sind die Heilmittel dieser Leute auf empirischem Wege gefunden. Aber ist dasselbe ursprünglich nicht auch mit dem Chinin und noch so vielen andern eminenten Heilmitteln der Fall gewesen? Es wird wohl Niemanden befremden,

dass bei den Kuren dieser Leute allerlei Hokus Pokus mit unterläuft, ja dass häufig einer gewissen Zauberformel geradezu die Hauptwirkung zugeschrieben wird.

Mein Zustand blieb bis gegen Ende März ungefähr derselbe wie zuvor. Bei strenger Diät und absoluter Ruhe wurde derselbe etwas besser, verschlimmerte sich jedoch, sobald ich mich etwas ermüdete, der heissen Sonne aussetzte oder von einem Gewitterregen überfallen wurde. Je länger je mehr kam ich dabei zu der Ueberzeugung, dass in Schieffelinsville keine Genesung zu erwarten sei, und da ich mich früher in Hill Town fast ausnahmslos sehr wohl befunden hatte, so verlangte ich wieder dorthin zurückzukehren.

Auf meinen Wunsch kam am Sonnabend 26. März Stampfli den Fluss herunter um mich abzulösen, und am Montag darauf kehrte ich nach Hill Town zurück. Der Fluss war infolge der letzten Regengüsse wohl um 4′ gestiegen, so dass wir nun bequem über Baumstämme wegfuhren, unter welchen wir uns früher mit grosser Mühe durchdrängen mussten. Das Wasser war trübe und gelb und das Gefälle so stark, dass es die Ruderer ausserordentlich viel Mühe kostete, um bei der starken Strömung überhaupt noch vorwärts zu kommen.

Der Empfang in Hill Town war überaus herzlich. Die Leute, welche durch Clark von meinem traurigen Zustande unterrichtet worden waren, eilten mir bei der Ankunft entgegen; die Männer reichten mir die Hand; die *head-woman* Clark's schloss mich sogar in die Arme, und Jassa, die etwas hysterischer Natur war, wurde durch mein elendes Aussehen einerseits und andererseits durch die Freude des Wiedersehens so gerührt, dass sie in einen Strom von Thränen ausbrach und in ihre Hütte eilte, um sich nach Herzenslust auszuweinen.

Von allen Seiten trachtete man nun, mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Meine Bedienten hielten sich musterhaft, und durch die Frauen der Stadt wurde ich halb zu Tode gefüttert. Die guten Leute wussten mir freilich wenig anderes anzubieten als *tomboy*, ihr Leibgericht, mit etwas Fleisch- oder Fischsuppe übergossen und mit einem Büschel spanischer Pfefferschoten verziert. Jassa aber hatte während meiner Abwesenheit einen

kleinen Vorrath von inländischem Reis, geräuchertem Fleisch von Gott weiss welchen Thieren, die man STAMPFLI von allen Seiten hergebracht hatte, und getrockneten Fischen angelegt und war jedesmal sehr erzürnt, wenn sie bei ihrer Heimkehr vom Felde sah, dass ihr eine Andere mit dem Bereiten einer Mahlzeit zuvorgekommen war. Dass diese inländische Kost für mich sehr zuträglich gewesen sei, wäre freilich eine sehr gewagte Behauptung.

Einige Tage nach Ankunft in Hill Town war ich, wahrscheinlich infolge der Flussfahrt, wieder sehr schwach, doch verbesserte sich mein Appetit, und kräftige Suppen von frischem Antilopenfleisch mit Reis hoben meine Kräfte zusehends, so dass ich zu Anfang April wieder einige Schritte gehen konnte. Doch kaum regte sich wieder einige Hoffnung, dass nun alles gut gehen werde, kaum war mit CLARK verabredet, nach vierzehn Tagen unsere lang geplante Fussreise durch das Land der Pessy, Barline und Golah zu machen und auf dem Rückwege Mr. DAY am St. Paul zu besuchen, als eine Reihe von schweren Fieberanfällen mich wieder gänzlich entkräftete.

Am 8. April war ich schon nicht mehr im Stande, meine Hütte zu verlassen. Zudem litt ich seit einigen Tagen an einem Zahngeschwür, welches mir die Aufnahme von festen Speisen unmöglich und das Trinken äusserst beschwerlich machte. Wohl dachte ich nun ernstlich daran, baldmöglichst nach Monrovia überzusiedeln und mich unter Behandlung des französischen Missionärs, Pater STOLL, zu stellen oder eventuell nach Europa zurückzukehren; doch war ich viel zu schwach, um die beschwerliche Reise wagen zu dürfen. Ueberdies that es mir in der Seele leid, schon von Hill Town und seinen einfachen Bewohnern Abschied zu nehmen. Je mehr ich mich an die Denkweise, das Thun und Treiben dieser Eingebornen gewöhnte, je mehr ich dieselben begreifen lernte, desto besser verstand ich ihre guten Seiten zu würdigen. Es gab in Hill Town ausser dem Häuptling CLARK noch verschiedene eigenthümliche, ja einzelne recht sonderbare Individuen, und ich bedaure sehr, kein besserer Charakterzeichner zu sein, um wenigstens einige derselben mit scharfen Strichen skizziren zu können. Dessenungeachtet kann ich nicht umhin, einzelne dieser Leutchen meinen Lesern vorzustellen,

selbst auf die Gefahr hin, dabei Dinge zu erzählen, die eigentlich mehr in den später folgenden, ethnographischen Theil hineingehörten.

In erster Linie nenne ich TOFFO, die Hauptfrau CLARK's, die mit wahrhaft mütterlicher Sorge sich befliss, alle meine Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Sie war, wie JASSA, aus dem Veystamme gebürtig, bei welchem CLARK früher längere Zeit zugebracht, doch hatte sie sich in die neuen Verhältnisse und die neue Umgebung gut eingewöhnt und auch die Queahsprache gründlich sprechen gelernt, etwas, das der geistig weniger entwickelten JASSA nie gelingen wollte. Als *head-woman* hatte sie dem ganzen Haushalt CLARK's vorzustehen und auch in allen häuslichen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort in die Wagschale zu legen. Mr. CLARK hielt äusserst viel von ihr und that nie etwas von einiger Bedeutung, ohne sie erst um ihre Meinung gefragt zu haben. Obschon dieser weibliche Majordomus für meinen Haushalt den Proviant lieferte, hat mich derselbe, so lange ich in Hill Town wohnte, niemals auch nicht um ein Blatt Tabak gebeten, und doch war ihm, wie den meisten Negerinnen, das Tabakrauchen ein wahrer Hochgenuss. Stets war die Frau bescheiden, dienstfertig und in hohem Grade dankbar für jede, auch die geringste Gabe, die sie gelegentlich von mir erhielt. Noch jetzt, nachdem ich weiss, dass ich sie nie wiedersehen werde, mache ich mir manchmal Vorwürfe, dass ich mich für alle mir bewiesenen Dienste nicht erkenntlicher gezeigt. Dabei war sie ehrlich und treu wie Gold, so dass ich ihr ruhig alle meine Habseligkeiten hätte anvertrauen dürfen, selbst manches, das ich in den Händen CLARK's für nicht ganz sicher gehalten hätte. Obschon sie als die Gebieterin über den ganzen Haushalt angesehen werden musste und selbst in Verhältnissen CLARK's mit seinen übrigen Weibern und deren Kindern ein entscheidendes Wort mitzusprechen hatte, war sie, wie überhaupt alle Negerinnen, sehr arbeitsam und half selbst bei den Feldarbeiten, die dort zum grossen Theil den Frauen überlassen sind, eifrig mit. Sie war kaum viel besser gekleidet als die übrigen Frauen, vor welchen sie sich in dieser Hinsicht nur durch einigen Silberschmuck in der Form von Fingerringen, Armspangen und einigen Beinringen unterschied. Besser aber als an diesem äussern Schmuck erkannte

man ihre höhere Stellung an dem ruhigen, taktvollen Auftreten in allen Angelegenheiten, bei welchen sie rathend oder handelnd einzugreifen hatte.



Menschengruppe in Hill Town.

Während meiner langen Abwesenheit von Hill Town hatte sich dort ein Onkel CLARK's niedergelassen, der auf mich trotz seiner Eigenheiten sofort einen günstigen Eindruck machte. Derselbe war Häuptling eines weitabgelegenen Negerdorfes gewesen,

aber wie sein Neffe CLARK viel mit Christen in Berührung gekommen, ja er hatte sogar bei den Liberianern lesen gelernt. Das Christenthum schien ihm imponirt und dessen Lehren ihn viel beschäftigt zu haben, denn in seinen alten Tagen noch bekam er, nach der Weise der Methodisten, religiöse Erweckungen, d. h. er fühlte auf einmal die ganze Schwere seines bisherigen sündigen Lebens und zugleich den Ruf, in die Gemeinde der Christen aufgenommen zu werden. Er entliess nun seine sämmtlichen Frauen bis auf seine *head-woman*, und die jüngste davon, MARY, wurde bald darauf von CLARK annectirt. Der gute, alte Onkel, der selbst wenig mehr arbeitete, las fast den ganzen Tag in seinem englischen Neuen Testamente, betete viel und trachtete auch die Leute von Hill Town zum Christenthum zu bekehren. Er war ein herzensguter, alter Mann, dem es mit seinem Christenthum wirklich Ernst war und der dessen Lehren von Ehrlichkeit und Nächstenliebe bei sich selbst streng in Anwendung brachte.

CLARK hatte in dieser Hinsicht ein viel weiteres Gewissen und wusste Vielweiberei und Fetischglauben trefflich mit dem Christenthum in Uebereinstimmung zu bringen. Auch er hielt an gewissen Abenden und manchmal am Sonntag eine Art Gottesdienst, wobei er die Bewohner von Hill Town um sich versammelte, vor ihnen in der Queahsprache irgend einen Bibeltext erklärte und dann die Bibelstunde mit einem kurzen Gebete schloss.

Trotz der christlichen Bestrebungen CLARK's und seines Onkels beherbergte Hill Town zwei Männer, die in ganz anderer Richtung thätig waren. Der Eine war ein Zauberdoktor (*greegree-man*, *medecine-man*), der sich einbildete, Krankheiten mit der einen oder andern Zauberformel heilen, gestohlenes Eigenthum zurückerlangen, überhaupt die wunderbarsten Sachen verrichten zu können. Dieser Mann, der übrigens mehr Zauberer als *leaf-doctor* war, hielt grosse Stücke auf sich selbst, trug stets eine schwarze, wollene Zipfelmütze, die er bis über die Ohren und in den Nacken herunterzog, und darüber einen grauen Cylinderhut, den er auf irgend welche Weise in seinen Besitz zu bekommen gewusst hatte. Diese Kopfbedeckung, zusammen mit der übrigen,

sehr spärlichen Kleidung, die aus einer alten Weste und einem um die Lenden gewickelten Taschentuche bestand, sowie seine etwas affektirt würdige Haltung gaben dem Manne ein besonders komisches Aussehen. (Siehe vorstehende Abbildung).

Das zweite Original war ein alter Mandingomann mit silberweissem Haar und Bart, von dem ich nie erfahren konnte, wie er dazu gekommen war, sich in dem armen Neste niederzulassen. Er war, wie die meisten Mandingo, Mohammedaner und hielt mit grosser Strenge an all den Formeln fest, die sein Glaube ihm vorschrieb. Schon früh vor Tagesanbruch konnte man ihn in seiner ärmlichen Hütte singen und seine ellenlangen Gebete hersagen hören, und kein Abend gieng vorbei, ohne dass er sich vor das bereits früher erwähnte kleine Häuschen auf dem öffentlichen Platze hinstellte, mit einer fabelhaften Zungengeläufigkeit seine Gebete herunterplapperte und zum Schlusse, nachdem die Sonne unter den Horizont gesunken war, mit feierlicher Stimme sein *Allah il Allah* in die dunkle Nacht hinaussang. Obschon der gute Alte kein eigentlicher Derwisch war und sich auch keine Mühe gab, unter diesen Kafirs Anhänger für den Islam zu werben, wurde er doch scherzweise „der alte Murry," eine Abkürzung des Wortes *murry-man* (Derwisch) genannt. Niemand in der ganzen Stadt dachte daran, dem Manne seine etwas lauten Glaubensäusserungen übel zu nehmen, am allerwenigsten der Häuptling CLARK selbst, welcher, obschon dem Christenthum zugethan, denselben doch gerne leiden mochte. Ueberhaupt ist Liberia das Land der unbeschränktesten Glaubens- und Gewissensfreiheit, und zur Ehre der Missionäre wie auch der christlichen Americo-Liberianer muss gesagt werden, dass ihnen religiöser Fanatismus und Hass gegen Andersgläubige stets fern geblieben ist und, wie ich hoffe, auch in Zukunft stets ferne bleiben wird.

Am 11. April kam unser Diener PETER an, den STAMPFLI sandte, um nach meinem Befinden zu fragen, da in Schieffelinsville ungünstige Berichte über meinen Zustand eingelaufen waren, und zugleich ein neues Jagdgewehr zu überbringen, das aus Holland angekommen war. Da ich mich wieder etwas stärker fühlte, so beschloss ich, unverweilt die Rückreise nach Schieffelinsville anzutreten. Ich rechnete mit Mr. CLARK, der mir nun

infolge ab und zu erhaltener Vorschüsse etwa 18 Dollars schuldete, ab, indem ich ihm diesen Betrag einfach quittirte. Konnte ich mir dies ja ruhig erlauben, da ich durch seine Vermittlung eine Reihe von seltenen und äusserst werthvollen Thieren in meine Hände bekommen, die ich vielleicht sonst nie erhalten hätte.

Der Abschied wurde mir wirklich schwer, denn obwohl ich den Leuten versprach, vor meiner Abreise aus Liberia noch einmal herzukommen, machte doch das Aufheben der Station den Eindruck, als ob eher das Gegentheil der Fall sein würde. Am 12. April früh reiste ich ab, nichts als meine Flagge zurücklassend und der Obhut CLARK's empfehlend, zum Zeichen, dass ich nochmals wiederzukommen gedenke.

CLARK hatte mir, da mein Canoe nicht alles fassen konnte, das seinige mit den nöthigen Ruderern angeboten, und beinahe sämmtliche Bewohner des Ortes und der umliegenden Farmen gaben mir bis zum Flusse hinunter das Geleite. Um 12 Uhr kam ich bei STAMPFLI an und machte gleich alles bereit, um am folgenden Tage nach Monrovia weiterzureisen.

XVIII.

Nach den Hafenplätzen des östlichen Liberia. Rückkehr nach Europa.



WOERMANN'sche Faktorei in Upper Buchanan.

Aufenthalt in Monrovia. — Grand Bassa: Ansicht von der Rhede aus. — Die Bai von Bassa und ihre Entstehung. — Fishtown. — Upper Buchanan. — Edina. — Hydrographische Verhältnisse. — Fahrt auf dem St. John's River. — Die Stromschnellen. — Nach River Cess: Felsige Küste. — Tobaccannee und der Devil Rock. — Der Little Culloh River. — Besuch bei König TOM WILL. — Timbo. — River Cess: Die holländische und belgische Faktorei. — Die Insel der Todten. — Besuch bei King DAVIS. — Nach den Stromschnellen. — Fahrt nach Sinoe. — Sinoe: Vorgebirge und Bucht. — Mündungsgebiet des Sinoe River. — Greenville. — Die Faktoreien. — Nach den Wasserfällen. — Bloobarra und Jack Dandy's Town. — Nach Cap Palmas. — Cap Palmas: Das Vorgebirge und die Russwurminsel. — Der Hoffmann River. — Harper und Latrobe. — Die Salzwasserlagune. — Dr. NACHTIGAL's Grab. — Rückreise nach Schieffelinsville. — Abschied von Hill Town. — Zurück nach Monrovia. — Abschied. — Rückreise nach Europa.

In Monrovia genoss ich die Gastfreundschaft des holländischen

Consuls, Herrn MODDERMAN, und seiner Gemahlin, einer liebenswürdigen Holländerin, die in der obern Stadt an der Broadstreet ein schönes, geräumiges Haus bewohnten und sich auf europäische Weise eingerichtet hatten, soweit sich dies mit den dortigen Verhältnissen in Uebereinstimmung bringen liess.

Herr MODDERMAN hatte, mit verschiedenen Unterbrechungen, schon seit der Gründung der holländischen Faktoreien, also nahezu zwanzig Jahre, in Liberia zugebracht[1]). Er kannte Land und Leute wohl besser als sonst ein Europäer, und manche werthvolle Mittheilung politischer und wirthschaftlicher Art habe ich ihm zu danken. Seine Gemahlin, die übrigens noch nicht so lange an der Küste war, schien das liberianische Klima gut ertragen zu können und verstand es, dem dortigen Leben, das nicht gerade reich an Abwechslungen ist, eine angenehme Seite abzugewinnen.

Sofort nach meiner Ankunft stellte ich mich unter Behandlung von Pater N. STOLL, einem äusserst jovialen und liebenswürdigen Mann, der für einen Geistlichen bedeutende medizinische Kenntnisse besass und diese durch langjährige Erfahrungen über die den Tropenländern eigenthümlichen Krankheiten unterstützte. Er war früher als Missionär in China, in Südamerika und auch lange Jahre in Sierra Leone gewesen und stand nun als Superior an der Spitze der einzigen katholischen Mission in Liberia, die vor einigen Jahren durch eine französische Gesellschaft[2]) gegründet worden war.

Während der ersten Tage gieng es mit mir eher schlimmer, als besser; doch sehr bald stellten sich die wohlthätigen Folgen einer zweckmässigen Kost, Ruhe und guter Behandlung von Seiten des freundlichen Paters ein, so dass, nachdem einmal eine Wendung zum Guten eingetreten war, die Genesung rasche Fortschritte machte. Da mich Pater STOLL, der einen Rückschlag befürchtete, vor einer baldigen Rückkehr nach Schieffelinsville warnte, so entschloss ich mich, einen schon lange gehegten Plan auszuführen und einige Küstenplätze des östlichen Liberia und deren Umgebung zu besuchen, um mir einen klarern Begriff

---

[1]) Seither ist er mit seiner Frau für immer nach Europa zurückgekehrt.

[2]) Die *Congrégation du Saint-Esprit et du Saint-Coeur-de-Marie.*

über die dortigen Verhältnisse bilden zu können. Da gerade ein von Hamburg kommender WOERMANN'scher Dampfer fällig war, so bot sich mir dazu eine vortreffliche Gelegenheit, besonders da derselbe von Monrovia direkt nach Cap Palmas gehen sollte, von wo aus ich dann, mit einem damals dort liegenden Segelschiffe der Firma MÜLLER & Co. der Küste entlang zurückfahrend, die vornehmsten Hafenplätze hätte besuchen können.

Am 21. April Abends kam die „Ella Woermann", Kapitän DITTMER, an. Um 10 Uhr gieng ich, begleitet von meinem Leibdiener BOB, an Bord, und um Mitternacht fuhren wir ab. Anstatt aber direkt nach Cap Palmas zu gehen, hatte der Kapitän Ordre erhalten, um in Grand Bassa den deutschen Angestellten SAWITZKY an Land zu setzen, weshalb er, um die dadurch versäumte Zeit einzuholen, beschloss, Cap Palmas nun nicht anzulaufen. So gieng ich denn in Lower Buchanan oder Fishtown, dem Ankerplatze von Grand Bassa, wo wir am nächsten Morgen bei Tagesanbruch zur Rhede kamen, an Land und wurde von dem deutschen Hauptagenten, Herrn JAEGER, und dem Agenten in der dortigen deutschen Faktorei, Herrn WUNDERLICH, aufs freundlichste aufgenommen und eingeladen, bei ihnen für die paar Tage meines Aufenthalts in Bassa Quartier zu nehmen.

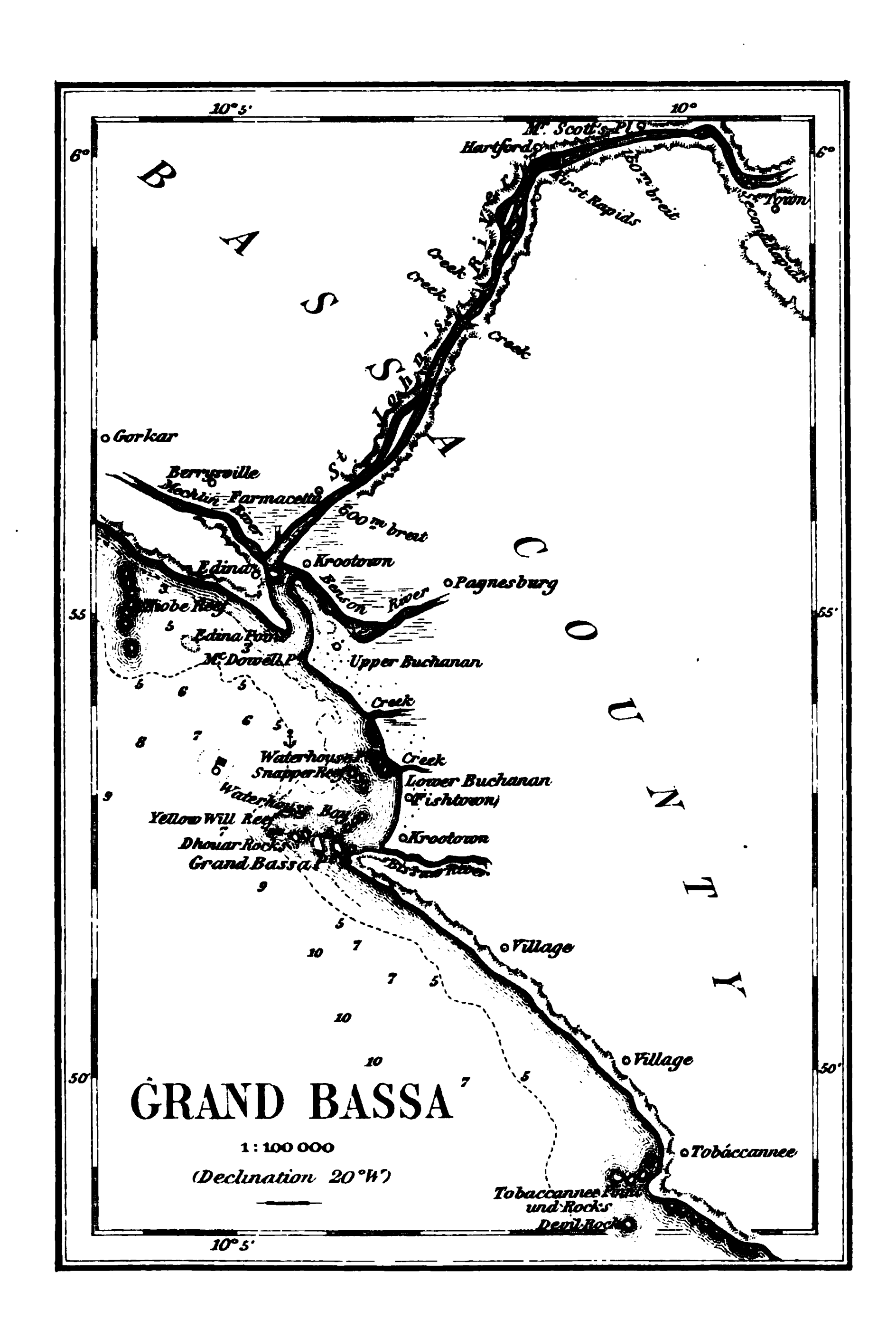
Schon der Blick von der Rhede aus auf das ausgedehnte Gebiet von Grand Bassa mit den zahlreichen, sich scharf am Horizont abzeichnenden blauen Bergen im Hintergrunde ist ungemein interessant.

Im N. N. W. erblickte ich die sogenannte Table Mountain, einen breiten und jedenfalls sehr hohen Bergrücken, der entweder mit einem Berge am linken Ufer des Farmington River oder aber mit dem einen oder andern der von mir angetroffenen Höhenzüge am Du Queah identisch sein dürfte. Oestlich von dieser Table Mountain (Tafelberg), so genannt wegen seiner steil abfallenden Hänge und des gänzlich horizontalen Rückens, und etwas mehr in den Vordergrund gerückt, erheben sich die niedrigen, langen Bassa Hills, eine grosse Anzahl von isolirten Anhöhen, die von der See aus wie ein vielbuckliger Bergrücken aussehen. Im Osten wird die lange Kette von Berggipfeln durch eine bedeutend höhere und zudem mehr im Hintergrunde stehende

Erhebung abgeschlossen, die von der Rhede aus gesehen in nordnordöstlicher Richtung liegt und jedenfalls mit den Finley Mountains am obern St. John's River identisch ist. Einige vorgelagerte, niedrigere Höhenzüge müssen als die Fortsetzung der Bassa Hills betrachtet werden, welche auf der Höhe der ersten und zweiten Stromschnelle den St. John's River durchsetzen.

Die Bucht von Bassa ist sehr weit, und ihre ganze Lage und Form, die täuschend an die Buchten von Cape Mount und Monrovia erinnert, lässt keinem Zweifel darüber Raum, dass auch sie durch die mehrerwähnte Meereserosion entstanden sei. Diese Bucht wird, statt durch ein wirkliches Vorgebirge, durch eine Kette von Felshaufen gebildet, welche in nordwestlicher Richtung ins Meer vorspringen. Diese Felsen, die zum Theil bis 25' über das Meeresniveau emporragen, theils aber als gefährliche Riffe sich unter Wasser weit in die See hinaus erstrecken, sind für die Schiffahrt sehr gefährlich. Dampfböte sowohl als Segelschiffe ankern denn auch sehr weit draussen; doch da die vorgeschobenen Felsmassen die schwere Brandung genügend zu brechen vermögen, ist die See in der Bucht hinter denselben sehr ruhig und die Landung für die Brandungsböte gänzlich gefahrlos. Ohne Zweifel sind die Felsmassen von Bassa Point, sowie die nahezu gänzlich isolirten Dhouar Rocks, das Yellow Will Reef und ein noch etwas weiter draussen liegendes, erst kürzlich mit einer verankerten Boje versehenes, unter Wasser liegendes Riff als die Reste eines durch die schwere Brandung allmälig zertrümmerten, niedrigen Vorgebirges zu betrachten. Warum sollte es aber nicht ebensoviel Widerstand geboten haben, als z. B. das Cap Messurado? Erstens, weil es, nach den jetzigen Ueberresten zu urtheilen, bei Weitem nicht so massiv gewesen sein dürfte und zweitens, weil höchst wahrscheinlich der Gneiss, aus welchem es bestand, nicht so widerstandsfähig war, wie das aus Grünstein bestehende Vorgebirge Messurado.

In frühern Zeiten waren die beiden Küstenplätze Edina und Buchanan, ersterer am rechten, letzterer am linken Ufer des St. John'sflusses gelegen, die Haupthandelsplätze von Grand Bassa, und Fishtown war, wie schon der Name andeutet, nichts als ein



GRAND BASSA
1 : 100 000
(Declination 20° W)
BASSA COUNTY
Mt. Scott's Pt.
Hartford
First Rapids
St. John's River
Creek
Gorkar
Berryville
Farmacetta
Mechlin River
600 m breit
Krootown
Paynesburg
Benson River
Edina
Edina Point
McDowell P.
Upper Buchanan
Creek
Waterhouse
Snapper Reef
Lower Buchanan
(Fishtown)
Krootown
Yellow Will Reef
Dhouar Rocks
Grand Bassa
Village
Village
Tobáccannee
Tobaccannee Point und Rocks
Devil Rock
10° 5'
10°
6°
55'
50'

von Eingebornen bewohntes Fischerdorf. Die Brandung vor der Mündung des St. John ist aber, besonders in der Regenzeit, gefährlich, ja hin und wieder geradezu unpassirbar, so dass die Böte der beiden englischen Dampferlinien schon sehr früh begannen, die Mail (Post) in der viel ruhigern und jederzeit bequem erreichbaren Bucht von Fishtown, der Waterhouse Bay der Seekarten, an Land zu setzen und abzuholen. Wie sich aber der Handel mit den zahlreichen Küstenplätzen südöstlich von Bassa zu immer grösserer Bedeutung aufschwang und in der Brandung von Edina-Buchanan fortwährend viele Güter und Böte verloren giengen, wurden durch die Faktoreien dieser Plätze der sichern Landung wegen in Fishtown Depôts errichtet. Diese waren nichts weiter als Güterschuppen, in denen die von der untern Küste in kleinen Segelböten angebrachten Landesprodukte gegen Quittung in Empfang genommen und aufgestapelt wurden, bis sich eine Gelegenheit zur Verschiffung darbot. Ein liberianischer Clerk genügte, um einem solchen Depôt vorzustehen, und die Quittungen mussten auf der Hauptfaktorei in Edina oder Buchanan eingelöst werden. Allmälig aber, als die Geschäfte in den guten Jahren von 1882—85 immer mehr aufzublühen begannen, wurden in Fishtown regelrechte Faktoreien mit grossen und schönen Gebäuden errichtet, die fortan durch weisse Agenten verwaltet wurden. Gegenwärtig ist in Fishtown, das allmälig den Namen Lower Buchanan erhalten hatte und wohin schon seit geraumer Zeit das Postbureau von Grand Bassa verlegt worden war, der Handel viel bedeutender als in den beiden frühern Emporien, und die grossen Geschäfte in den Letztern mit ihren schönen, sehr geräumigen Gebäuden, die nun bloss noch auf den Tauschhandel mit dem Innern, namentlich längs der Wasserstrassen des St. John's-, Mechlin- und Benson River angewiesen sind, haben viel von ihrer frühern Bedeutung verloren.

Ich war in hohem Maasse verwundert, in Fishtown so schöne Faktoreien anzutreffen. Das deutsche Faktoreigebäude, das grösste von allen, die ich bisher in Liberia gesehen, ist ganz aus Wellenblech erbaut. Es enthält im Erdgeschoss ausgedehnte Waarenräume und oben einen mehr als die Hälfte des ersten Stockes einnehmenden Store (Verkaufslokal) nebst geräumiger Wohnung

für den weissen Chef der Faktorei. Auf zwei Seiten des Hauses sind breite, luftige und schattige *piazzas* (Verandas) angebracht. In dem grossen, das Gebäude umschliessenden und mit einem Staketenzaun umzogenen *yard* (Hofraum) stehen allerlei schuppenartige, aus Holz erbaute Dependenzgebäude, wie Küche, Wohnungen für Bediente und Palmölschuppen.

Auch das holländische Faktoreigebäude ist sehr gross, aber ganz aus Holz gebaut und aus Holland herübergebracht. Der Vorsteher des holländischen Geschäfts war Herr LEEKSMA, dem ich in Begleitung des Herrn WUNDERLICH gegen Mittag einen Besuch abstattete. Ein anderes, sehr bedeutendes Geschäft gehört einem Mr. ATTIA, einem Marokkaner, der, obwohl kein Neger, mit Rücksicht auf seine afrikanische Abstammung das liberianische Bürgerrecht zu erwerben wusste und infolgedessen auch aus denjenigen Küstenplätzen Landesprodukte herholen kann, die den Europäern verschlossen sind. Mr. ATTIA ist im Umgang ein sehr liebenswürdiger Mann, der sofort bereit war, mir in einem seiner der Küste entlang nach River Cess fahrenden Seegelböte Passage nach letzterm Platze zu gewähren. Auch eine französische Faktorei befand sich in Fishtown mit einem Deutschen, Herrn MICHEL, als Chef und einem andern Deutschen und einem Russen als Clerks, doch schien diese Faktorei keine bedeutenden Geschäfte zu machen. Diese unter dem Namen *„the French store"* bekannte Faktorei wurde im October 1886 gegründet und war damals die einzige, welche die Compagnie du Sénégal, früher Firma VERMINCK in Marseille, in Liberia besass. Ausserdem sind noch verschiedene liberianische Kaufleute hier thätig, unter welchen ein Mr. CHEESEMAN jedenfalls der bedeutendste ist.

Sämmtliche Faktoreigebäude, sowie auch das sehr primitive Postbureau, stehen in gerader Linie an einem Fusspfade, der parallel mit dem Strande läuft und etwa 60 Schritte von diesem entfernt ist. Auf dem schmalen, mit Gras und Unkraut bewachsenen Landstreifen, der den Fusspfad vom Strande trennt, stehen einige riesenhafte Wollbäume (Bombax), die von den Eingebornen für heilig gehalten werden und der flachen Küstenlandschaft zur ganz besonderen Zierde gereichen.

Gegen Abend begab ich mich, zusammen mit Herrn JAEGER,



GRAND BASSA.

WOLLBAUM VOR DER WOERMANN'SCHEN FAKTOREI
IN FISHTOWN.



GRAND BASSA.

DERSELBE BAUM, AUS DER NÄHE GESEHEN.

nach Buchanan, zur Unterscheidung von Lower Buchanan oder Fishtown auch wohl Upper Buchanan genannt. Jeder von uns wurde durch vier Mann von ungefähr gleicher Grösse in einer Hängematte getragen. Diese letztere hängt der Länge nach an einem langen Stock, der vorn und hinten auf einer ziemlich breiten, jochartigen Querlatte festgebunden ist. Jede Querlatte ruht auf den Schultern oder dem Kopfe von zwei Trägern, so dass für jede Hängematte vier Träger nöthig sind. Einem wohlgebahnten, breiten Pfade folgend, brachten uns die Träger in beinahe anhaltendem Trabe bald durch Wald, bald durch Grassteppe, und unterwegs auf einer gut unterhaltenen Fussbrücke einen breiten Creek überschreitend, nach Upper Buchanan, woselbst wir nach einem Ritt von kaum einer Stunde in der deutschen Faktorei ankamen.

Upper Buchanan liegt auf einer schmalen Landzunge, die sich von Fishtown in nordwestlicher Richtung bis zu der Mündung des St. John's River erstreckt und auf der einen Seite durch die See, auf der andern durch den Benson River flankirt wird. Unter der Regierung BUCHANAN's, des ersten amerikanischen Gouverneurs (1839—41), der hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und dem zu Ehren er diesen Namen trägt, gelangte dieser Ort zu grosser Blüthe, von welcher jetzt noch zahlreiche solide, steinerne Gebäude und einige auf dem ebenen Strandsaum liegende Kanonen beredte Zeugen sind. Jetzt aber, nachdem infolge gänzlicher Centralisation der regierenden und höchsten richterlichen Gewalten Monrovia deren alleiniger Sitz geworden ist, hat die Bedeutung dieser Handelsmetropole sichtlich abgenommen. Hier befindet sich auch das Grab BUCHANAN's, sowie dasjenige GARDNER's, des vorletzten Präsidenten der Republik, welcher sich nach seinem Rücktritt von der Regierung hieher zurückzog und bald darauf starb. Des Letztern Grab, auf einer kleinen Anhöhe am Ufer des Benson River, ziert ein einfaches, durch die Familie GARDNER's errichtetes Denkmal. Die Bewohner von Buchanan leben fast ausschliesslich von Tauschhandel mit den Eingebornen, doch ist derselbe, wie bereits erwähnt, in den letzten Jahren bedeutend zurückgegangen.

Der Benson River, so genannt zu Ehren des zweiten, sehr energischen Präsidenten der Republik, ist ein ziemlich breiter,

meist durch sumpfiges Terrain fliessender und wahrscheinlich nicht sehr weit aus dem Innern kommender Fluss, der sich unmittelbar hinter der Mündung des St. John's River mit diesem Letztern vereinigt. Die Landungsplätze der verschiedenen Faktoreien in Upper Buchanan befinden sich an diesem Flusse.

Gerade gegenüber seiner Mündung liegt, auf dem ziemlich hohen und steilen rechten Ufer des St. John, der Küstenplatz Edina[1]), welcher gegenwärtig, trotz der weniger günstigen Handelsverhältnisse, viel wohlhabender und blühender aussieht, als Upper Buchanan.

Edina ist die älteste Niederlassung amerikanischer, farbiger Colonisten in Grand Bassa[2]); denn seine Gründung, unter der Aegide einer Gesellschaft in Edinburg, fällt in der Anfang der dreissiger Jahre.

Am nämlichen Abend noch begleitete mich Herr Jaeger in seiner Schaluppe nach Edina, um bei den holländischen Kaufleuten van Duyn und van Beusekom einen Besuch abzustatten. Das dortige holländische Faktoreigebäude, gleich demjenigen in Fishtown aus Rotterdam herübergebracht, wurde erst vor einigen Jahren, als Edina mit Upper Buchanan noch das Handelsemporium von Grand Bassa bildete, errichtet und enthält sehr grosse und luftige Magazine und Wohnräume.

Die hydrographischen Verhältnisse von Grand Bassa haben grosse Aehnlichkeit mit denjenigen bei Junk, Monrovia und Grand Cape Mount. Wie dort, so vereinigen sich auch hier drei Flussläufe unmittelbar vor ihrer Einmündung in die See, indem der grosse, weit aus dem Innern kommende St. John's River rechts oberhalb Edina, den von Nordwesten kommenden Mechlin River und etwas weiter unten, von Osten her, den schon genannten Benson River aufnimmt. Ein dritter, obwohl nur sehr unbedeutender Fluss, der Bissaw River, ergiesst sich dicht hinter Bassa Point in die Bucht von Fishtown. Bei ihrer Vereinigung mag der Mechlin River etwa 100, der St. John 600, der Benson River 200 Schritt breit sein.

---

[1]) Sprich: Idaina.

[2]) Letzterer ist der Collectivname für sämmtliche americo-liberianische Niederlassungen im Gebiete des St. John's River.

Am 24. April, einem Sonntage, machte ich mit Herrn VAN BEUSEKOM in Herrn JAEGER's Schaluppe eine Fahrt den St. John hinauf, soweit derselbe für unser Boot fahrbar war, wobei ich mir die grösstmögliche Mühe gab, denselben mit Hülfe des Compasses in Karte zu bringen. Bis zu der liberianischen Niederlassung Hartford hinauf ist der Fluss ziemlich gerade, ohne eine einzige bedeutende Krümmung. Auffallend war, dass wir während der Fahrt fast keine Mangrove antrafen und auch nicht viel Pandanus, wohl aber gemischten Wald, zahlreiche Oelpalmen, aber keine einzige Weinpalme, und viele von Americo-Liberianern bewohnte Pflanzungen. Weiter oben werden die Ufer durch niedrige Anhöhen flankirt, und der Fluss selbst enthält verschiedene kleinere und grössere Inseln, die den landschaftlichen Reiz noch bedeutend erhöhen. Die unterste dieser Inseln ist beinahe eine englische Meile lang. Gegenüber der obersten Insel, auf dem hohen, linken Ufer, liegt die liberianische Niederlassung Bexley, deren kleine Kirche malerisch auf den Fluss hinunterschaut. Bei Hartford, welchen Ort wir bald darauf, um halb neun, erreichten, sind die Ufer bis fünfzig und mehr Fuss hoch. Hier fanden wir eine durch zahlreiche, kahle Felsblöcke und buschbedeckte Felsinseln gebildete Barre, früher wahrscheinlich einen Wasserfall, jetzt aber nur eine unbedeutende Stromschnelle bildend, über welche die Ruderer uns ohne besondere Anstrengung hinweg brachten. An dieser Stelle verlässt der Fluss seine ost-westliche Richtung, um in südwestlicher Richtung das Meer zu erreichen. Nach Osten fuhren wir nun weiter, nachdem ich zu meiner Freude auf den eben passirten Felsblöcken das Vorkommen der mehrerwähnten *Glareola megapoda* hatte constatiren können. Etwas weiter oben landeten wir am rechten Ufer, das sich bei 100' Fuss hoch sehr steil aus dem Flusse erhebt, und besuchten den Liberianer Mr. SCOTT, einen der Abgeordneten für das Repräsentantenhaus, den ich schon während meiner ersten Reise in Monrovia kennen gelernt und der mich wiederholt eingeladen hatte, ihn zu besuchen und eventuell in seiner Nähe eine Jagdstation zu errichten. Mr. SCOTT ist ein grosser Jäger und hatte einige Monate vor unserer Ankunft ein Flusspferd erlegt, von dem er mir als Beweisstücke die als Trophäen bewahrten Hauer

vorlegte. Er führte uns auf seinen ausgedehnten Kaffee- und Kassavepflanzungen herum, und bei unserer Rückkehr fanden wir in seinem Hause eine schmackhafte Mahlzeit, bestehend aus Antilopenfleisch und *tomboy*, dem mehrerwähnten, liberianischen Nationalgericht. In der Nähe seines Hauses steht der grösste Bambusbusch, den ich bisher in Liberia angetroffen hatte. Einer der gefällten Stämme, oder richtiger Halme, hatte eine Länge von 90′ bei einer Dicke von $^3/_4$′. Auch dieser Busch schien, wie derjenige bei Buluma und der viel grössere bei Gonon, absichtlich gepflanzt zu sein, umsomehr, als ich dieses nützliche Gewächs nur in der Nähe bewohnter Plätze, nie aber in unbestreitbar wildem Zustande angetroffen habe.

Nach einigem Aufenthalt fuhren wir nach der beinahe zwei *miles* weiter oben gelegenen zweiten Stromschnelle. Diese konnte mit unserer Schaluppe nicht passirt werden; für Canoes aber befindet sich in der Nähe des rechten Ufers eine Stelle, an der die Barre einen wenn auch etwas schwierigen Durchgang gewährt. Einmal oben, soll dann der Fluss meilenweit bis an die Finley Mountains hinauf ohne Schwierigkeit befahren werden können. Wir legten nun am Fusse der Schnelle auf dem linken Ufer an und umgiengen zu Lande die unpassirbare Stelle. Nach oberflächlicher Schätzung mag die Höhe der Stromschnelle, die eine lange, vielfach durch Felsen unterbrochene, schiefe Ebene bildet, ungefähr zehn Fuss betragen. Sie wird durch eine den Fluss quer durchsetzende Reihe von zum Theil mit Gebüsch bedeckten Felsinseln und kolossalen Felsblöcken (Gneiss) gebildet, über die sich das Wasser des noch immer breiten Flusses mit grossem Getöse hinunterstürzt. Nachdem wir noch ein in der Nähe liegendes Negerdorf (Bassaneger) besucht hatten, fuhren wir wieder flussabwärts und langten kurz vor Sonnenuntergang in Edina an.

Den ganzen nächsten Tag litt ich wieder an Diarrhoe, so dass ich es gerathen fand, den Tag über in der Faktorei zu bleiben und mich nicht in die Sonne hinauszuwagen. Auch während der folgenden Tage war ich genöthigt, während der heissen Tageszeit zu Hause zu bleiben, so gerne ich auch einige grössere Ausflüge den Mechlin- und Benson River hinauf gemacht hätte. Da keine

andere Gelegenheit zur Weiterreise in Aussicht war, entschloss ich mich, in einem Segelboote die Küste entlang nach River Cess zu fahren und später von dort mit einer ähnlichen Gelegenheit die Reise nach Sinoe[1]) fortzusetzen.

Leider wartete ich einige Tage vergeblich auf eine solche Gelegenheit, da weder Herr WUNDERLICH noch Mr. ATTIA ein Boot zur Verfügung hatten. Erst am 27. April traf ein solches ein, und am folgenden Tage 11 Uhr morgens nahm ich Abschied von meinem freundlichen Gastherrn WUNDERLICH und trat, von diesem wohl verproviantirt, die Reise an.

Das Boot war mit acht Krunegern bemannt, die auch hier, wie überall an der Küste, das beinahe ausschliesslich seefahrende Element unter den Negern sind. Mit erstaunlicher Sicherheit steuerte der „Captain" das schwere Boot zwischen den von der Brandung umtosten Klippen von Bassa Cove hindurch und um Bassa Point herum ins offene Meer hinaus. Inzwischen hatte sich eine frische Seebrise erhoben, und mit geblähtem Segel glitten wir, ziemlich dicht unter der Küste hin nach Südosten steuernd, unserem Ziele entgegen.

Von Bassa Point abwärts[2]) ist die Küste Liberia's mit geringen Ausnahmen sehr felsig, und der schmale Strand ist mit Felstrümmern besät, an denen das zu Schaum zerpeitschte Wasser oft haushoch aufspritzt. Einzelne Felsmassen sind sogar weit in die See vorgeschoben, und zahlreiche Klippen, theils unter Wasser, theils hoch über dasselbe emporragend, sind ebensoviele Beweise von dem Einflusse der ewig an den granitnen Wällen nagenden Brandung. Die ganze Küste zwischen Bassa und Cap Palmas steht denn auch bei den Seefahrern schlecht angeschrieben, und manches Wrack ist der stumme Zeuge irgend einer Katastrophe, manch stolzes Dampfboot wurde nach unglücklichem Stoss auf eine unter Wasser verborgene Klippe für immer auf tiefem Meeresgrunde gebettet.

---

[1]) Sprich *Sainoh.*

[2]) Man spricht hier nie von hinüber, sondern hinauf oder hinunter, wobei man den nordwestlichsten Küstenplatz als den obersten, den südöstlichsten als den untersten betrachtet. So sagt man z. B. in Monrovia: „Nach Cape Mount hinauf, nach dem Senegal hinauf," aber „nach Cape Palmas hinunter, nach dem Cap (der guten Hoffnung) hinunter."

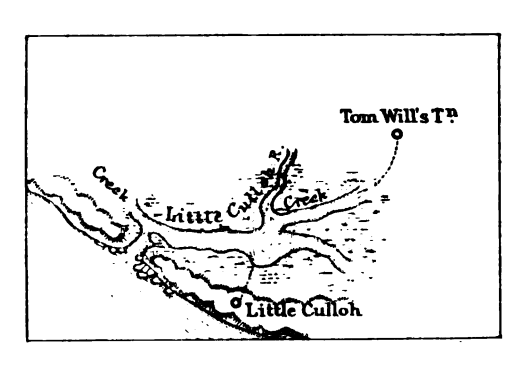
Die nicht sehr hohe Küste ist ziemlich einförmig und meist mit sparrigem Strauchwerk bedeckt, aus welchem stellenweise zahlreiche, schlanke Oelpalmen emporragen. Gelegentlich sieht man auch einzelne oder gruppenweise beisammen stehende, breitkronige Wollbäume, die dem Seefahrer als Wahrzeichen dienen und, da sie sehr alt werden, in Ermangelung von bessern Kennzeichen selbst in die englischen Seekarten aufgenommen sind. Solche Bäume sind so gut wie unfehlbare Beweise von dem Vorhandensein eines Negerdorfes, und ohne auf andere Kennzeichen zu achten, weiss jeder Küstenfahrer schon von Weitem an der Gestalt des Baumes das darunter oder daneben liegende Negerdorf zu erkennen. Da diese Küstenfahrer dafür sorgen, dass sie das Land nicht aus den Augen verlieren, wissen sie sich auch ohne Compass, Sextant und Chronometer jederzeit zurechtzufinden. Eine tagelange Fahrt in einem einfachen Segelboote rief mir stets die kühnen, karthagischen Argonauten ins Gedächtniss, die schon um 600 vor Christo mit ebenso geringen nautischen Hülfsmitteln diese Küste entlang fuhren und, ohne die genaue Lokalkenntniss meiner schwarzen Mannschaft zu besitzen, ihre drei Jahre dauernde, abenteuerliche Reise rundum den schwarzen Welttheil ausführten.

Etwa 5 englische Meilen unterhalb Bassa Point liegt Tobaccannee[1]), ein grosses Dorf, in welchem die meisten der in den Faktoreien von Fishtown arbeitenden Kruneger ihren Wohnsitz haben. Wie Fishtown, so liegt auch dieser Platz an einer durch die Meeresströmung gebildeten Bucht, welche durch den westlich vorspringenden, felsigen Tobaccannee Point und die diesem vorgelagerten, rundum von der Brandung umspülten Tobaccannee Rocks beschützt wird. Dieser Ort wird unter demselben Namen (Tabe Kanee) schon von DAPPER auf p. 426 seines Buches erwähnt.

Südwestlich von diesem Vorsprung liegt weit draussen im Meere der sogenannte Devil Rock, ein riesiger, etwa 40 Schritt langer, etwa 10′ über das Wasser emporragender und von schwerer Brandung umtobter, schwarzer Felsbuckel, welcher bei den Küstenfahrern in schlechtem Rufe steht. Die Neger vermeiden

[1]) Sprich Tobäkkenih, mit starkem Accent auf äk.

es ängstlich, beim Vorbeifahren über diesen Felsen zu sprechen, da ihnen sonst, wie sie glauben, ein Unglück zustossen würde. Zwischen dem Devil Rock und der felsigen Küste, sehr nahe bei ersterm, durchfahrend, erreichten wir New Cess mit kleiner Flussmündung, etwas später das von Bassanegern bewohnte Dorf Trade Town[1]). Um 5 Uhr kamen wir an die etwa 60 Schritt breite Mündung des Little Culloh River der Seekarten, hier aber „Little Colah" genannt. Die Flussmündung wird zu beiden Seiten durch hohe Felsmassen flankirt, und die Einfahrt ist der schweren Brandung wegen sehr gefährlich, zu gewissen Zeiten sogar unmöglich. Dank der Geschicklichkeit des „Captains" und seiner Mannschaft passirten wir jedoch, nachdem der Erstere zum Opfer etwas Branntwein in die hoch rollende Brandung gegossen, in einem günstigen Augenblicke den Engpass und befanden uns nun auf dem spiegelglatten, durch eine breite Sandbank beschützten Flusse, der unmittelbar hinter der Mündung nach Osten abbiegt. Etwa eine halbe Meile ostwärts biegt der Fluss, der hier ungefähr 100 Schritte breit ist, nach Norden ab oder kommt, richtiger gesagt, von Norden her. Er soll ziemlich weit landeinwärts fahrbar sein. Wir aber folgten, unsern östlichen Kurs fortsetzend, einem von Osten herkommenden, breiten Seitenarme dieses Flusses, bis derselbe, wie die beigefügte Skizze zeigt, etwa



Der Little Culloh River.

---

[1]) Hier hatte zu Ende der dreissiger Jahre, während links und rechts die americo-liberianischen Niederlassungen Sinoe und Bassa schon längst bestanden, der in der Geschichte des Sklavenhandels wohlbekannte Kapitän Canot eine grosse Sklavenfaktorei, wahrscheinlich eine der letzten in Liberia. Dieselbe wurde, nachdem sie von englischen Kreuzern lange Zeit blokirt worden war, im Jahre 1841 aufgehoben. Siehe: Kapitein Canot, of twintig Jaren uit het leven van een Slavenhandelaar, tweede deel, hoofdstuk XII—XVIII.

eine halbe Meile weiter östlich sackartig endigt. Die ganze Gegend ist mit dichtem Mangrovewald bedeckt.

Da wir gerade Ebbe hatten, so sass das Boot bald fest, und ich musste eine lange Strecke durch untiefes Wasser mit schlammigem Untergrunde getragen werden, bevor wir festen, trockenen Boden erreichten. Zahllose Krabben (*Gelasimus perlatus* und *Sesarma africana*) rannten bei unserer Ankunft auf dem schlammigen Grunde herum und zogen sich in ihre in den Boden gebohrten, runden Schlupfröhren zurück. Weiter landeinwärts war der Boden sandig, ganz flach und mit niedrigem Strauchwerk und Gras bedeckt; doch bald stiegen wir einen vom Regen ausgewaschenen Fusspfad hinan und befanden uns kurz darauf in der Stadt des reichen, aber dennoch den Faktoreien in Bassa schwer verschuldeten Häuptlings Tom Will.

Sofort wurde ich nach dem Fremdenhause gebracht, das mir Tom durch einen seiner Leute als Wohnung anweisen liess. Dieses Haus hatte einen halb inländischen, halb americo-liberianischen Baustyl. Es war ein rechteckiges Gebäude mit einer Art Veranda auf jeder Längsseite, die man von unten mittelst leiterartiger Treppen erreichte. Die grössere Hälfte des Hauses war als Wohnraum, die andere als Schlafraum eingerichtet, und beide waren von der Veranda aus durch verschliessbare Thüren zugänglich. Das Wohnzimmer war bequemer eingerichtet als dasjenige manches liberianischen Ansiedlers. An der hintern Wand standen auf einem Hängebrett allerlei Nippsachen, schöne Trinkgläser und zwei Photographien von weissen Kaufleuten in Grand Bassa, an jeder Längswand lange, bequeme, aus Weidengeflecht construirte und mit inländischem Baumwollstoff überzogene Ruhebänke, und vorn an der Fensteröffnung ein einfacher, hölzerner Tisch, worauf ein Ständer mit sechs Trinkgläsern und einem sogenannten *water-cooler* [1]), der sofort mit frischem Trinkwasser gefüllt wurde. An den aus Thon erbauten, weissgetünchten Mauern hingen einige Bilder in Rahmen, worunter eine Kreuzabnahme, die sich wohl von einer Faktorei aus zu diesem Heiden verirrt haben mochte.

[1]) Ein weitbauchiger und enghalsiger, poröser Wasserkrug, dessen Inhalt infolge der fortwährenden Verdunstung an der Oberfläche kühl bleibt.

Einen Augenblick später erschien Tom Will selbst, der schwerste, korpulenteste Eingeborne, der mir je zu Gesichte gekommen. Er trug eine kurze, blaue Hose, die bis kurz unter die Kniee reichte, und darüber niederhängend ein weisses Hemd von importirtem Kattunzeug, das seinerseits wieder mit einem *contry gown* (Mandingo-Hemd) von schwerem, inländischem Baumwollstoff bedeckt war, dazu einen feinen, breitrandigen Panamahut, auf dessen Besitz er sich nicht wenig einzubilden schien. Sofort bewirthete er mich mit einigen Flaschen importirtem Ingwerbier, das er durch einen Diener aus seinem Hause holen liess und das mir nach der grossen Hitze, die ich den Tag über im Boote ausgestanden, vortrefflich schmeckte. Auch an einem modernen Korkzieher fehlte es nicht. In der Regel wissen sich die Eingebornen auch ohne Korkzieher sehr gut zu helfen, indem sie zwei zähe, aus der Rinde von Palmblattstielen geschnittene Stäbchen zwischen Kork und Flaschenhals einschieben und diese so lange drehen, bis der Kork herauskommt.

Nachher machte ich mit dem Häuptling einen Spaziergang durch die Stadt, welche auf einer kleinen Anhöhe liegt und mit grossen Kassavepflanzungen umgeben ist. Nach oberflächlicher Zählung besass die Stadt gegen 100 meist gut unterhaltene, theils rechteckige, theils runde, mit Palmblattdächern versehene Thonhäuser; sie war denn auch die grösste Wohnstätte von Eingebornen, die ich bis dahin unter dem Bassastamme angetroffen hatte. Rund um die Stadt zog sich eine Barrikade von lebenden Akazien; die Abstände zwischen den letztern waren mit hohen Staketenwänden angefüllt; doch war diese sogenannte *fence* mehr eine gewöhnliche Einfriedigung, als eine Befestigung, da die Eingänge nicht mit Thoren versehen waren.

Ein ähnlicher, aber etwas niedrigerer Zaun umgab auch die Wohngebäude des Häuptlings und ihre Dependenzen, die wir nun besuchten und die nichts von den Bequemlichkeiten besassen, mit denen er sein Fremdenhaus ausgestattet hatte. Es waren vielmehr niedrige, fensterlose Hütten, wie ich sie bisher bei den Bassa überall angetroffen, nur mit dem Unterschiede, dass sein eigenes Wohnhaus einen kleinen, offenen Vorraum besass, in dem zahlreiche Gegenstände standen, welche als Fetisch betrachtet

wurden. Die zahlreichen Leute, die vor dem Hause standen, erschracken nicht wenig, als ich ein mit Kupfernägeln beschlagenes und mit einem Schürzchen von Ziegenfell umgürtetes, keulenartiges Stück Holz anfasste; doch TOM WILL liess mich lächelnd gewähren. Zum Mittagessen, das inzwischen bereitet war und nach meiner Wohnung gebracht wurde, erhielt ich frisches Ziegenfleisch mit weissem Reis und Kassaven, alles schmackhaft zubereitet und in weissem, irdenem Geschirr vorgesetzt.

Am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, photographirte ich den Häuptling mit einigen seiner Leute, worauf ich Ersterem zum Abschied einen Becher Cognac anbot. Dieser aber erwiederte, dass ich meinen Cognac während der Seereise noch nöthig haben möchte, und liess eine Flasche Whisky holen, um mir einen Abschiedstrunk zu kredenzen.

Obschon wir nicht, wie beim Einfahren, ein Sühnopfer in die Wogen gossen, gelangten wir um 8 Uhr doch mit heiler Haut durch das Felsenthor der Flussmündung und die wüthende Brandung. Hierauf fuhren wir erst bei mässigem Landwind und nachher, nach etwa zweistündigem Stilleliegen, bei der nach und nach sich einstellenden Seebrise weiter nach River Cess.

Die Küste war beinahe überall sehr felsig, doch fuhren wir dicht am Strande hin, so dass ich alle Einzelheiten derselben gut unterscheiden konnte. Wir passirten der Reihe nach Grand Culloh (Colah), bestehend aus vier dicht bei einander liegenden Negerdörfern, und den kleinen Grand Culloh River, dann Quitison, und kamen um 12 Uhr an der durch hohe Felsen verdeckten Mündung des Tembo River[1]) vorbei nach Tembo[2]), woselbst wir hinter eine Reihe von in der See liegenden und eine Art Hafen (Erosionsbucht) bildenden Felsbuckeln vor Anker giengen, um einige für diesen Platz bestimmte Säcke Salz zu löschen. Die Bucht war sehr untief, so dass die Säcke eine lange Strecke vom Boot bis zum Strande getragen werden mussten. Eine grosse Menge von Leuten sammelte sich am Ufer, und bald waren wir von nackten Männern und Knaben, sowie von einigen Frauen umringt,

[1]) Der Erick River auf Anderson's Karte von Liberia.

[2]) Sprich: *Timbo.*



LITTLE CULLOH.

KÖNIG TOM WILL MIT GEFOLGE.

welche theils die Fracht wegtrugen, theils an Bord kletterten, um mich besser sehen zu können. Das Wasser war jedoch sehr unruhig, da eine hohe Sturzsee nach der andern zwischen und über die vorgelagerten, schwarzen und kahlen Felsriffe hereinschlug und über die schwerbeladenen Träger hinwegrollte. Selbstverständlich kamen die Säcke triefend nass an der Küste an. Es scheint jedoch, dass das Salz, obschon in gewöhnliche Säcke verpackt, nur langsam schmilzt; denn man pflegt sehr roh damit umzugehen, und in etwas gebrechlichen, lecken Böten geschieht es nicht selten, dass Säcke Salz oft einen ganzen Tag im eingedrungenen Seewasser liegen bleiben. Es war eine aufregende Scene, die Leute auf einmal mit ihren Lasten unter einer hohen Woge verschwinden und wieder auftauchen zu sehen, während die Uebrigen bald bis an die Hüften im Wasser standen, bald aber, durch eine hohe Welle gehoben, weit weggeworfen wurden. Ich selbst hatte unter diesen Umständen keine Lust, an Land zu gehen, umsoweniger, als ich fürchtete, während meiner Abwesenheit vom Boote bestohlen zu werden; denn nach allem, was ich gehört hatte, sollen diese Küstenbewohner in Eigenthumssachen ein sehr weites Gewissen haben.

Beim Ausfahren hatten wir viel Mühe, um rudernd aus der Bucht zwischen den vorgelagerten Klippen hindurch die offene See wieder zu erreichen. Bei kräftiger Seebrise fuhren wir dann rasch weiter, passirten den kleinen Fen River, dann das grosse Negerdorf Manna mit dem unterhalb desselben hinter gewaltigen Felsmassen einmündenden Manna River[1]), und nachher das kleine Dorf Poposong nebst einigen andern Plätzen, deren Namen ich nicht erfahren konnte.

In die grosse Erosionsbucht von River Cess (Cestos River) einfahrend, kamen wir über die Stelle, wo im Juli 1885 der englische Postdampfer Corisco sank. Ohne Schwierigkeit gelangten wir durch die Brandung in den Fluss hinein und landeten bald darauf, um eine weit nach Norden vorspringende Landzunge herumfahrend, an dem gänzlich geschützten Landungsplatze der holländischen Faktorei, deren Vorsteher, Herr Everts, einer

---

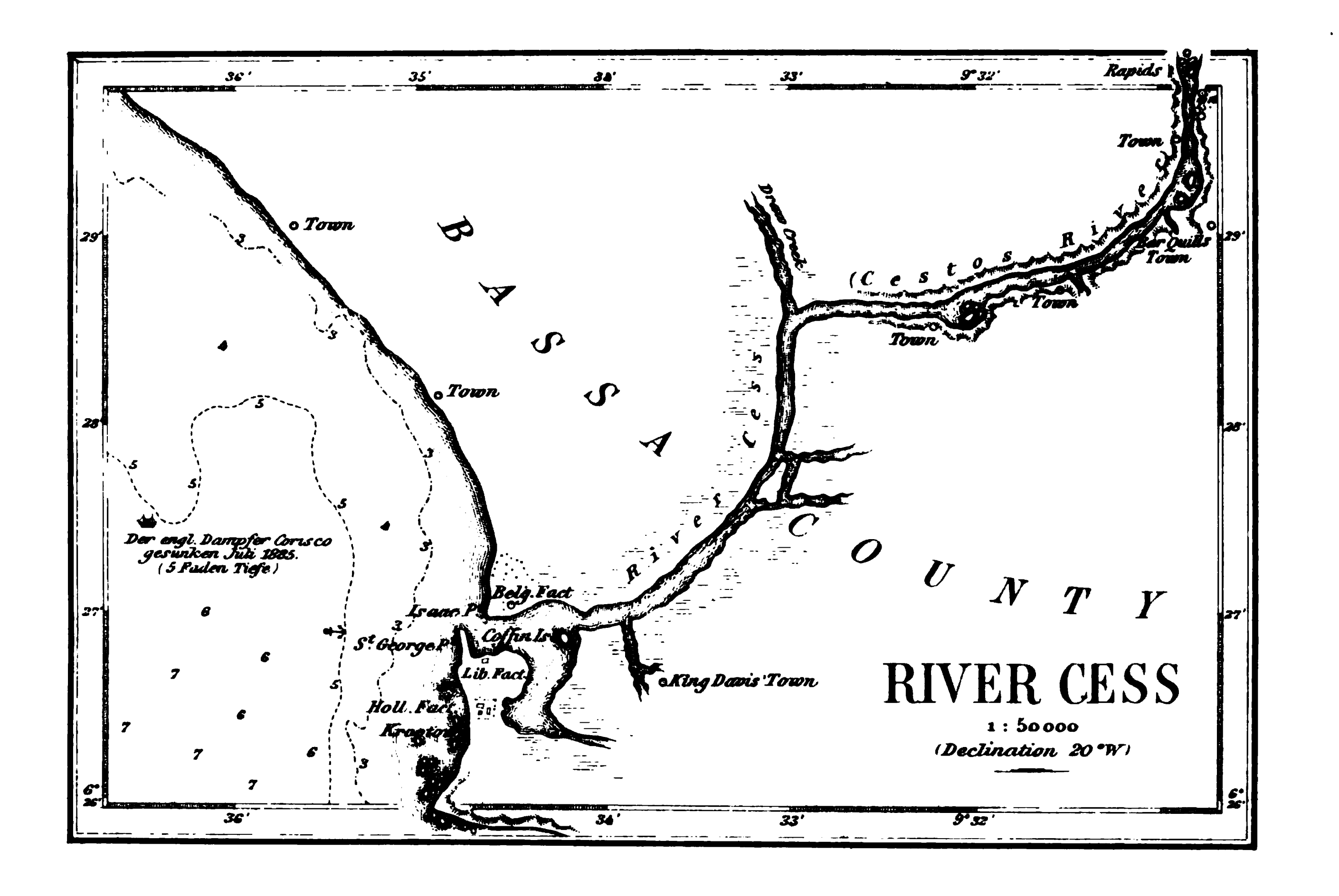
[1]) Nicht zu verwechseln mit dem nordwestlichen Grenzflusse Liberia's.

meiner alten Bekannten, mich freundlich willkommen hiess. Ein anderer holländischer Agent, Herr DOLDER, ebenfalls ein alter Bekannter von mir, lag hier krank und wartete auf die Ankunft des holländischen Segelschiffes, um mit diesem nach Europa zurückzukehren. Er kam wohl an Bord, doch Europa hat der Arme nicht mehr zu erreichen vermocht; er wurde in den weiten Ocean gebettet, in dem bereits so mancher Kranke, der zu spät die Küste verlassen, sein Grab gefunden.

Die MUELLER'sche Faktorei hatte ein in Rotterdam construirtes, hölzernes Hauptgebäude und einige Dependenzen. Dieselbe war noch sehr jungen Datums, da sie erst 1882 errichtet wurde, nachdem River Cess, früher für fremde Kaufleute geschlossen, mit andern Küstenplätzen zugleich für den allgemeinen Handel geöffnet wurde [1]). Das Terrain der Faktorei, welches von einem hohen Staketzaun mit verschliessbarem Eingangsthor umgeben war, lag auf einer ebenen, sandigen Landzunge, die sich von der die grosse Bucht einschliessenden, felsigen Landspitze aus nordwärts erstreckt. Von der Piazza des Hauptgebäudes hatte man einen freien Ausblick auf die weite Bucht, in welche nebenan der breite River Cess, von den Spaniern Rio Cestos genannt, ausmündet. Am Ende der Landzunge, nahe der Flussmündung, befindet sich eine Faktorei von Mr. S. ATTIA in Fishtown, bestehend aus einem Gebäude inländischer Construktion, mit Lehmwänden und Palmblattdach, und auf dem gegenüberliegenden, rechten Flussufer eine belgische, deren Chef Herr KREMER, ein Deutscher, war [2]). Neben der holländischen Faktorei, nach der südlichen Landspitze hin, lag unter riesigen Wollbäumen die Krootown, eine Ansiedlung von Krunegern, wie man sie überall in der Nähe von grossen Faktoreien findet. Wie nebenstehendes Kärtchen zeigt, wird die Landspitze, welche der Meereserosion bis jetzt Widerstand geleistet hat, nicht durch ein eigentliches Vorgebirge, sondern bloss durch einen niedrigen Felswall gebildet, der aber im Laufe der Zeiten, obwohl langsamer als das dahinter liegende, ungeschützte und niedrige Flachland, dem Zahne der

[1]) Dieselbe wurde zu Anfang 1889 wieder aufgehoben.

[2]) Auch diese Faktorei wurde seither, zugleich mit allen andern der belgischen Compagnie, aufgehoben.



RIVER CESS
1 : 50000
(Declination 20°W)
BASSA COUNTY
(Cestos River)
River Cess
Drew Creek
Rapids
Town
Town
Town
Town
Town
Bar Quills Town
King Davis' Town
Belg. Fact
Isaac P.
Coffin Is.
St. George P.
Lib. Fact.
Holl. Fact.
Der engl. Dampfer Corisco gesunken Juli 1885. (5 Faden Tiefe)

XIII.



River Cess.

NEGERHÜTTEN IM HOFRAUME DER FAKTOREI.

Brandung unterliegt und stets weiter zurückgedrängt wird. Als eine Verlängerung dieses parallel mit der Küste laufenden und an der Bucht endenden Felskammes muss ein weit draussen in dessen Fortsetzungslinie gelegenes Riff, die sogenannten Manna Rocks, betrachtet werden. Auf diesem Riff war sehr wahrscheinlich der bereits erwähnte, von Liverpool kommende Dampfer „Corisco" aufgestossen, bevor er weiter drinnen in der Bucht sank. Das Schiff war so leck geworden, dass es dem Kapitän nicht gelang, dasselbe auf den Strand zu setzen. Die Mannschaft und sämmtliche Passagiere retteten sich in den Böten und fanden bei Herrn Everts freundliche Aufnahme und Pflege, bis sie von einem andern englischen Dampfer abgeholt wurden.

Am River Cess befindet sich keine liberianische Niederlassung, und da dieser Hafenplatz nur von den holländischen Segelschiffen regelmässig, und bloss gelegentlich auch von einem englischen oder deutschen Dampfer besucht wird — der übrige Verkehr wird durch zahlreiche von Bassa kommende Segelböte vermittelt — ist er ein recht langweiliges Nest, in dem ein Weisser geradezu versimpeln könnte, wenn er nicht mit seinem Concurrenten am jenseitigen Flussufer einen freundschaftlichen Verkehr unterhielte. Ich war daher Herrn Everts, der damals schon volle zwei Jahre auf der abgelegenen Station ausgehalten hatte, doppelt willkommen.

Am andern Morgen, Sonntag 1. Mai, fuhren wir schon frühzeitig in einer Jolle nach der belgischen Faktorei hinüber, um deren Agenten, Herrn Kremer, einen Besuch abzustatten. Dieser empfing uns aufs liebenswürdigste und schenkte mir ein junges, lebendes Pinselschwein, das sehr zahm war und ihm wie ein Hund nachlief. Ich war später so glücklich, dasselbe lebend mit nach Holland zu bringen, wo es noch jetzt im zoologischen Garten in Amsterdam lebt. Herr Kremer war ein grosser Liebhaber von Thieren und besass nebst dem Pinselschwein auch einen sehr zahmen, lebenden Chimpansen. Von ihm erfuhr ich, dass an diesem Flusse der liberianische Hippopotamus gut bekannt und der Chimpanse nicht selten sei. Die schöne Doria-Antilope hingegen schien hier Niemand zu kennen, und das Vorkommen des Lamentins konnte ich nicht mit Sicherheit constatiren.

Nach dem Frühstück fuhren wir nach Coffin Island, der Insel der Todten, hinüber, die nahe an der Vereinigung des Hauptflusses mit einem parallel mit der Küste laufenden, östlichen Seitenarme liegt. Diese Insel ist ein kleiner, mit dichtem Buschwerk bedeckter Felshaufen, der nur von Eingeweihten betreten werden darf. Hier liegen in dichtem Gebüsch die Särge der verstorbenen Häuptlinge (Könige) dieser Gegend, die über der Erde bewahrt werden. Für mich, der ich noch nie einen solchen Bestattungsplatz gesehen hatte, war dies ein äusserst interessanter, eigenthümlicher Anblick, den ich nicht so leicht vergessen werde. Auf einem ebenen Platze ruhte, gestützt durch eigens zu diesem Zwecke hingelegte Steine, ein noch ziemlich frischer, mit Tuch bekleideter Sarg. Dieser bestand aus einer langen, viereckigen Kiste, deren flacher Deckel gänzlich mit irdenen Schüsseln, Tellern, Tassen, Flaschen, ja selbst mit einem alten Häringfässchen bedeckt war. Dieser Sarg barg die Leiche des frühern Königs Ban Flan [1]), des Bruders des gegenwärtigen Königs Davis. Der Seele des letztverstorbenen Königs wird nämlich hier eine Art von wohlwollender Vormundschaft über dessen noch lebenden Nachfolger zugeschrieben, die bis zu dem Tode des Letztern dauert. Das auf dem Sarge deponirte Tafelgeschirr muss als ein Symbol dieses während einer Generation dauernden Fortlebens nach dem Tode betrachtet werden. Stirbt einmal der jetzige König Davis, der auch schon ein alter, gebrechlicher Mann ist, so übernimmt dieser die Rolle seines Vorgängers. Der Sarg dieses Letztern wird dann, ohne jegliche Fürsorge, wo sich gerade Raum bietet, seitwärts ins Gebüsch geworfen; die Gefässe aber, die denselben bedeckten, werden zertrümmert. An seine Stelle kommt dann der Sarg von Davis, der mit allerlei ähnlichen Gegenständen aus seinem eigenen Haushalt versehen wird. Wir fanden ausser dem Sarge Ban Flan's noch zahlreiche andere, theils aufeinander gestapelt, theils vereinzelt im Busche liegend [2]). Einige waren noch ganz gut erhalten, andere aber so zerstört, dass man die in Tücher gehüllten Skelette sehen konnte. Rundum

[1]) Mit französischem Nasalklang auszusprechen.

[2]) Siehe die beigefügte Tafel.

River Cess.

AUF DER INSEL DER TODTEN.

Fürstlicher Bestattungsplatz über der Erde.

Nach dem Frühstück fuhren wir nach Coffin Island, der Insel der Todten, hinüber, die nahe an der Vereinigung des Hauptflusses mit einem parallel mit der Küste laufenden, östlichen Seitenarme liegt. Diese Insel ist ein kleiner, mit dichtem Buschwerk bedeckter Felshaufen, der nur von Eingeweihten betreten werden darf. Hier liegen in dichtem Gebüsch die Särge der verstorbenen Häuptlinge (Könige) dieser Gegend, die über der Erde bewahrt werden. Für mich, der ich noch nie einen solchen Bestattungsplatz gesehen hatte, war dies ein äusserst interessanter, eigenthümlicher Anblick, den ich nicht so leicht vergessen werde. Auf einem ebenen Platze ruhte, gestützt durch eigens zu diesem Zwecke hingelegte Steine, ein noch ziemlich frischer, mit Tuch bekleideter Sarg. Dieser bestand aus einer langen, viereckigen Kiste, deren flacher Deckel gänzlich mit irdenen Schüsseln, Tellern, Tassen, Flaschen, ja selbst mit einem alten Häringfässchen bedeckt war. Dieser Sarg barg die Leiche des frühern Königs BAN FLAN [1]), des Bruders des gegenwärtigen Königs DAVIS. Der Seele des letztverstorbenen Königs wird nämlich hier eine Art von wohlwollender Vormundschaft über dessen noch lebenden Nachfolger zugeschrieben, die bis zu dem Tode des Letztern dauert. Das auf dem Sarge deponirte Tafelgeschirr muss als ein Symbol dieses während einer Generation dauernden Fortlebens nach dem Tode betrachtet werden. Stirbt einmal der jetzige König DAVIS, der auch schon ein alter, gebrechlicher Mann ist, so übernimmt dieser die Rolle seines Vorgängers. Der Sarg dieses Letztern wird dann, ohne jegliche Fürsorge, wo sich gerade Raum bietet, seitwärts ins Gebüsch geworfen; die Gefässe aber, die denselben bedeckten, werden zertrümmert. An seine Stelle kommt dann der Sarg von DAVIS, der mit allerlei ähnlichen Gegenständen aus seinem eigenen Haushalt versehen wird. Wir fanden ausser dem Sarge BAN FLAN's noch zahlreiche andere, theils aufeinander gestapelt, theils vereinzelt im Busche liegend [2]). Einige waren noch ganz gut erhalten, andere aber so zerstört, dass man die in Tücher gehüllten Skelette sehen konnte. Rundum

[1]) Mit französischem Nasalklang auszusprechen.

[2]) Siehe die beigefügte Tafel.

XIV.



River Cess.

AUF DER INSEL DER TODTEN.

Fürstlicher Bestattungsplatz über der Erde.

war alles mit Topfscherben, kupfernen Kesseln, eisernen Töpfen, Flaschen, alten Conservebüchsen u. s. w. besät.

Gegenüber dieser Insel, in einem Walde am Ufer, werden die Leichen der wegen Zaubers verurtheilten Leute (*witch people*) ohne einige Umhüllung hingelegt. Die Ruderer waren trotz meines Zuredens nicht zu bewegen, uns dorthin zu bringen, und so mussten wir von unserm Vorhaben absehen und nach der holländischen Faktorei zurückkehren.

Am folgenden Tage fuhren wir zusammen mit Herrn Kremer nach der Residenz von König Davis hinauf, nachdem wir unterwegs den Bestattungsplatz auf der Insel der Todten besucht und photographirt hatten. Der Bericht von dieser Frevelthat war uns schon vorausgeeilt. Davis empfing uns denn auch sehr ungnädig und verlangte von Herrn Everts eine Busse von 20 Dollars. Indessen liess er sich von dem zungenfertigen Holländer bald besänftigen und nahm schliesslich schmunzelnd die Flasche Branntwein an, die dieser ihm als Geschenk mitgebracht hatte. Davis war, wie früher sein Vorgänger, Schutzherr (*landlord*) der holländischen Faktorei und bezog dafür ein kleines Jahrgeld. Er war ein alter, lahmer Mann mit grauem Haar und Bart. Seine Residenz war nicht sehr gross, doch besass sie zahlreiche, solid gebaute Häuser. Sie lag an einem östlichen Arme des Hauptflusses, nicht weit von der Küste entfernt.

Der nächste Tag wurde einer Fahrt nach den Stromschnellen gewidmet. Um acht Uhr morgens fuhren wir in der Jolle des Herrn Everts flussaufwärts. Diese Flussreise war äusserst interessant. Erst fuhren wir zwischen ausgedehnten Mangrovewäldern hin und passirten verschiedene, nach Osten führende Creeks, bis wir endlich, den nach Nordwesten abzweigenden Draw Creek links liegen lassend, nach Osten abbogen. Hier blieb wie mit einem Zauberschlage die Mangrove zurück, die Ufer wurden hoch und steil, zahlreiche kahle, schwarze Felsbuckel von bedeutenden Dimensionen unterbrachen einigermaassen das langweilige Einerlei, und auf den theils mit Wald, theils mit Kassavepflanzungen bedeckten Uferterrassen zeigte sich hie und da ein kleines Negerdorf. Nach und nach nahm der Flusslauf eine nordöstliche Richtung an und bog bei Bar Quill's Town,

die wir auf der Hinreise besuchten, gänzlich nach Norden ab. Der Häuptling BAR QUILL begleitete uns weiter flussaufwärts bis zu der ersten Stromschnelle, die wir mit unserem Boote unmöglich passiren konnten. Ich bin jedoch überzeugt, dass ein mittelmässig grosses Canoe ohne viele Mühe über dieselbe hinbugsirt werden könnte. Nicht weit oberhalb dieser Stelle soll sich der erste Wasserfall befinden. Da wir kein Canoe zur Verfügung hatten, kehrten wir um und kamen gegen Abend wieder auf der Faktorei an. Auch an dieser Stromschnelle, ja selbst weiter unten auf den Felsinseln und bei der Insel der Todten, trafen wir die mehrgenannte *Glareola megapoda* an.

Am folgenden Tage fühlte ich mich sehr unwohl, und es begann sich wieder Dysenterie einzustellen, weshalb ich es gerathen fand, den ganzen Tag still zu liegen. Alle Nächte wurden wir furchtbar von Mosquitos geplagt, so dass wir kaum ein Auge schliessen konnten und am Morgen eben so müde wieder aufstanden, wie wir uns abends zuvor hingelegt hatten.

Am 5. Mai gieng es schon wieder bedeutend besser und bereitete ich den Tag über alles Nöthige vor, um die Seereise nach Sinoe während der Nacht fortsetzen und dadurch der Hitze des Tages entgehen zu können; denn diese war in der letzten Zeit sehr drückend geworden.

Um 10 Uhr abends nahm ich Abschied von meinem freundlichen Gastherrn, der mir während des kurzen Besuches das Leben so angenehm wie möglich gemacht hatte, und trat, von ihm mit Bettzeug und Lebensmitteln wohl ausgerüstet, in einem Boote der Faktorei die Reise nach Sinoe an. Bei hellem Mondlicht passirten wir die Brandung, welche trotz ihres schlechten Rufes auch diesmal äusserst ruhig war. Kaum hatten wir aber den Vorsprung der Küste passirt, als ein heftiger Gewitterregen losbrach und uns gänzlich durchnässte.

Ein guter Landwind, der sich bald darauf erhob, brachte uns jedoch rasch vorwärts, so dass wir am andern Morgen um neun Uhr schon die hohen Felsen von Sinoe in Sicht bekamen. Obschon wir uns die Nacht durch ziemlich nahe der Küste gehalten hatten, war es mir doch nicht möglich gewesen, die Configuration derselben einigermaassen zu unterscheiden. Wir passirten der Reihe nach

XV.



River Cess.

KING DAVIS' TOWN.

Links das Gerippe eines neuen Negerhauses.

die Mündungen des Poah-, Pobamo-, Rock Cess-, New-, Broonee-, Coozoo-, Sangwin-, Baffoo-, Toba- und Grand Bootoo River, unter welchen der Sangwin River, welcher die Stammes- und Sprachgrenze zwischen den Bassa- und Krustämmen bildet, der einzige bedeutende sein soll. So viel ich am frühen Morgen sehen konnte, ist auch hier die Küste felsig und besitzt keine einzige Bucht, die sich mit derjenigen von River Cess oder Sinoe messen könnte. Wie bei Tobaccannee der Devil Rock, so tauchen hier ebenfalls zahlreiche Felsen ausserhalb der Küste aus dem Ocean auf und machen für Uneingeweihte die Schiffahrt gefährlich.

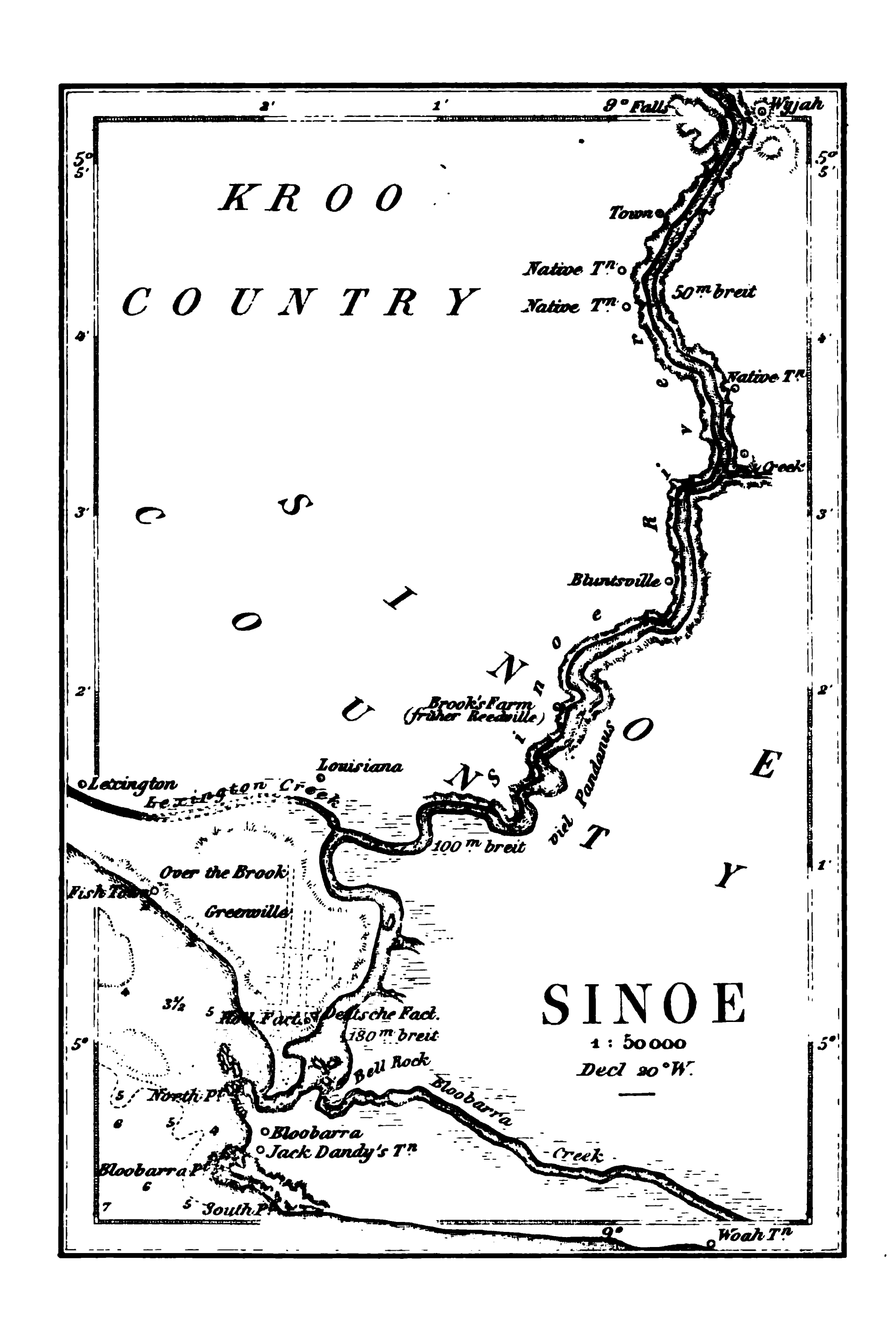
Um 10 Uhr erhob sich ein heftiger Wind aus Süden, der uns trotz aller Anstrengungen, um rudernd vorwärts zu kommen, stundenlang auf derselben Stelle zurückhielt. Gegen Abend hatten wir kurz hinter einander zwei furchtbare Gewitter, wie ich sie schwerer kaum je erlebt, so dass wir zweimal vor Anker gehen mussten und stets fürchteten, von der Kette losgeschlagen zu werden. Ganz durchnässt kamen wir spät abends auf die Rhede von Sinoe, ebenfalls eine grosse Erosionsbucht, und fuhren um Mitternacht bei hellem Mondschein durch eine von Klippen eingeengte Passage in den Fluss hinein, worauf wir nach kurzer Fahrt die holländische Faktorei erreichten. Trotz meiner späten Ankunft und des traurigen Zustandes, in dem ich mich vorstellen musste, wurde ich von den beiden holländischen Agenten Bakker und Ahlers, denen sich noch der Agent der nebenan liegenden deutschen Faktorei, Herr Güssefeld, zugesellte, aufs Herzlichste empfangen.

Die Einfahrt von Sinoe ist äusserst malerisch. Zwei etwa 50′ hohe, schwarze Felsköpfe des in westlicher Richtung ins Meer hinausragenden Vorgebirges, Bloobarra Point und North Point, beherrschen die grosse Bucht von Sinoe. Vor letztgenanntem Vorsprung befindet sich draussen im Meere eine Reihe von theils über die Wasserfläche emporragenden, theils unter derselben verborgenen Klippen, welche nur eine sehr enge Passage für die Einfahrt in den Fluss frei lassen. An der zwischen den beiden Felsköpfen liegenden, kleinen Bucht befinden sich zwei zusammenhängende Dörfer von Krunegern, Bloobarra und Jack Dandy's Town. Das Letztere wird so genannt nach

einem dort residirenden Häuptlings, der über die zwischen dem Bloobarra Creek und der Küste gelegenen Halbinsel herrscht. Der Eingang in den Fluss zwischen North Point und einer sich von Norden her vorschiebenden Sandbank ist sehr enge, so dass sich das Wasser des Flusses zur Ebbezeit mit aller Macht hinausdrängt und die Einfahrt sehr erschwert. Innerhalb dieser engen Passage erweitert sich der Fluss zu einem weiten, seeartigen Becken, aus welchem sich verschiedene, schwarze Felsbuckel erheben, von denen nur die wenigsten mit etwas Strauchwerk bedeckt, die übrigen gänzlich kahl sind. Einige Delphine — es könnten auch Lamentine gewesen sein — tummelten sich hier herum und streiften ab und zu mit ihrem krummen Rücken die Wasserfläche. Am östlichen Ende dieses Beckens liegt ein etwa 60′ hoher, oben abgerundeter, gänzlich kahler, schwarzer Felsen, der sogenannte Bell Rock, über dessen eigenthümliche Gestalt und isolirte Lage ich mir keine Rechenschaft zu geben vermag. Derselbe steht mitten vor dem Bloobarra Creek, welcher hier in das erweiterte Bett des Sinoe River ausmündet. Der Bloobarra Creek soll innerhalb der Küste den Sinoe River mit dem weiter unten ins Meer fallenden Bloobah River vereinigen, und spielt also eine ähnliche Rolle, wie der Stockton Creek bei Monrovia. Das ganze Mündungsgebiet links vom Sinoe River scheint ein ausgedehntes Sumpfland zu sein, das durch eine niedrige aber felsige, mit dem Strande parallel laufende Bodenerhebung vom Meere getrennt wird.

Unmittelbar oberhalb des vorgenannten Beckens liegt auf einer plateauartigen Erhebung am rechten Ufer des Flusses die liberianische Niederlassung Greenville, ein sehr regelmässig angelegter Ort mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden Strassen. Die Häuser, theils aus Holz, theils auch aus Stein erbaut, zeugen von einem bedeutenden Wohlstand ihrer Bewohner, und die innere Einrichtung derjenigen, die ich zu betreten Gelegenheit hatte, war wohl im Stande, diesen günstigen Eindruck noch zu erhöhen.

Die Stadt Greenville ist einer der bedeutendsten Handelsplätze des ganzen Landes. Sie wurde 1838 von freigewordenen Sklaven gegründet, welche durch die amerikanische Missisippi-Colonisations-



KROO COUNTRY
SINOE COUNTY
SINOE
1 : 50000
Decl 20° W.
Wyjah
Falls
Town
Native Tn
Native Tn
50m breit
Native Tn
Creek
Sinoe River
Bluntsville
Brook's Farm (früher Reedsville)
viel Pandanus
Louisiana
Lexington
Lexington Creek
100m breit
Over the Brook
Fish Town
Greenville
Deutsche Fact.
180m breit
Bell Rock
North Pt
Bloobarra
Jack Dandy's Tn
Bloobarra Creek
Bloobarra Pt
South Pt
Woah Tn

gesellschaft hiehergebracht wurden, und gelangte infolge seiner günstigen Lage an der Mündung eines bedeutenden, weit aus dem Innern kommenden Flusses und einer vorzüglichen Rhede bald zu grosser Blüthe. Sie ist die Hauptstadt der Provinz Sinoe (Sinoe County), die im Nordwesten durch den Sangwin River von der Bassa County, im Südosten durch den Grand Sesters River von Maryland getrennt wird. Das ganze Grundgebiet der Sinoe County wird vom Krustamme bewohnt, der hier seine Heimat hat und dessen Angehörige von da aus die zahlreichen Niederlassungen in den verschiedensten Hafenplätzen Liberia's, ja selbst über dessen Grenzen hinaus, gegründet haben.

Weitaus die bedeutendsten Faktoreien von Greenville sind diejenigen der holländischen und deutschen Firma [1]), doch giebt es neben diesen noch eine grosse Zahl liberianischer Firmen, welche ebenfalls bedeutende Geschäfte machen; ja man darf ruhig sagen, dass beinahe die ganze liberianische Niederlassung vom Tauschhandel mit den Eingebornen lebt.

Die wichtigsten Landesprodukte sind auch hier Palmöl und Palmkerne, und an diese reihen sich, eine bloss untergeordnete Stellung einnehmend, Kautschuk, Rothholz, Elfenbein und etwas Kaffee.

Den ersten Tag meines Aufenthaltes in Sinoe stellte sich das alte Uebel wieder ein und zwang mich zu absoluter Ruhe. Dessenungeachtet wurde verabredet, am folgenden Tage, Sonntag 8. Mai, mit meinen beiden Gastherren einen Ausflug nach den Wasserfällen des Sinoeflusses zu machen, weil der Sonntag der einzige Tag war, über welchen meine Freunde frei verfügen konnten. Herr GÜSSEFELD, der den deutschen Dampfer erwartete, konnte leider die Partie nicht mitmachen.

Um acht Uhr morgens traten wir, mit Lebensmitteln und Getränken wohl versehen, in einer eleganten, mit acht Ruderern bemannten Schaluppe die Reise an. Erst fanden wir die ganze Ufergegend mit Mangrove bedeckt, und einige Creeks zweigten sich nach Osten von dem Hauptflusse ab, aus dem zahlreiche kuppenartig abgerundete, schwarze Felsen emporragten und auf

[1]) Die Letztere ist in jüngster Zeit aufgehoben worden.

eigenthümliche Weise mit der sumpfigen Umgebung contrastirten. Nachdem wir den breiten, zu unserer Linken von Westen her einmündenden Lexington Creek passirt, bogen wir nach Osten ab, fuhren an ausgedehnten Pandanuswäldern vorüber und schlugen dann, dem Laufe des Hauptflusses folgend und erst viele Schlingen beschreibend, eine fast ausschliesslich nördliche Richtung ein. Die Ufer wurden bald steil und hoch, da der Fluss sein Bett hier tief in die Ebene eingegraben hat. Zahlreiche Krudörfer mit weitläufigen Reis- und Maniokpflanzungen wechselten mit den Farmen liberianischer Ansiedler ab. Die bedeutendste unter diesen Letztern ist diejenige eines Mr. Brooks, der einigermaassen die Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen angenommen hat, wie Mr. Warner in Schieffelinsville ein kleines Dörfchen von einfachen Lehmhütten besitzt und sich mit einem Harem von inländischen Frauen umgeben hat.

Weiter flussaufwärts wird die Landschaft hügeliger. Hohe Steilufer engen den Fluss, der bei Greenville noch 300 Schritte breit ist, bedeutend ein, und ein reizendes Landschaftsbild verdrängt das andere, so dass man überall halten und durch eine photographische Aufnahme den Eindruck für immer festhalten möchte. Gegen 12 Uhr mittags erreichten wir, von der glühenden Sonne halb versengt, die erste Stromschnelle, die unser Boot nicht zu passiren vermochte. Im Schatten überhängender Bäume legten wir an und schritten durch hohen Wald flussaufwärts, bis wir weiter oben an einige in den Fluss vorspringende und von hohen Bäumen beschattete Felsen kamen. Hier setzten wir uns nieder, um Siesta zu halten und die grossartige Scenerie zu bewundern. Zu unsern Füssen hatten wir den tosenden, über Felsen niederrauschenden Fluss, welcher hier einen, wenn auch niedrigen, doch durch die grosse Wassermasse imposanten Wasserfall bildet. Oberhalb dieses Letztern ist der Fluss seeartig erweitert und von zahllosen, zum Theil mit Pandanus bewachsenen Inseln bedeckt, zwischen denen hindurch sich die rauschende Wassermasse auf abschüssiger Ebene den Weg zur Tiefe sucht. Das gegenüberliegende linke Ufer ist sehr steil, felsig und wohl 100′ hoch. Seine Abhänge sind ganz mit einer in den verschiedensten Farbennüancen prangenden Vegetation bedeckt. Sehr gern



An der ersten Stromschnelle des Sinoe River.

hätte ich den Weg noch weiter flussaufwärts verfolgt, da sich nicht sehr weit von dieser Stelle der erste grosse Wasserfall befinden soll, doch zeigten meine Freunde wenig Lust dazu und mahnten mich im Hinblick auf meinen Gesundheitszustand zur Vorsicht. So begnügte ich mich denn mit einigen photographischen Aufnahmen, worauf wir Wyjah, ein aus drei kleinen Häusergruppen bestehendes, hoch oben auf dem linken Ufer liegendes Negerdorf besuchten, von dem ich ebenfalls eine Aufnahme machte.

Es wird im Sande dieses Flusses, besonders in der Nähe der Fälle, Gold gefunden, doch scheint dasselbe nicht in so grossen Quantitäten vorzukommen, dass das Goldwaschen eine lohnende Beschäftigung werden könnte. Auch spricht man in Sinoe viel von dem Vorkommen von Diamanten an denselben Lokalitäten, doch habe ich in Liberia so oft, selbst in den Händen von sehr verständigen Leuten, sogenannte Diamanten zu sehen bekommen, die sich schon bei oberflächlicher Besichtigung als Quarzkörner entpuppten, dass dergleichen Erzählungen mir kein Interesse mehr einflössen konnten [1]). Wohl aber wird hie und da in Felsspalten Quecksilber gefunden, und zwar in solchen Quantitäten, dass es, wiewohl mehr als Curiosum, durch die Faktoreien gekauft und nach Europa gesandt wird. In der holländischen Faktorei habe ich eine ganze Flasche voll dieses flüssigen Metalles in ziemlich reinem Zustande gesehen. Was das Gold betrifft, so wäre es meines Erachtens wohl der Mühe werth, die Frage von dessen Gewinnung an diesem Flusse zu untersuchen, zumal die geologischen Verhältnisse, auch von Liberia im Allgemeinen, das Vorkommen von goldführenden Schichten sehr wahrscheinlich machen. Erst in der Kühle des Abends fuhren wir wieder den Fluss hinunter, wobei ich möglichst genau die am Morgen gemachten Kompassablesungen controlirte, und langten um 7 Uhr in Greenville an.

Selbstverständlich war ich den ganzen folgenden Tag wieder

---

[1]) Dr. ZINTGRAFF, der auf der Hinreise nach dem Kamerun die Sammlung von Mr. ROBERTS in Greenville zu sehen bekam, erzählte mir auf der Rückreise nach Europa, dass die sogenannten Diamanten derselben nichts Anderes als Quarze gewesen seien, dass er aber von Mr. ROBERTS anthracit- und silberführende Gesteine erhalten habe.

XVI.



SINOE.

LANDSCHAFT MIT DEM NEGERDORFE WYJAH.

Links der erste Wasserfall.

krank. Am Dienstag aber fuhr ich mit Herrn AHLERS nach Bloobarra hinüber, wo ich einige interessante photographische Aufnahmen machte. Der Häuptling (*king*) JACK DANDY war ein gutmüthiger, alter Mann, der mit unserem Besuche sehr eingenommen schien und uns einlud, in seinem Hause etwas auszuruhen. Dieses hatte eine eigenthümliche, von allen bis jetzt gesehenen abweichende Bauart. Das Dach desselben war nämlich durchbrochen,und auf jeder Seite desselben hatte man eine von innen vermittelst einer Leiter zugängliche Schlafstelle gebaut. Die gelben Lehmwände eines Nachbarhauses waren von einem eingebornen Künstler mit zwei wohlproportionirten, sehr korrekten Zeichnungen von unter vollen Segeln stehenden Dreimastern und einigen darum hin schwimmenden Haien und Delphinen bemalt [1]).

Auf dem mit grossen Felsblöcken besäten und von der Brandung umtobten Bloobarra Point und dem benachbarten North Point fanden wir eine sehr eigenthümliche Flora, in welcher eine strauchartige, stachelige, in Felsritzen wachsende und stellenweise ganze Büsche bildende, wilde Dattelpalme (*Phoenix spinosa*) das Uebergewicht über alle andern Pflanzen hatte. Einige Exemplare dieser eigenthümlichen Palme, die ich lebend nach Holland gebracht habe, sind jetzt dem botanischen Garten in Leiden einverleibt.

Am folgenden Tage, Mittwoch 11. Mai, kam der schon seit einiger Zeit von Monrovia erwartete Dampfer „Erna Woermann," Kapitän JENSEN, an und mit ihm Herr JAEGER, der deutsche Hauptagent. Da das Schiff nach kurzem Aufenthalt die Reise nach Cape Palmas fortsetzen sollte, so nahm ich Abschied von meinen Freunden und begab mich noch am nämlichen Tage mit Herrn JAEGER an Bord.

Die Fahrt nach Cape Palmas verlief ohne nennenswerthes Ereigniss, ausser dass wir für kurze Zeit vor dem Küstenplatze Nanna Kroo, wo sich eine Zweigstation der deutschen Faktorei unter der Aufsicht eines Liberianers befand, vor Anker giengen, um einige Waaren zu löschen. Wir blieben aber, da die Küste ihrer vielen

---

[1]) Siehe Tafel XVII.

Riffe wegen sehr gefährlich ist, auf grossen Abstand vom Lande, so dass sich wenig davon unterscheiden liess.

Den 12. Mai nachmittags drei Uhr ankerten wir auf der Rhede von Cape Palmas, wo ich, kaum an Land gekommen, mich mit heftigem Fieber im Wohnhause des deutschen Agenten, Herrn WARNCKE, zu Bette legen musste.

Das Cap Palmas erinnert einigermaassen an das Cap Messurado, nur ist es viel schmäler, so dass man auf dem schmälsten Punkte seines Rückens beinahe mit einem Blick auf der einen Seite die weite Bai, auf der andern den Ocean sehen kann. Auch sind die Abhänge steiler, da das ganze schmale, 100′ hohe Vorgebirge aus vertikal aufgerichteten Gesteinsschichten [1]) besteht; sie bieten der Brandung hartnäckigen Widerstand. Dennoch lassen verschiedene Erscheinungen vermuthen, dass selbst diese Felsmauer im Laufe der Zeiten nicht intakt geblieben, sondern früher viel mächtiger gewesen sei. Das Vorgebirge schiebt sich, wie das beigefügte Kärtchen zeigt, nicht in nordwestlicher Richtung vor, wie dies sonst bei sämmtlichen liberianischen Vorgebirgen und vorspringenden Felsmassen der Fall ist, sondern eher nach Südwesten. Es ist der südlichste Punkt der ganzen liberianischen Küstenlinie, da diese Letztere im Osten des Vorgebirges, nach der Elfenbeinküste hin, wieder etwas nach Norden zurückweicht. Die west-östliche Meeresströmung ist hier an der Südspitze Liberia's so stark, dass von Westen herkommende Segelschiffe, die im Nebel oder aus Unvorsichtigkeit etwas zu weit von der Rhede abhalten und am Cap vorbeifahren, mitgeführt werden und nicht im Stande sind, gegen dieselbe hinauffahrend die Höhe des Vorgebirges und die Rhede wieder zu gewinnen. Es ist einmal sogar vorgekommen, dass ein holländisches Schiff

---

[1]) Unglücklicherweise sind mir die von hier mitgenommenen Gesteinsproben verloren gegangen. Dr. VOGEL, der Botaniker der englischen Niger-Expedition, der hier auf der Hinreise einige Stunden zubrachte, sagt, dass das Vorgebirge aus Hornblende bestehe. (Siehe sein Tagebuch in HOOKER, Niger Flora, p. 36). HERMAN SOYAUX, der Botaniker der Loango-Expedition, der auf der Hinreise das Cap Palmas besuchte und davon eine interessante Beschreibung giebt, nennt dieses Gestein Gneiss. (SOYAUX, Aus Westafrika," Leipzig, Brockhaus 1879, p. 48).

XVII.



SINOE.

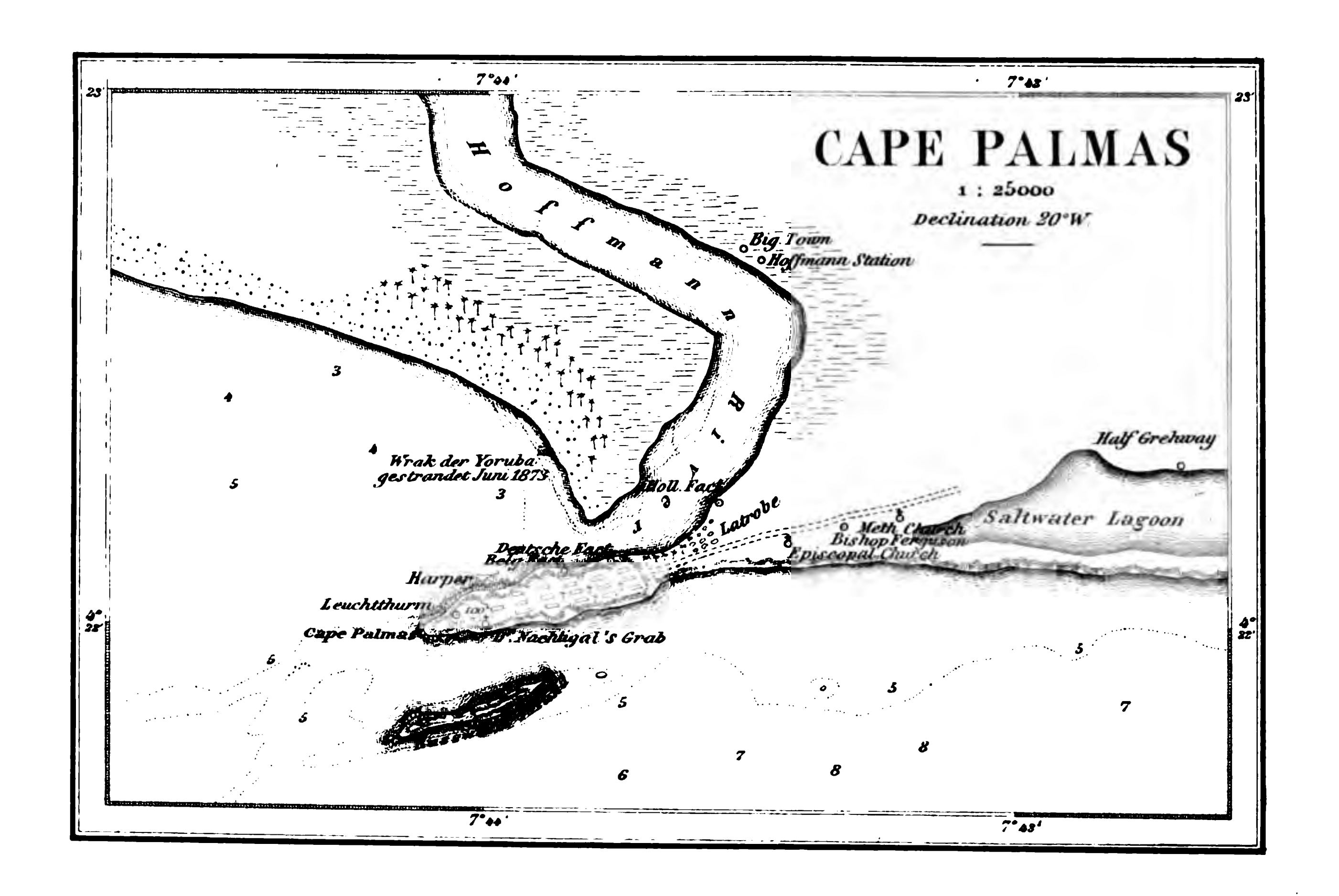
HAUS DES HAEUPTLINGS JACK DANDY IN BLOOBARRA,
mit auf das Dach gebauten Schlafstellen.

dem er erst durch die zu Hunderten herbeigeströmten Eingebornen geplündert worden war. Glücklicherweise konnten Mannschaft und Passagiere, die ebenfalls beraubt wurden, von einem vorbeifahrenden, englischen Dampfer aufgenommen werden.

Die Bucht von Cape Palmas ist sehr gross und bildet eine sichere Rhede mit gutem Ankergrund; doch ist die Einfahrt einiger unter Wasser liegender Klippen wegen gefährlich, so dass die meisten Dampfböte es vorziehen, ausserhalb derselben auf offener See vor Anker zu gehen. Unmittelbar am Fusse des Vorgebirges mündet der breite Hoffmann River in die Bucht ein. Derselbe soll etwa sieben *miles* landeinwärts für Canoes fahrbar sein. Das Vorgebirge hat seinen Namen wahrscheinlich der vielen Oelpalmen wegen erhalten; später sind noch zahlreiche Kokospalmen dazu gekommen.

Wie auf dem Rücken des Vorgebirges Messurado die Stadt Monrovia, so liegt hier auf dem schmalen Bergrücken die liberianische Niederlassung Harper, eine Stadt mit geradlinigen, rechtwinklig sich kreuzenden, grasbewachsenen Strassen; doch sind hier die Häuser im allgemeinen einfacher, obwohl vielfach aus Stein gebaut. Auf dem äussersten Vorsprunge, zugleich dem höchsten Punkte des Vorgebirges, steht der schwere, viereckige Leuchtthurm und daneben das Hauptgebäude der amerikanischen, protestantisch bischöflichen Mission, mit prachtvollem Ausblick auf das weite Meer, die Stadt Harper und das meist von einer grossen Dunstmasse verschleierte Hinterland. Ein grosses Terrain vor dem Garten der Mission, das sich bis zu dem senkrecht zur See abstürzenden, äussersten Rande des Vorgebirges sanft abdacht, ist mit kurzem Rasen bedeckt, und die steilen Hänge zu beiden Seiten desselben sind mit Strauchwerk und der mehrgenannten Zwergpalme bewachsen. Neben dem Hauptgebäude der Mission steht das frühere Hospital derselben, ein grosses, steinernes Gebäude.

Hinter diesem, am Südabhange des Vorgebirges, fand ich nach einigem Suchen mitten in einem Batatenfelde das Grab Dr. NACHTIGAL's, der auf der Heimreise vom Kamerun den 20. April 1885 an Bord des deutschen Kriegsschiffes „Möwe" dem Fieber erlag und dessen Leiche vorläufig hier beigesetzt wurde. Das ausge-


CAPE PALMAS
1 : 25000
Declination 20°W.
Hoffmann River
Big Town
Hoffmann Station
Half Grehway
Saltwater Lagoon
Meth. Church
Bishop Ferguson
Episcopal Church
Latrobe
Holl. Fact.
Wrak der Yoruba gestrandet Juni 1873
Deutsche Fact.
Harper
Leuchtthurm
Cape Palmas
Dr. Nachtigal's Grab

mauerte Grab war mit einem einfachen, weissgetünchten Staketzaun umgeben. Bekanntlich ist seither seine Leiche von hier nach dem Kamerun gebracht und dort, in dem Lande, dessen erster Gouverneur er bis zu seinem Tode war, beigesetzt worden.

Der vom Leuchtthurm in östlicher Richtung führenden Hauptstrasse der Stadt folgend, gelangt man in eine zweite Niederlassung von Americo-Liberianern, Latrobe genannt. Dieser Ort liegt auf der schmalen, niedrigen Landenge zwischen dem Hoffmann River einer- und dem Meere (das heisst einer sich hinter der Küste hinziehenden Salzwasserlagune) andererseits. In Latrobe, am linken Ufer des Hoffmann River, befindet sich die schon seit Jahren etablirte holländische Faktorei mit einem neuen, praktisch eingerichteten Gebäude [1]). Die deutsche sowohl als die belgische Faktorei liegen weiter flussabwärts, am Fusse des Vorgebirges, und gehören also in das Gebiet der Stadt Harper.

Die Salzwasserlagune ist ein untiefer, höchstens für Canoes fahrbares Hinterwasser, das sich dicht hinter der Küste und parallel mit dieser ostwärts bis an das Negerdorf Grahway hinunterzieht und nur durch eine Grassteppe vom grossen Cavallo oder Cavally River, der weiter östlich ins Meer ausmündet, getrennt wird.

Ab und zu ist die Lagune durch einen natürlichen Abfluss, der zeitweilig die schmale Stranddüne durchbricht, aber immer wieder versandet, mit dem Meere verbunden. Sie enthält fast ausschliesslich Seewasser, das bei hoher Fluth, besonders in der Regenzeit, gelegentlich über die niedrige Stranddüne hineingeworfen wird.

Da die schwere Brandung die Einfahrt in den Cavally River sehr gefährlich macht, so hat man sich schon lange mit dem Plane getragen, die genannte Lagune vermittelst eines durch die Grassteppe zu grabenden Kanals mit dem Hoffmann River einer- und dem Cavally River andererseits zu verbinden. Leider fehlten bisher zu einer solchen sehr kostspieligen und meiner

---

[1]) Diese Faktorei ist letzten Sommer infolge einer Uebereinkunft mit der Firma Woermann aufgehoben worden. Auch die belgische Faktorei besteht nicht mehr.

Ansicht nach nicht rentabeln Unternehmung die erforderlichen Geldmittel [1]).

Eine solche Verbindung innerhalb der Küste zwischen dem Hoffmann- und dem grossen Cavally River, der nach dem Liberianer ALEXANDER CRUMMEL 85 *miles* landeinwärts fahrbar ist, würde indessen unzweifelhaft viel zur Hebung des Handels an diesem Flusse beitragen. Seine Ufer sollen sehr fruchtbar und dicht bevölkert sein [2]). Die holländische Firma hatte damals in Cablica, an der Mündung des Cavally, eine unter der Aufsicht eines Weissen stehende Faktorei; seither wurde dieselbe aufgehoben.

Das Cap Palmas und seine Hinterländer sind das Hauptarbeitsfeld der amerikanischen, protestantisch bischöflichen Missionsthätigkeit. Die Stationen dieser Missionen stehen gegenwärtig unter der Oberaufsicht eines Farbigen, Rev. S. D. FERGUSON, der nach dem Rücktritt PENICK's Bischof von Cape Palmas und Umgebung geworden ist. Die Missionsstationen dieser Gesellschaft waren früher am Cavally bis weit ins Innere vorgeschoben. Dieselben stellen sich, wie diejenige in Robertsport, welche der nämlichen Gesellschaft gehört, zur Aufgabe, die Kinder der Eingebornen (hier der Grebo) in den Elementarfächern, Lesen, Schreiben und Rechnen, und die Mädchen überdies in nützlichen Handarbeiten zu unterrichten und dieselben zu religiösen, humanen und brauchbaren Menschen heranzubilden. Eine andere ähnliche, aber mit viel mehr Energie und bedeutenden Mitteln arbeitende Unternehmung war die des weissen Methodistenbischofs TAYLOR, welcher an den Ufern des Cavally River zahlreiche, sogenannte *self-supporting Missions* unter der Leitung von aus Amerika verschriebenen, verheiratheten, weissen Missionären errichtet hatte. Diese Missionen hatten den Zweck, durch Landbau sich nach und nach die Mittel zu einer unabhängigen Existenz zu verschaffen und den umwohnenden Eingebornen als Musterwirthschaften für den Landbau zu dienen.

---

[1]) Ein anderer Plan, der ebenfalls schon vielfach ventilirt wurde, möchte den obern Lauf des Hoffmann River, der sich sehr dem Cavally River nähert, durch einen Kanal mit dem letztern verbinden.

[2]) Proceedings of the Royal Geographical Society, London, 1860, p. 185.

Obschon erst vor kurzem gegründet, zählte diese Reihe von Ansiedlungen, bald über 100 Weisse; infolge der kriegerischen Unruhen unter den Eingebornen scheinen aber sämmtliche Stationen seither wieder verlassen worden zu sein, so dass gegenwärtig die erst zu grossen Hoffnungen berechtigende Unternehmung als völlig gescheitert betrachtet werden mnss.

Die Niederlassungen von aus Amerika eingewanderten, farbigen Colonisten am Cap Palmas datiren schon aus dem Jahre 1834 und bildeten früher die selbständige, nach ähnlichen Principien wie Liberia eingerichtete Colonie Maryland, welche sich erst sehr spät, in 1856, der liberianischen Republik anschloss und seither eine Provinz (County) dieses Staates bildet. Die Eingebornen, vornehmlich dem Stamme der Grebo und seinen verschiedenen Verzweigungen angehörend, sollen sehr intelligent sein, eine Eigenschaft übrigens, die meiner Ansicht nach auch den übrigen Eingebornen Liberia's keineswegs abgeht. Früher, und auch in jüngster Zeit wieder, haben sie den Colonisten oft das Leben sauer gemacht, so dass sich Liberia wiederholt zur Intervention genöthigt sah.

Am Abend nach meiner Ankunft kamen sämmtliche Europäer in der Wohnung des deutschen Agenten zusammen, doch war ich derart vom Fieber geschwächt, dass ich nur auf einige Augenblicke das Bett verlassen und an der Unterhaltung Theil nehmen konnte.

Für einen abgelegenen Platz wie Cape Palmas war damals eine bedeutende Zahl von Weissen beisammen, denn ausser den Herren Jaeger und Warncke war der belgische Agent, Herr Engelmann anwesend, sowie drei Holländer, nämlich der Chef der Mueller'schen Faktorei, Herr Meijer, dessen kürzlich angekommener Stellvertreter Snoekefeld und der Agent der Faktorei am Cavally River, Herr Erkelens.

Der Letztere lud mich ein, mit ihm über See nach seiner Faktorei zu kommen, um den Cavally River kennen zu lernen, dessen Schönheit ihm sehr imponirt zu haben schien. Leider durfte ich bei meinem elenden Zustande nicht daran denken, diese freundliche und unter andern Umständen äusserst willkommene Einladung anzunehmen, und überdies war die Zeit meines Urlaubs verstrichen und musste ich daher, so leid mir dies auch that, alles zur Rückkehr nach Holland vorbereiten.

Am nächsten Morgen, 13. Mai, kündete schon beim ersten Morgengrauen ein Kanonenschuss die Ankunft des vom Congo kommenden Dampfers „Adolf Woermann," Kapitän Meinertz, an, und ich entschloss mich, obwohl mit schwerem Herzen, mit demselben nach Monrovia zurückzukehren. Wie gerne hätte ich noch den Cavally River gesehen, wie gerne, einmal dort, die östlichern Gegenden bis zur Elfenbeinküste hinunter besucht, um, wenn auch nur durch Erkundigungen, Material für die Feststellung des Gebietes zu sammeln, über welches die eigenthümliche liberianische Fauna verbreitet ist!

Obwohl noch sehr schwach, beeilte ich mich, von den wenigen Stunden, die mir noch zur Verfügung standen, den bestmöglichen Gebrauch zu machen. Erst begab ich mich nach der *waterside* hinunter in die deutsche Faktorei, um meinen Entschluss mitzutheilen. Hier lernte ich die Wittwe des Franzosen Verdier kennen, welcher Letztere gegen zwanzig Jahre am Cap Palmas gelebt und daselbst eine einträgliche Kaffeepflanzung angelegt hatte, aber vor Kurzem in der Normandie, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zurückgezogen hatte, gestorben war.

Von hier eilte ich auf einem strassenartigen, den Fuss des Vorgebirges entlang führenden Wege nach Latrobe hinüber, um von den Holländern Abschied zu nehmen. Auf diesem Wege begegnete ich einigen mit Ochsen bespannten Karren, den einzigen Räderfuhrwerken, die in Liberia angetroffen werden. Der nördliche Abhang des Vorgebirges ist, sowohl von der Bai aus als in der Nähe gesehen, sehr malerisch. So steil er auch in die Bucht abfällt, ist er doch, den äussersten Vorsprung ausgenommen, ganz mit Buschwerk und tropischen Obstbäumen bewachsen, aus denen zahlreiche, zum Theil auf künstlich angelegten Terrassen stehende Wohnungen liberianischer Ansiedler auf die schöne Bucht herunterschauen. Nach kurzem Aufenthalt bei den Holländern stieg ich durch die hübsche Ansiedlung Latrobe auf steilem Wege nach Harper hinauf, um die Mission und das Grab Dr. Nachtigal's zu besuchen und womöglich einige photographische Aufnahmen zu machen, was mir auch gelang. In der mitten über den Rücken des Vorgebirges entlang

XVIII.



CAPE PALMAS.

AEUSSERSTER VORSPRUNG DES VORGEBIRGES.

führenden, mit Gras bewachsenen Hauptstrasse von Harper sieht man überall die scharfen Kämme der senkrechten, mit der Richtung des Vorgebirges parallel verlaufenden Felsschichten zu Tage treten. Theilweise sind dieselben an der Oberfläche durch athmosphärische Einflüsse in eine schwammartig poröse Lateritkruste verwandelt. Vereinzelte Häuser, worunter viele sehr baufällige, flankiren die Strasse, und zahlreiche Kokospalmen, aus verwilderten Gärten mit Bananenbüschen, Orangen-, Limonen-, *sour-sop-*, Guave- und Brodbäumen emporragend, geben der Stadt ein äusserst malerisches Aussehen.

Kaum hatte ich die Mission, das Grab NACHTIGAL's und die äusserste Spitze des Vorgebirges besucht und photographirt, als mich ein heftiger Schüttelfrost zu schleuniger Rückkehr zwang. Mit Mühe erreichte ich, unterstützt und stellenweise getragen von meinem treuen Diener BOB, den ich auf dieser Reise mitgenommen, die deutsche Faktorei an der *waterside*. Gegen fünf Uhr abends fuhren wir, begleitet von Herrn JAEGER, ab und gelangten, nicht ohne Mühe gegen die schwere Brandung ankämpfend und von den überschlagenden Sturzwellen ganz durchnässt, an Bord des wohl zwei englische Meilen vom Strande entfernt liegenden Dampfers, wo ich mich sofort mit einer Fiebertemperatur von 41° ins Bett legte. Bei westlichem Winde, wie wir ihn zufällig hatten, ist die Brandung auf der Rhede von Cape Palmas sehr schwer und zeitweise sogar gefährlich, während dagegen bei Süd- oder Ostwind die Rhede durch das weit vorspringende Vorgebirge vollständig geschützt wird.

Am Morgen des folgenden Tages, Sonnabend 14. Mai, kamen wir auf die Rhede von Sinoe, wo Herr JAEGER, der mit mir nach Monrovia zurückfuhr, auf einige Stunden an Land gieng. Ich selbst war dazu viel zu schwach. Gegen Abend fuhren wir weiter, passirten in der Nacht River Cess und kamen am Sonntag Morgen auf der Rhede von Bassa vor Anker. Trotz starken Chiningebrauchs hatte ich, kaum auf die Rhede von Sinoe gekommen, wieder einen heftigen Fieberanfall, bei dem das Thermometer auf 41,9° Celsius stieg, und am Abend bei der Abfahrt kündete ein plötzlicher, starker Schüttelfrost einen erneuten Ausbruch an, den ich bei der grossen Schwäche kaum zu überstehen

hoffen durfte. Da kein Arzt an Bord war, holte Heit Jaeger, der das Schlimmste befürchtete, seine Haushälterin Nancy herbei, eine Mulattin, die in Sinoe an Bord gekommen war und die in Monrovia bereits seit Jahren als vortreffliche Krankenwärterin eine gewisse Berühmtheit erworben hatte. Diese liess mich grosse Quantitäten heissen Wassers, stark mit Limonensaft versetzt, trinken, worauf der erlösende Zustand der Transpiration eintrat, bevor das Stadium des heissen Fiebers seinen Höhepunkt erreichen konnte.

Da die liberianischen Gesetze verbieten, an Feiertagen zu löschen und zu laden, so blieb das Boot den Sonntag über liegen und stellte sich erst am Montag mit der Küste in Verbindung. Obwohl ich nun von weitern Fieberanfällen verschont blieb, wagte ich es nicht, an Land zu gehen; doch liess ich mich an Bord der holländischen Barke „Aethiopia," Kapitän van Duyn, bringen, die, ebenfalls nach Monrovia bestimmt, in unmittelbar Nähe vor Anker lag, und setzte mit diesem Schiffe die Reise nach Monrovia fort. Ich fand an Bord Herrn Dolder, den Todeskandidaten vom River Cess, der mit diesem Schiffe nach Europa zurückkehren sollte, aber, wie schon früher gesagt, Holland nicht mehr erreichte. Auch das mir von Herrn Kremer geschenkte, schöne Pinselschwein war an Bord, ebenso ein junger Chimpanse, den die holländischen Agenten in Edina für mich gekauft hatten. Während der Reise nach Monrovia, die wegen Mangel an Wind einen Tag länger dauerte, als man erwarten durfte, erholte ich mich so rasch, dass ich am Morgen des 18. Mai gänzlich hergestellt in Monrovia an Land gehen konnte.

Hier traf ich unverweilt die nöthigen Anstalten zur Abreise nach Schieffelinsville und zum Transport meiner Sammlungen nach Monrovia, um dann mit dem ersten von Süden kommenden Dampfer, der am 24. Mai fälligen „Gertrud Woermann," Kapitän Melchertsen, nach Europa zurückzukehren.

Am gleichen Tage noch miethete ich von Mr. Grant, einem liberianischen Kaufmann, ein Segelboot, das ich über See nach dem Junk River sandte, um die Sammlungen von Schieffelinsville abzuholen. Den Chimpansen und das Pinselschwein gab ich dem belgischen Hauptagenten, Herrn Mannheimer, in Bewahrung. Ein

am nämlichen Tage eingelaufener englischer Dampfer brachte die Nachricht vom Tode des Herrn ERKELENS, den ich in Cape Palmas angetroffen. Derselbe hatte zwei Tage nach meiner Abreise in einem Segelboote, zusammen mit Herrn SNOEKEVELD, trotz der schweren Brandung die Rückreise über See nach dem Cavally River angetreten. In der Brandung vor der Mündung dieses Flusses aber schlug das Boot um, wobei ERKELENS ertrank, während SNOEKEVELD von der Mannschaft gerettet wurde. Am Donnerstag, 19. Mai, kamen einige mir von STAMPFLI zugesandte Diener an, um mich abzuholen. Wir fuhren den nämlichen Abend noch bis Paynesville, woselbst ich bei Mrs. THOMAS übernachtete, und kamen am Freitag morgens um 10 Uhr nach Schieffelinsville, wo ich schon längst von STAMPFLI mit Verlangen erwartet worden war, an.

Noch am nämlichen Tage wurde alles Nöthige zusammengesucht und verpackt, und am Mittag des folgenden Tages (Sonnabend), als das Boot aus Monrovia ankam, waren wir soweit fertig, dass dasselbe sofort beladen und zurückgesandt werden konnte.

Der „Captain" dieses Bootes, ein eingeborner Vollblutneger, dem ich beinahe sämmtliche Resultate unserer Sammelthätigkeit anvertraute, war ein äusserst vorsichtiger und geschickter Mann, der trotz der schweren Brandung, die während dieser Tage geradezu gefährlich geworden war, die kostbare Ladung unbeschädigt nach Monrovia brachte.

Am Abend übergab ich die Station mit dem ganzen Inventar meinem Begleiter STAMPFLI, der nach meiner Heimkehr für mich die Gegend am Farmington River zu exploriren übernahm[1]).

Am folgenden Morgen, Sonntag 22. Mai, fuhr ich schon um drei Uhr den Du Queah hinauf, um meinen Bekannten in Hill Town Lebewohl zu sagen. Schon frühzeitig kam ich dort an und wurde mit wahrem Freudenjubel empfangen. Den Tag über erledigte ich noch einige Geschäfte und kaufte eine Anzahl ethnographischer Gegenstände.

Schon früh am andern Tage nahm ich unter zahlreichen Umar-

---

[1]) Auch er ist nun, nach erfolgreichem, einjährigem Aufenthalt an genanntem Flusse, nach Europa zurückgekehrt.

mungen von Seiten fast sämmtlicher Frauen der Stadt Abschied. CLARK's Onkel versprach mir, eine Anzahl seiner Leute nach Oldfield zu senden, um bei meiner Ankunft von Schieffelinsville die Bagage nach dem Messurado River tragen zu helfen, und CLARK selbst gab einige Ruderer mit, um mich bis Monrovia zu begleiten. Beinahe sämmtliche Bewohner der Stadt gaben mir das Geleite bis an der Fluss hinunter. Die gute JASSA verabschiedete sich schon bevor wir den Landungsplatz erreicht hatten, indem sie mir plötzlich mitten auf dem Wege an den Hals sprang, mich heftig erregt in ihre Arme schloss und dann, ohne sich nochmals umzusehen, laut weinend wegeilte und im Walde verschwand. Am Flusse angekommen, nahm ich unter herzlichem Händedruck und mit dem Versprechen, recht bald nach meiner Ankunft in Holland etwas von mir hören zu lassen, von meinem alten Gastherrn CLARK und seinen Leuten Abschied, und die mir nachgerufenen *good byes* hallten noch in meinem Innern nach, als ich jenen schon längst aus den Augen entschwunden war. Auch mir gieng, ich will es ehrlich bekennen, der Abschied auf Nimmerwiedersehen von diesen einfachen Naturmenschen tief zu Herzen, und während der ganzen Fahrt den schönen Fluss hinunter war ich nicht im Stande, die gedrückte Stimmung, welche sich meiner bemächtigt hatte, abzuschütteln.

Um 12 Uhr in Schieffelinsville angekommen, beluden wir sofort unsere beiden Canoes mit Allem, was ich nach Monrovia mitzunehmen hatte und wovon die zahlreichen Käfige mit lebenden Thieren den Hauptbestandtheil bildeten. STAMPFLI liess es sich nicht nehmen, mich nach Monrovia zu begleiten und hatte bereits einen vertrauten Liberianer beauftragt, bis zu seiner Rückkehr auf der Station Wache zu halten. Um drei Uhr fuhren wir ab, und unter furchtbaren Anstrengungen seitens unserer Ruderer, die stets einander vorbeizufahren strebten, kamen wir gegen Abend nach Oldfield, wo die Leute des Onkels in Hill Town, welche den Weg von dort zu Fusse zurückgelegt hatten, uns schon geraume Zeit erwarteten. Bald darauf setzte sich die lange Trägerkarawane in Bewegung, und spät nach Einbruch der Dunkelheit kamen wir bei Mrs. THOMAS an, wo wir übernachteten.

Am andern Morgen früh (24. Mai) setzten wir die Reise fort und kamen gegen 10 Uhr in Monrovia an.

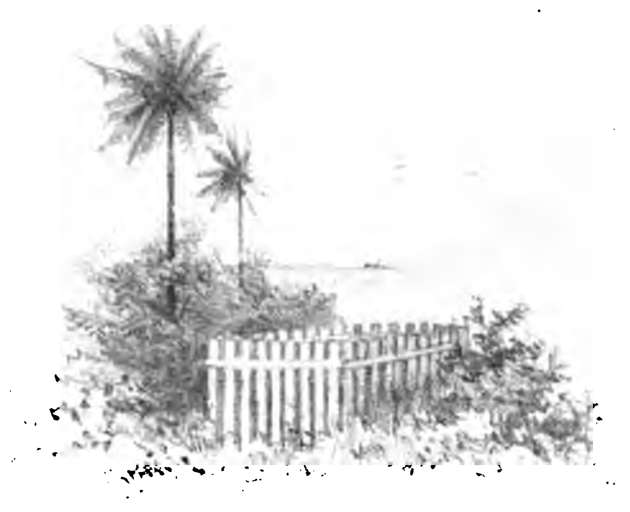
Inzwischen war mit einem englischen Dampfer die Nachricht gekommen, dass die „Gertrud Woermann" einige Tage Verspätung habe, was mir sehr willkommen war, da das Boot mit unsern Sammlungen zu meiner grossen Besorgniss noch nicht eingelaufen war. Den 25., 26. und 27. Mai verwandten wir auf das Ordnen meines Gepäcks und zu verschiedenen Abschiedsbesuchen. Schliesslich kam auch das Segelboot mit den Sammlungen wohlbehalten an. Die Brandung vor der Mündung des Junk hatte so drohend ausgesehen, dass der „Captain" es zwei Tage lang nicht wagen durfte, in See zu gehen; doch schliesslich kam er hindurch, ohne Schaden zu nehmen. Sehr gerne hätte ich vor der Heimreise noch meinen alten Freund Mr. DAY in Mühlenburg Mission besucht, doch durfte ich aus Furcht, den Dampfer zu verfehlen, solch einen grossen Ausflug nicht mehr wagen.

Am 27. Mai jedoch fuhr ich mit Freund STAMPFLI, der den Stockton Creek und St. Paul's River noch nicht gesehen hatte, nach Virginia, am rechten Ufer des Letztern, hinüber und gieng von dort zu Fusse nach der etwa anderthalb Stunden landeinwärts gelegenen Mandingostadt Vanswah, von welcher später noch die Rede sein wird. Auf der Rückfahrt durch den Stockton Creek machte ich eine wohlgelungene Photographie von einem Mangrove- und eine andere von einem Pandanuswald. In der folgenden Nacht starb mein schöner Chimpanse, und der mit vieler Mühe grossgezogene, inländische Graupapagei (*Psittacus timneh*) wurde in der nämlichen Nacht von Ratten getödtet.

Am Abend des 28. Mai (Sonnabend) kam der langerwartete Dampfer an und blieb den Sonntag über liegen. Ein Ausflug nach Mr. DAY, den ich nun noch hätte machen können, wurde durch anhaltende Regengüsse vereitelt.

Am Sonntag kehrte STAMPFLI nach seiner Station zurück, die er nicht länger allein lassen durfte. Er wieder hinein in die Wildniss, aufs Neue sein Glück zu versuchen, aufs Neue den Tücken des herrlichen, aber eben so verrätherischen Klimas Trotz zu bieten, ich nach dem alten Europa zurück, um nach kurzem Freiheitstraum mein altes schablonenhaftes Leben wieder zu beginnen!

Am Morgen des 30. Mai machte ich noch einige photographische Aufnahmen in Monrovia, verabschiedete mich von zahlreichen Freunden und Bekannten und begab mich an Bord der „Gertrud Woermann", die um ein Uhr Anker lichtete und die Rhede verliess. Bald darauf war das schöne Cap Messurado und einige Stunden später auch das hohe, waldbedeckte Cape Mount-Gebirge, der letzte sichtbare Punkt Liberia's, unter dem Horizonte verschwunden. Unter den zahlreichen Kajütenpassagieren, meist deutschen Kaufleuten, befand sich ein Kranker, Herr BRAUS, von Lagos kommend, der schon am zweiten Juni seinem Leiden erlag und ins Meer versenkt wurde. In Havre, wo wir am 17. Juni ankamen, verliess ich die „Gertrud Woermann" und kam mit dem holländischen Dampfschiff „Othello", Kapitän HOEK, den 20. Juni nach Rotterdam.



Dr. NACHTIGAL's Grab.


HOOVER INSTITUTION LIBRARY
3 6105 07307 3970

